

GOVERNMENT OF INDIA
ARCHAEOLOGICAL SURVEY OF INDIA

CENTRAL
ARCHAEOLOGICAL
LIBRARY

ACCESSION NO 41626

CALL No. 951 | Fra

D.G.A. 79

**GESCHICHTE DES CHINESISCHEN
REICHES
IV**

GESCHICHTE DES CHINESISCHEN REICHES

EINE DARSTELLUNG SEINER ENTSTEHUNG,
SEINES WESENS UND SEINER ENTWICKLUNG
BIS ZUR NEUESTEN ZEIT.

41626

VON
O. FRANKE

IV. BAND
DER KONFUZIANISCHE STAAT II
KRISEN UND FREMDVÖLKER

Aetas parentum peior avis tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiore.

Horaz, Carm. III, 6.

951
Fra



BERLIN 1948

VERLAG VON WALTER DE GRUYTER & CO.
FORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG — J. GUTTENTAG, VERLAGS-
BUCHHANDLUNG — GEORG REIMER — KARL J. TRÜBNER — VEIT & COMP.

**CENTRAL ARCHAEOLOGICAL
LIBRARY, NEW DELHI.**

Acc. No. 41.626.....

Date 19.11.64.....

Call No 951 / Fra.....

ARCHIV NR. 3304 48

GESAMTHERSTELLUNG VON J.J. AUGUSTIN, GLÜCKSTADT

Inhaltsverzeichnis des vierten Bandes.

	Seite
Vorwort	VII
Sechster Teil: Der Universalismus als Begriff I. Die Epigonen im Weltreich	1—100
Die Quellen	1—9
Erstes Kapitel: Zersplitterung des Reiches. Die „Späteren fünf Dynastien“	10—75
Zweites Kapitel: Die Anfänge neuer Fremdstaaten im Reiche. Das Volk der K'i-tan und sein Staat Liao	76—100
Siebenter Teil: Der Universalismus als Begriff II. Das Sung-Reich und die neuen Fremdstaaten	101—350
Erstes Kapitel: Die Einigung des Reiches	101—124
Zweites Kapitel: Nördliche Sung-Dynastie. Kampf mit den Fremdstaaten (Liao, Si-Hia und Kin)	125—219
a) Liao, P'o-hai und Kao-li	125—132
b) Si-Hia	132—135
c) Die Ju-tschen	135—137
d) Kampf und Frieden mit den K'i-tan	137—145
e) Innere Zustände	145—150
f) Machterweiterung der K'i-tan	150—153
g) Sung, Si-Hia und Liao: Internationale Verhältnisse	154—167
h) Reformversuche	167—172
i) Der Süden: Annam	172—177
k) Neue Krisen im Norden	177—183
l) Der Staat der Ju-tschen	183—191
m) Kara Khitai (Si-Liao)	192—196
n) Das Ende: Flucht nach Süden	196—219
Drittes Kapitel: Südliche Sung-Dynastie. Entfaltung des Südens, Verfestigung des Nordens	220—350
a) Der neue Mittelpunkt	220—240
b) Das Kin-Reich	240—255
c) Si-Hia, der Tanguten-Staat	256—263
d) Si-Hia, Kin und die Mongolen	263—291
e) Verfall und Untergang	291—301
f) Die mongolische Macht	301—333
g) Das Ende	334—350

Received from Mrs. Muelwain Hawthorn, Delhi 8-30-x-64 for D. M. L.

Achter Teil: Das Imperium des Geistes. Das Sung-Reich und sein Kulturgebiet	351—423
Erstes Kapitel: Innerer Aufbau	351—387
a) Verfassung und Verwaltung	351—370
b) Wirtschaft	371—387
Zweites Kapitel: Wissenschaften und Künste	388—423
Neunter Teil: Der Universalismus als Gestaltung. Das Weltreich der Mongolen	424—595
Erstes Kapitel: Das Gesamtreich	424—429
Zweites Kapitel: Das „Khanat China“ im Ausbau	430—490
a) Militärische Sicherungen	430—470
b) Die innere Entwicklung	470—490
Drittes Kapitel: Abstieg und Ende	491—551
a) Die Erben der Macht	491—540
b) Die Vertreibung der Mongolen	541—551
Viertes Kapitel: Innere Zustände	552—595
a) Verfassung und Verwaltung	552—565
b) Wirtschaft	566—579
c) Das Geistesleben	579—595

Vorwort

Bis zur Vollendung des Bandes IV und des dazu gehörigen Anmerkungsbandes V hat es einer langen Zeit bedurft. Die Ursache liegt allein in den stark bewegten Verhältnissen der Gegenwart. Der seit 1939 wütende große Krieg, dessen Ende heute noch nicht abzusehen ist, hat nicht nur die nötige innere Sammlung und Ruhe erschwert, sondern auch die Benutzung der Bibliotheken mehr und mehr eingeengt, schließlich ganz verschlossen. So war ich bei dem letzten Kapitel ausschließlich auf meine eigene Bibliothek angewiesen, und auch diese war mir nach ihrer Entfernung aus Berlin nur noch teilweise zugänglich. Unter diesen Umständen habe ich manches Werk entbehren müssen, das ich gern zu Rate gezogen hätte, und viel Zeit ist mit erfolglosem Suchen vertan worden.

Meine Geschichte des chinesischen Reiches wird nun ein Torso bleiben. Der letzte Band sollte mit dem Jahre 1912, dem Untergang des konfuzianischen Staates, schließen und den Titel „Erstarrung und Untergang“ tragen. Es ist mir nicht mehr vergönnt, ihn zu schreiben. Mögen jüngere und geschicktere Hände nach mir das einst hoffnungsvoll begonnene Werk vollenden.

Ballenstedt (Harz), im Januar 1944.

O. Franke.

Das Manuskript des vierten und fünften Bandes hat sich im Nachlaß meines am 5. August 1946 in Berlin verstorbenen Mannes druckfertig vorgefunden. Ich habe es auf Wunsch meines Mannes seinem ältesten Schüler, Professor Fritz Jäger, mit der Bitte übergeben, das Werk durch den Druck zu führen, was trotz der Ungunst der Zeit dank der Leistungsfähigkeit der Firma J. J. Augustin in Glückstadt gelungen ist. Ich möchte an dieser Stelle Herrn Professor Jäger und auch Herrn Professor Walther Schubring, der bei Überwachung des Druckes Beistand geleistet hat, meinen wärmsten Dank für ihre aufopfernde Hilfe aussprechen. Die Anmerkungen zu dem vorliegenden Band werden in Band fünf erscheinen, der auch die von meinem Sohn und mir verfaßten Register zu den beiden Bänden enthalten soll.

Hamburg, im September 1948.

Luise Franke.

Sechster Teil.

Der Universalismus als Begriff I.

Die Epigonen im Weltreich.

Die Quellen.

Die Quellen für die erste Periode des jetzt anhebenden späteren Mittelalters, d. h. die Periode des neuen Kampfes zwischen Universalismus und volkischem Sonderstreben, fließen zwar stärker und mannigfaltiger als bisher, haben aber an innerem Werte verloren. Wiederum sind es die amtlichen Annalenwerke, aus denen wir zunächst schöpfen müssen. Über die „rechtmäßigen“ fünf Teilstaaten des 10. Jahrhunderts (s. unten) berichten zwei Werke, die eine Besonderheit sind und von den Chinesen auch als solche gewürdigt werden. Es sind das *Kiu Wu tai schi* d. h. „Die ältere Geschichte der fünf Dynastien“ (s. unten) und das *Wu tai schi*, „Geschichte der fünf Dynastien“. Das erstere Werk ist auf Befehl des ersten Kaisers der Sung-Dynastie, T'ai tsu, in den Jahren 973 bis 974 von einer Kommission von hohen Beamten unter dem Vorsitz des Ministers Sie Kü-tschêng zusammengestellt worden, steht also den berichteten Ereignissen zeitlich noch sehr nahe. Es geriet jedoch rasch in Vergessenheit und war im 15. Jahrhundert bis auf ein Exemplar der Palastbibliothek verschollen. Zum Glück wurde der Text wenigstens teilweise in das *Yung-lo ta tien*, die große Enzyklopädie der Ming-Zeit, aufgenommen, so daß das Ganze im 18. Jahrhundert wieder neu hergestellt werden konnte. Die andere „Geschichte der fünf Dynastien“ hatte ursprünglich den Titel *Sin wu tai schi-ki*, d. h. „Neuere Geschichte der fünf Dynastien“ und ist ein Werk des berühmten hohen Würdenträgers und Gelehrten des 11. Jahrhunderts Ngou-yang Siu, des einen der beiden Verfasser des *Sin T'ang schu* (s. II, 308). Es ist, wie der Kaiserliche Katalog (Kap. 46 fol. 11v^o) hervorhebt, das einzige Geschichtswerk der Nach-T'ang-Zeit, das ohne Auftrag und sonstiges Zutun der Regierung entstanden ist. Ngou-yang Siu mag es erst im letzten Teil seines Lebens verfaßt haben, zwischen 1060, dem Jahre, in dem das *T'ang schu* vollendet wurde, und 1072, dem Jahre seines Todes. Jedenfalls wurde erst nach seinem Ableben der Druck des Manuskriptes durch die Regierung veranlaßt, und gerade das Erscheinen dieses neueren Werkes ist es gewesen, das das allmähliche Verschwinden des älteren verursacht hat, weil sein feinerer Stil die Literaten mehr ansprach und daher das letztere immer

weniger beachtet wurde. Die ältere Geschichte ist mehr als doppelt so umfangreich wie die neuere und enthält weit mehr Tatsachen-Stoff, während diese, eleganter in der Form, mehr Wert auf Betrachtungen und moralische Maximen legt. Die Kritiker des 18. Jahrhunderts vergleichen Sie Kütschêng's Werk mit dem *Tso tschuan* und Ngou-yang Siu's mit dem *Kungyang-* und *Ku-liang tschuan*, beide werden hoch bewertet.

Eine kurzgefaßte Geschichte der neben den fünf „rechtmäßigen“ bestehenden „unrechtmäßigen“ Teilstaaten, die gewöhnlich, nicht ohne Willkür, mit zehn beziffert werden, ist das *Schi kuo tsch'un-ts'iu* von Wu Jen-tschên von 1669. Es gibt immerhin genauere Nachrichten als die beiden *Wu tai schi*. Wie für die T'ang-Dynastie der Gelehrte und Staatsmann Wang P'u im Anfang der Sung-Zeit sein *T'ang hui yao* zusammengestellt hat (II, 308f.), so auch für die „Fünf Dynastien“ ein *Wu tai hui yao*, ein aus 30 Kapiteln bestehendes Werk, das viel wertvolles Material enthält. Es wurde zusammen mit dem ersteren i. J. 961 dem Throne vorgelegt, der Verfasser stand also den geschilderten Vorgängen und Zuständen zeitlich noch sehr nahe.

Weniger hoch in der Schätzung stehen die drei „kanonischen“ Werke, die den ganzen Zeitraum von 907 bis 1279 behandeln und die alle unter dem Namen des berühmt gewordenen mongolischen Würdenträgers Tokto (erste Hälfte des 14. Jahrhunderts, s. unten) als des Hauptverfassers gehen. Es sind die Annalen (*schi*) der drei Dynastien, die zeitweilig zu gleicher Zeit im Reiche geherrscht haben, der tungusischen K'i-tan (II, 110 u. III, 260f.), die den dynastischen Namen Liao führen, der mandschurischen Ju-tschen oder Kin und der chinesischen Sung. Die Werke sind alle auf kaiserliche Verordnung entstanden, und zwar soll den ersten Befehl dazu bereits Kublai Khan, der größte der Mongolen-Herrscher, gegeben haben, aber weder unter ihm noch unter seinen Nachfolgern habe die Arbeit Fortschritte gemacht, bis endlich Toghan Timur, der letzte Kaiser der mongolischen Yuan-Dynastie, das Unternehmen durchführte. Er berief i. J. 1343 ein Kollegium von vierundzwanzig Gelehrten, das unter der Leitung von Tokto stand und die Geschichte der drei Dynastien zusammenstellen sollte. In der erstaunlich kurzen Zeit von zweieinhalb Jahren wurden die drei Werke (*san'schi*) vollendet, das *Liao-schi* und das *Kin-schi* bereits 1344, das *Sung-schi* 1345. Daß bei dieser Schnellarbeit nichts Mustergiltiges erreicht werden konnte, liegt auf der Hand, es kann sich auch kaum um mehr gehandelt haben als um die Redigierung halb fertiger Vorarbeiten, namentlich der laufenden Aufzeichnungen in den sogenannten *schi-lu*, einer Art von chronologischen Regierungsakten.

Auf das *Liao-schi*, ein Werk von 116 Kapiteln, ist seinem Vorworte zufolge weniger als ein Jahr verwendet worden. Das scheint um so erstaunlicher, wenn man vernimmt, welche Schwierigkeiten hier zu überwinden waren. Der Kaiserliche Katalog (a. a. O. fol. 19rf.) berichtet: „Die Gesetze der Liao waren hinsichtlich der Bücherverbote äußerst streng. Wenn

jemand ein Buch verfaßte, so durfte er es nur innerhalb des Staatsgebietes durch den Druck verbreiten. Auf ein Hinüberbringen in ein benachbartes Staatsgebiet stand eine Sühne bis zur Todesstrafe. Man war auf das äußerste bemüht, von den Zuständen im Staate keine Kenntnis an die Gegner gelangen zu lassen, deswegen sollten keine Schriften im Reiche verbreitet werden. Als dann die fünf Hauptstädte der Zerstörung durch die Truppen (der Kin und Sung, s. unten) anheimfielen, wurden die alten Schriftstücke verstreut, sie gingen verloren und wurden vernichtet, so daß keine Spur übrig blieb.“

Trotzdem haben die Verfasser aber noch ein ausreichendes Quellenmaterial zu ihrer Verfügung bekommen. Es waren im wesentlichen drei Werke, die sie benutzen konnten und nachweislich benutzt haben: die *schī-lu* der Liao-Herrscher in siebenzig Kapiteln von Ye-lü Yen, einem hohen Würdenträger und Angehörigen der regierenden Familie der K'ī-tan, die in der Zeit von 1103 bis 1106 zusammengestellt worden sind (*Liao-schī* 15 Kap. 27 fol. 3v^o und Kap. 98 fol. 3v^o), ferner ein *Liao-schī* von Tsch'ên Ta-jen, unter der Kin-Dynastie von 1189 bis Ende 1207 entstanden (*Kin-schī* Kap. 95 fol. 2v^of. und Kap. 12 fol. 17r^o), aber anscheinend nicht ganz vollendet, endlich das *K'ī-tan kuo tschī*, „die Geschichte des K'ī-tan-Reiches“ von Ye Lung-li, in der Mitte des 13. Jahrhunderts verfaßt. Während die beiden ersten Werke längst verschollen sind, ist das letzte noch vorhanden. Ye Lung-li stammte aber aus Tschê-kiang und hat als Südländer nicht immer das richtige Verständnis für die Ereignisse und Zustände des ehemaligen Nordstaates aufbringen können, zumal er vielfach nur auf mittelbare Nachrichten angewiesen war, indessen enthält sein Werk, das auf Anordnung der Sung-Regierung verfaßt wurde, in seinen 27 Kapiteln doch sehr viele Einzelheiten von Wichtigkeit und wird in der chinesischen Geschichtsliteratur häufig als Autorität angeführt. Es ist wiederholt neu gedruckt worden.

Das Ergebnis, das die Verfasser des neuen *Liao-schī* durch die Bearbeitung dieses Materials erzielt haben, ist freilich, wie schon gesagt wurde, ein sehr mäßiges. Die Kürze der Zeit — das *Liao-schī* wurde, wie eben gesagt, in weniger als einem Jahre vollendet — erklärt dies schon zur Genüge, aber auch der einsetzende Verfall der Dynastie und die Unzulänglichkeit der berufenen Gelehrten mögen das ihre beigetragen haben. Es ist anzunehmen, daß lediglich das ältere Werk ergänzt wurde. Das *Liao-schī* ist vielleicht, was Lücken und Irrtümer anlangt, das mangelhafteste unter den kanonischen Geschichtswerken. Glücklicherweise läßt sich aus den übrigen Quellen, dem *Kiu wu tai schī*, dem *Kin-schī*, dem *Sung-schī* u. a., manches ergänzen und richtigstellen. Solche Ergänzungen und Richtigstellungen sind denn später auch systematisch vorgenommen worden. I. J. 1743 erschien das *Liao-schī schī-yi* „Nachträge zum *Liao-schī*“ von Li Ngo, eine mit großem Fleiß zusammengetragene Fülle von Notizen aus zahlreichen anderen Werken. Trotzdem wurden diese Nachträge schon

1794 von Yang Fu-ki in seinem *Liao-schi schi-yi pu* „Supplement zu *Liao-schi schi-yi*“ noch weiter ergänzt.

Das *Kin-schi*, das aus 135 Kapiteln besteht, ist unter den drei Werken das beste und lückenärmste. Offenbar haben hier die umfangreichsten 5 Vorarbeiten zur Verfügung gestanden. Der Kaiserliche Katalog 46 fol. 24 r^o) urteilt darüber: „Die Gelehrten des Yuan-Reiches hatten an diesem Werke schon lange gearbeitet, im Gegensatz zu der Eile, mit der das *Liao-schi* und das *Sung-schi* behandelt wurden. Daher zeigt es durchwegs die größte Sorgfalt und eine vortreffliche Anordnung des Stoffes. 10 gedrängt, aber nicht abgerissen, ausführlich, aber nicht weitschweifig. Unter den drei Geschichtswerken ist es das beste“. Tokto war zwar zeitweilig in Ungnade, aber er scheint doch seine Hand niemals von der Arbeit zurückgezogen zu haben, wenigstens steht in dem Überreichungsbericht sein Name noch immer an der Spitze der kaiserlichen Kommission — allerdings 15 dings an zweiter Stelle, während die erste von A-lu-t'u eingenommen wird, einem anderen gelehrten mongolischen Granden, der von Tokto selbst als sein Nachfolger empfohlen war. Wie neben dem *Liao-schi*, so ist auch neben dem *Kin-schi* noch ein privates Werk über den gleichen Zeitabschnitt vorhanden. Es führt den etwas pompösen Titel *Ta Kin kuo tshi*, ist aber 20 ungleich dem *K'i-tan kuo tshi*, ein minderwertiges Erzeugnis von undurchsichtiger Herkunft. Es soll, einem in seiner Fassung sehr sonderbaren Überreichungsbericht zufolge, i. J. 1234 vollendet worden sein und nennt einen gewissen Yü-wên Mou-tschao als Verfasser, über den nichts näheres bekannt ist. Form und Inhalt machen das Werk verdächtig, vielleicht liegt 25 eine Fälschung vor. Wo es mit dem *Kin-schi* nicht übereinstimmt, wird man seinen Angaben gegenüber mißtrauisch sein müssen.

Das *Sung-schi*, ein Riesenwerk von 496 Kapiteln, ist trotz seines Umfangs der Größe seiner Aufgabe nicht entfernt gewachsen. Es mag einseitig sein, wenn die Verfasser des Kaiserlichen Katalogs (Kap. 46 fol. 1^r) 30 urteilen: „Die allgemeine Richtung und der Hauptzweck dieses Werkes ist eine Herausstellung des Taoismus, alle anderen Dinge sind wenig durchdacht, daher sind auch die Widersinnigkeiten und Irrtümer nicht zu zählen“, aber das letzte ist richtig, und die Verfasser geben Beispiele genug. Es hat denn auch nicht an Versuchen gefehlt, die Geschichte der Sung neu 35 zu schreiben, unter ihnen ist der von K'o Wei-k'i (Mitte des 16. Jahrhunderts an erster Stelle zu nennen. Aber für sein *Sung-schi sin pien*, „Neue Bearbeitung des *Sung-schi*“, stand ihm nur geringfügiges Quellenmaterial zur Verfügung, und spätere Ansätze sind noch weniger befriedigend. „Die Zeit lag damals schon weit zurück“, sagt der Katalog (s. a. 40 S. 18 v^of.), „und die alten Dokumente waren verstreut und verloren; das eigentliche Werk (*Sung-schi*) blieb somit immer der Haupthalm, und wenn man ein paar kleine Fasern hinzufügte, so wurde damit auch gewonnen. Wer also die Geschichte der beiden Sung (s. unten) erforschen will, der wird sich schließlich immer auf das ursprüngliche Werk stützen müssen“.

daher kann man es bis jetzt nicht bei Seite setzen“. Wir sehen uns somit der merkwürdigen Tatsache gegenüber, daß von einem Zeitraume, der einen Höhepunkt bildet in dem gesamten Kultur- und Geistesleben des Volkes und der mehr als ein anderer beigetragen hat zur Formung des chinesischen Menschen im späteren Mittelalter, daß von diesem Zeitraume in der ungeheuren einheimischen Literatur keine angemessene geschichtliche Darstellung vorhanden ist. 5

Es erscheint auffallend, daß drei große Geschichtswerke, die trotz gewisser Mängel immerhin in den Kanon aufgenommen sind, unter der Leitung von Mongolen verfaßt werden konnten. Indessen darf nicht über- 10 sehen werden, daß unter den vierundzwanzig Mitgliedern der Kommission die Hälfte oder mehr Chinesen waren und daß diese vermutlich die eigentliche Arbeit der Formgebung besorgten. Zwar wird Tokto in seiner Lebensbeschreibung (*Yuan-schi* Kap. 138 fol. 22v^o) als ein großer Gelehrter von ungewöhnlicher Begabung geschildert, der schon in seiner Jugend „den 15 ganzen Tag in würdiger Haltung saß und studierte“, und A-lu-t'u andererseits wurde, wie bemerkt, von Tokto selbst als sein Nachfolger auch für die Bearbeitung der Geschichtswerke vorgeschlagen, aber eine Beherrschung des Chinesischen wie sie ihren konfuzianischen Kollegen zu Gebote stand, wird man bei beiden ebenso wenig voraussetzen dürfen wie eine 20 hinreichende Kenntnis des Mongolischen bei den Chinesen. Immerhin ist es nicht ohne Bedeutung, zu sehen, bis zu welchem Grade Angehörige der nordischen Fremdvölker — bei den Liao und den Kin kann es nicht anders gewesen sein als bei den Mongolen — sich die chinesische literarische Bildung angeeignet hatten. Schon das bloße Bemühen der mongolischen 25 Herrscher, die Chroniken der drei ihnen voraufgegangenen und durch sie gestürzten Dynastien nach chinesischen Vorbildern zu überliefern, ist ein Beweis dafür, und die Nachwelt hat allen Grund, ihnen für diese Hinterlassenschaft dankbar zu sein, mögen auch die Sprachverhältnisse hier eine noch schärfere Kritik nötig machen als bei den anderen Annalenwerken. 30

Da das Aufkommen der mongolischen Macht in die Geschichte des hier behandelten Zeitabschnitts stark hineingreift, so müssen auch die wichtigsten Quellen für die Geschichte der Yuan-Dynastie schon hier mit erwähnt werden. Gegenüber dem, was die mongolischen Herrscher auf dem Gebiete der Geschichtsdarstellung veranlaßt haben, ist die Leistung 35 des chinesischen Herrscherhauses der Ming weit weniger rühmlich. Zwar hielt es der Gründer der neuen Dynastie, ein ehemaliger buddhistischer Mönch, sofort nach seiner Thronbesteigung i. J. 1368 für angezeigt, die Geschichte der eben vernichteten Mongolenherrschaft, mehr als ein Denkmal der Schande für die Barbaren denn als eine Verkündigung des Ruhmes 40 für die Weltherrscher, niederschreiben zu lassen. „Reiche können vergehen, aber ihre Geschichte soll nicht vergehen“, heißt es in dem Bericht zur Überreichung der neuen Chronik. Die Art, wie diese entstand, zeigt die Wertschätzung, die man ihr entgegenbrachte. Zu Anfang des Jahres 1369

nahm die eingesetzte kaiserliche Kommission unter der Leitung des Han-lin-Mitgliedes Sung Lien ihre Arbeiten auf, und sechs Monate später war sie beendet. Man hatte lediglich die *schī-lu* von dreizehn Mongolen-Kaisern verarbeitet, und da von dem vierzehnten und letzten keine vorhanden
5 waren, sandte man einige Gelehrte nach Peking, die dort nach weiterem Material suchen sollten. Im Sommer 1370 lag das hiermit vervollständigte Werk als *Yuan-schi*, „Geschichte der Yuan-Dynastie“ in 210 Kapiteln vor. Es ist ein nach Form und Inhalt mangelhaftes Werk, reich an Lücken und Ungenauigkeiten, freilich auch nicht mangelhafter als manches andere der
10 vierundzwanzig Geschichtswerke. Die Chinesen selbst haben später dieses flüchtige Erzeugnis als wenig würdig empfunden, darauf deuten wenigstens die verschiedenen Versuche, es durch Besseres zu ersetzen. Drei davon mögen hier genannt werden: das *Yuan-schi lei-pien* von Schao Yuan-p'ing, 1699 dem Throne überreicht, das *Yuan-schi sin pien* von Wei Yuan in
15 95 Kapiteln, das 1905 erschien, und das *Sin Yuan-schi*, „Neue Geschichte der Yuan-Dynastie“ von K'o Schao-min in 257 Kapiteln, 1920 veröffentlicht. Schao Yuan-p'ing, *tsin-schi* von 1664, war Direktor am Han-lin yuan. Ein Vorfahr von ihm, Schao King-pang, *tsin-schi* von 1521, war der Verfasser eines *Hung yi lu* (Betrachtungen über Poesie und ähn-
20 liche Literatur), eines *Hung tao lu* (Erklärung philosophischer Fragen) und eines *Hung kien lu* (Anordnung des Stoffes in den Geschichtswerken). Das letztere behandelt die Zeit von der T'ang- bis zur Sung-Dynastie mit Einschluß der Liao- und der Kin-Dynastie. Schao Yuan-p'ing, der eigentlich Schao Wu-yuan hieß, hat mit dem *Yuan-schi*
25 *lei-pien* das *Hung kien lu* weiter geführt. Es ist eine Zusammenziehung, Berichtigung und Ergänzung des *Yuan-schi* und zählt 42 Kapitel, davon gehen 31 auf die Lebensbeschreibungen, die sehr übersichtlich in Kategorien zusammengefaßt sind und, gegenüber dem *Yuan-schi* vermehrt, viel wertvolles Material enthalten. Die beiden anderen Werke,
30 das zweite mehr, als das erste, sind Verbesserungen und Erweiterungen des älteren Originals, aber eine angemessene Darstellung dieses ereignisvollen und wichtigen Zeitraumes sind sie auch noch nicht. Die Besonderheit des fremden Volkes und seiner Sprache war immer ein Hemmnis für die chinesischen Verfasser. Ein eigenartiges und wichtiges Werk muß
35 hier noch genannt werden, das die gelehrte Forschung bis heute beschäftigt: das *Yuan-tsch'ao pi-schi*, „Geheime (d. h. wohl private, nicht-amtliche) Geschichte der Yuan-Dynastie“, ein mongolisches Werk unbekannter Herkunft aus dem Jahre 1240. Der Verfasser war also ein Zeitgenosse der
erzählten Geschehnisse. Ob es jemals ein Originalwerk in uigurischer
40 (mongolischer) Schrift gegeben hat, ist nicht sicher, jedenfalls mußte es schon früh verloren gegangen sein, aber eine chinesische Umschrift, d. h. eine lautliche Wiedergabe des mongolischen Textbestandes durch chinesische Schriftzeichen mit Interlinear-Übersetzung in das Chinesische und einer chinesischen Paraphrase des Inhalts war bereits 1382 vorhanden und hat

sich im *Yung-lo ta tien* erhalten. Man sollte indessen bei der Frage nach dem Urtext nicht übersehen, daß dem Edikt zufolge, mit dem Kublai Khan i. J. 1269 die von Phags-pa aus der tibetischen Schrift konstruierte mongolische Quadratschrift (s. unten) einführt, bis dahin für mongolische Schriftstücke „die üblichen chinesischen Schriftzeichen (*Han kiai*)“ 5 oder die uigurischen verwendet wurden“ (*Yuan-schi* Kap. 6 fol. 17^r f. u. Kap. 202 fol. 2r^o). Die Möglichkeit ist hiernach nicht von der Hand zu weisen, daß auch das *Yuan-tsch'ao pi-schi*, das neunundzwanzig Jahre vor Erlaß jenes Edikts vollendet war, mit den „üblichen chinesischen Schriftzeichen“ geschrieben war. Wenn in der Tat, wie es heißt, in der Bibliothek 10 von Urga „die Handschrift einer mongolischen Chronik gefunden ist, in der ungefähr die Hälfte der ursprünglichen mongolischen Redaktion des Werkes eingeschlossen ist“, so bleibt noch festzustellen, aus welcher Zeit diese Handschrift stammt und ob die Redaktion nicht etwa selbst schon eine Umschreibung in uigurische Schrift darstellt. Das *Yuan-tsch'ao* 15 *pi-schi* ist dann in China wiederholt abgeschrieben worden; im Druck veröffentlicht und damit allgemein zugänglich gemacht ist das Werk aber erst durch den chinesischen Gelehrten Ye Tê-hui i. J. 1908, zusammen mit der kurzen, wohl gegen das Ende des 14. Jahrhunderts hinzugefügten chinesischen Paraphrase des Inhalts der einzelnen Abschnitte. Es besteht 20 aus zehn Kapiteln und einem Nachtrage von zwei Kapiteln und behandelt die mongolische Anfangsgeschichte bis zum Tode Dschingis Khan's und dem Regierungsanfang seines Nachfolgers Ogodai Khan. Das *Yuan-tsch'ao pi-schi* ist das älteste mongolische Literaturwerk, von einigen Briefen und Inschriften abgesehen. Es ist vor kurzem von E. Haenisch mit 25 wiederhergestelltem mongolischem Text, Erklärungen, einem Wörterbuch und vollständiger Übersetzung herausgegeben (*Manghol un niuca Tobca'an, Die Geheime Geschichte der Mongolen*). Diesem sehr wertvollen Quellenwerke gegenüber spielt die bekannte Geschichte des Mongolen Sanang Setsen, *Erdeni yin Tobciya*, die von I. J. Schmidt in das Deutsche 30 übersetzt ist (*Geschichte der Ost-Mongolen und ihres Fürstenhauses*), eine bescheidene Rolle. Sie umfaßt zwar die Zeit von der Weltentstehung bis zum Emporkommen des mandschurischen Kaiserhauses (vollendet wurde sie i. J. 1662), aber weitaus das Meiste beruht auf alten, wenn auch volkskundlich interessanten Sagen, oder es ist das Erzeugnis ungehemmter 35 buddhistischer Phantasie. Sanang Setsen's Werk ist auch auf Befehl des Kaisers K'ien-lung 1777 bis 1790 in das Chinesische übersetzt worden und unter dem Titel *K'in ting Mêng-ku yuan-liu* erschienen. Die Übersetzung hat sich aber als höchst mangelhaft erwiesen und muß nach einer anderen Redaktion des mongolischen Textes angefertigt sein als die von Schmidt 40 benutzte.

Von den drei Hauptwerken, dem *Liao-schi*, dem *Kin-schi* und dem *Sung-schi*, den *san schi*, wie sie stereotyp genannt werden, wie auch von dem *Yuan-schi* als dem vierten haben die ersten Mandschu-Herrscher im

17. Jahrhundert mandschurische Auszüge anfertigen lassen. Bereits 1634 also noch vor der Besteigung des chinesischen Kaiserthrones durch die Mandschus, wies der Mandschu-Herrscher Huang-t'ai-ki (T'ai tsun) Beamten des *wên-kuan* an, „aus den vier Annalenwerken der Sung, L
5 Kin und Yuan auszuwählen, was bei dem Bemühen hilft, eine geordnete Regierung herbeizuführen zum Gedeihen und Blühen des Staates, oder ein Verlassen des rechten Weges zeigt, so daß die Geschlechterfolge Dynastie zerbricht, ferner Pläne, die bei militärischen Unternehmungen befolgt werden, und schließlich Kennzeichnung der Loyalen und Tüchtigen,
10 die eine Hilfe sind, sowie der Verräter und Schmeichler, die den Staat umstürzen: also alles, was eine wichtige Bedeutung für die Regierung hat zusammenzufassen und zu übersetzen“. Die Übersetzungen der Annalen der Liao, Kin und Yuan selbst wurden erst mehrere Jahre später, den einen 1639, nach anderen 1644, unter Leitung des Ministers
15 begonnen und 1644 oder 1647 beendet und veröffentlicht. Exemplare dieser Mandschu-Auszüge befinden sich u. a. in den Bibliotheken von Paris, Berlin, Leningrad und Peking. Europäische Übersetzungen haben H. C. von der Gabelentz von den Liao-Annalen, C. de Harlez von denen der Kin geliefert. H. C. von der Gabelentz hat an sein Werk nicht mehr die
20 letzte Hand anlegen können, da er vorher starb. Es fehlt vor allem jede Angabe über das Original und dessen Verhältnis zu den chinesischen Quellen, lediglich die kahle Übersetzung des mandschurischen Textes (*Dai Liyoo gurun-i suduri*) wird gegeben. Das Werk ist 1877 von dem Sohne des Verstorbenen, H. A. von der Gabelentz, herausgegeben und trägt den Titel
25 *Geschichte der Grossen Liao*. Es ist nicht etwa, wie schon aus dem Edikt von 1635 hervorgeht, eine Übersetzung des ganzen chinesischen Werkes, sondern ein nicht sehr umfangreicher Auszug daraus. C. de Harlez' Übersetzung des Auszuges aus den Kin-Annalen mit dem Titel *Histoire de l'Empire Kin ou Empire d'Or. Traduite de l'Aisin gurun-i-suduri bithe* erschien 1887.
30 der Yuan-Geschichte (*Dai Yuwan gurun-i-suduri bithe*) hat J. Klaproth einige Fragmente in seiner *Chrestomathie Mandchoue* wiedergegeben.

Das *Tsë-tschì t'ung-kien*, das eine der wichtigsten Grundlagen unserer bisherigen Darstellung gewesen ist, endet mit dem letzten Jahre der „Dynastien“, 959 (s. I, 268 u. III, 151). Es gibt aber zwei Fortsetzungen
35 davon. Die eine hat den Titel *Sü tsë-tschì t'ung-kien tsch'ang pien* und sollte die Geschichte der Zeit von 960 bis 1127 behandeln, d. h. bis zur Gegenwart des Verfassers Li Tao, der von 1115 bis 1184 lebte. Der Text weist aber viele Lücken auf, der letzte Teil, der die Zeit der beiden Kaiser Hui tsung und K'in tsung (1101 bis 1127) behandelte, fehlt ganz. Das
40 Ganze ist als Torso im *Yung-lo ta tien* überliefert. Das Werk zählte ursprünglich 687 Kapitel, war 1174 vollendet und wurde 1183 dem Thron überreicht. Heute sind noch 520 Kapitel vorhanden, 1881 wurde es zum ersten Male gedruckt. I. J. 1883 sind noch 60 Kapitel Ergänzungen Tschang Ta-tsch'ang u. a. hinzugekommen, die meist dem *Tsch'ang*

1 | 100 2 | 11
pien-ki-schi pên-mo entnommen sind. Die andere Fortsetzung, das *Sa tsé-tschü t'ung-kien* von Pi Yuan, beginnt mit dem Jahre 960 und umfaßt die ganze Sung- und Yuan-Zeit (bis 1368). Sie besteht aus 220 Kapiteln und wurde gegen Ende des 18. Jahrhunderts vollendet, 1801 gedruckt. Die als *Ki-schi pên-mò* bezeichneten Werke, die sich sowohl an das *T'ung-kien* 5 wie an das *Liao-schi*, das *Kin-schi* und das *Sung-schi* anschließen, geben nur eine Neuordnung des Stoffes und bringen nichts Neues.

Für den dritten der großen Fremdstaaten auf chinesischem Boden während dieser Periode, das Tanguten-Reich Si-Hia vom 11. bis 13. Jahrhundert, haben wir keine eigenen Annalen, wir sind hier auf das angewiesen, 10 was die Geschichtswerke der Liao, Kin, Sung und Yuan über das Land und seine Schicksale berichten. Es hat einmal ein *Si-Hia kuo tschi* gegeben, das von Hung Liang-ki am Ende des 18. oder am Anfang des 19. Jahrhunderts (er lebte von 1746 bis 1809) zusammengestellt war. Hung Liang-ki stammte aus Kiang-su, kam aus ärmlichsten Verhältnissen, wurde aber 15 1790 *tsin-schi* und in der Han-lin-Akademie angestellt. Er kam dann als Unter-Studiendirektor nach Kuei-tschou, wurde aber wegen seiner scharfen Angriffe auf hohe Würdenträger für kurze Zeit nach Ili verbannt. Nach seiner Rückkehr widmete er sich seinen wissenschaftlichen Arbeiten und entwickelte eine erstaunliche Fruchtbarkeit auf fast allen Gebieten. So 20 schrieb er auch das *Si-Hia kuo tschi* in 16 Kapiteln, das aber nur in wenigen Exemplaren gedruckt wurde, schon im Anfang des 19. Jahrhunderts sehr selten war und heute kaum noch erhältlich sein wird. Es ist indessen kaum anzunehmen, daß Hung Liang-ki viel anderes Material zu Gebote gestanden hat als uns heute, d. h. die Berichte der genannten Annalenwerke. 25 Erhalten ist uns dagegen das *Si-Hia ki-schi pên-mo* von einem Zeitgenossen Hung Liang-ki's, Tschang Kien, der von 1757 bis 1816 lebte. Er stammte aus Tschê-kiang, ist weder durch das Tor der höchsten Staatsprüfungen gegangen, noch hat er sich sonst in der amtlichen Laufbahn irgendwie hervorgetan. Er lebte meist mit gleichgesinnten Freunden zusammen, zu denen 30 auch der berühmte Yuan Yuan zählte, und hat eine noch größere Anzahl von Werken hinterlassen als Hung Liang-ki. Sein aus 36 Kapiteln und einem Einleitungskapitel bestehendes *Pên-mo* ist nichts anderes als eine nach Gruppen geordnete Zusammenstellung der Angaben in den Annalen. Das *Si-Hia kuo tschi*, das er, nach dem Vorwort zu schließen, gekannt hat, 35 wird mit hineingearbeitet sein. In diesem Vorwort, das von dem Präsidenten am Ministerium des Kultus, Sü Fu, verfaßt ist, der zwischen 1862 und 1875 *tsin-schi* wurde, wird unwirsch gesagt, daß bei Si-Hia, „dem entlegenen rohen Winkel im Barbarenlande“, „gegenüber von zwei bis fünf Dingen, die man wisse, immer zehn Dinge ständen, die man nicht wisse“. 40 Man kann von diesen Literaten aus Kiang-su und Tschê-kiang nicht erwarten, daß sie viel Verständnis für das Land im fernen Nordwesten aufbringen.

Andere als Quellen in Betracht kommende Werke werden nach Bedarf genannt werden.

Erstes Kapitel.

Zersplitterung des Reiches. Die „Späteren fünf Dynastien“.

Unsere Darstellung vom Untergange der T'ang-Dynastie haben wir mit der Bemerkung geschlossen, daß die Zerstörung von Tsch'ang-ngan und die endgiltige Verlegung der Hauptstadt nach dem Osten als Symbol für den Abschluß einer vergangenen Zeit und den Beginn einer neuherauf-
5 ziehenden gelten könne (II, 529). Diese neue Zeit erhält zwar ihre äußere politische Form zuerst durch weitere Zerreißung des Reichsverbandes, dann durch abermalige Staatenbildungen nordischer Fremdvölker auf chinesischem Boden, aber das eigentliche geistige Gepräge mit allen seinen kulturellen und gesellschaftlichen Erscheinungsformen bildet sich heraus
10 unter den Nachwirkungen der zur T'ang-Zeit eingeströmten fremden Kultur-Elemente, teilweise als Fortentwicklung der letzteren, teilweise als Reaktion dagegen. Es ist im wesentlichen die Umbildung oder die Neubildung des Konfuzianismus, die den Geist der Zeit bestimmt; der chinesische Genius schafft sich neue Formen oder füllt die alten Formen mit neuem Inhalt,
15 aber er bleibt in seinem Wesen das, was er seit der Konfuzianisierung des Staates zur Han-Zeit gewesen war. Man kann deshalb nicht, wie es häufig geschieht, den mit dem 10. Jahrhundert anhebenden Zeitraum vom chinesischen Mittelalter loslösen, sondern wird ihn, um ihn von dem vorausgegangenen Jahrtausend zu unterscheiden, nur als Spätes Mittelalter
20 bezeichnen dürfen. Von einer Neuzeit — der Ausdruck im Sinne der geschichtlichen Dreiteilung genommen — kann noch keine Rede sein (vergl. I, XXII).

Nicht unvermittelt setzt die neue Zeit beim Ende der alten ein, weder hinsichtlich der politischen Formen noch hinsichtlich des geistigen Ge-
25präges. Als die Herrschaft der T'ang in einem Meer von Blut und Tränen versank, war zunächst kein Erbe vorhanden, der zur Nachfolge berufen gewesen wäre. Der Thron des Imperiums war leer und blieb es, wenn auch eine Reihe verwegener Soldatenführer immer wieder versuchten, sich seiner zu bemächtigen. Aber nur der sichtbare Träger der Macht im Mittel-
30punkte des Universalstaates fehlte, stärker als er thronte über dem Ganzen der unsichtbare, der Beherrscher der Geister, der konfuzianische Gedanke. Wir haben gesehen, welche land- und wesensfremde Mächte mit dem Buddhismus, dem Manichäismus, dem Nestorianertum, in geringerem Maße sogar mit dem heimischen Taoismus und dem Islam im Weltreiche der T'ang auf

den Konfuzianismus eindringen und an seinen Grundfesten rüttelten, aber sie vermochten nur seine philosophischen Gedanken zu durchsetzen, sein Weltbild zeitweilig zu verdunkeln, als politisches System ging er siegreich und gestärkt aus dem Ringen hervor. So war er es denn auch, der nach dem Sturze der Dynastie ein Damm gegen das schon vorher angeschwollene 5 und nun sofort durchbrechende Wildwasser der politischen Selbständigkeitsbestrebungen wurde und nach verhältnismäßig kurzer Zeit die zerrissenen Teile wieder zusammenfügte, bis sie durch neue Fremdvölker abermals von einander gelöst wurden.

Als Tschao-süan ti, der letzte der T'ang-Kaiser, i. J. 907 die Herrschaft 10 an seinen Kerkermeister Tschu Ts'üan-tschung, den „König von Liang“, abtrat, hielt dieser es für eine Selbstverständlichkeit, daß er damit die gesamte Hinterlassenschaft der Dynastie als Zentralherrscher übernommen habe. Der Irrtum währte nur eine kurze Zeit. Die von Habgier, Hinterlist und Mordgier getriebene Kreatur, der jeder Anflug einer staatsmännischen 15 Begabung fehlte, merkte sehr rasch, wie eng die Grenzen seiner erschlichenen Macht gezogen waren.

Schon seit dem großen Aufstande des Huang Tsch'ao von 874 bis 884 hatten Soldaten- und Bandenführer, aber auch Provinzialgouverneure sowie hohe Offiziere der angesiedelten Fremdvölker im Norden, getrieben 20 von den kriegesischen Vorgängen im Reiche, ausgedehnte Landgebiete sich untertan gemacht und die Stellung selbständiger Fürsten von dem machtlosen Kaiser zugebilligt erhalten. Fühlten sie sich noch als Lehens-träger, so lange das Kaisertum wenigstens nominell erhalten blieb, so änderte sich dieser Status natürlich sofort, als der allgemein verhaßte Tschu Ts'üan- 25 tschung seine Usurpation vollendete. Ein Levensverhältnis erkannte von jetzt ab keiner mehr an, das Symbol der göttlichen Berufung fehlte. Und dieser Zustand blieb unter den verschiedenen kurzlebigen Herrscherhäusern, die ihm folgten, unverändert bestehen. Da auch diesen die Macht fehlte, in den Ländern ihrem Willen Geltung zu verschaffen, so ließen sie den 30 zahlreichen Landesfürsten ihre angemessenen Würden oder „verliehen“ sie ihnen sogar aufs neue, um so einen Schein von „Vasallität“ aufrecht zu erhalten.

Ngou-yang Siu, der korrekte Konfuzianer, hat diesem Zustande nach dem Sturze der T'ang eine breite Darlegung gewidmet (*Wu tai schi* Kap. 35 60—71) und die Zerrissenheit des Reiches als abschreckendes Beispiel geschildert. Sachlich heißt es darin: „Zur Blütezeit der T'ang wurde zwar das Reich als „die zehn *tao*“ (II, 542f.) bezeichnet, aber seine Macht war ungeteilt. Als indessen der Verfall eintrat, setzte man militärische Gou- 40 verneure (*tsie-tu*) ein, sie hatten den Titel *fang-tschên* (d. h. „Lokalschutz“) und sollten ihre Gebiete schützen. Die großen unter ihnen umschlossen zehn und mehr Provinzen (*tschou*), die kleinen immerhin drei bis vier. Die dort stationierten Truppen waren gewalttätig und drängten dann ihre Kommandanten, und wenn diese mächtig waren, wurden sie aufsässig

nach oben. Die Landgebiete vererbten sich (unter den Gouverneuren), und mit Waffengewalt machten diese sie sich untereinander streitig. Auf diese Weise wurde die Macht des Reiches zerteilt. Nun hatten die T'ang seit der Mitte ihrer Regierungszeit vielerlei Sorgen, und wenn sie während ihrer wechselvollen Schicksale Hilfe in der Not brauchten, so verließen sie sich stets auf die Unterstützung der Gouvernementstruppen; alle Übergriffe und Anmaßungen, Aufruhr und Untergang hatten schließlich hier ihre Ursache. Kann das etwa eine Regelung von Vorteil und Nachteil sein? Seit der Regierung von Hi tsung und Tschao tsung (zwei der letzten Kaiser der T'ang, s. II, 507ff. u. 519ff.) griff die Zerrissenheit des Reiches beständig weiter um sich, und zu Beginn der Liang-Herrschaft (Tschu Ts'üan-tschung) war es in elf Teile geteilt, nämlich: im Süden Wu, Tschê, King, Hu, Min und Han, im Westen K'i und Schu, im Norden Yen und Tsin, ferner die 87 Provinzen (*tschou*), die von der Familie Tschu beherrscht wurden und Liang bildeten" (*Wu tai schi* Kap. 60 fol. 1f.). Alle diese Reichsteile, durchweg mit den alten Landschafts- und Volksnamen bezeichnet, wurden selbständige „Staaten“, und die Militärgouverneure, die sie beherrschten nannten sich Könige (*wang*) und Kaiser (*ti*). Die spätere Chronistik, anfangend mit Ngou-yang Siu, hat sich gewöhnt, diese Staaten abzuheben gegen Liang und dessen vier Nachfolger und sie unter dem Namen „die zehn Staaten“ zusammenzufassen. Der von Tschu Ts'üan-tschung geschaffene Staat Liang (II, 524) gilt ihr trotz aller Bedenken gegen die Art seines Zustandekommens als der legitime, ebenso werden die vier hierauf folgenden Dynastengeschlechter, von denen das eine immer dem anderen die Herrschaft entreißt, als die Rechtsnachfolger in der Legitimität angesehen und zusammen mit Liang als „die Späteren fünf Dynastien“ (*hou wu tai*, im Gegensatz zu den „Früheren fünf Dynastien“, s. II, 146) bezeichnet. Über geschichtliche Wirklichkeiten und ethische Bedenken siegt die Fiktion der Theorie. Der Maßstab, den Ssë-ma Kuang für seine Bestimmung der Legitimität anlegte (III, 227), war hinsichtlich der „Früheren fünf Dynastien“ berechtigter als bei den „Späteren“.

Die von Ngou-yang Siu genannten Landschaftsnamen sind nicht alle die für „die zehn Staaten“ üblichen. Sie heißen sonst: Wu mit Yang-tschou (am unteren Yang-tsé) als Hauptstadt, wo Yang Hing-mi (II, 526) und danach sein Sohn Yang Wu als König residierte, Wu-Yüe mit Hang-tschou, der Staat von Ts'ien Liu (II, 521), Tsch'u oder Hu-nan mit Tsch'ang-seha (Hu-nan), seit 907 der Staat von Ma Yin, einem von Tschu Ts'üan-tschung belehnten Militärgouverneur, Min mit Fu-tschou, seit 908 der Staat von Wang Schên-tschü, einem Militärgouverneur der T'ang, Nan Han mit Kuang-tschou, seit 907 Staat von Liu Yin, Militärgouverneur von Ling-nan (II, 543), Schu (oder Ts'ien Schu = Früheres Schu) mit Tsch'êng-tu (Ssë-tsch'uan), wo Wang Kien sich schon lange vor Tschu's Usurpation zum König gemacht hatte (II, 526f.), Hou Schu (Späteres Schu), das aus diesem hervorging und von Mêng Tschü-siang beherrscht wurde, Nan T'ang mit

Kiang-ning (Nanking), das sich unter Li Pien, einem Günstling Yang Hing-mi's, später aus Wu entwickelte, Nan-ping oder King-nan mit King-tschou (in Hu-peï), das erst 923 unter Kao Ki-tsch'ang (nunmehr Kao Ki-hing genannt, s. unten) selbständig wurde, der einst als junger Diener in dem Hause eines von Tschu Ts'üan-tschung als Sohn angenommenen gewissen Tschu Yu-jang seine Laufbahn begonnen hatte, und Pei Han mit T'ai-yuan (in Schan-si) unter Liu Min (eigentlich Liu Tsch'ung), einem Manne tatarischen Ursprungs, der als Halbbruder des Gründers der Späteren Han-Dynastie (s. unten) erst um die Mitte des 10. Jahrhunderts empor-

10

Die Hervorhebung gerade dieser Staaten als „die zehn Staaten“ neben den „Fünf Dynastien“ entbehrt nicht der Willkür. Denn sie sind nicht die einzigen Landgebiete, die sich selbständig gemacht hatten, wir finden außer ihnen noch eine ganze Reihe anderer „Königreiche“, die ebensoviel Anspruch auf Erwähnung hätten, es mag nur K'i mit der Hauptstadt Fêng-siang genannt werden, wo Li Mao-tsch'eng (II, 522f. u. 526f.) sich festgesetzt hatte, oder Yen im Norden, wo Liu Schou-kuang, ein Sohn Liu Jen-kung's (II, 527), nach Einkerkierung seines Vaters und mit Hilfe vieler Intrigen sich als Militärgouverneur und dann 909 als König bedeutende Gebiete angeeignet hatte, u. a. m.

20

Es blieb auch bei manchen dieser neuen Staaten, die durch Annahme der alten Namen ihre Rechtmäßigkeit besser zu begründen meinten, nicht bei der bloßen Selbständigkeit innerhalb des Reichsorganismus, sondern ihre Herrscher scheuten sich nicht, den Kaisertitel (*ti* oder auch *huang-ti*) anzunehmen und damit zugleich anzuzeigen, daß ein wirklicher „Himmelssohn“ für sie zur Zeit nicht vorhanden war. Wang Kien in Schu machte noch 907 den Anfang, der verbrecherische Liu Schou-kuang folgte 911 in Yen, später, 934 und 941, erklärten sich auch die Beherrscher von Hou Schu und von Min zu Kaisern, eine Absplitterung des letzteren Staates führt sogar eine kurze Zeit den hochklassischen Namen Yin nach der zweiten der großen Dynastien des Altertums (I, 68), und unter dem Jahre 957 verzeichnet das *T'ung-kien*, daß der Gewalthaber des kleinen Staates Pei Han einen Ahnentempel mit vielen Hallen erbaute, also eins der wichtigsten kultischen Vorrechte des „Himmelssohnes“ sich anmaßte. Lange gewährt haben zwar diese Selbsterhöhungen in keinem Falle, es scheint, daß das Bewußtsein des Verstoßes gegen die göttliche Weltordnung den handelnden Personen niemals ganz abhanden gekommen war.

35

Natürlich trugen auch alle die staatlichen Gebilde von vornherein schon den Charakter des Vorübergehenden. Gegründet zumeist von Heer- und Bandenführern, die während des großen Aufruhrs von Huang Tsch'ao oder in den darauf folgenden Wirrnissen emporgekommen waren, über staatsmännische Fähigkeiten aber selten verfügten, waren diese Staaten meist nichts anderes als Ausbeutungsobjekte ihrer ehrgeizigen und habgierigen Nutznießer. Ständige Kämpfe, Intrigen und Zettelungen be-

40

stimmten das gegenseitige Verhältnis unter ihnen, und jede Sippe konnte sich nur so lange in der Macht halten, bis eine stärkere kam und sie vertrieb. Es würde müßig sein, dieses Getriebe im einzelnen zu verfolgen. Die Chronisten werden nicht müde, auf die Armut und das Elend der Bevölkerung hinzuweisen, und es bleibt schwer vorstellbar, wie Handel und Verkehr unter diesen Verhältnissen noch ermöglicht wurden. Das Ganze war eine mißtönende Begleitmusik zu den mehr oder weniger erfolglosen Versuchen, die überkommene staatsethische Melodie weiter zu spielen. Die Unternehmer der Versuche, die „Fünf Dynastien“, waren nicht besser und nicht lebensfähiger als die anderen, obwohl sie sich gleichfalls mit den Namen berühmter früherer Herrscherhäuser zu schmücken suchten. Ihr gesamtes Wirken, meist mehr zerstörend als aufbauend, hat nicht mehr als ein halbes Jahrhundert angefüllt.

Wie wir früher sahen, fehlte es nach Tschu Ts'üan-tschung's oder, wie er nunmehr heißt, T'ai tsu's Gründung der neuen Liang-Dynastie nicht an Versuchen, den Verräter zu beseitigen (II, 528). Wang Kien, der König von Schu, unternahm es abermals i. J. 907, zu diesem Zwecke eine Verbindung der Fürsten zu Stande zu bringen. Vor allen rechnete er mit Li K'o-yung, dem Fürsten von Tsin, dem erbittertsten Feinde des Verhassten. Im Begriff sich selbst den Kaiser-Titel beizulegen, den Tschu bereits angenommen, schlug er Li vor, „ein Kaiserreich jeder in seinem Gebiete zu errichten, Tschu zu beseitigen, dann die Mitglieder der T'ang-Familie aufzusuchen und in die Verbannung zu schicken“. Li K'o-yung lehnte das Anerbieten ab und erklärte — der „Barbar“ dem Chinesen — „mein Eid gilt für die Dauer meines Lebens, meine Ehre will ich nicht verlieren“ (*T'ung-kien* Kap. 266 fol. 3r⁰). Auch die übrigen versagten sich den Plänen des Verführers. Es wären wohl reinere Hände für das Gelingen erforderlich gewesen. Die Begleichung von Li K'o-yung's Rechnung mit Tschu Ts'üan-tschung stand aber noch aus. Er selbst beschloß zwar Anfang 908 sein bewegtes Leben, aber seinem tapferen Sohne Li Ts'un-hü (II, 522) übertrug er mit der Nachfolge auch die Pflicht zur Rache. Noch in demselben Jahre begann dieser den Angriff gegen Liang, nachdem er Intrigen in der eigenen Familie bereinigt hatte, und erklärte etwas voreilig, daß „nicht mehr als zehn Tage vergehen würden, bis er die beiden Hauptstädte genommen und die Herrschaft der T'ang wieder aufgerichtet haben würde“ (*T'ung-kien* Kap. 267 fol. 12r⁰). Vermutlich meinte er mit den beiden Hauptstädten das zerstörte Tsch'ang-ngan und das verlassene Lo-yang, aber erreichen konnte er zunächst weder das eine noch das andere. Der Angriff begann bei Tsě-tschou in Süd-Schan-si in der Absicht, von dort nach der neuen Hauptstadt Pien oder Ta-liang (K'ai-fêng, s. I, 184) vorzudringen. Seine Kräfte reichten indessen nicht einmal hin, die Stadt Tsě-tschou zu nehmen, und noch im Sommer 908 mußte er nach seiner Residenz Tsin-yang (T'ai-yuan) zurück. T'ai tsu aber konnte im folgenden Jahre seine Hauptstadt nach Lo-yang verlegen. Li Ts'un-hü ließ jedoch nicht

ab in seinem Bemühen: während der nächsten Jahre suchte er, die T'ai-hang-Berge überschreitend, vom südwestlichen Ho-peï aus dem Gegner beizukommen; 911 erfocht er einen entscheidenden Sieg bei der Stadt Po-hiang und machte sich daran, die Stadt Wei, das heutige Ta-ming, zu belagern. Aber hier stieß er auf hartnäckigen Widerstand, und vielleicht 5 würde ein endgültiger Erfolg noch lange haben auf sich warten lassen, wäre ihm nicht die Entwicklung in Liang selbst zu Hilfe gekommen. T'ai tsu's ältester Sohn war früh gestorben, ein natürlicher Sohn namens Yu-wên, den eine namenlose Kasernendirne geboren hatte, die während eines Streifzuges unter Hi tsung eine Zeit lang bei Tschu Ts'üan-tschung 10 gewesen war, erfreute sich seiner besonderen Liebe und war von ihm mit der Kommandantur über die Hauptstadt Pien betraut. Von den beiden anderen, Yu-kueï und Yu-tschêng, war der erstere Kommandant der Palastwache, der andere ein Heerführer in Pien. T'ai tsu war kränklich geworden, das hinderte ihn aber nicht, gern von Frauen umgeben zu sein. 15 So ließ er sich, während die Söhne draußen gegen die Tsin-Truppen im Felde standen, mit Vorliebe von den Schwiegertöchtern bedienen. Namentlich der schönen Frau von Yu-wên wandte er seine besondere Gunst zu. Yu-wên war bisher noch nicht zum Thronfolger ernannt; als aber im Sommer 912 T'ai tsu's Krankheit ernste Formen annahm, beauftragte dieser Yu-wên's 20 Gattin, ihren Gemahl zur Empfangnahme letztwilliger Bestimmungen herbeizurufen. Yu-kueï's Frau erfuhr hiervon und sandte sofort an ihren Mann Nachricht über das, was drohte. Dieser, schon lange mißtrauisch, sah, daß keine Zeit mehr zu verlieren war. Er eilte mit einer Truppenabteilung in die Hauptstadt und drang mit einer Schar Bewaffneter in 25 den Palast und in das Schlafgemach seines Vaters. Während einer abstoßenden Szene zwischen beiden, rannte einer der Offiziere dem Kaiser den Säbel in den Leib, „so daß die Klinge im Rücken wieder herausdrang“. T'ai tsu starb, wie er gelebt hatte.

Nach Vollendung der Tat sandte Yu-kueï sofort den gefälschten Befehl 30 seines Vaters an Yu-tschêng nach Pien, er solle seinen Bruder Yu-wên, der eine Empörung plane, unverzüglich hinrichten lassen. Der Befehl wurde zweifellos ausgeführt (obwohl eine genaue Nachricht darüber in den Quellen nicht vorliegt), Yu-kueï bestieg in Lo-yang den Thron seines Vaters. Aber Yu-tschêng sann auf Sühne der blutigen Taten, ob aus 35 sittlichem Empfinden oder aus persönlichem Ehrgeiz, muß dahingestellt bleiben. Er wußte in einer mindestens gut gespielten Szene mit viel Pathos die Palastwachen in Pien zur Bestrafung des Mörders und Thronräubers zu entflammen. Sie verlangten nach Lo-yang geführt zu werden und baten Yu-tschêng, selbst der Nachfolger T'ai tsu's zu werden. Ein Neffe des 40 Ermordeten, Yuan Siang-sien, zog im Frühling 913 mit mehreren tausend Mann nach Lo-yang und besetzte überraschend den Palast. Yu-kueï versuchte mit seiner Frau und dem Offizier, der den Kaiser erstochen, über die Mauer zu entfliehen, sah aber bald die Unmöglichkeit und forderte den

Offizier auf, erst seine Frau, dann ihn selbst zu töten. Der Wunsch wurde erfüllt, worauf der Überlebende sich selbst den Tod gab. Ein großes Massaker in Lo-yang vollendete die Rache. Yuan Siang-sien aber überbrachte Yu-tschêng die Staatssiegel, und dieser bestieg nunmehr in Pien als
 5 Kaiser den Thron von Liang. Er führt in der Geschichte den Namen Mo ti, d. h. der letzte Kaiser, 915 änderte er seinen persönlichen Namen in T'ien um.

Dieser Niedergang von Liang war der Aufstieg für Li Ts'un-hü. Während in Pien und Lo-yang die Nachkommen Tschu Ts'üan-tschung's sich in
 10 Blutrache gegenseitig vernichteten, verstärkten die von Li K'o-yung ihre Macht zur Zerschmetterung ihrer Gegner. Die Belagerung von Ta-ming hatte Li Ts'un-hü aufgeben müssen, dafür wandte er sich mit besserem Erfolge gegen einen anderen verräterischen Feind seines Vaters, den doppelzüngigen Liu Jen-kung, der es jetzt wieder mit Liang hielt und zusammen
 15 mit seinem Sohne Liu Schou-kuang, dem „Kaiser“ von Yen, in Yu, östlich von dem heutigen Peking, residierte. Schon die Anmaßung der Kaiserwürde hatte Li Ts'un-hü mit zornigem Spott beantwortet, und als Liu Schou-kuang im Winter 912 seine Hand auf die südwestlich von seiner Herrschaft gelegenen Gebiete (die Gegend von Pao-ting als Mittelpunkt)
 20 legte, schickte er im Frühling 912 ein Truppenaufgebot nach Yu. Aber die beiden Liu hatten Hilfe von Liang erbeten und erhalten, so daß die Stadt vorläufig noch gerettet wurde. Dagegen besetzten die Heerführer von Tsin die Stadt Ho-kien und lieferten den gegnerischen Abteilungen von Yen und Liang mehrere siegreiche Gefechte. Das Jahr 913 brachte
 25 dann entscheidende Erfolge gegen beide. Li Ssö-yuan, einem jungen Krieger nicht-chinesischer Herkunft, aus Nord-Schan-si, den Li K'o-yung einst wegen seiner Fertigkeit im Reiten und Bogenschießen als dreizehnjährigen Knaben in sein Jagdgefolge aufgenommen und wie einen Sohn gehalten hatte, gelang es, die Gebiete im Norden von Yu, die durch die heutigen
 30 Städte Süan-hua und Yen-k'ing beherrscht werden, zu besetzen und so der Hauptstadt von Yen in den Rücken zu kommen. Tschou Tê-wei, Li Ts'un-hü's glänzend bewährter Feldherr, schob sich noch näher an Yu heran und nahm die Bezirke von Yen, Schun und Ki (nordöstlich von Peking), so daß der Angriff von Westen her gewagt werden konnte, wenn
 35 die im Süden stehenden Truppen von Liang abgewehrt wurden. Diese Abwehr wurde erreicht, und im Anfang des Sommers stand Tschou Tê-wei vor dem Südtor von Yu. Liu Schou-kuang bat um Frieden, aber Tschou wies „Seine Majestät den großen Kaiser von Yen“ höhnisch ab. Es gab noch eine Reihe von Kämpfen, und die Belagerung zog sich bis zum Ende
 40 des Jahres hin; selbst bei den K'i-tan im Norden (s. unten) hatte Liu Schou-kuang noch Hilfe zu erhalten gehofft. Ende Dezember wurde die Stadt genommen, Liu Jen-kung gefangen abgeführt. Seinem Sohne Liu Schou-kuang gelang es, mit seinen zwei Frauen und seinen drei Söhnen zu entfliehen, aber sie verloren den Weg, wurden erkannt und an die Truppen

von Tsin ausgeliefert. Anfang 914 langten die Gefangenen in Tsin-yang an. Li Ts'un-hü ließ, nachdem er sie im Ahnentempel dargeboten hatte, Liu Schou-kuang hinrichten, Liu Jen-kung aber, den Verräter, nach Tai (im Norden) zum Grabe seines Vaters bringen. Dort wurde — ein Zeichen der strafenden Rache des Verstorbenen — das Grab mit seinem Blute besprengt, danach die Enthauptung vollzogen. Ein Teil der Sühnepflicht des Sohnes war erfüllt.

Nunmehr begann der eigentliche Rachezug gegen die verhaßte Sippe der Tschu von Liang. Da Li Ts'un-hü — vermeintlich — vom Norden nichts mehr zu fürchten hatte, begann er 915 von Wei (Ta-ming) aus, das sich in Folge einer von Liang vorgenommenen und von der Bevölkerung verabscheuten Gebietsteilung (die Provinz reichte bis Schun-tê und Tschang-tê) freiwillig an Tsin angeschlossen hatte, seinen Machtbereich weiter auszudehnen. Noch in demselben Jahre besetzte er Schan tschou bei dem heutigen Ts'ing-fêng hien, südlich von Ta-ming, und Tê tschou (im Norden von Schan-tung) ohne größere Kämpfe, dagegen hatte er 916 Angriffe von Schan-si abzuwehren, so daß eine Entscheidung noch nicht heranreifen konnte. Zwar fielen ihm noch die Städte Wei-hui (Ho-nan), Siang (Tschang-tê), Ts'ê (nördlich davon) und Hing (Schun-tê) zu, aber bald kam ihm ein weit gefährlicherer Feind in den Rücken, der nicht bloß seinen Siegeslauf hemmte, sondern das Fortbestehen seines eigenen Staates in Frage stellte. Die K'i-tan schoben ihre Sitze vom Norden des Jehol-Gebietes und der östlichen Mongolei (II, 317) aus ständig weiter nach Osten, Westen und Süden vor und waren inzwischen zu einer Macht angewachsen, mit der die Staaten des Nordens dauernd rechnen mußten. Im Herbst 916 brachen sie plötzlich auf breiter Front in Schan-si und Ho-peï ein, plünderten das Gebiet von Yü tschou, östlich von Ta-t'ung, und zwangen Li Ts'un-hü zu schleuniger Rückkehr nach Tsin-yang. Im Frühjahr 917 erfuhr die Lage durch Verrat in den eigenen Reihen eine verhängnisvolle Verschlimmerung. Des Königs Bruder Li Ts'un-kü war Kommandant der wichtigen Grenzfestung Sin tschou (etwa das heutige Pao-ngan, südlich von Süan-hua). Er führte ein liederliches Leben, drangsalierte seine Untergebenen und ließ seine weibliche Umgebung die Geschäfte führen. Bei einer Soldatenrevolte wurde der Verhaßte erschlagen, und sein Unterführer und Gehilfe, Lu Wên-tsin, floh aus Furcht vor Strafe zu den K'i-tan. Wenige Wochen danach, fielen diese, von Lu geleitet, in das Gebiet von Sin tschou ein. Tschou Tê-wei, der ihnen mit einem Heere von 30 000 Mann entgegen gesandt wurde, vermochte nichts auszurichten. Die K'i-tan, deren Scharen auf 500 000, von anderen sogar auf eine Million(!) Krieger angegeben werden, (K.wu tai schi Kap. 28 fol. 10r^o), überschritten das Gebirge und belagerten die Stadt Yu tschou. Die Lage schien verzweifelt, und Li Ts'un-hü beriet sich in schwerer Sorge mit seinen Heerführern. Aber sie verloren den Mut nicht, namentlich war es Li Ssê-yuan, der zum Kampfe bis zum äußersten riet. Man stellte in Eile ein Heer von 70 000 Mann auf (viel zahlreicher

dürften auch die K'i-tan nicht gewesen sein) und rückte nach Osten gegen Yu tschou, wo die Not auf das höchste gestiegen war. Mit List und Tapferkeit gelang es Li Ssë-yuan, die K'i-tan im Kampfe so zu schwächen, daß sie im Herbst die Belagerung aufgaben und den Rückzug antraten.

- 5 Es ist erstaunlich, daß Mo ti von Liang die Bedrängnis seines Feindes nicht benutzte, um gegen ihn den entscheidenden Schlag zu führen. So konnte dieser in Ruhe neue Kräfte sammeln und in großem Maßstabe gegen Liang rüsten. Das Jahr 918 begann gleich mit einem schweren, aber erfolgreichen Kampfe bei Tsch'ao-tsch'êng, südöstlich von Ta-ming, indessen
10 konnte die übrige Zeit ohne größere Störung auf die Vorbereitungen verwendet werden. Die Kämpfe setzten sich dann fort in den Grenzgebieten von Ho-peï, Ho-nan und Schan-tung, zwischen Ta-ming, Weiß-hui und Ts'ao-tschou, da Li Ts'un-hü von hier gegen K'ai-fêng vorzudringen beabsichtigte. Westlich von der Stadt Pu in Schan-tung kam es gleich am
15 Anfang des Jahres 919 zu einem schweren Gefecht unweit des Huang ho, das zwar schließlich für Tsin siegreich verlief, aber dadurch einen schmerzlichen Verlust brachte, daß Tschou Tê-weï, zusammen mit seinem Sohne, im Kampfe fiel. Gleich danach ließ der Fürst von Tsin, um einen festen Stützpunkt am Huang ho zu gewinnen, bei dem Orte Tê-schêng, dem
20 heutigen Pu-yang hien und ehemaligen K'ai tschou, nordwestlich von Ts'ao-tschou, wo sich ein wichtiger Übergang über den Strom befand, zwei Festungen anlegen, die nördliche und die südliche, die den Verkehr über den Fluß und auf ihm beherrschen sollten.

- Die letzten erbitterten Kämpfe, die sich hier zwischen beiden rivalisierenden Mächten abspielten, würden bald die Entscheidung herbeigeführt haben, wenn nicht ein abermaliger Einbruch der K'i-tan den Fürsten von Tsin gezwungen hätte, die Front wieder nach Norden zu nehmen. Auch diesmal waren es wieder innerstaatliche Gegner von Li Ts'un-hü, die den gefährlichen und sehr aufmerksamen Beobachter im Norden herbeiriefen.
30 Heerführer von Tsin hatten Ende 921 die Stadt Tschên tschou (das heutige Tschêng-ting) eingeschlossen, um einen verräterischen Statthalter, Tschang Wên-li, zu bestrafen, einen Berufsverbrecher größten Ausmaßes, der einst ein Unterführer des Liu Jen-kung gewesen war und sich durch Intrigen und Mordtaten schließlich selbst zum Militär-Gouverneur gemacht hatte. Er
35 war überall der Schrecken seiner Umgebung gewesen. Als die Truppen von Tsin die Stadt einschlossen, starb Tschang an einem bösartigen Geschwür, aber seine Söhne setzten die Verteidigung mit Hartnäckigkeit fort. Es gelang den Truppen von Tsin nicht, in die Stadt einzudringen, die Belagerten konnten sich vielmehr mit dem benachbarten Ting tschou in Verbindung setzen und den dortigen Militärgouverneur Wang Tsch'u-tschü gewinnen, der fürchtete, daß, wenn Tschên tschou überwältigt würde, es auch mit seiner selbständigen Stellung in Ting tschou sehr rasch zu Ende
40 gehen könnte — ein Kennzeichen, wie locker das gesamte staatliche Gefüge überall war. Wang sandte heimliche Boten zu seinem Sohne Wang Yü,

der sich bereits seit längerer Zeit bei den K'i-tan heimisch gemacht hatte, mit der Aufforderung, seine Gastfreunde, unter Hinweis auf die in Aussicht stehende reiche Beute, zu veranlassen, „den Grenzwall zu überschreiten“ und die Belagerung von Tschên tschou aufzuheben. Mit Beginn des Jahres 922 drangen die weit überlegenen Scharen über Yu tschou herein, 5 nahmen nach kurzer Belagerung Tschou tschou und standen bald in Ting tschou und Tschên tschou, das ganze nordwestliche Ho-peï war in wenigen Wochen überflutet. Dringende Hilferufe ergingen nach Tsin-yang. Tiefe Niedergeschlagenheit herrschte bei den Truppen von Tsin. Sie sahen dem Kampfe mit dem an Zahl weit überlegenen Gegner mit Zagen entgegen, zumal die 10 Heere von Liang nun die eigene Heimat bedrohten, und verlangten von dem Fürsten, den Norden preiszugeben. Es bedurfte der ganzen Härte und Entschlossenheit Li's, um seine Offiziere zum Ausharren zu bewegen, aber schließlich gelang es seiner Überredungskunst, seinem Appell an die Ehre und seinem persönlichem Mute, den Angriff zu wagen. Er selbst eröffnete 15 ihn mit 5000 gepanzerten Reitern, und tatsächlich glückte ihm der erste überraschende Überfall in solchem Umfange, daß er den weichenden Gegner von Ort zu Ort treiben konnte, bis er Yu tschou erreichte. Heftige Schneestürme kamen ihm zu Hilfe, mehrere Fuß hoch lag der Schnee noch in der Ebene, und die K'i-tan erlitten schwere Verluste an Menschen und Pferden, 20 als sie über die Berge in das Grasland zurückzogen. Das *Liao schi* (Kap. 37 fol. 3r⁰) behauptet zwar, daß „T'ai tsu (Apaoki), als er 922 Yen und Ki (Nord-Ho-peï) angriff, die mitgebrachten gefangenen Familien im Gebiete seiner oberen Residenz (Schang king in der Steppe am Bayan gol, s. unten) angesiedelt habe“, der Fürst von Tsin war aber durch diese 25 Abwehr der K'i-tan rückenfrei geworden und konnte sich wieder seinem eigentlichen Ziele zuwenden.

Mo ti von Liang hatte diesmal die Günst des Augenblicks nicht ungenutzt gelassen. Während sein Gegner fast seine gesamten Truppen im Norden um Yu tschou stehen hatte, wandte sich der General Tai Ssë-yuan von 30 Liang mit überlegenen Kräften gegen Wei tschou (Ta-ming) und belagerte gleichzeitig die Nordfeste von Tê-schêng, die beide nur von schwachen Abteilungen gehalten wurden. Li Ts'un-hü erkannte die Gefahr, die ihm drohte, wenn der Fall der Festung den Strom freigab und der von Süden herandrängende Gegner ihn selbst gegen die verschneite Gebirgsumwallung von 35 Yu tschou drückte. Auf die Hilferufe aus dem schwer ringenden Tê-schêng eilte er in Gewaltmärschen nach Süden. In fünf Tagen soll er die Strecke von 400 km bis Ta-ming zurückgelegt haben (was uns kaum glaublich erscheinen will). Tai Ssë-yuan wartete das Zusammentreffen nicht ab, sondern räumte das Feld, sein Heer scheint sich aufgelöst zu haben, er 40 selbst ging über zu Tsin. Die Kämpfe, die noch folgten, — und sie zogen sich noch durch die folgenden beiden Jahre hindurch —, waren nur noch planlose Versuche des innerlich längst haltlos gewordenen Staates Liang, den gleichfalls ermattenden Gegner abzuwehren.

Im Frühjahr 923 glaubte Liu Ts'un-hü die Stunde gekommen, den letzten Schritt zu tun. „Südlich der Zitadelle von Ta-ming wurde der Altar der Thronbesteigung errichtet, im 4. Monat am Tage *ki-ssë* (13. Mai) stieg der Herrscher hinauf, opferte und meldete dem höchsten Herrscher im 5 erhabenen Himmel (I, 108), daß er den Thron des Kaisers besteige“, so sagt feierlich das *K. Wu tai schi* (Kap. 29 fol. 8v^o). Die neu begründete Dynastie führte den alten Namen T'ang, aber an die Stelle der Jahresbezeichnung des letzten Kaisers der T'ang, die bis zu diesem Tage in Tsin geführt war, obwohl ihr Träger seit fünfzehn Jahren tot war (II, 528), trat 10 nunmehr die neue des Kaisers Tschuang tsung. Hauptstadt wurde vorläufig Wei tschou mit dem Namen Hing-T'ang fu als „östliche Reichshauptstadt“ (*tung king*), Tcai-yuan fu wurde „westliche Reichshauptstadt“ (*si king*), Tschên tschou, nunmehr Tschên-ting fu „nördliche Hauptstadt“ (*pei tu*); die Einrichtung war eine Erneuerung der hauptstädtischen 15 Dreieit unter den T'ang (II, 431 u. 541).

Nur wenige Kampfhandlungen waren in den nächsten Monaten noch zu leisten. Im Herbst wurde in einem Gefecht bei Yün tschou (Tung-p'ing in Schan-tung) am Huang ho der letzte Widerstand der Liang-Truppen durch Li Ssë-yuan gebrochen, dann rückte der siegreiche Feldherr gerades- 20 wegs gegen K'ai-fêng vor. Hier beriet Mo ti mit seinen Ministern und Vertrauten, was zu tun sei, ein Ausweg bot sich nicht mehr. Gram und Zorn gaben dem Verzweifelnden die Sorge ein, einer seiner Brüder möchte die Not dazu benutzen, sich der Herrschaft zu bemächtigen, und so ließ er sie sämtlich umbringen. Dann endete er wie sein Bruder Yu-kuei geendet 25 hatte: ein Vertrauter aus seiner Umgebung erstach ihn auf seinen Befehl und folgte ihm dann im Tode nach. Die Verbrechen des Vaters rächten sich auch an den Söhnen. Als Li Ssë-yuan vor K'ai-fêng ankam, öffnete man ihm das Tor und übergab ihm die Stadt. Bald danach traf auch der neue Kaiser ein.

30 Li Ts'un-hü war am Ziel: seine und seines Geschlechtes selbstgestellte Aufgabe war erfüllt, die Rache für den Vater und das Haus der T'ang vollendet. Li K'o-yung's und Li Ts'un-hü's Kampf gegen die Usurpatoren ist ein rührendes Zeugnis für türkische Treue und Ritterlichkeit. Seit dreihundert Jahren hatte das Geschlecht der Tschu-ye den T'ang gedient 35 und mehr als einmal ihren wankenden Thron gestützt (II, 512f.); als dann die letzten Kaiser Tschao tsung und Tschao-süan ti unter den Händen ihres Peinigers Tschu Ts'üan-tschung ihr Ende fanden, würde es kaum der Heimtücke des letzteren gegen Li K'o-yung bedurft haben, um diesen und seine Nachkommen zum Kampfe gegen den Usurpator zu bewegen. Sie 40 hielten die Herrschaft des gestürzten Hauses zu treuen Händen und sahen sich nur als seine Lehensträger an mit dem Auftrage, das göttliche Recht wiederherzustellen. Alle Versuche der selbstgeschaffenen Könige und Kaiser im Reiche, den tapferen Fürsten von Tsin auf ihre Seite zu ziehen, hatte der Getreue unter Hinweis auf seine Eidespflicht alle die Jahre hindurch

abgelehnt (vergl. oben S. 14), und als 911 gar der ihm besonders verächtliche Liu Schou-kuang (s. oben S. 13) sich zum Kaiser von Yen ernannte, hatte er laut aufgelacht und gesagt: „warten wir ab, bis er das Orakel über die Dauer seiner Dynastie befragt hat, dann werde ich mich nach seinen Dreifüßen (die Symbole der Kaiserlichen Macht, s. I, 85f.) erkundigen“ 5 (*T'ung-kien* Kap. 268 fol. 21r^o). Was das bedeutete, haben wir gesehen (s. oben S. 17). Bis eine neue legitime Herrschaft aufgerichtet war, galt ihm die alte des letzten Kaisers als noch bestehend, wie die Weiterzählung von dessen Regierungsjahren anzeigt. So sollte auch die neue Herrscherreihe nur eine Fortsetzung der alten mit gleichen Namen sein, und wir haben 10 keinen Grund zu zweifeln, daß, wenn ein Nachkomme des T'ang-Hauses noch am Leben gewesen wäre, Li Ts'un-hü ihm die Herrschaft übertragen haben würde.

Tschuang tsung zögerte nicht, den Regierungsantritt seiner neuen T'ang-Dynastie überallhin sichtbar zu machen, und zwar zunächst ganz im Sinne 15 eines Wiederantritts der alten. Das verödete Ta-ngan (früher Tsch'ang-ngan, s. II, 529) erhielt seine Bezeichnung „westliche Reichshauptstadt“ wieder, im Januar 924 wurde der kaiserliche Hof nach Lo-yang verlegt, nachdem noch 923 der dort residierende Militärgouverneur von Ho-nan, Tschang Tsung-schi (oder Tschang Ts'üan-yi), ein auch von Tschuang tsung 20 geschätzter Beamter der Liang, sogleich seine Unterwerfung gemeldet hatte. K'ai-fêng fu wurde wieder Provinzialstadt. Tschang Tsung-schi, der von seinem neuen Herrn den früheren ehrenden Namen Ts'üan-yi „der vollkommen Gerechte“ zurückerhalten hatte, bat selbst um die Übersiedlung und um Vollziehung des großen Stadtflur-Opfers (I, 130) im Tempel 25 der T'ang. Im Frühling fand die feierliche Handlung statt. Tschuang tsung's Absicht war zunächst, als sichtbares Zeichen der vollzogenen Rache das Grab T'ai tsu's von Liang zerstören, den Sarg aufbrechen und den Leichnam verbrennen zu lassen, aber Tschang Ts'üan-yi stellte ihm vor: „Tschu Wên (s. II, 516) hat gewiß schwere Verbrechen am Staate begangen, 30 aber er ist tot, und man braucht ihn nicht noch zu bestrafen. Du hast seine Familie ausgerottet, damit ist der Rache Genüge geschehen. Ich bitte dich, das Aufbrechen des Sarges und Verbrennen der Leiche zu unterlassen, damit die Gnade des Heiligen gewahrt bleibe“ (*T'ung-kien* Kap. 272 fol. 61v^o). Tschuang tsung stimmte zu, wie er denn überhaupt den Unter- 35worfenen gegenüber Milde walten ließ. Lo-yang blieb die Hauptstadt, das 923 neu zur Hauptstadt erklärte Hing-T'ang fu (Wei tschou = Ta-ming) wurde 925 mit dem historisch nicht berechtigten Namen Ye tu („die Hauptstadt Ye“, der frühere Name von Tschang-tê, s. II, 12f.) bedacht.

Widerstand fand Tschuang tsung's Thronbesteigung nirgends. Seine 40 Tapferkeit, seine unwandelbare Treue und sein endlicher Triumph über das verhaßte Geschlecht des Tsch'u Wên ließen ihn in der Tat als einen nicht unwürdigen Träger des Nachruhms der T'ang erscheinen, und im Augenblick mochte man glauben, daß nun den Kämpfen ein Ende gesetzt

sei, Die Fürsten von Tsch'u, Wu, Han (s. oben S. 12) u. a. schickten Gesandtschaften zur Beglückwünschung, wobei die Suzeränitätsfrage allerdings im Unklaren blieb. Andere wie Nan-p'ing, auch King-nan genannt, unterstellten sich wenigstens scheinbar dem neuen Herrscher; Kao Ki-tsch'ang, der bisherige Gewalthaber, wurde von Tschuang tsung 924 als „Fürst von Nan-p'ing“ belehnt und änderte zum Zeichen der Loyalität seinen Vornamen mit Rücksicht auf den Großvater des Kaisers, Li Kuo-tsch'ang (II, 513), in Ki-hing um (s. oben S. 13). Li Mao-tschêng von K'i wurde gleichzeitig „Fürst von Ts'in“, nachdem er, durch Tschuang tsung's Übersiedlung nach dem ihm näher gelegenen Lo-yang eingeschüchtert, seine Unterwerfung erklärt hatte (s. oben S. 13).

Eine besondere Lage entstand in dem Verhältnis zu Ssë-tsch'uan. Die Entwicklung hier ist kennzeichnend für die Primitivität der Beziehungen zwischen jenen wurzelschwachen Herrschern, die in einer wilden Zeit empor-
 15 gekommen waren und deren Gebaren oft an das der Fürsten in der Verfallzeit der Tschou erinnert. Tschuang tsung hatte 924 den Vorsteher seines Fremdenamtes (s. I, 231 u. 360), Li Yen, einen redegewandten Mann, der früher im Dienste Liu Schou-kuang's gestanden hatte, nach Schu, dem Staate Wang Kien's (s. oben S. 12) gesandt, sei es um dort die Thronbesteigung
 20 anzuzeigen, sei es zu anderen Zwecken. Li Yen rühmte in Tsch'êng-tu, wo inzwischen nach Wang Kien's Tode 918 sein Sohn Wang Yen die Herrschaft angetreten hatte und wo man von den Vorgängen der letzten Jahre noch nichts wußte, die Macht und Größe seines Herrn in überschwenglicher Weise, offenbar um den Kaiser von Schu zu veranlassen, seine Unter-
 25 werfung zu erklären. Aber die zunächst verblüfften Würdenträger wurden mißtrauisch und glaubten dem Schönredner nicht. Li Yen's Mission scheiterte, und sie bekam sogar noch den Stachel einer persönlichen Verunglimpfung. Er hatte auch den Auftrag, eine Anzahl hervorragender Pferde in Ssë-tsch'uan gegen Edelsteine und Kostbarkeiten einzutauschen, mit
 30 denen Tschuang tsung seinen Harem erfreuen wollte (vergl. unten). In Schu war aber die Ausfuhr solcher Gegenstände streng verboten; minderwertige Stücke, die man hinausließ, hießen „Kehricht“ oder „Schundwaren“. Alles was Li Yen mitnehmen durfte, war etwas Gold, ein paar Teppiche und dergl. Als Li Yen nach der Rückkehr seinen Bericht erstattete,
 35 geriet Tschuang tsung in Zorn und rief: „wenn man Gegenstände, die in das Mittelreich eingeführt werden sollen, als Kehricht bezeichnet, kann dann Wang Yen dem entgehen, daß er selbst zum Kehricht wird?“ Nach der Schilderung, die Li Yen von den Zuständen in Schu machte, war es klar, daß man dort an eine Anerkennung Tschuang tsung's als Reichsbeherrscher
 40 nicht dachte, sondern ein System gleichberechtigter Staaten als gegeben ansah, ein Zeichen, daß gerade die gewaltige Gebietserweiterung unter den T'ang mit ihrer abermaligen Hereinnahme neuer Völkerschaften — zumal in dem entlegenen Ssë-tsch'uan — eher zu einer Lockerung des religiös-politischen Universalismus als zu seiner Festigung beigetragen hatte. Das

konfuzianische System war noch immer nicht völlig Herr über völkisches Sonderstreben geworden, und Wang Kien stammte aus anderen Kreisen als das tragende Literatentum (II, 504). Die nahe Zukunft sollte noch stärkere Beweise bringen. Was aber Li Yen weiter berichtete über den Kaiser Wang Yen und seine Regierung, gab Tschuang tsung die Überzeugung, 5 daß das Land trotz seiner Abgelegenheit bei einem Angriff eine leichte Beute sein würde. So wurde die Vernichtung des Staates Schu beschlossen.

Die Vertrauensseligkeit des Königs Wang Yen öffnete selbst diesem Unternehmen den Weg. Ende 924 schickte er einen Gesandten an Tschuang tsung, der aber nicht als Tributbringer kam, sondern ein Schreiben über- 10 brachte, das in den Ausdrücken eines gleichstehenden Monarchen abgefaßt war. Man ließ sich anscheinend auf keine Verhandlungen mit ihm ein, doch erhielt man in Tsch'êng-tu den Eindruck, daß ein freundschaftliches Verhältnis mit T'ang hergestellt sei, zumal sich gleichzeitig ein Abgesandter Tschuang tsung's dort eingefunden hatte. So ließ sich die Regierung in 15 Tsch'êng-tu dazu verleiten, die sämtlichen an der Nordgrenze garnisonierenden Heeresteile zurückzuziehen und damit die Übergänge aus dem Wei- und Huang-ho-Tal zu entblößen.

Tschuang tsung's Pläne gegen Schu blieben nicht ohne Widerspruch, und zwar waren es besonders seine beiden erprobtesten und treuesten Heer- 20 führer, Li Ssë-yuan und Kuo Tsch'ung-t'ao, ein Nordchinese, der als Offizier schon unter Li K'o-yung zusammen mit dem eng befreundeten Mêng Tschì-siang (s. unten) in der Umgebung des Fürsten gedient und während der Kämpfe gegen Liang oft durch seine klugen Ratschläge nützlich gewesen war, die starke Bedenken hatten wegen der ständig von dem un- 25 heimlichen Gegner im Norden, den K'i-tan, drohenden Gefahren und die deshalb der Meinung waren, daß „man das Land im Norden des Huang ho nicht verlassen solle“. Aber Tschuang tsung beharrte auf seinem Willen, umfangreiche Sicherungen in allen Provinzen wurden getroffen, und bald stand eine Streitmacht von 60 000 Mann wohlgerüstet bereit. Kuo Tsch'ung- 30 t'ao setzte es durch, daß Li Ssë-yuan als besonderer Bevollmächtigter (*tsung kuan*, s. II, 538 u. III, 425) im Norden zur Beobachtung der K'i-tan zurückgelassen wurde. Die Chronisten sind der Meinung, daß er aus Gründen des eigenen Ehrgeizes den ruhmgekrönten Feldherrn von dem Zuge gegen Schu habe fernhalten wollen. Statt dessen habe er Tschuang tsung dazu 35 veranlaßt, seinen jungen Sohn Ki-ki, Fürsten von Wei, zum Oberbefehlshaber zu machen, damit dieser Gelegenheit erhalte, sein Ansehen zu erhöhen. Tschuang tsung war einverstanden, gab ihm aber Kuo Tsch'ung-t'ao als zweiten Befehlshaber zur Seite. Des weiteren regte Kuo beim Kaiser an, nach der Unterwerfung von Si-tsch'uan (das westliche Ssë-tsch'uan mit 40 Tsch'êng-tu als Hauptstadt) Mêng Tschì-siang, einen seit langem mit Tschuang tsung befreundeten Truppenführer, dem dieser seine Nichte zur Frau gegeben hatte, als Militärgouverneur dort einzusetzen. Am 9. Oktober 925 erfolgte der Abmarsch des Heeres.

Das Gebirge wurde auf der bekannten Straße von Pao-ki und Fêng hien (III, 117) überschritten, die schwachen Grenzzorte von Schu ergaben sich kampflos und mußten sogar Heeresfolge leisten. Der Weitermarsch war ein militärischer Spaziergang, ernste Kampfhandlungen gab es nicht mehr, 5 das Land lag wehrlos vor den Eroberern. In Li tschou (dem heutigen Kuang-yuan, nördlich von Tsch'êng-tu) hatte Wang Tsung-pi, ein Stiefbruder des Königs Wang Yen, mit einer beträchtlichen Heeresmacht Aufstellung genommen. Dieser Mann, der bei dem Volke von Schu wegen seiner Habgier verhaßt war, führte mit seiner Clique die Geschäfte der Regierung, 10 Wang Yen lebte ohne Teilnahme daran seinen zügellosen Lebensfreuden. Noch ehe das Heer von T'ang Li tschou erreicht hatte, gab Wang Tsung-pi die Stadt preis und knüpfte heimlich mit Kuo Tsch'ung-t'ao Verhandlungen an, die durch reiche Geschenke eingeleitet wurden. In Tsch'êng-tu bewohnte Kuo das Haus des Verräters und nahm einen großen Teil der Schätze und 15 der Frauen des Königs für sich und seinen Sohn von ihm entgegen. Die Beamten der Stadt mußten ihm und dem Fürsten von Wei aufwarten und die Bitte aussprechen, daß Kuo Tsch'ung-t'ao als Gouverneur in Schu verbleiben möge. Dem Heer wurde von Kuo jede Plünderung der Stadt verboten, und schließlich mußte auch der im Palast interniert gewesene 20 König dem Fürsten von Wei in den demütigenden Formen des um Gnade Bittenden seine Unterwerfung bezeugen. Der Fürst von Wei wurde durch alle diese Vorgänge mißtrauisch gegen Kuo Tsch'ung-t'ao und seine Loyalität, und in der Tat erscheint das Verhalten dieses sonst ebenso klugen wie zuverlässigen Mannes zum mindesten als unvorsichtig und zweideutig. Der 25 Fürst von Wei machte aus seinem Ünwillen kein Hehl, und Kuo Tsch'ung-t'ao der das Bedenkliche der Lage erkennen mochte, zumal Wang Tsung-pi jetzt Gegenleistungen beanspruchte, ließ, um alle Unklarheit zu beseitigen, den Verführer und seine Familie kurzer Hand hinrichten und ihren Besitz einziehen.

30 Aber auch dieses Mittel reichte nicht mehr hin, den einmal rege gewordenen Verdacht zu ersticken, und die weiteren Ereignisse verstärkten ihn bald. Kuo Tsch'ung-t'ao haßte die Eunuchenwirtschaft in Lo-yang, die wieder einmal ihre verderblichen Blüten trieb. Er benutzte das Zusammen- sein mit dem Fürsten von Wei, dem voraussichtlichen Thronfolger, diesem 35 dringend zu empfehlen, künftig, wenn er zur Herrschaft gelange, sämtliche Eunuchen von den amtlichen Stellen zu entfernen. Das Verhängnis wollte es, daß Tschuang tsung, nachdem ihm von dem erfolgreichen Feldzuge berichtet war, einen seiner vertrauten Eunuchen, Hiang Yen-ssö, nach Tsch'êng-tu entsandte, um die Truppen zu beloben und Genaueres über 40 den Stand der Dinge zu hören. Kuo Tsch'ung-t'ao lehnte es ab, den Mann in der üblichen Form zu empfangen, und der gekränkte Eunuch sann auf Rache. Geschäftige Gunstjäger beeilten sich, über die Selbstherrlichkeit des Feldherrn und seines Sohnes Beschwerde zu führen, beide hätten das gesamte Heer als ihren Anhang hinter sich, von Schu aus sei auch gebeten

worden, den Vater zum Gouverneur zu machen, und der Verdacht ehrgeiziger Pläne sei nicht abzuweisen. Nach seiner Rückkehr schilderte Hiang Yen-ssë der Kaiserin Liu, was er vernommen hatte, und sie flehte ihren Gemahl unter Tränen an, wenigstens das Leben ihres Sohnes Ki-ki vor dem gefährlichen Menschen zu retten. Tschuang tsung, der bereits früher über den angeblichen Wunsch der Bevölkerung von Schu, Kuo Tsch'ung-t'ao als Oberhaupt zu behalten, stutzig geworden war, begann bei dieser neuen Nachricht Verdacht zu schöpfen, und als er seiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, daß die Beute aus dem reichen Schu so spärlich sei, erwiderte ihm Hiang Yen-ssë, er habe gehört, daß der Inhalt der Schatzkammern an Kuo Tsch'ung-t'ao und dessen Sohn abgeliefert sei. Jetzt gewann der Zorn die Herrschaft über den beutelüsternden Herrscher, und als Mêng Tschì-siang, dem früheren Antrage Kuo Tsch'ung-t'ao's entsprechend, nach Ssë-tsch'uan abreisen wollte, um dort die Verwaltung zu übernehmen, beauftragte ihn Tschuang tsung, den Verdächtigen hinzurichten. Nur mit Mühe gelang es Mêng Tschì-siang, einen Aufschub der Entscheidung zu erlangen, bis er selbst die Dinge in Tsch'êng-tu geprüft habe. Nach Mêng's Abreise aber hielt Tschuang tsung es für richtig, doch noch einen Vertrauensmann, einen Eunuchen namens Ma Yen-kuei, nach Tsch'êng-tu zu schicken, der Kuo Tsch'ung-t'ao beobachten und nötigenfalls mit dem Fürsten von Wei Weiteres erwägen solle. In einer Audienz bei der Kaiserin Liu gab diese ihm eine Aufforderung an ihren Sohn mit, Kuo töten zu lassen. Ma erreichte Tsch'êng-tu früher als Mêng und überbrachte sogleich dem Thronfolger die Aufforderung seiner Mutter. Dieser schwankte, da ein Befehl des Kaisers nicht vorlag, schließlich nahm man dem Unschlüssigen die Entscheidung aus der Hand: als Kuo Tsch'ung-t'ao hinter dem Fürsten von Wei die Stufen zu einer Empore hinaufstieg, zertrümmerte ihm ein Mann aus dem Gefolge des Fürsten auf einen ihm erteilten Befehl mit einem Schlage den Schädel. Seine zwei Söhne wurden gleichzeitig ermordet, dasselbe Schicksal erlitten deren drei Brüder an verschiedenen Orten im Norden. Man fürchtete ihre Rache für die feige Tat. Dem treuen Gefolgsmann Tschuang tsung's war übler Lohn geworden für sein erfolgreiches Wirken, denn kein Beweis läßt sich erkennen für die Pläne, die seine Verleumder ihm zuschieben, nur sein Haß gegen die Eunuchen ist ihm wie manchem anderen seiner Art zum Verhängnis geworden. Im Frühjahr 926 wurde der entthronte Wang Yen mit seiner gesamten Verwandtschaft und allen seinen Beamten, nach dem *T'ung-kien* „mehrere tausend Personen“, nach Lo-yang abtransportiert. In Tsch'ang-ngan erhielt die Schar den Befehl, dort zu bleiben, und bald danach wurden Wang Yen und alle Mitglieder seiner Familie von den Eunuchen des Palastes verräterischer Absichten verdächtigt und hingerichtet. Kurze Zeit nach diesem Abtransport trat auch der Fürst von Wei mit einem Teil des Heeres den Rückmarsch an, nachdem er den Ministerialpräsidenten Jen Huan zum Chef der Verwaltung bis zum Eintreffen Mêng Tschì-siang's ernannt, einer Anzahl von Generalen den

Schutz von Tsch'êng-tu anvertraut und den General Li Schao -tsch'ên zum Führer einer Nachhut von 12 000 Mann bestimmt hatte. Kuo Tsch'ung-t'ao hatte noch seinen Generalstabschef und Vertrauten Tung Tschang, einen Mann unbekannter Herkunft, der schon unter den Liang gedient hatte
 5 und wegen seiner Tüchtigkeit von Tschuang tsung übernommen war, als „Militärgouverneur von Kien-nan Tung-tsch'uan“ (das nordöstliche Ssë-tsch'uan mit Tsë-t'ung als Hauptort) eingesetzt. Der Fürst von Wei hatte Tsch'êng-tu kaum verlassen, als Li Schao-tsch'ên, die Empörung über die Ermordung Kuo Tsch'ung-t'ao's unter den Truppen benutzend, den T'ang
 10 den Gehorsam aufkündigte und sich selbst zum Militärgouverneur von Si-tsch'uan erklärte. Tung Tschang, den er zur Teilnahme aufforderte, versagte sich ihm jedoch, und nur diesem Umstande war es zu danken, daß Jen Huan, nachdem der Fürst von Wei auf dem Marsche in Li tschou Kenntnis von den Vorgängen erhalten und ihm eine Truppe von 7000 Mann
 15 zur Verfügung gestellt hatte, gemeinsam mit Tung Tschang die Revolte rasch niederschlagen konnte. Mêng Tschì-siang blieb bei seiner Ankunft in Tsch'êng-tu nur übrig, die allgemeine Erregung nach Möglichkeit zu beschwichtigen. Er selbst trat seinen Posten als „Gouverneur (*yin*, s. II, 541) von Tsch'êng-tu“ und „Militärgouverneur von Kien-nan Si-tsch'uan“
 20 an, so daß das Gebiet von Schu nunmehr in zwei gleichgeordnete Landgebiete eingeteilt war.

Die nahezu kampflose Unterwerfung der reichen Gebiete von Ssë-tsch'uan trug unzweifelhaft dazu bei, die Stellung der T'ang gegenüber den anderen unabhängigen Fürsten zu verstärken, und dennoch lag ihre
 25 Bedeutung weit weniger hierin als in den mittelbaren, aber katastrophalen Folgen, die sich an die geschilderten Vorgänge knüpften. Mit Tschuang tsung war während der letzten Jahre eine seltsame Veränderung vorgegangen. „Er war von unbeugsamem und ehrgeizigem Charakter“, sagt Ssë-ma Kuang von ihm (*T'ung-kien* Kap. 273 fol. 6r⁰), „und liebte es nicht,
 30 seinen Untergebenen Befugnisse zu überlassen. Nachdem er aber in Lo-yang eingezogen war, vertraute er sich den Schmeichelreden der Musikanten und Eunuchen an, er wurde gleichgültig in den Geschäften und fürchtete sich vor der Nacht“. Den Schlüssel hierzu gibt vielleicht er selbst in einer Unterhaltung mit seinem alten Kampfgenossen Kuo Tsch'ung-t'ao, von der
 35 das *K. Wu tai schi* (Kap. 32 fol. 12v⁰) berichtet. Er klagte ihm gegenüber, daß er Nachts keine Ruhe finde und immer die Bilder der früheren Schlachten vor sich sehe. „Oft sehe ich Traumbilder vor mir, als wäre ich in Ts'ì tsch'êng, (ein Ort wenige Kilometer nördlich von dem heutigen Pu-yang oder K'ai tschou, südlich von Ta-ming, also in dem alten Kampfgebiet,
 40 s. oben S. 18), und dann denke ich an die alten Zeiten mit ihren wilden Kämpfen, höre den Lärm der Trommeln und das Kampfgetöse“ usw. Der Zustand, vermutlich eine Wirkung der überreizten Nerven, verschlimmerte sich, aber von Nutzen wurde er den Eunuchen. Im Interesse ihres Einflusses wollten sie den kaiserlichen Harem vergrößern, und die ausgedehnten

Paläste von Lo-yang mit ihren unbenutzten Räumen mußten die Veranlassung abgeben. Sie redeten dem Monarchen ein, daß in den leeren Hallen nachts Dämonen umgingen, die seinen Schlaf störten, und daß man sie durch Beschwörungen vertreiben müsse. Die Erscheinung habe ihre Ursache in der Leere der Räume. Während früher bis zur Regierung der 5 letzten T'ang-Kaiser nicht weniger als zehntausend Personen in den „sechs Palästen“ gelebt hätten, ständen jetzt die Seitenpaläste (die Frauen-Gemächer) halb leer, daher trieben die Dämonen darin ihr Unwesen. Tschuang tsung ließ sich überzeugen und befahl, den Harem mit Mädchen aus der Bevölkerung zu füllen. So wurden denn 925 etwa dreitausend weibliche 10 Personen aufgegriffen und in den Palast geschafft, ohne daß man viel fragte, woher sie kamen. Tschuang tsung aber geriet immer tiefer in die Verstrickung der „Eunuchen und Musikanten“. Er verlor das Interesse an der Würde des Thrones, für die er sein Leben hindurch gekämpft hatte, wurde grausam und undankbar, selbst seine treuesten Anhänger und Mit- 15 kämpfer, wie Kuo Tsch'ung-t'ao, Tschu Yu-k'ien und Li Ssë-yuan waren nicht mehr sicher vor seinem Mißtrauen, das durch die Kaiserin Liu, eine kluge, aber selbstsüchtige Frau, die selbst einst dem Kreise der „Musikanten“ angehört hatte und jetzt die Hauptstütze der Eunuchen war, noch weitere Förderung erfuhr.

20

So standen die Dinge am Hofe, als die Ereignisse von Ssë-tsch'uan anfangen im Norden bekannt zu werden, und zwar zunächst in der Form von wilden, völlig entstellten Gerüchten. Diese Gerüchte erhielten noch besondere Nahrung, als Ma Yen-kuei aus Tsch'eng-tu zurückkam und auf Betreiben der Eunuchen nunmehr die drei übrigen Söhne Kuo Tsch'ung- 25 t'ao's und sonstige Verwandte umgebracht wurden, ja, sein gesamter Anhang ausgerottet werden sollte, und das alles im Namen von Tschuang tsung. So wurde erzählt, daß Kuo Tsch'ung-t'ao den Fürsten von Wei getötet und sich zum König von Schu gemacht habe. Andere wollten wissen, daß die Kaiserin Liu die Schuld am Tode ihres Sohnes dem Kaiser zu- 30 geschrieben und diesen habe umbringen lassen. Die Erregung wurde gesteigert, als am Anfang des Jahres 926 mehrere hochgestellte Beamte, darunter der mutige Tschu Yu-k'ien, auch Li Ki-ling genannt, die aus ihrer Entrüstung über Kuo Tsch'ung-t'ao's Ermordung kein Hehl gemacht hatten, von den Eunuchen und Musikanten eines hochverräterischen Komplotts 35 bezichtigt und samt ihren Familien hingerichtet wurden. Selbst vor Li Ssë-yuan machten die Verdächtigungen der Eunuchen nicht Halt, und heimliche Warnungen rieten ihm zur Flucht. Er meinte jedoch, er wolle dem Schicksal nicht vorgreifen. Unter dem Einfluß dieser Gerüchte und Ereignisse, sowie aus einer murrenden Unzufriedenheit heraus, daß der 40 Kaiser der Mühen seiner alten Soldaten nicht mehr gedenke, die mehr als zehn Jahre für ihn gekämpft hätten, begannen im Frühjahr 926 die Truppen des Militärbezirks Wei-po im südöstlichen Ho-peï zu meutern. Sie zogen plündernd durch das Land und besetzten Ye tu (Ta-ming, s. oben S. 21),

der Widerstand treu gebliebener Abteilungen wurde niedergeschlagen. Tschuang tsung nahm bei der ersten Nachricht das Ganze wenig ernst, zumal die Kaiserin von einer Bagatelle sprach, „wegen der man keine hohe Persönlichkeit zu bemühen brauche“. So wurde ein sonst nicht bekannter
 5 General, Li Schao-jung, mit dreitausend Mann abgeschickt, „der Sache zu erledigen“. Aber Li Schao-jung vermochte zwar mit den Rebellenführern am Stadttore zu verhandeln, jedoch keine Übergabe zu erreichen, gewaltsame Versuche gegen die befestigte Stadt waren aussichtslos. Tschuang tsung fuhr zornig auf bei dieser Meldung; noch einmal regte sich der alte
 10 Kampfgeist in ihm, und er wollte selbst nach Ye eilen, die Aufrührer zu züchtigen. Mit Mühe redete seine Umgebung ihm den Gedanken aus und empfahl einmütig und dringend, Li Ssë-yuan zu berufen als den einzigen Mann, der der Lage gewachsen sei. Tschuang tsung, der Li Ssë-yuan haßte und fürchtete, stimmte schließlich zu.

15 Li Ssë-yuan, der als besonderer Bevollmächtigter die Nordgrenze getreu bewacht und auch mehrere Einbrüche der K'i-tan in Yu tschou und Yü tschou (die Gegend von Süan-hua bei Kalgan) erfolgreich abgewehrt hatte, rückte alsbald mit den Palastgarden gegen Ye. Er stand in hoher Verehrung bei allen Truppenteilen, und so wurde auch ein Kampf gegen die
 20 Meuterer nicht nötig. Die Führer klagten ihm ihr Leid, das in den Zuständen am Hofe und dem Schreckensregiment im Lande seine Ursache habe, und baten ihn schließlich, dahin wirken zu wollen, daß der Kaiser die Gebiete südlich vom Huang ho, er selbst aber als Soldaten- und Volksherrscher die nördlich davon regiere. Alle Truppen im Norden würden zu
 25 ihm stehen. Li Ssë-yuan wies den Verrat entsetzt zurück, blieb aber mit den Truppen in der Stadt, die ihm gehorsam huldigten, in gutem Einvernehmen, da er die Berechtigung ihrer Klagen nur zu gut verstand. Schließlich kam man überein, daß Li Ssë-yuan dem Kaiser die Lage persönlich vorstellen und aufklären solle. Li trat den Rückweg nach Süden
 30 an und blieb vorläufig in Hiang (= Tschang-tê) auf dem Wege nach Lo-yang. Während dessen aber griff die Erregung unter den Truppen der verschiedenen Bezirke mit Windeseile um sich, weitaus die meisten Militärgouverneure erklärten sich für Li Ssë-yuan, es kam zu Kämpfen zwischen den Parteien, selbst in der Hauptstadt setzte die Unruhe ein. Tschuang
 35 tsung hatte zuerst durch Li Schao-jung, der mit in Ye gewesen war, von Li Ssë-yuan's „Übergang zu den Meuterern“ erfahren, und dieser wußte jetzt alle Versuche Li's, mit dem Kaiser in Verbindung zu kommen, erfolgreich zu verhindern. Nünmehr begann auch Li an der Möglichkeit einer Rettung der Lage zu verzweifeln: die Verblendung des umgarnten Herrschers war hoffnungslos, und Li beschloß, der Entwicklung ihren Lauf zu
 40 lassen. Statt des Kaisers wollte er den Staat retten. Er verlegte sein Standort nach Ta-liang (K'ai-fêng), dort stieß eine Anzahl weiterer Heerführer des Nordens zu ihm und drang in ihn, zu handeln. Aber er selbst blieb abwartend. Tschuang tsung aber fühlte allmählich, wie ihm der

Boden unter den Füßen schwand. Einer nach dem anderen von seinen Militärgouverneuren und selbst von seiner näheren Umgebung verließ ihn und ging auf die Gegenseite. Die Truppen in der Hauptstadt waren längst unruhig, nur wenige Abteilungen hielten noch zu ihm. Tiefe Niedergeschlagenheit überkam ihn. Es ist schwer zu verstehen, wie dieser jetzt 5 zweiundvierzigjährige Mann alle seine frühere Entschlossenheit, Tatkraft und Unerschrockenheit so völlig einbüßen und der giftigen Atmosphäre des Palastes erliegen konnte. Jammernd und hilflos stand er in seiner Umgebung, allen Reichtum seiner Schatzkammern und alles Gold und Silber, das sein Sohn aus Ssö-tsch'uan bringen sollte, jedem ver- 10 sprechend, der ihm Schutz und Rettung gewähre. „Euer Majestät Freigebigkeit kommt zu spät“, sagte man ihm kühl, „die Leute haben keinen Sinn mehr für Ihre Gunst“ (*T'ung-kien* Kap. 274 fol. 17^v). Entschlußlos, ohne Plan und Ziel zog er mit einer Streitmacht von 25 000 Mann von Lo-yang nach Osten, Li Ssö-yuan entgegen. Als er über Yung-tsê (am Huang 15 ho, halbwegs bis K'ai-fêng) hinaus gekommen war, kam die Nachricht, daß Li Ssö-yuan bereits in Ta-liang sei. Die Truppen begannen zu meutern, willenlos kehrte er um, zehntausend Mann hatten ihn verlassen. Mitte Mai erreichte er Lo-yang, und bald nachdem er den Palast betreten hatte, entspann sich ein blutiger Kampf aufrührerischer Abteilungen unter der 20 Anführung von Kuo Ts'ung-k'ien, einem früheren „Musikanten“ und Vertrauten des Kaisers, mit seiner Leibwache. Er ging hinaus mit der Absicht, Frieden zu stiften, da traf ihn ein Pfeil und streckte ihn nieder. Man trug ihn hinein, seine gesamte Umgebung bis auf eine kleine Gruppe war geflüchtet. Er zog sich den Pfeil aus der Wunde und bat um einen 25 Schluck Wasser. Die Kaiserin kümmerte sich nicht um ihn, sondern überließ ihn den Eunuchen. Unter ihren Händen starb er. Ein Falkenwärter schüttete die Musikinstrumente über seine Leiche und verbrannte das Ganze. Falls dieser Bericht auf Wahrheit beruht — und wir dürfen es kaum bezweifeln — konnte es kein symbolhafteres Ende geben für dieses 30 Opfer der Eunuchen, an die der tapfere Krieger von einst seine Freunde, seinen Thron und seine Ehre verloren hatte.

Die Katastrophe im Palast war das Signal zur allgemeinen Auflösung. Wer die Möglichkeit dazu hatte, raffte an Wertsachen an sich, was er erreichen konnte, und flüchtete, allen voran die Kaiserin Liu. Die Truppen 35 plünderten und brandschatzten, alle Ordnung war zu Ende. Li Ssö-yuan rückte auf die Kunde von dem Geschehenen in Eilmärschen von K'ai-fêng heran, mit seinem Erscheinen trat Beruhigung ein, alles Plündern wurde unterdrückt, die Disziplin wiederhergestellt. Er ließ die Reste von Tschuang tsung's Gebeinen sammeln und sorgte später für ihre würdige 40 Beisetzung in Sin-ngan, westlich von Lo-yang. Weiter gehende Ziele hatte Li Ssö-yuan nach allem, was er sagte und tat, zunächst nicht. Er enthielt sich aller Regierungshandlungen, wohnte nicht einmal im Palast und beauftragte einen Vertrauten Tschuang tsung's namens Tschu Schou-yin, der,

ursprünglich ein Sklave des Kaisers, zu hoher militärischer Stellung aufgestiegen war, in der Stadt Ordnung zu halten, bis der Thronfolger, der Fürst von Wei, aus Ssë-tsch'uan zurückgekommen sei, um die Regierung zu übernehmen. Er selbst werde auf seinen Grenzposten im Norden 5 zurückkehren und dort weiter den Schutz des Reiches gegen die Einfälle der K'i-tan übernehmen. Mag dies ehrlich gemeint gewesen sein oder nicht, jedenfalls war Li Ssë-yuan bis dahin kein Rebell und wollte nicht als solcher gelten. Seine weiteren Handlungen mögen zu Zweifeln Anlaß geben, entscheidend sind auch sie nicht. Auf seine Erklärung hin erfolgten dringende 10 Vorstellungen der Generale, Militärgouverneure und des gesamten Beamtentums, in Anbetracht der Lage des Staates die Herrschaft zu übernehmen.

Zu regeln blieb aber die Frage der Legitimität einer etwaigen Thronfolge. Tschuang tsung hatte fünf Söhne hinterlassen. Ki-ki, der Fürst von Wei, 15 der älteste, war abwesend, die vier anderen waren noch zu jung für eine selbständige Stellung. Mit Rücksicht auf diese Umstände lehnte Li Ssë-yuan den Antrag zunächst ab. Am 20. Mai 926 baten darauf die Antragsteller, er möge dann wenigstens die Stellung eines Regenten (*kien-kuo*) übernehmen. Dem wurde Folge gegeben, und am 22. Mai siedelte er in den 20 Palast über. Nunmehr erfolgte eine neue dringende Bitte an ihn, den Thron zu besteigen, er sei schließlich ebenso ein Sohn T'ai tsu's (Li K'o-yung's) wie Tschuang tsung (s. oben S. 16), und die Kaiser Jui tsung, Wên tsung und Wu tsung der T'ang seien Beispiele einer Thronfolge des jüngeren auf den älteren Bruder (s. II, 414, 485 u. 489). Li Ssë-yuan gab 25 nach, am 3. Juni bestieg er den Thron.

Inzwischen hatte sich auch, ohne sein Zutun, die Lage für ihn erleichtert. Am 19. Mai war der Fürst von Wei auf dem Rückmarsche aus Ssë-tsch'uan in Hing-p'ing im Wei-Tal, etwa 50 km westlich von Si-ngan, eingetroffen. Dort hörte er zuerst von dem Umsturz in Lo-yang. Er wollte zunächst 30 westlich nach Fêng-siang abmarschieren und sich dort festsetzen, entschloß sich dann aber nach wenigen Kilometern auf den Rat seiner Umgebung, wieder umzukehren und den Versuch zu machen, in Lo-yang den Thron zu retten. Ratlosigkeit herrschte bei dem jungen Manne wie bei seiner Umgebung. Als er Wei-nan, 50 km östlich von Si-ngan, erreicht hatte, 35 wurde seine Umgebung aufsässig, kündigte ihm den Gehorsam und überließ ihn sich selbst. Verzweifelt an allem, bat der Unglückliche seinen Begleiter, ihn zu töten. Dieser erfüllte den Wunsch und erdrosselte ihn. Jen Huan, der sich unterwegs dem Heere angeschlossen hatte, führte die Truppen nach Lo-yang und meldete das Geschehene Li Ssë-yuan, der wie das *W.t.s.* 40 (Kap. 14 fol. 13v⁰) angibt, bereits den Thron bestiegen hatte, ohne von dem Tode des Fürsten etwas zu wissen. Der neue Herrscher hatte hiernach also keine Rücksicht mehr auf den Thronfolger genommen, ob im Hinblick auf die unsichere Lage des Staates, muß dahin gestellt bleiben.

Aber hiervon abgesehen, rief die Thronbesteigung Li Ssë-yuan's für das

Ethos des chinesischen Staatsrechts noch andere Fragen hervor. Die Räte des neuen Kaisers erklärten die T'ang-Dynastie nunmehr für wirklich erloschen, man müsse der neuen Dynastie einen neuen Namen geben. Aus naheliegenden Gründen waren es vor allen die früheren Beamten der Liang, die den Wechsel verlangten. Hier lag in der Tat ein Fall vor, für den die 5 Geschichte kein Vorbild hatte. Tschuang tsung's Großvater, Li Kuo-tsch'ang, ein „Barbar“, war zu einem Mitgliede des Sippenverbandes der T'ang gemacht worden (II, 513); Li Ssë-yuan, angeblich wie Li K'o-yung ein Glied des türkischen Scha-t'o-Stammes, war wieder von diesem in seine Familie aufgenommen (s. II, 513ff.), und seine Offiziere hatten ihn 10 deshalb für gleichstehend mit einem Bruder Tschuang tsung's erklärt (s. oben S. 30). Mit Rücksicht hierauf lehnte Li Ssë-yuan den Antrag ab: er gehöre mit zum Hause der T'ang, und „welchem Gesetze entspricht es, wenn die Familie die gleiche, die Dynastie aber eine andere ist?“ (*K.Wu tai schi* Kap. 35 fol. 11r⁰). Ob Li Ssë-yuan als Rebell anzusehen sei oder als be- 15 rechtigter Erbe (nach dem Tode des Thronfolgers), ob er an dem Tode Tschuang tsung's schuld sei oder nicht, ja ob diese Soldatenführer „barbarischer“ Herkunft nicht überhaupt als Usurpatoren zu gelten hätten, diese Fragen haben die konfuzianischen Gelehrten zu weitschichtigen Erörterungen veranlaßt, aber zu keiner klaren Entscheidung kommen lassen. 20 Jedenfalls fand die auch von Li Ssë-yuan beharrlich festgehaltene Fiktion von der ununterbrochen weiter herrschenden T'ang-Dynastie nicht allgemeine Zustimmung.

Li Ssë-yuan, oder, wie er mit seinem posthumen Namen heißt, Ming tsung, begann sein Regiment damit, daß er das Unrecht seines Vorgängers 25 gut zu machen suchte, soweit es ihm möglich war. Zunächst wurden die beiden hervorragendsten Opfer des Intrigenspiels unter Tschuang tsung, Kuo Tsch'ung-t'ao und Tschu Yu-k'ien (s. oben S. 25 u. 27), nachträglich in alle Ehren und Würden wiedereingesetzt, dann folgte das Strafgericht gegen die „Musikanten“ und Kreaturen des Harems mit ihrer Schützerin, 30 der Kaiserin Liu; zu hunderten waren sie in die Berge geflüchtet oder hatten als Mönche Unterschlupf in den Klöstern gefunden. Soweit sie aufgefunden werden konnten, wurden sie hingerichtet, in Tsin-yang (T'ai-yuan) allein über siebzig. Die Kaiserin hatte sich mit ihrem Raube als Nonne in ein Kloster von Tsin-yang zurückgezogen, verfiel aber dort dem gleichen 35 Schicksal. Anders war es mit Tschuang tsung's Brüdern und seiner nicht erbberechtigten Nachkommenschaft, die noch im kindlichen Alter war. Ming tsung hatte Nachforschungen nach ihrem Verbleib anstellen lassen, hegte aber nicht die Absicht, sie in das Verderben ihrer Familie hineinzuziehen. Sein alter persönlicher Freund und Vertrauensmann, Ngan Tschung- 40 hui aber, dem er die Leitung der Geschäfte in die Hände gab, hielt in Betracht künftiger Rachegelüste die Mildherzigkeit seines Herrn für gefährlich: nachdem ihm von der Bevölkerung verraten war, daß sich zwei von den sechs Brüdern in den Bergen südlich von Lo-yang verborgen hielten,

ließ er sie heimlich umbringen. „Als Ming tsung davon hörte, machte er Ngan Tschung-hui heftige Vorwürfe und war noch lange Zeit von Trauer darüber erfüllt“, sagt ein nahezu zeitgenössischer Chronist. Zwei andere Brüder, von denen einer die Kaiserin begleitet hatte, wurden von den Soldaten auf der Reise erschlagen, über das Ende eines fünften und das von Tschuang tsung's vier jungen Söhnen in den allgemeinen Wirren ist nichts bekannt geworden. Nur der sechste Bruder, der in Tsin-yang krank lag, blieb am Leben, der Rest der Familie. Kuo Ts'ung-k'ien (s. oben S. 29), der hochgekommene Musikant und Verräter seines Herrn, wurde samt seiner Sippe zu Tode gebracht.

Ming tsung war literarisch ungebildet, er konnte weder schreiben noch lesen und fand sich deshalb öfter in den Händen gelehrter Ratgeber, als es für seine guten Absichten nützlich war. Auch Ngan Tschung-hui's Schriftkenntnisse waren nicht ausreichend, und es wurde eine besondere Behörde, das *tsun-ming tien* geschaffen, ein Vertrauenskabinet, das alle ein- und ausgehenden Schriftstücke bearbeiten sollte.

Trotz seiner Ungelehrtheit war Ming tsung indessen sich seiner Herrscherpflichten besser bewußt als mancher seiner gelehrten Vorgänger, und er suchte sie zu erfüllen, so gut er es vermochte. Müde des ständigen Krieges, hatte er den besten Willen, am Hofe und in der Zentralregierung Ordnung zu schaffen, in den Provinzialverwaltungen Erpressungen und Gewalttätigkeiten zu unterdrücken und die Lage der Bevölkerung, von der wir wenig erfahren, die aber jammervoll genug gewesen sein mag, nach Möglichkeit zu erleichtern. Wo hier Verfehlungen zu seinen Ohren kamen, griff er mit den härtesten Strafen ein, und weder Stellung noch Verwandtschaft schützte den Schuldigen. „Die königliche Ordnung duldet keinen Eigennutz, wie kann man sich da um Verwandte bemühen?“ erwiderte er auf die Bitte eines Verwandten seines Schwiegersohnes und Vertrauten, des machtvollen Schi King-t'ang (s. unten), um Gnade für einen schuldig gewordenen Anhänger und ließ ihn hinrichten. Er führte Steuererleichterungen ein, wo immer es angängig war, und machte unzeitgemäßen Einrichtungen ein Ende, die für die Bevölkerung nur Anreiz zu Ungesetzlichkeiten und Bestechungen, für die Beamten eine Quelle unredlichen Erwerbs geworden waren. So hob er das staatliche Monopol für Spirituosen-Brennerei auf, das seit 782 eingeführt war, und gab die Brennerei frei, nachdem sie lange Zeit bereits heimlich betrieben war; dafür erhob er von den Brännern eine feste Abgabe im Herbst von ihren Grundstücken. Ebenso verfuhr man mit dem Staatsmonopol für eiserne Geräte sowohl in der Landwirtschaft wie im Hausgebrauch; auch das wurde abgelöst durch eine feste Grundrente in bar. Ferner wurde eine gesetzliche Unterstützungspflicht der wohlhabenderen Bauern gegenüber den armen eingeführt und fest organisiert, indem in jedem Dorfe einige Wohlhabende zu Ältesten ernannt wurden, die dann gemeinsam mit den Dorfgenossen festzusetzen hatten, in welchem Maße durch Gewährung von Saatkorn Unterstützung an die Einzelnen zu ge-

währen sei. Zu der festeren Ordnung im Lande kamen ständige gute Ernten, und da auch kriegerische Unternehmungen kaum nötig wurden, so tragen die Chronisten keine Bedenken, die Regierungszeit Ming tsung's als eine „im Vergleich mit der Gesamtperiode der fünf Dynastien kleine Blütezeit“, (s. *Li-ki* VII, 1,3) zu bezeichnen. 5

Seinen Mangel an Bildung mag Ming tsung zuweilen schmerzlich empfunden haben, aber er hat ihn nie verleugnet, und Umgang mit Gelehrten war ihm eine Freude. So war es eine seltsame Schicksalsfügung, daß gerade unter diesem ungelehrten Kaiser die konfuzianische Gelehrsamkeit jenes technische Förderungsmittel erhielt, das ihre Verbreitung und ihre gewaltige 10 Entwicklung später in der Sung-Zeit erst ermöglicht hat und das bisher im wesentlichen nur Buddhisten und Taoisten verwendet hatten: den Holzplattendruck. Die neun Werke des Kanons (I, 307f.) sollten auf Antrag der Minister Fêng Tao und Li Yü 932 nach den in Lo-yang befindlichen Steintafeln zum ersten Male auf Holzplatten geschnitten, gedruckt und 15 allgemein käuflich gemacht werden (s. II, 582f., 598f. und unten). Das Werk konnte allerdings wegen der ständigen Kriege und dynastischen Umwälzungen nur langsam fortschreiten: erst i. J. 953 wurde es unter der Späteren Tschou-Dynastie vollendet (s. unten). Fêng Tao, der unbedenklich von einem Herrscherhause zum andern hinüberwechselte (s. unten) und 20 auch in Tschou Minister war, konnte den Abschluß noch erleben, das Jahr darauf starb er. Mit dieser Verordnung war der Buchdruck endgültig „hoffähig“ geworden und konnte seinen glänzenden Triumphzug beginnen. Erfunden ist der Holzplattendruck jedoch keineswegs von Fêng Tao, wie oft angegeben wird, überhaupt nicht in Lo-yang, sondern lange vordem 25 wurde er bereits in Schu (Ssë-tsch'uan) angewendet. Nachzuweisen ist er dort schon für das Jahr 883, doch war er sicher bereits früher in Gebrauch, allerdings außer für buddhistische und taoistische Schriften nur für billige Volkstheater, wie denn auch die Druckerzeugnisse anscheinend noch sehr mangelhaft waren. Aber auch die Emporhebung des Plattendrucks aus 30 der Tiefe des „vulgären“ und „niederen“ Schrifttums auf die Höhen der konfuzianischen Gelehrtenliteratur ist schon vor Fêng Tao in Tsch'êng-tu unter Mêng Tschì-siang von dem dortigen Minister und Bücherliebhaber Mu Tschao-yi in den zwanziger Jahren des 10. Jahrhunderts bewirkt worden, indem dieser von Mêng die Erlaubnis erwirkte, die neun kanonischen Schrif- 35 ten mit Holzplatten drucken zu lassen. Wahrscheinlich sind Fêng Tao und Li Yü erst durch dieses Vorbild zu ihrem Unternehmen angeregt worden, aber den Ruhm bei der Nachwelt hat Fêng Tao allein geerntet. Dieser erste Druck des konfuzianischen Kanons ist natürlich für das gesamte geistige und politische Leben der Chinesen von ungeheurer Bedeutung 40 gewesen.

Reinen Willens wie Ming tsung als Herrscher gewesen sein mag, den Gang der Entwicklung zu wenden reichten seine Fähigkeiten nicht aus, weder im Innern noch nach außen. Die entfesselten Kräfte einer verwilderten

Welt waren stärker als der einfache Kriegermann. Die Länder des Südens und Westens, wo die verselbständigten Gouverneure der T'ang ihre Staaten geschaffen hatten, entzogen sich auch weiterhin der Zentralgewalt von Lo-yang und K'ai-fêng, führten Kriege auf eigene Hand und gaben Ming 5 tsung oft genug Anlaß zu Sorgen und auch zu bewaffnetem Einschreiten. Kao Ki-tsch'ang, der Gouverneur von King-tschou (in Hu-peï, als Militärbezirk auch King-nan genannt), von Mo ti einst zum Fürsten von P'o-hai, dann von Tschuang tsung zum Fürsten von Nan-p'ing gemacht, nachdem er in verdächtiger Dienstbeflissenheit gleich nach der Thronbesteigung des 10 letzteren noch 923 sich in Lo-yang eingefunden und aus Ehrfurcht vor dem Ahnherrn des neuen Kaisers, Li Kuo-tsch'ang, seinen eigenen Vornamen Ki-tsch'ang in Ki-hing geändert hatte, wurde der erste Friedensstörer. Mehrfach war Tschuang tsung geraten worden, den Mann in Lo-yang zu behalten, aber Kuo Tsch'ung-t'ao, der meinte, daß „Vertrauen und Rechtlichkeit in 15 China Geltung behalten müßten“, bat, ihn „in die Grenzgebiete“ zurückgehen zu lassen. Kao Ki-hing sprach, dort angekommen, in einer weinseligen Stunde seine Meinung offen aus: „Zwei Fehler sind bei dieser Reise gemacht worden; der eine war, daß ich an den Hof ging, der andere, daß man mich zurückließ.“ Die Vorgänge in Lo-yang schienen ihm gute 20 Möglichkeiten für seine Pläne zu eröffnen: nachdem er die von Tsch'êng-tu auf dem Yang-tsë herabkommenden Transporte der vom Fürsten von Wei in Ssë-tsch'uan eingesammelten reichen Schätze (s. oben S. 25) abgefangen und beschlagnahmt hatte, besetzte er im Frühjahr 927 die Grenzgebiete des östlichen Ssë-tsch'uan mit K'uei-tschou als Hauptstadt. Es war dies 25 die Antwort darauf, daß Ming tsung Kao's Antrag, seinen Sohn zum Gouverneur jener Gebiete zu machen, abgelehnt hatte. So mußte Ming tsung wieder auf Kampf denken: er entzog Kao Ki-hing alle seine Würden, beauftragte Tung Tschang, den Gouverneur von Ost-Ssë-tsch'uan (s. oben S. 26), und Ma Yin, den König von Tsch'u (s. oben S. 12), mit der Nieder- 30 werfung des benachbarten Rebellen und schickte selbst ein Heer nach dem Süden. Das während der eingetretenen Regenzeit besonders ungesunde Klima am Yang-tsë aber, sowie Verpflegungsschwierigkeiten lähmten die Tätigkeit der Truppen, und Ming tsung mußte vorläufig den Rückzug anordnen. Indessen begann Kao Ki-hing doch um seine Lage besorgt zu 35 werden: er fühlte sich Ming tsung's Macht nicht gewachsen und wandte sich an Yang P'u, König von Wu (einen anderen Sohn Yang Hing-mi's, s. oben S. 12), um Hilfe, ja er bot ihm sogar an, sein Vasall zu werden. Sü Wên, der beherrschende Staatsmann von Wu, hielt es jedoch für zweckmäßiger, abzulehnen, und empfahl Kao, lieber Vasall von T'ang zu bleiben. Noch 40 im Sommer wurde es möglich, Kao Ki-hing's Truppen aus den besetzten Gebieten wieder zu vertreiben, und im Frühjahr des folgenden Jahres (928) wurde seine Strom-Flotte durch die von Tsch'u vernichtend geschlagen. Die Hauptstadt Kiang-ling (King-tschou) wurde besetzt, und Kao Ki-hing bat um Frieden. Der kluge Ma Yin schonte die Stadt und den Staat und

erklärte, daß Kiang-ling wegen seiner Lage zwischen Wu und Tsch'u erhalten werden müsse, damit es der T'ang-Regierung als Schutzwehr diene. Kao Ki-hing's Tod am Ende des Jahres machte allen Schwierigkeiten ein Ende. Sein Sohn Ts'ung-hui, der seines Vaters Politik immer mißbilligt hatte, unterwarf sich den T'ang und wurde zum Gouverneur von King-nan, 5 später zum König von P'o-hai ernannt. Das Land blieb von da ab in seinem Lebensverhältnis bis zur Einigung des Reiches.

So beständig das Treueverhältnis von Tsch'u zu dem Hause der T'ang blieb, so zweifelhaft war von jeher das von Wu (vergl. oben S. 12 u. 22). Sü Wên, ein Mann dunkler Herkunft, war die treibende Kraft in der Un- 10 abhängigkeitsbewegung, nicht bloß in Wu, sondern in den südlichen Ländern überhaupt. Nachdem Yang Hing-mi sich i. J. 887 selbst zum Militär-gouverneur von Huai-nan ernannt hatte (s. II, 526), war sein Sohn und Nachfolger Yang Wu einen Schritt weiter gegangen und hatte sich i. J. 905 zum Fürsten von Wu erklärt. Unter ihm begann Sü Wên, alle Macht im 15 Staate an sich zu bringen. 908 fiel Yang Wu durch Mörderhand, wobei Sü Wên wohl die Hand im Spiel hatte. Ein anderer Sohn Yang Hing-mi's, Yang Lung-yin (auch Yang Wei genannt), folgte ihm, und Sü Wên, nun auf dem Gipfel der Macht, suchte ihn zu bewegen, den Kaisertitel (*t'ien tsë*) anzunehmen. Aber der mißtrauische Herrscher weigerte sich, er mochte 20 ahnen, wohin der Ehrgeiz seines Ministers zielte. Soviel indessen erreichte dieser, daß Wu 919 die Jahresbezeichnungen der T'ang einstellte (vergl. unten). Auf Yang Lung-yin folgte zwei Jahre später Hing-mi's jüngster Sohn Yang P'u. Auch er hat sich anscheinend geweigert, Sü Wên's Drängen, den Kaisertitel zu führen, stattzugeben, vermutlich hat auch die Nieder- 25 werfung von King-nan 927 den Minister selbst vorsichtig gemacht. Noch in dem gleichen Jahre starb dieser, und die Lage war für den Augenblick erleichtert, aber die Pläne Sü Wên's lebten weiter. In Lo-yang waren die Bestrebungen von Wu nicht unbemerkt und nicht unbeobachtet geblieben. Schon i. J. 923, als Yang P'u seine Beglückwünschungsgesandtschaft zu 30 Tschuang tsung schickte, waren in dem Schreiben Ausdrücke der Gleichberechtigung angewandt, die zusammen mit der früheren Haltung des Landes starkes Mißtrauen erweckt hatten. Kuo Tsch'ung-t'ao plante bereits eine militärische Expedition auf dem Yang-tsë, um die unbotmäßigen Staaten dort zur Unterwerfung zu zwingen, aber in Folge der Ereignisse in 35 Ssë-tsch'uan kam das Vorhaben nicht zur Ausführung. Da auch bei dem Unternehmen gegen King-nan die Haltung von Wu gegenüber dem Hilferufe von Kao Ki-hing durchaus nicht eindeutig war, so wurde 928 eine neue Gesandtschaft von Wu, die angeblich ein Freundschaftsverhältnis herstellen sollte, auf Ngan Tschung-hui's Rat abgewiesen. Ruhe herrschte seitdem 40 nicht mehr zwischen den Süd-Staaten, die Zeit der (früheren) „fünf Dynastien“ und „sechzehn Staaten“ schien wieder kommen zu sollen.

Im äußersten Süden, dem Gouvernement Ling-nan, hatte ein jüngerer Bruder Liu Yin's, Liu Yen (später Lung genannt), i. J. 917 ein neues

- Kaiserreich Ta Yüe gegründet. Schon im nächsten Jahre wurde aber der Name in Han umgeändert (gewöhnlich Nan Han genannt), weil damit der Glanz der alten Dynastie auf den Neuling strahlen sollte, der durch seinen Namen Liu die Verbindung hergestellt glaubte. Liu Yen hielt es
 5 für geraten, durch eine Gesandtschaft, die in Wu seine Thronbesteigung mitteilen sollte, Yang Lung-yin ebenfalls die Annahme des Kaisertitels zu empfehlen. Wir sahen, welches die Wirkung davon in Wu war. So erklärt sich auch die auffallende Übereinstimmung beider Fürsten in der Ausdrucksweise des Gleichberechtigungsanspruchs in ihren Glückwunschs-
 10 schreiben an Tschuang tsung (s. oben). Das Beispiel der Liu-Sippe wurde in Wu etwas später nachgeahmt. Hier hatte ein Adoptivsohn Sü Wên's, Sü Tschü-kao, den eigentlich Yang Hing-mi hatte adoptieren wollen, aber wegen des Widerspruchs seiner Söhne seinem Minister zur Adoption auf-
 15 genötigt hatte, die von seinem Adoptivvater fallen gelassenen Fäden aufgenommen und weiter gesponnen. Er zwang 937 Yang P'u zum Verzicht auf den Thron und machte sich selbst zum Herrscher, nannte jedoch seinen Staat Ta Ts'i (er hatte den Titel Fürst von Ts'i geführt) und verlegte die Hauptstadt nach Kin-ling (Nanking). Zwei Jahre später aber entschloß er sich gleichfalls zur Nutzbarmachung seines Namens für den Glanz seiner
 20 Dynastie, er behauptete vor seiner Adoption Li Pien geheißen zu haben, und diesen Namen, einstmals der des großen Hauses der T'ang, nahm er jetzt wieder an, erklärte sogar, er stamme in gerader Linie von diesem ab, und nannte deshalb seinen Staat Ta T'ang (gewöhnlich Nan T'ang genannt). Sogar die Doppelheit der Hauptstadt seiner großen Vorgängerin ahmte
 25 er nach, indem er Kin-ling oder Kien-k'ang (Nanking) zur westlichen, Kuang-ling (Yang-tschou), die bisherige Hauptstadt von Wu, zur östlichen Hauptstadt machte. Im Norden hatte die T'ang-Dynastie Tschuang tsung's (Hou T'ang) inzwischen einem anderen Hause Platz machen müssen, so daß Li Pien sich für den eigentlichen Inhaber der Tradition ausgeben konnte.
- 30 Mit dem ihm südwestlich benachbarten Staate Wu-Yüe (s. II, 521 u. oben S. 12) hat Wu schon zur Liang-Zeit mehrfach Kämpfe wegen einiger Küstengebiete geführt, aber ohne daß irgend eine entscheidende Bedeutung dabei zu erkennen wäre. Wu-Yüe ist während der ganzen Zeit seines Bestehens (mit einer kurzen Unterbrechung bei den Wirren nach Tschuang
 35 tsung's Tode) ein loyaler Vasall der nördlichen Dynastie geblieben. Die Chronisten rühmen seinem Fürsten Ts'ien Liu (II, 521) nach, daß er 910 die große Seemauer von Hang-tschou gegen die Meeresfluten (I, 11f. u. III, 6f.) erbaut, d. h. wohl wiederhergestellt oder fortgeführt und dadurch das Stadtgebiet bedeutend erweitert habe. Ssö-ma Kuang bemerkt
 40 dazu, daß „seitdem der Reichtum von Hang-tschou den ganzen Südosten überstrahlt habe“ (Kap. 267 fol. 16^o). Zu diesem Aufblühen hat natürlich auch der inzwischen von Kanton nach Hang-tschou übergreifende Seehandel der Araber und Perser (II, 550ff.) sein gutes Teil beigetragen. Ts'ien Liu hat diesen Handel auch durch den Bau der neuen Seemauer nach

Kräften gefördert und so die Grundlage geschaffen, auf der sich eine neue Metropole des Reiches erheben sollte, die durch die Schönheit ihrer Lage, den Reichtum ihrer Bewohner und den Ruhm der Gelehrten und Künstler ihrer nördlichen Schwesterstadt, dem zerstörten Tsch'ang-ngan, ebenbürtig werden konnte. Der Glanz seines Namens hat sich denn auch die ganze spätere Geschichte hindurch erhalten. Man hat ihn, ebenso wie den berühmten Helden von Wu, Wu Tsë-sü (I, 175ff.), in Tschê-kiang dem Gott des Meeres als Begleiter zugesellt (III, 96), und sein Grab wird noch heute bei Hang-tschou gezeigt. In dem entlegenen Min (Fu-kien), wo Wang Schên-tschî als Gouverneur saß, der schon von den Liang den Titel Fürst von Min erhalten hatte, konnte sich der gleiche Vorgang wie in Ling-nan und Wu vollziehen: nach Wang Schên-tschî's Tode 925 erklärte sein Sohn das Jahr darauf seine Unabhängigkeit, dessen Bruder und Nachfolger legte sich 933 den Kaisertitel bei. Man wird an ähnliche Vorgänge im Reiche der Tschou i. J. 288 v. Chr. erinnert, die allerdings einen anderen Ausgang nahmen (s. I, 192).

Auch Ssë-tsch'uan wurde schließlich in diese Loslösungsbewegung hineingezogen. Die beiden Gouverneure, Mêng Tschî-siang in West-, Tung Tschang in Ost-Ssë-tsch'uan (s. oben S. 26), waren zwar völlig selbständig, hatten sich aber keines illoyalen Verhaltens schuldig oder verdächtig gemacht. Ngan Tschung-hui indessen war durch die Entwicklung in den südlichen Ländern mißtrauisch geworden. Er sah, wie die beiden Satrapen in den reichen Gebieten, durch die natürlichen Zugangshindernisse der Gebirge und Ströme geschützt, sich eine starke militärische Machtstellung schufen und ganz als unabhängige Fürsten schalteten. In dem ihnen südlich benachbarten Reiche Nan-tschao, mit dem seit dem Ende des 9. Jahrhunderts keine Verbindung mehr bestand (II, 504), herrschten seitdem ebenfalls kaum unterbrochene, vom Palast ausgehende Unruhen, die von einer Reihe umfassender Mordtaten in den regierenden Familien begleitet waren. Seit dem Erlöschen der Dynastie Mêng 902 war die Herrschaft in den Händen der Sippe Tschêng Mai-ssë's, der seinem Staate den Namen Tsch'ang-ho gegeben hatte, bis im Jahre 928 dessen letzter Vertreter von dem Gouverneur von Tung-tsch'uan (in Yün-nan) Yang Kan-tschêng ermordet wurde. Nachdem ein von diesem eingesetzter Zwischenregent, Tschao Schan-tschêng, zehn Monate regiert hatte, beseitigte ihn Yang und bestieg selbst den Thron. I. J. 937 erlitt er das gleiche Schicksal, das er seinem Vorgänger bereitet hatte: einer der Gouverneure, Tuan Ssë-p'ing, verjagte ihn und begründete eine neue Dynastie, die für ihren Staat den Namen Ta-li (also den der Hauptstadt, II, 502) wählte. Er hat, seit 1096 als Hou Li (das „Spätere Li“), bis zum Jahre 1254 bestanden.

40

Das Verhältnis zwischen dem ganz buddhistischen Nan-tschao und Schu gestaltete sich meist friedlich, aber zur Zeit Ming tsung's, unter den Nachkommen von Tschêng Mai-ssë, war die Lage in dem schlecht regierten Lande ganz unsicher. I. J. 914 war ein Angriff gegen Schu klaglich zusammen-

gebrochen, und für einen tatkräftigen Mann wie Mêng Tschì-siang konnte das Land eine leichte Beute werden. Auch diese Möglichkeit mag für Ngan Tschung-hui ein weiterer Grund zur Besorgnis gewesen sein. Anscheinend hat er sich über diese Sorgen auch dem als Sachkenner für die Ssě-tsch'uan-
 5 Fragen bewährten Li Yen (s. oben S. 22f.) gegenüber ausgesprochen. Jedenfalls bat dieser i. J. 927 selbst, ihn als kaiserlichen Inspizienten (*kien-kün*) nach West-Ssě-tsch'uan „zur Ordnung der Verhältnisse“ zu entsenden. Man muß ebensoviel Zweifel an der politischen Einsicht Ngan Tschung-hui's hegen wie an der des gewandten Li Yen, die sich beide einer
 10 solchen Täuschung über die Qualität des Beargwöhnten hingaben. Ob Li Yen etwa weitere eigensüchtige Pläne verfolgte, muß dahingestellt bleiben. Mêng Tschì-siang hatte ihm bei einer früheren Gelegenheit das Leben gerettet, um so verwerflicher würde ein Anschlag gegen den Wohltäter gewesen sein. Der Ausgang dieser „Inspektion“ war so, wie er erwartet werden
 15 mußte. Mêng Tschì-siang empfing den Inspizienten mit kalter Höflichkeit; er erinnerte ihn an seine frühere Mission unter Tschuang tsung, die den Untergang beider Herrscher, Wang Yen's wie Tschuang tsung's (s. oben S. 25 u. 29), zur Folge gehabt hätte, und fragte ihn, ob er etwa seine Leistung wiederholen wolle. Darauf ließ er den verlegen Entschuldigungen stammeln-
 20 den ergreifen und enthaupten. Die Begleiter des vorwitzigen Ordners der Verhältnisse flohen entsetzt über die Grenze.

Ngan Tschung-hui schwieg, gab aber seine Pläne nicht auf. Ming tsung scheint von den Vorgängen nichts erfahren zu haben. Mêng Tschì-siang aber wußte, wessen er sich von der Regierung in Lo-yang zu versehen hatte.
 25 Ngan Tschung-hui ließ während der folgenden Jahre neue Armee-Kommandanten für Ssě-tsch'uan ernennen und schickte sich an, sie mit starken Truppenaufgeboten und geheimen Anweisungen auf ihre Posten zu entsenden. Mêng Tschì-siang, der bis dahin mit Tung Tschang, dem Gouverneur von Ost-Ssě-tsch'uan, oft Streitigkeiten wegen des gewinnbringenden
 30 Salzhandels gehabt hatte, schloß im Hinblick auf die drohende gemeinsame Gefahr Frieden mit ihm, beide verbanden sich 929 durch Heirat ihrer Kinder. Das Jahr darauf sandten sie einen gemeinsamen Bericht nach Lo-yang, in dem sie auf das Gefährliche der geplanten Maßregeln hinwiesen, die unter den Truppen von Ssě-tsch'uan sicher eine Gegenbewegung hervor-
 35 rufen würden. Es war kein Zweifel möglich, daß die beiden mächtigen Satrapen die Vergewaltigung durch die Zentrale Ngan Tschung-hui's nicht hinnehmen würden. Ming tsung war wenig geneigt zu Gewaltmaßnahmen, er befahl, die Aufgeregten zu beruhigen, aber schließlich bestimmte er i. J. 930, daß der Militärgouverneur von T'ien-hiung, Schi King-t'ang,
 40 zur Bestrafung der Unbotmäßigen nach Ost-Ssě-tsch'uan entsandt werden sollte. Schi King-t'ang war ebenfalls ein Scha-t'o-Türke, sein Vater war bereits ein treuer Gefolgsmann Li K'o-yung's gewesen, und Ming tsung hatte ihm eine seiner Töchter zur Frau gegeben. Er war „ein Mann, unbedingt zuverlässig, aber wortkarg im Reden“, wie der chinesische Chronist

von ihm sagt. Nur widerwillig gehorchte er dem Befehle, und Lorbeeren hat er in dem aussichtslosen Kriegszuge nicht erwerben können. Unbekanntes und schwieriges Gelände, die Unbilden der winterlichen Jahreszeit und häufiger Mangel an Nahrungsmitteln waren entscheidende Nachteile gegenüber den landeskundigen Truppen der beiden Gouverneure. Die 5 Kämpfe spielten sich in den nordöstlichen Teilen von Ssë-tsch'uan, nördlich von Pao-ming ab, von einem Erobern der Hauptstädte Tsë-t'ung oder gar Tsch'êng-tu konnte keine Rede sein. So entschloß sich Schi King-t'ang zur Aufgabe des Unternehmens: im Frühjahr 931 verbrannte er sein Lager bei Kien tschou und trat den Rückweg nach Norden an, von den Truppen der 10 Gegner bis zur Grenze verfolgt.

Ming tsung war wenig erbaut von den Nachrichten und meinte, daß er nun wohl selbst gehen und die Ehre seiner Armee wiederherstellen müsse. Ngan Tschung-hui, der Urheber des Ganzen, bat — gewiß mehr ein Zeichen seines Ehrgefühls als seiner Einsicht —, den Oberbefehl in Ssë-tsch'uan 15 übernehmen zu dürfen, und Ming tsung hieß ihn gehen. Noch zu Beginn des Jahres 931 begab er sich an der Spitze einer Reiterschar auf die Reise. In Fêng-siang nahm er einen kurzen Aufenthalt bei dem dortigen Militärgouverneur und sprach sich hier über seine schwierige Lage aus, in die ihn nur die Intrigen seiner Gegner gebracht hätten. Er hatte sich kaum ver- 20 abschiedet, als sein Gastfreund Meldung nach Lo-yang schickte, daß Ngan Tschung-hui sich in Schmähungen der Regierung ergangen habe und daß er nur die Absicht habe, Schi King-t'ang den Oberbefehl über die Truppen zu entwinden. Weitere Befürchtungen wurden von zurückgekehrten Offizieren des Heeres geäußert: die Truppen würden sich weigern, unter 25 Ngan Tschung-hui zu kämpfen, man solle ihn sofort zurückrufen. Ming tsung gab dem statt, befahl seine Rückkehr und ernannte ihn zum Gouverneur in Ho-tschung in Schan-si (dem späteren P'u-tschou). Stark beunruhigt begab er sich auf seinen Posten, aber unmittelbar danach wurde er wegen hohen Alters aus seinen Ämtern entlassen, und Ming tsung's 30 Neffe Li Ts'ung-tschang zum Gouverneur von Ho-tschung ernannt. Ming tsung, der seit langem schon der übertriebenen Geschäftigkeit und Rechtshaberei seines vertrauten Ratgebers überdrüssig war und nun auch durch die verschiedenen Einflüsterungen der vielen Gegner des Gewaltigen wegen seiner Absichten mißtrauisch gemacht war, schickte alsbald einen beson- 35 deren Kommissar, einen alten Hasser des Gestürzten, nach Ho-tschung, der zusammen mit Li Ts'ung-tschang die Anklagen untersuchen und im Falle ihrer Berechtigung den Schuldigen bestrafen sollte. Li Ts'ung-tschang hatte bereits das Haus umstellen lassen, und als die Kommission eintraf, ging er hinein und tötete nach einer kurzen Unterhaltung das wehrlose 40 Opfer durch Schläge mit seiner Peitsche auf den Kopf. Die Gattin, die entsetzt herbeieilte, erlitt das gleiche Schicksal. Ming tsung erklärte in einem Erlaß, daß die unglücklichen Ereignisse der letzten Zeit, die Entfremdung von Wu (s. oben S. 35), von Ts'ien Liu (S. 36), von Mêng Tsch-

siang und von Tung Tschang, nur die Schuld Ngan Tschung-hui's gewesen seien, und ließ nachträglich auch dessen beide Söhne hinrichten.

Ming tsung spielte weder bei den letzten politischen Ereignissen noch in der Tragödie seines Ratgebers eine bedeutende Rolle. Wie die meisten seiner türkischen Landsleute, war er ein tapferer, ritterlicher und taktisch geschickter Soldat, versagte aber politisch als Herrscher sehr bald. Der universalistische Gedanke des Reiches, der die Rechtfertigung für die Legitimität der von ihm beanspruchten dynastischen Fortsetzung der T'ang war, wog für seine Schultern zu schwer: die damit verbundene Zentralisation des Reiches und ihre erzwungene Durchführung vermochten ihn nicht zu erwärmen. Die Staaten des Südens mit ihren ganz anderen völkischen und landschaftlichen Verhältnissen lagen ihm zu fern, als daß er, der Kämpfe genug in seinem Leben geführt hatte, um ihrer müde zu sein, sich für neue Kriege in so weiter Entfernung hätte begeistern können. Darum wurde ihm der von Jugend auf vertraute Helfer und Freund Ngan Tschung-hui, dem, vielleicht wegen seiner chinesischen Abstammung, die großen Staatsgedanken stärker im Blute lagen, wegen seines ständigen Mahnens zur Einschüchterung unbotmäßiger Vasallen allmählich lästig, bis er ihn schließlich fallen ließ und, uneingedenk der Herrscherwürde, die Entscheidung über das Schicksal des Gestürzten, seinen Feinden und Neidern in die Hände gab. Man mag über die politische Weisheit Ngan Tschung-hui's denken wie man will, eine derartige Verwerfung hatte er nicht verdient. Die ganze Entwicklung zeigt wiederum, wie unsicher sich der „Barbar“ in der Rolle des von Gott berufenen Himmelssohnes fühlte (vergl. II, 94 u. 212). Es klingt durchaus glaubhaft, wenn von Ming tsung berichtet wird, daß er „jeden Abend im Palast Weihrauch verbrannte und folgendes Gebet an den Himmel richtete: ich bin nur ein hergelaufener Barbar, und nur im Laufe eines Auf-
ruhrs haben mich die Massen zur Regierung berufen, nicht ich selbst habe sie ergriffen; möchte der Himmel bald einen Heiligen erwecken, der dem Volke ein Herrscher sei“.

Die Ssë-tsch'uan-Frage löste Ming tsung denn auch nunmehr auf seine eigene Art. Mêng Tschì-siang hatte keine rebellischen Absichten, wie Ngan Tschung-hui sie ihm zuschrieb, er lehnte sich gegen die Kabalen der höfischen Streber auf, nicht aber gegen die Zentralgewalt als solche. So geriet er alsbald mit dem weit eigenmächtigeren Tung Tschang in Streit wegen der künftig einzunehmenden Haltung gegenüber der Zentrale, 932 kam es darüber zum offenen Kampf. Mêng Tschì-siang erwies sich als der Stärkere, und bei einem bewaffneten Einfall des östlichen Nachbarn wurde dieser nach seiner Niederlage von den meuternden Truppen, deren Offiziere von vornherein gegen einen solchen Krieg gewesen waren, erschlagen, das Gebiet von Tung-tsch'uan mit dem von Si-tsch'uan in der Hand von Mêng Tschì-siang zu einem einheitlichen Schu wieder vereinigt. Ming Tsung erkannte die Tatsachen an und bestätigte Mêng 933 als „Militärgouverneur von Ost- und West-Tsch'uan“ mit dem Titel eines „Fürsten von Schu“. Angesichts

der Vorgänge nach Ming tsung's Tode nahm Mêng Tschì-siang 934 den Titel „Kaiser“ an. Sein Reich, mit Tsch'êng-tu als Hauptstadt, wird als Hou Schu (das „Spätere Schu“) bezeichnet (vergl. oben S. 12), es hat bis 966 bestanden. Dem zurückgekehrten Schi King-t'ang wurde sein Mißerfolg nicht nachgetragen: er wurde zum Militärgouverneur von Ho-tung (Schan-si) ernannt und sollte dort in T'ai-yuan den Grenzschutz gegen die K'i-tan übernehmen, die eben wieder von Nordosten hereinzubrechen drohten.

War Ming tsung schon lange des wirren Treibens seiner Höflinge müde geworden, so wurden ihm die letzten Stunden seines Lebens noch besonders vergällt durch den wilden Zwist seiner Söhne um die Thronfolge, der bis 10 unmittelbar an sein Sterbelager hineindrang. Ursprünglich hatte Ts'ung-jung, nach dem Tode seines älteren Bruders der älteste Sohn, Thronfolger werden sollen, aber Ming tsung mißtraute dem verschlagenen und allgemein unbeliebten Manne; — „er war ohne innere Hemmungen und hatte ein Gesicht wie ein Habicht“, sagt Ngou-yang Siu von ihm, — er konnte, 15 wie so oft, zu keinem Entschluß kommen und ließ die Frage offen. Im Winter 933 erkrankte er, und Ts'ung-jung, vermutlich in Sorge, daß er ausgeschlossen würde, und argwöhnend, daß sein Vater bereits gestorben sei, drang mit einer Schar Bewaffneter in den Palast, um seine Ansprüche geltend zu machen. Ming tsung, der in der Tat im Sterben lag, konnte 20 noch benachrichtigt werden, war aber in seinem Schmerz nicht mehr Willens oder im Stande, Weisungen zu geben, und so wurde der verhaßte Ts'ung-jung von der Palastwache getötet. Bald danach starb Ming tsung. Sein Nachfolger wurde, ob mit Wissen und Willen seines Vaters, ist nicht festzustellen, wie denn die Berichte über die Vorgänge überhaupt ver- 25 worren sind, der dritte Sohn und nunmehr legitime Erbe Ts'ung-hou, ein willenschwacher Jüngling von neunzehn Jahren. Regiert hat er eigentlich nicht, obwohl er den posthumen Namen Min ti „der beklagenswerte Kaiser“ erhalten hat, denn er hatte kaum den Thron bestiegen, als der um zwanzig Jahre ältere Li Ts'ung-k'o, ein Adoptivsohn Ming tsung's, von dem nur 30 die Mutter bekannt war und der als Militärgouverneur in Fêng-siang saß, ihm die Anerkennung versagte und diese Gesinnung auch bald zur Geltung brachte. Min ti's Ratgeber hielten es für angezeigt, den ihnen wenig wohlgesinnten Mann aus dem Wei-Tale zu entfernen; sie versetzten ihn nach T'ai-yuan an die Stelle von Schi King-t'ang, der als Militärgouverneur 35 von Tsch'êng-tê nach Nordwest-Ho-peï geschickt wurde. Nach Fêng-siang sollte Li Ts'ung-tschang kommen, der durch seine Ermordung Ngan Tschung-hui's einen Beweis seiner Zuverlässigkeit gegeben hatte. Im Frühjahr 934 zog Li Ts'ung-k'o, nachdem die kaiserlichen Truppen bei einer Expedition gegen Fêng-siang verräterisch versagt hatten, gegen 40 Lo-yang. Der junge Monarch, völlig ratlos, was er tun sollte, und bald von allen verlassen, floh mit einer kleinen Reiterschar aus der Stadt, um bei Schi King-t'ang Schutz zu suchen. Er traf ihn unweit von Wei-hui in Ho-nan, aber Schi King-t'ang mochte sich des Flüchtigen nicht weiter an-

- nehmen und begab sich nach Lo-yang, nachdem sein Stabschef Liu Tschiyuan infolge eines voraufgegangenen Wortwechsels die gesamte Begleitung des Kaisers hatte niedermachen lassen. Der unglückliche Jüngling, völlig allein gelassen, wurde von dem Präfekten von Wei-hui in seinem
- 5 Amtsbäude interniert. Li Ts'ung-k'o schickte auf die Nachricht hiervon den Sohn des Präfekten, Wang Luan, der ein Amt in der Hauptstadt hatte, nach Wei-hui, damit er das weitere veranlasse. Man reichte dem unschuldigen Opfer Gift, und als er sich weigerte, es zu trinken, erdrosselte man ihn. Li Ts'ung-k'o bestieg in Lo-yang den Thron.
- 10 Sein Schicksal war nicht viel anders als das seines Vorgängers, wenngleich er das Ende um zwei Jahre hinauszuschieben vermochte. Li Ts'ung-k'o, oder, wie er als Kaiser heißt, Mo ti, „der letzte Kaiser“, auch Fei ti „der beseitigte Kaiser“ genannt, hatte an den Folgen der Umstände zu tragen, unter denen er den Thron erlangt hatte. Der Mittelpunkt dieser Umstände
- 15 war Schi King-t'ang geworden. Er war zwar mit Mo ti zusammen aufgewachsen und ihm Spiel- und Kampfgenosse gewesen, aber das Verhältnis zwischen beiden war schon lange kein besonders freundschaftliches mehr. Als er von der Beseitigung Min ti's erfuhr, fühlte er sich stark in seinem Gewissen bedrückt; nur widerwillig kam er zur Audienz und hätte gern
- 20 den weiteren Dienst aufgegeben, zumal seine Gesundheit seit langem schlecht war. Man riet Mo ti, ihn gehen zu lassen oder wenigstens in der Hauptstadt zu behalten, da man dem verschlossenen Manne nicht traute. Aber der Kaiser erinnerte ihn an die alte Freundschaft und bat, ihn jetzt nicht im Stiche zu lassen und zum Schutze der Grenzmark gegen die
- 25 K'i-tan wieder als Gouverneur nach T'ai-yuan zu gehen. Schi King-t'ang gab nach, aber er tat es halbherzig, und als im Sommer 935 neue Einbrüche der K'i-tan erfolgten, wurde Tschang King-ta als Vizegouverneur mit einem Heere nach Ta-t'ung geschickt. Das Mißtrauen gegen Schi war offenbar im Wachsen. Worauf sich dies stützte, ist schwer zu sehen, es sei
- 30 denn, daß die üblichen Intrigen neidischer Höflinge im Spiele waren. Jedenfalls gelang es den unermüdlichen Warnern am Hofe, Mo ti zu überzeugen, daß Schi King-t'ang trotz seiner wiederholten Abschiedsgesuche Böses im Schilde führe. I. J. 936 wurde er seines Postens enthoben und zum Generalgouverneur von T'ien-p'ing im westlichen Schan-tung ernannt.
- 35 Tschang King-ta erhielt den Oberbefehl über alle in den nordwestlichen Gebieten stehenden Truppen. Empört über diese Behandlung, die er als ungerecht empfinden mußte, beschloß Schi, allen weiteren Anschlägen Widerstand entgegenzusetzen. Er erklärte in einer Eingabe an den Thron, daß der Kaiser als Adoptivsohn des verstorbenen Herrschers zu Unrecht
- 40 die Thronfolge an sich gebracht habe und daß der Thron dem leiblichen (jüngsten) Sohne Ts'ung-yi gebühre. Wütend sprach Mo ti den Rebellen aller amtlichen Würden verlustig und ließ seine Frau, seine Kinder und seine Neffen sämtlich umbringen. Schi King-t'ang bemühte sich, ein Heer zu gewinnen, um gegen die Hauptstadt zu ziehen, doch war die Haltung

der Truppen unsicher, und bald war er der gesammelten Macht Tschang-King-ta's, die sich gegen ihn in T'ai-yuan wandte, hoffnungslos unterlegen. Da entschloß er sich in höchster Not und getrieben von Schmerz und Erbitterung zu einem Schritte, den schon viele andere in ähnlicher Lage vor ihm getan hatten (s. oben S. 18f.) und nicht wenige nach ihm wiederholt 5 haben, dessen Folgen aber jetzt eine ganz andere Bedeutung erlangen sollten: er rief die K'i-tan zur Hilfe. Der Entschluß ist nicht so unverständlich, wie es zuerst scheint. Es waren schon vorher nicht bloß kriegerische Beziehungen, die die Herrscher dieses von Apaoki (s. unten) fest geformten Staates mit dem benachbarten Nordstaate unterhalten hatten. Gesandt- 10 schaften waren wiederholt gewechselt worden, und zahlreiche Chinesen lebten beständig in dem aufblühenden Reiche. I. J. 930 war Apaoki's ältester Sohn Pei, auch T'u-yü genannt, nachdem die Mutter seinen jüngeren Bruder Tê-kuang als Nachfolger des i. J. 926 verstorbenen Vaters eingesetzt hatte, gekrönt an Ming tsung's Hof gekommen und dort freundlich 15 aufgenommen worden. Er war ein großer Liebhaber chinesischer Literatur und besaß eine umfangreiche Bibliothek, die er früher als Statthalter des von Apaoki 926 unterworfenen Staates P'o-hai (s. III, 378 und unten), oder, wie dieser nunmehr hieß, Tung-tan durch Käufe in dem chinesischen Yutschou (unweit von Peking) zusammengebracht hatte. Diese Dinge 20 machen Schi King-t'ang's Schritt erklärlicher.

Tê-kuang, dem Schi King-t'ang gelobt hatte, daß er ihm wie einem Vater dienen werde, kam dem Hilferufe unverzüglich nach. Er rückte an der Spitze eines Heeres von 50 000 Reitern durch das Paßtor von Yen-mên nach Tsin-yang (T'ai-yuan), Schi King-t'ang vereinigte seine Truppen 25 mit ihm, und in einer verlustreichen Schlacht nordwestlich der Stadt wurde Tschang King-ta's Streitmacht fast völlig vernichtet. Mit den spärlichen Resten flüchtete dieser zurück nach Süden in sein befestigtes Lager Tsin-ngan tschai und verschanzte sich dort. Schi King-t'ang folgte und schloß die Feste in weitem Bogen ein; Tschang King-ta konnte noch seine ver- 30 zweifelte Lage nach Lo-yang melden und dringend um Hilfe bitten. Dort war man zunächst ratlos, die Minister empfahlen bald dies, bald jenes, einer von ihnen schlug vor, man solle den Fürsten T'u-yü zum Herrscher der K'i-tan ausrufen und mit einem Heere in seine Heimat senden, damit er dort im Rücken von Tê-kuang Verwirrung hervorrufe. Mo ti selbst 35 begab sich nach Mêng-tsin am Huang ho (I, 8), dann nach Huai-k'ing, gewissermaßen um seine allgemein erwartete, aber innerlich ihm widerstrebende Abreise nach dem bedrängten Norden zu symbolisieren, da nach Angabe eines willfährigen Ratgebers „hier die wichtigste Furt des Reiches“ sei, durch die ein feindliches Heer hindurch müsse. Inzwischen wurden 40 nach allen Seiten hin Befehle zur Gestellung von Truppen gegeben, Aushebungen von Soldaten und Pferden im Volke angeordnet, aber der Erfolg war kläglich, und nur eine starke Erbitterung überall blieb zurück. Während dessen aber spielten sich im Norden entscheidende Ereignisse ab. Tê-kuang

erklärte Schi King-t'ang unumwunden, daß sein dreitausend *li* weiter Zug auch bedeutende Folgen haben müsse. Er wünsche, daß sein chinesischer Freund der Himmelssohn werde und den Titel Ta Tsin huang-ti führe, also zugleich eine neue Dynastie, die Tsin, begründe (vergl. auch unten).

- 5 Der Name wurde offenbar gewählt, weil die Neugründung in Schan-si vollzogen wurde, wo der uralte Name Tsin bodenständig war, wenn man ihn nicht geradezu, wie einst im hohen Altertum, als eine Fortsetzung des Namens T'ang angesehen wissen wollte (vergl. I, 139 u. III, 90). Nach längerem Widerstreben nahm Schi King-t'ang schließlich diese wohl
10 schwerlich von ihm gewollte Erhöhung an, und Ende 936 wurde vor Tsin-ngan die Thronbesteigung feierlich vollzogen. Schi King-t'ang mag bei dem Handel wenig froh zu Mute gewesen sein, denn der Preis, den er zu zahlen hatte, war ein recht erheblicher. Sechzehn Provinzen (*tschou*) des Nordens waren den K'i-tan zu überlassen, ein Gebiet, das im Norden etwa
15 durch eine Linie über die heutigen Städte Yung-p'ing, Süan-hua, Ta-t'ung, So hien bestimmt wird, im Süden in der Gegend von Ho-kien und Tschêng-t'ing seine Grenze findet, d. h. der südliche Teil der heutigen Provinz Tscharhar, die ganze nördliche Hälfte von Ho-peï und das nördliche Schan-si. Außerdem sollten als Tribut jährlich 300 000 Stück Seide geliefert werden.
20 Die chinesischen Autoren haben mit ihrer Verdammung dieses schmählischen Handels nicht zurückgehalten.

- Abgesehen von der letzteren Bestimmung, die den Himmelssohn in ein schimpfliches Abhängigkeitsverhältnis zu dem K'i-tan-Fürsten brachte, schob sich dessen Machtbasis nunmehr weit in das Reich innerhalb seiner
25 natürlichen Grenzen hinein, die Chinesen aber verloren damit ihre schützenden Grenzpässe im Gebirge (vergl. I, 3 f., 19, 21). Dadurch erwuchs ihnen ein Nachbarstaat fremden Volkstums, der wesentlich verschieden war von den früheren Gebilden der nordischen Fremdvölker und mit dem in Zukunft noch weit stärker gerechnet werden mußte als bisher. Es kennzeichnet die
30 Lage besser als alles andere, daß die K'i-tan, deren Fürst Apaoki schon 916 den Kaisertitel und eine eigene Jahresrechnung angenommen hatte, nach dem Vertrage mit Schi King-t'ang einen zwar nach chinesischem Muster gebildeten, aber an keine chinesische Namentradition anknüpfenden dynastischen Namen annahm: ihr Staat hieß von 937 ab Liao, und seine
35 Sinisierung wurde von da ab in noch weit größerem Maße als bisher planmäßig unter Verwendung zahlreicher Ratgeber durchgeführt (Näheres s. unten). Schi King-t'ang hat sicher nicht geahnt, daß sein verzweifelter Schritt so weitreichende Folgen haben würde, aber von nun ab war er der Hörige des Kaisers von Liao, und er wie sein Nachfolger auf
40 dem Throne von (Hou) Tsin haben diese Hörigkeit bitter fühlen müssen. Die Chronisten haben mit ihren Verdammungsurteilen über den Verrat nicht gespart, aber man wird nicht vergessen dürfen, daß Schi King-t'ang nicht Chinese, sondern Türke war und daß der konfuzianische Gedanke des Universalherrschers in ihm nicht lebendiger zu sein brauchte

als in den zahlreichen Chinesen, die vor ihm und nach ihm das Gleiche getan haben.

Das Schicksal Mo ti's erfüllte sich rasch. Die von der T'ang-Regierung unternommenen Versuche, Tsin-ngan zu entsetzen, waren unzulänglich und daher erfolglos; nach einigen Monaten vergeblichen Harrens auf Befreiung 5 drangen Tschang King-ta's Offiziere auf Ergebung. Tschang lehnte ab, stellte aber den Aufsässigen seinen Kopf zur Verfügung, wenn sie sich ergeben wollten. Einige von ihnen benutzten einen Augenblick, wo Tschang King-ta unbewacht war, schlugen ihm den Kopf ab und übergaben die Festung den K'i-tan. Tê-kuang nahm sie mit Milde auf, zeigte ihnen aber seine un- 10 verhüllte Verachtung und ließ die Leiche Tschang's mit Ehren bestatten. Danach riet er dem offenbar zaudernden Schi King-t'ang, mit seinen chinesischen Truppen nach Süden gegen die Hauptstadt zu ziehen, 5000 K'i-tan-Reiter würden ihn geleiten. Er selbst werde mit der Hauptmacht bei Tsin-ngan bleiben und auf weitere Nachrichten warten: sollte die Lage 15 gefährlich werden, würde er eingreifen, anderenfalls nach dem Norden zurückkehren. Nach einem feierlichen Abschied, bei dem Freundschaft für alle künftigen Generationen gelobt wurde, rückte Schi King-t'ang nach Süden ab. Mo ti kehrte auf die Schreckensnachrichten hin nach Lo-yang zurück; dort ließ er zunächst, um irgend etwas zu tun, Tê-kuang's 20 Bruder T'u-yü hinrichten (wodurch er vermutlich den K'i-tan-Herrscher von einer großen Sorge befreite), dann erteilte er wirre Befehle, die niemand befolgte, ernstlicher Widerstand wurde dem anrückenden Schi King-t'ang nirgends geleistet, da niemand Neigung hatte, für diesen zerrütteten Thron zu kämpfen. Die meisten gingen zu Schi King-t'ang über oder waren 25 entschlossen es zu tun. Noch ehe das Jahr 936 zu Ende ging, zog Schi in Lo-yang ein, unmittelbar vorher stieg Mo ti mit der Kaiserin, seiner Mutter, seinem Sohne und dem Kommandanten seiner Leibwache, nachdem sie die Schätze des Palastes an sich genommen, auf einen Turmbau der Residenz und zündete ihn an. Die Kaiserin hatte ursprünglich den ganzen Palast 30 in Brand stecken wollen, es aber auf Vorhalten ihres Sohnes unterlassen. So endete in den Flammen der letzte kümmerliche Rest einer Gruppe von waffenkundigen, aber unzulänglichen Gefolgsleuten, die den Namen und den Glanz einer großen Dynastie hatten retten wollen.

Wir haben früher (s. oben S. 36) erwähnt, wie dann 939 der hier abgerissene 35 Faden von dem Südstaate Wu neu geknüpft wurde, indem er sich in ein „Südliches T'ang“ verwandelte. Es ist bemerkenswert, wie trotz allen Absonderungsneigungen auf der anderen Seite das Legitimitätsprinzip auch für den Thron des Himmelssohnes so stark geworden war, daß man sich mit allen Mitteln um den Nachweis der Erbberechtigung bemühte. 40

Schi King-t'ang, mit dem Tempelnamen Kao tsu, ließ Milde walten in Lo-yang. Niemand sollte büßen für das, was geschehen war, und ohne Blutvergießen errichtete er den neuen Thron der Tsin („Späteres Tsin“), den er nicht erstrebt hatte. Tê-kuang zog mit seinem Heere nach Norden

ab. Das Land, über das Schi King-t'ang gebot, war nur ein Trümmerstück von dem zersplitterten Reiche, und nicht einmal ein großes. Der ganze Süden vom Huai-Fluß an, neuerdings auch Ssé-tsch'uan, wo Méng Tschiang sein eigenes Kaiserreich hatte, sowie der äußerste Nordosten und Norden innerhalb der Gebirgsumwallung, den er den K'i-tan hatte abtreten müssen, alles das war seiner Botmäßigkeit entzogen. Was ihm blieb, waren die westliche Hälfte von Schan-tung, die Provinz Ho-nan, die südlichen Teile von Ho-peï, von Schan-si und von Schen-si, sowie Ost-Kan-su (vergl. unten), und die Bevölkerung, die darin saß, war durch die jahrzehntelangen Kriege verelendet. Noch 941, vier Jahre nach der Machtübernahme, mußte dem Herrscher sein erster Minister und vertrauter Berater Sang Wei-han erklären: „das Reich genießt zwar heute einen leidlichen Frieden, aber die Wunden sind noch nicht geheilt; die Schatzkammern sind leer und die Massen in Armut und Elend, nur durch Frieden läßt sich der Bestand erhalten“ (*T'ung-kien*, *t'ien-fu* 6. Jahr 6. Monat). Es war wieder einmal ein System selbständiger Staaten entstanden, die alle ihr politisches Eigenleben führten, wieder einmal schien sich eine Entwicklung anzubahnen, ähnlich der in Europa im Mittelalter, als sich dort die Nationalstaaten von den universalistischen Ansprüchen des römischen Kaisertums loszulösen begannen. Aber anders als dort, war in China der universalistische Gedanke als sittliche Macht fester im Empfinden der Völker verwurzelt, seine Kraft blieb stärker als das Machtstreben ehrgeiziger Dynastien.

Kao tsu's Regierung hat insofern der Zukunft vorgearbeitet, als er die bis dahin noch immer flüssige Frage der neuen Reichshauptstadt endgiltig bestimmt hat. Nach der Zerstörung von Tsch'ang-ngan am Ende der T'ang-Zeit war die Stadt Pien, das alte Ta-liang (I, 184), mit dem neuen Namen K'ai-fêng „östliche Hauptstadt“ geworden, während Lo-yang, die ehemalige „östliche“, zur „westlichen“ gemacht war (II, 529). Tschuang tsung hatte dann zunächst seine Residenz Tsin-yang (T'ai-yuan) zur „westlichen“ und Wei-tschou (Ta-ming) zur „östlichen“ Hauptstadt erhoben, aber bald danach wollte er pietätvoll den alten Zustand der T'ang wiederherstellen und machte Tsch'ang-ngan unter Beseitigung des neuen Namens Ta-ngan wieder zur „westlichen“, Lo-yang zur „östlichen Hauptstadt“, Tsin-yang wurde Pei-king, die „nördliche Hauptstadt“, Wei-tschou wieder das, was es vordem war. Kao tsu wurde nun durch strategische und wirtschaftliche Rücksichten zu einer abermaligen Änderung bestimmt. I. J. 937 drohte einer seiner Statthalter in Wei-tschou aufständisch zu werden. Sang Wei-han riet dem Herrscher, seine Residenz nunmehr von Lo-yang nach Pien zu verlegen, denn, so legte er dar, „Ta-liang beherrscht einmal viel leichter die Nordgebiete und steht außerdem mit dem Huai-Fluß und dem Yang-tsö auf dem Wasserwege in Verbindung (II, 324), so daß es ein Knotenpunkt für die Wasser- und Landverbindung ist. Alle nötigen Materialien sind dort reichlich zu haben, während in Lo-yang die Transportmöglichkeiten mangelhaft sind. Bricht in Wei-tschou der Aufstand aus,

so können unsere Truppen in zehn Tagesmärschen dort sein“. Kao tsu erließ dementsprechend die nötigen Verordnungen, und gegen Ende 938 wurde die Hauptstadt nach Pien als der „östlichen“ verlegt, das nun wieder K'ai-fêng fu hieß, Lo-yang wurde zur „westlichen Hauptstadt“, Tsch'anggan, das ja ohnehin keine Stadt mehr war, zu einer Militärstation mit dem 5 Namen Tsin-tsch'ang. Von nun ab ist Pien oder K'ai-fêng ununterbrochen die Reichshauptstadt bis 1127 geblieben.

Im übrigen stand Kao tsu's gesamte Regierung im Schatten des K'i-tan-Reiches, dessen Herrscher vielleicht ähnliche geheime Pläne haben mochte wie mancher andere unter den Machthabern der „illegitimen“ Staaten, 10 jetzt oder in der Vergangenheit. Tê-kuang war gewiß kein „Mann des Mittelreichs“, aber Schi King-t'ang und seine Vorgänger waren es auch nicht, mochten auch die Anschauungen der „Barbaren“ über die Würde des Himmelssohnes noch ähnliche sein wie sechshundert Jahre früher (II, 77, s. auch unten). Ssë-ma Kuang zeichnet ein Bild von dem Vasallentum des 15 Himmelssohnes gegenüber den K'i-tan, dem man die Erbitterung des Konfuzianers anmerkt. „Der Kaiser diene den K'i-tan mit großem Eifer. In seinen amtlichen Schreiben bezeichnete er sich als *tsh'ên* (Untertan) und nannte den Beherrscher der K'i-tan ‚Kaiserlicher Vater‘. Immer, wenn Gesandte der K'i-tan kamen, nahm der Kaiser in einer besonderen Halle 20 ihre Befehle entgegen. An jährlichen Tributen übersandte er außer den dreihunderttausend Stücken Seide (s. oben S. 44) bei glücklichen Anlässen als Zeichen der Freude oder bei unglücklichen als Zeichen der Teilnahme sowie an allen Jahresfesttagen die besten und auserlesensten Kostbarkeiten in ununterbrochener Folge. Was aber die Kaiserin-Mutter der K'i-tan, den 25 Thronfolger und die verschiedenen Fürsten und Würdenträger angeht, so mußten sie alle ihre Geschenke haben, und wenn diese nur im geringsten nicht wunschgemäß waren, so kamen sofort Beschwerden; der Kaiser aber entschuldigte sich mit demütigen Worten. Wenn dagegen Gesandte zu den K'i-tan kamen, so wurden sie hochmütig und grob behandelt und mußten 30 viele unhöfliche Reden hören. Wenn die Gesandten dann darüber Bericht erstatteten, so schämte man sich in Stadt und Land darüber, aber der Kaiser behielt seine unermüdliche Dienstbeflissenheit. Nur hierdurch war es möglich, daß während der ganzen Lebenszeit des Kaisers kein Bruch mit den K'i-tan erfolgte“ (*T'ung-kien, t'ien-fu* 3. Jahr 7. Monat). Diese Emp- 35 findungen der Scham werden nicht gemildert worden sein, als 938 der Kaiser der Liao dem Kaiser der Tsin einen neuen ehrenden Beinamen verlieh!

Aber allmählich entwickelte sich die Lage so, daß auch Kao tsu's Selbstaufgabe die Krisis nicht verhindern konnte. Wie mancher andere der 40 chinesischen Beamten, so empfand auch der Gouverneur von Tsch'êng-ti (das heutige Tschêng-ting in Ho-peï), dem Grenzgebiet an der neuen Südgrenze des K'i-tan-Reiches, Ngan Tschung-jung aus Nord-Schan-si, die ständige Schmach der Fremdherrschaft als unerträgl.ch. Er war ein wegen

seiner Gerechtigkeit geachteter, aber auch wegen seiner Härte und Mitleidlosigkeit gefürchteter Mann und geriet sehr bald mit seinen Grenznachbarn, den K'i-tan, in Reibereien. Er behandelte ihre durchreisenden Gesandten mit Geringschätzung und Verachtung, bei einer unbedeutenden Veranlassung ließ er sogar mehrere von ihnen hinrichten. Auf die zornige Beschwerde Tê-kuang's entschuldigte sich Kao tsu, ließ aber Ngan Tschung-jung, der ihm bei seinem Kampf mit Mo ti geholfen hatte, unbestraft. Sehr bald jedoch gab es einen ernsteren Anlaß zu Spannungen mit den K'i-tan. Im Winter 940/41 berichtete Ngan Tschung-jung, daß nach einer Meldung des Gouverneurs der Tu-yü-hun, Ho-lien Kung-tê (s. II, 514), die ihm unterstellten Stämme, sowie solche der Scha-t'o, der T'u-küe u. a., die in den an die K'i-tan abgetretenen Gebieten im nordwestlichen Schan-si (also Ngan's Heimat) von ihren neuen Herren nur grausame Unterdrückung erfahren hätten, in einer Stärke von 30 000 Zelten mit etwa 100 000 Menschen (T'ung-kien spricht nur von 1000 Zelten) nach Südosten in das Bergland von Wu-t'ai (II, 108) auf chinesisches Gebiet geflüchtet seien. (Ngan Tschung-jung's Lebensbeschreibung sagt allerdings, daß er sie heimlich dazu habe anstacheln lassen). Er bitte dringend, sich der Flüchtlinge anzunehmen und allen Bedrückungen der K'i-tan ein Ende zu machen. In seinem Berichte bot er seine ganze Beredsamkeit auf, um Kao tsu zu bewegen, jetzt, wo ihm die nordischen Stämme zur Verfügung ständen, während er selbst ein Heer von 100 000 Mann aufstellen könne, die Gelegenheit zu benutzen, das Joch der K'i-tan abzuschütteln. „Wer des Himmels Gesetzen und der Menschen Empfinden folgt, der muß über die Gewalt siegen und von der Unterdrückung frei werden. Die Gelegenheit darf nicht verloren werden, der Augenblick kehrt nicht wieder“. (K.W.t.s. Kap. 98 fol. 3^o). Kao tsu war jedoch nicht der Mann, die so geschaffene Lage auszunutzen. Er schwankte einen Augenblick, aber Sang Wei-han stellte ihm einen Krieg gegen die übermächtigen K'i-tan bei der Schwäche des eigenen Reiches als aussichtslos hin, und Kao tsu schloß sich seiner Meinung an. Als Tê-kuang, der Ngan Tschung-jung's Rolle in der Angelegenheit kannte, heftige Vorstellungen in K'ai-fêng erhob, besonders nachdem dieser die durchreisenden Gesandten der K'i-tan abermals hatte töten lassen, schickte Kao tsu eine Entschuldigungsgesandtschaft an den Liao-Kaiser und beauftragte gleichzeitig den Gouverneur von Ho-tung und Statthalter der nördlichen Hauptstadt (T'ai-yuan), Liu Tschì-yuan, die übergetretenen Stämme zur Rückwanderung zu veranlassen. Dieser erreichte es durch seinen geschickten Unterhändler, die Flüchtlinge mit Hilfe von Geschenken zur Abkehr von Ngan Tschung-jung zu bewegen und zu überreden, sich in den Bergtälern östlich von T'ai-yuan anzusiedeln. Man trieb sie also nicht gewaltsam zurück, obwohl man sich den K'i-tan gegenüber den Anschein gegeben hatte, ließ aber Ngan Tschung-jung amtlich fallen.

Dieser hatte im Sommer 941 auf eigene Hand den Krieg begonnen, in-

dem er in den abgetretenen Nachbarbezirk Yu tchou (Nord Ho-peï) eingefallen war. Aber war schon der Abfall der Tu-yü-hun ein harter Schlag für ihn, so hatte er auch die allgemeine Kriegsmüdigkeit unterschätzt, und da inzwischen ein ungewöhnlich harter Winter herangekommen war, so sah er sich bald in hoffnungsloser Verlassenheit inmitten eines hungernden 5 Volkes. Ngan Tschung-jung galt nunmehr als Rebell, und eine von Kao tsu gegen ihn im Anfang des Jahres 942 nach Norden gesandte Streitmacht unter Tu Tschung-wei (s. unten) hatte leichtes Spiel: nach mehreren erbitterten Kämpfen östlich des heutigen Schun-tê im südlichen Ho-peï, bei denen seine erschöpften Truppen furchtbar unter der starken Kälte zu 10 leiden hatten, flüchtete er, von den meisten seiner Anhänger verlassen, nach Tschêng-ting und verbarrikadierte sich in der Stadt. Ein verräterischer Offizier öffnete das Tor und ließ die Regierungstruppen ein. Ngan Tschung-jung wurde erschlagen, sein Haupt von Kao tsu an den Herrscher der K'i-tan als Huldigung geschickt. Das war der unrühmliche Ausgang 15 des ersten Versuches eines Chinesen, das Land von einer schmachvollen Fremdherrschaft zu befreien. Hinter diesem Versuche stand kein leistungsfähiges und entschlossenes Volk, darum war er aussichtslos, es bedurfte nicht einmal der Hilfe des Landesfeindes zu seiner Vereitelung. Das *Kang-mu* enthält sich des Urteils. 20

Wenige Monate nach den Ereignissen starb Kao tsu. Neue Beschwerden der K'i-tan über sein Verhalten den Tu-yü-hun gegenüber verbitterten ihm den Rest seines Lebens, Sorgen und Kummer hatten lange daran gezehrt. Vor seinem Ableben legte er dem Minister Fêng Tao (s. oben S. 33) seinen kleinen Sohn ans Herz mit der Bitte, ihm eine Stütze zu sein. Aber 25 die Erfordernisse der Zeit waren stärker als alle Sentimentalität. Als Kao tsu die Augen geschlossen, erklärte Fêng Tao zusammen mit dem Gouverneur von T'ien-p'ing (s. oben S. 42) King Yen-kuang, daß bei der heutigen schwierigen Lage des Staates ein Kind auf dem Throne unmöglich sei, und setzte statt seiner, da alle älteren Brüder gestorben waren, einen zweiund- 30 zwanzigjährigen Neffen Kao tsu's, Schi Tschung-kuei, den dieser selbst adoptiert hatte, entgegen chinesischen Rechtsanschauungen als Kaiser ein. Der neue Herrscher mag selbst Zweifel an der Legitimität seiner Stellung gehabt haben, jedenfalls behielt er die Jahresbezeichnungen seines Oheims bis Ende 943 bei und begann dann erst seine eigenen. 35

Die Regierung Schi Tschung-kuei's (er hat keinen Tempelnamen erhalten, s. unten) war ein einziger, kaum unterbrochener Kampf mit den K'i-tan. Die nordischen Retter gebrauchten jetzt rücksichtslos ihre Macht über den kaiserlichen Vasallen. Ähnlich wie einst die Uiguren sich für die Rettung der Dynastie durch „Gesandtschaften“ fragwürdiger Art und die von 40 ihnen betriebenen Handelsgeschäfte bezahlt machten (II, 472), so unterhielten auch jetzt die K'i-tan solche Handelsagenten in den Städten von Tsin, die häufig mit der Bevölkerung in Streit gerieten. In K'ai-fêng befand sich ein dauerndes Standquartier. Namentlich tat sich hierbei ein ehe-

maliger chinesischer Offizier Namens K'iao Jung hervor, der in den Kämpfen unter Mo ti zusammen mit Tschao Yen-schou, einem durch seine Gerissenheit berühmten, unter Ming tsung hochgekommenen Gouverneur, sich den K'i-tan gefangen gegeben hatte und bei ihnen geblieben war. Er war
 5 jetzt als „Gesandter“ seiner neuen Herren in K'ai-fêng und hatte natürlich bald Reibereien mit seinen früheren Landsleuten. King Yen-kuang, der sich als Berater des Kaisers in der Hauptstadt befand und in der K'i-tan-Frage von der gleichen Gesinnung erfüllt war wie früher Ngan Tschung-jung, bestimmte den Herrscher, K'iao Jung in den Kerker zu werfen,
 10 die auf der Agentur in K'ai-fêng befindlichen Waren zu beschlagnahmen, alle Händler der K'i-tan im Lande aber töten und ihre Waren wegnehmen zu lassen. Aber der Kreise um den Kaiser bemächtigte sich Schrecken und Furcht, und sie erreichten in der Tat, daß K'iao Jung freigelassen und in Ehren zurückgeschickt wurde. Ehe er aber abreiste, empfing ihn King
 15 Yen-kuang und gab ihm folgende Botschaft mit: „Sage deinem Herrn, daß der vorige Kaiser von dem nordischen Herrscher eingesetzt wurde und daß er sich deshalb als dessen Untertan bezeichnete, daß aber der gegenwärtige Kaiser von den Chinesen eingesetzt ist und deshalb herablassend auf den nordischen Herrscher sieht. Aber er wird nicht das Bündnis des
 20 vorigen Kaisers (mit den K'i-tan) vergessen, deshalb wird er sich als der Nachbar (deines Herrn) als „Enkel“ bezeichnen (Kao tsu war in das Verhältnis eines Sohnes getreten, s. oben S. 47), die Bezeichnung als Untertan ist wider die Vernunft. Der Kaiser der nördlichen Dynastie (Liao) soll den Lügen und Lockungen Tschao Yen-schou's nicht glauben und China
 25 nicht verächtlich behandeln. Wie du mit deinen Augen gesehen hast, gibt es in China Soldaten und Pferde genug, und wenn der alte Herr zornig wird, so soll er herkommen und sich zum Kampf stellen, der Enkel wird ihn mit hunderttausend scharfen Schwertern empfangen. Dann wird er eines Tages von dem Enkel besiegt werden und das mitleidlose Lachen der Welt
 30 erregen“. (*T'ung-kien*, *t'ien-fu* 8. Jahr 9. Monat). Diese Botschaft, die King Yen-kuang dem K'iao Jung auf Wunsch sogar schriftlich mitgab, war für die K'i-tan nichts anderes als eine Kriegserklärung. Der Augenblick dafür war freilich schlecht gewählt. In China war im Frühjahr und Sommer allgemeine Dürre, im Herbst und Winter Überschwemmung; was von den
 35 Feldfrüchten übrig blieb, fraßen die Heuschrecken. Tschao Yen-schou und andere Verräter meldeten den Zustand den K'i-tan und rieten, ihn zu benutzen. Zu Beginn des Jahres 944 brachen 50 000 Streiter unter der Führung von Tschao Yen-schou, dem man für den Fall des Sieges den Kaiserthron versprochen hatte, in die Gebiete des mittleren Ho-peï ein.
 40 Ein zweiter Einbruch erfolgte im nördlichen Schan-si bis T'ai-yuan. Durch Verrat wurde es den K'i-tan ermöglicht, die Stadt Pei-tschou (das heutige Ts'ing-ho hien, östlich von Schun-tê in Ho-peï), einen wichtigen Proviantplatz für das chinesische Heer, zu besetzen. Der Widerstand, den sie fanden, war schwach, und fast ungehindert konnten sie, nach Süden vorrückend, immer

unter chinesischer Führung, den Ort Ma-kia k'ou am Huang ho, etwa da, wo heute der Kaiserkanal den Strom durchquert, erreichen und den Übergang auf das östliche Ufer beginnen. Aber hier setzte, auf energisches Betreiben King Yen-kuang's, ernstlicher Widerstand der Chinesen ein. Der Kaiser selbst hatte sich nach Schan (P'u-yang hien) am Huang ho begeben, 5 wo die von Li Ts'un-hü angelegten Festungen waren (s. oben S. 18), um den Operationen nahe zu sein. Der Liao-Kaiser war in Ta-ming. Ein Versöhnungsversuch Schi Tschung-kuei's war von dem letzteren abgewiesen. Die Seele des Widerstandes war King Yen-kuang, der den Oberbefehl hatte. Ehe noch der Übergang der K'i-tan beendet war, erfolgte überraschend 10 der Angriff der Chinesen auf dem Ost-Ufer. Er warf die herübergekommenen zurück, diese flüchteten über den Fluß, wobei ein großer Teil ertrank, und rissen die übrigen mit sich in die Flucht. Inzwischen hatte auch Liu Tschiyuan den Gegner aus Schan-si vertrieben, ein weiterer erfolgreicher Angriff erfolgte östlich von Wei-hui. Für diesmal hatte der Feind die Aufnahme 15 gefunden, die King Yen-kuang ihm angedroht hatte. Er mußte den Rückmarsch nach Norden antreten, verwüstete aber aus Wut über die Niederlage das Land, wo immer er hingelange, und massakrierte die Bevölkerung, die in seine Reichweite kam. Der Gedanke, nunmehr die zurückgehenden K'i-tan mit aller Kraft in ihr Gebiet hinein zu verfolgen, wurde mehrfach 20 angeregt, aber nicht ausgeführt. Die Kraft mag dafür allerdings ebenso wenig ausreichend gewesen sein, wie der Wille, der obendrein durch Sang Wei-han's ständiges Drängen auf Versöhnung gelähmt wurde.

Daß die K'i-tan bei der ersten Gelegenheit wiederkommen würden, war vor auszusehen, und so hielt man es in K'ai-fêng für richtig, umfassende 25 Vorbereitungen zu treffen. Schon nach wenigen Wochen drangen neue Scharen aus den jetzt durch kein Gebirge mehr getrennten feindlichen Gebieten herein und kamen wieder bis in die Nähe des Huang ho. Es gelang King Yen-kuang, sie zu vertreiben, aber die Kämpfe setzten sich, zum Teil unter Führung von chinesischen Renegaten, das ganze Jahr hindurch fort. 30 Die Vorbereitungen zum Widerstande kosteten Geld, und die Kassen waren leer. So wurde denn, auf Betreiben King Yen-kuang's, eine Brandschatzung der wohlhabenderen Bevölkerung vorgenommen und in so brutaler Weise durchgeführt, daß blutige Gewalttaten in den Ortschaften nichts seltenes waren. Zu allem Unglück durchbrach im Sommer der Huang ho bei Hua- 35 tschou in Ho-nan (III, 272) seine Dämme und überflutete das Land, es war ein unbeschreibliches Elend. Bei solchen Zuständen ist es erstaunlich, daß sich überhaupt noch chinesische Heere aufstellen ließen und daß diese sogar vermochten, den eingedrungenen Feind im allgemeinen abzuwehren und ihm schwere Verluste zuzufügen. Der Oberbefehl über die sämtlichen 40 Streitkräfte in Ho-nan und Schan-tung lag jetzt in den Händen von Liu Tschiyuan, während King Yen-kuang, verhaßt und gefürchtet von allen, als Statthalter in Lo-yang saß und Sang Wei-han die Politik im Inneren leitete. Die beiden letzteren standen im schärfsten Gegensatz zu einander,

und Liu Tschì-yuan war seit langem vom Kaiser beargwöhnt und gefürchtet, hielt sich aber zurück. Diese Konstellation war keine gute Bürgschaft für den Sieg. Immerhin waren auch die K'i-tan durch die beständigen Kämpfe in dem ausgehungerten Lande während des Jahres 944 stark mit-
 5 genommen und ihre Verluste an Menschen und Tieren begannen sich fühlbar zu machen. Die Chroniken berichten, daß Tê-kuang's Mutter zu den Beamten ihres Volkes und denen der Chinesen zu sagen pflegte: „Warum mühen sich die Chinesen des Südreiches fortwährend ab, die richtige Lage zu finden? (d. h. sie rollen sich wie ein Schlafloser auf der Lagerstatt von
 10 einer Seite auf die andere). Von alters her bis jetzt hat man wohl gehört, daß die Chinesen kommen, um mit den Fremden über Frieden zu reden, aber man hat nie gehört, daß die Fremden hingehen, um mit den Chinesen über Frieden zu reden. Wenn die Chinesen erst einmal ihre Gesinnung geändert haben, dann werden wir auch nicht zaudern, mit ihnen freund-
 15 schaftlich zu verkehren“. Das war kein ehrendes Zeugnis für Sang Wei-han. Des weiteren aber wird erzählt, daß die Kaiserin-Mutter ihren Sohn gefragt habe: „Hältst du es für möglich, daß die Chinesen (Han) sich jemals von einem Mann der Hu-Völker beherrschen lassen? Er antwortete: Nein. Darauf sagte sie: Aber warum willst du dann der Herrscher der Chinesen
 20 werden? Er erwiderte: Das Geschlecht der Schi hat Wohltaten mit Undank belohnt, das ist unerträglich. Die Kaiserin sagte: Und wenn du auch das Land der Chinesen erlangst, so wirst du doch nicht darin bleiben können. Aller Wahrscheinlichkeit nach wirst du darüber zu Falle kommen und nicht erreichte Ziele zu beklagen haben“. Also dieselbe Erkenntnis wie einst-
 25 mals die des „alten Tibeters“ (II, 76f.).

Im Laufe des Jahres 945 gelang es den Chinesen noch zweimal, den bis Tschang-tê wieder vorgedrungenen Feind unter schweren Verlusten zurückzutreiben; diese Umstände veranlaßten den Tsin-Kaiser, dem Drängen Sang Wei-han's nachzugeben und abermals in demütiger Form eine Gesandtschaft
 30 zu Tê-kuang zu schicken um eine Versöhnung herbeizuführen. Der Liao-Herrscher verlangte das Erscheinen von King Yen-kuang und Sang Wei-han vor ihm und die Abtretung eines Gebietes westlich von Ho-kien, der beiden Bezirke Tschên (Tschêng-ting) und Ting, bevor man Frieden schließen könne. In K'ai-fêng erkannte man, daß die Liao keine ernste Absicht
 35 hätten, den Krieg einzustellen, und bereitete sich auf weiteres vor.

Schon unter Kao tsu war an Tsin ein Hilfsangebot von einem anderen Nachbarstaate der K'i-tan, von Korea, herangebracht worden. Dort hatte Apaoki, der Vater von Tê-kuang, i. J. 926 den König von P'o-hai gefangen abgeführt und sein Land seinem eigenen Reiche einverleibt (s. oben S. 43).
 40 P'o-hai war aber durch Heirat mit dem wiedererstandenen Kao-li verbunden, das damals von einem kraftvollen Herrscher, Wang Kien, regiert wurde. Dieser hatte die politische Lage im Norden der Halbinsel, wie sie seit dem letzten Viertel des 7. Jahrhunderts bestanden hatte (II, 408f.), von Grund auf gewandelt. Während jener Zeit war Sin-lo der beherrschende Staat

gewesen, politisch sowohl wie kulturell, bis ihm vom Anfang des 10. Jahrhunderts an in Kao-li ein Stärkerer erstand. Fast gleichzeitig begann bei zunehmender Schwächung Sin-lo's in den beiden anderen Staaten, Pek-tschyei und Kao-li, sich neues, auf Unabhängigkeit drängendes Leben zu regen. I. J. 906 machte sich eine sonst nicht bekannte Persönlichkeit 5 namens Li Tschên-süan aus Liao-tung in Pek-tschyei zum König, und zehn Jahre vorher, 896, hatte ein buddhistischer Mönch namens Kung-yi, angeblich fürstlicher Abstammung, in dem nordwestlichen Teile des alten Kao-li einen neuen Staat, T'ai-fêng, gegründet. Einer seiner Generale, Wang Kien, der für den neuen Staat durch mehrfache Eroberungszüge die 10 Hauptstütze wurde, war bei den Truppen und bei den Beamten um so beliebter, als Kung-yi sich durch seine Grausamkeit verhaßt machte. So wurde Wang Kien i. J. 916 auf allgemeines Verlangen König des Staates T'ai-fêng, Kung-yi flüchtete und wurde später vom Volke in den Bergen erschlagen. Wang Kien nannte seinen Staat nunmehr wieder Kao-li und 15 konnte ihn dank seiner Tüchtigkeit und Gerechtigkeit auch bald vergrößern. In Pek-tschyei brachen zwischen Li Tschên-süan und seinen Söhnen Streitigkeiten über die Nachfolge aus, der Vater wurde 935 in ein Kloster verbannt, konnte aber entfliehen und begab sich zu Wang Kien. Dieser nahm ihn freundlich auf und führte 936 mit ihm einen Strafzug 20 gegen die unbotmäßigen Söhne durch. Es wurde ein furchtbares Blutgericht unter ihnen gehalten, der Staat Pek-tschyei einverleibt. Li Tschên-süan aber zog sich voll Kummer in ein buddhistisches Kloster zurück und starb dort an schwerer Furunkulose. Zur gleichen Zeit gab der letzte König von Sin-lo freiwillig seinen Staat auf. Er war der ständigen inneren 25 Zwietracht müde und sah bei diesen Zuständen seine Herrschaft als unhaltbar an. Mit Zustimmung seiner Ratgeber unterwarf er sich 935 dem hochgesinnten Wang Kien, damit ging auch Sin-lo in Kao-li auf. So war ein neuer großer Einheitsstaat, mit eigener Jahresbezeichnung (allerdings nur bis zum Tode Wang Kien's 944) auf der Halbinsel geschaffen, dessen Name 30 Kao-li, von den Einheimischen Ko-rie gesprochen, im heutigen „Korea“ weiterlebt. Die Hauptstadt legte Wang Kien auf der Nordseite des Gebirgszuges Sung-yo („Fichten-Berge“, 40 km nördlich von Söul oder japanisch Keijō) an, wo seine Heimat war, sie erhielt 919 den Namen K'ai-tschu, wird aber auch Song-do oder K'ai-song oder (seit 960) Hoang song genannt. 35 Die von Wang Kien begründete Dynastie hat fast fünfhundert Jahre regiert und für Korea die größte Blüte in seiner Geschichte heraufgeführt; auch für Japan ist während dieser Zeit das Land ein Hauptvermittler des Buddhismus und der chinesischen Kultur gewesen.

Wie die Chinesen, so hatten auch die Koreaner unter ihren ruhelosen 40 Nachbarn, den K'i-tan, zu leiden. Nach der Eroberung des „Pufferstaates“ P'o-hai wurde die Gefahr um so größer, so daß der König Wang Kien schon bei Kao tsu durch Vermittlung eines (indischen?) buddhistischen Mönches (Wang Kien war ein großer Verehrer des Buddhismus) angeregt hatte,

einen Angriff von zwei Seiten gegen den gemeinsamen Gegner zu unternehmen. Kao tsu, völlig verstrickt in die äußere und innere Abhängigkeit von den K'i-tan, hatte das Anerbieten unbeantwortet gelassen. Jetzt, wo unter Schi Tschung-kuei die Feindseligkeiten wieder offen aus-
 5 gebrochen waren, wurde die Anregung von derselben Vermittlerseite erneuert. Der Kaiser entschloß sich, nachdem die Friedensgesandtschaft von 945 bei den K'i-tan ergebnislos geblieben war, im Dezember des gleichen Jahres, der Gesandtschaft, die ohnehin zur Bezeugung des Beileids wegen
 10 des Ablebens des Königs nach Korea geschickt werden mußte, den Auftrag mitzugeben, die Frage eines Bündnisses zu erörtern. Wang Kien war aber 944 gestorben, und sein Sohn Wang Wu hatte den Thron bestiegen. Innere Zwistigkeiten folgten unmittelbar darauf, der neue Herrscher, mißtrauisch gemacht, wurde zu einem grausamen Tyrannen, im Herbst
 15 des Jahres 945 starb er; ob eines natürlichen Todes, wird nicht berichtet. In die Unruhe und Unsicherheit dieser Lage fiel die Ankunft der chinesischen Gesandtschaft. Sie konnte für ihre politischen Pläne kaum auf Aufmerksamkeit, geschweige denn auf Verständnis rechnen; sie kehrte zurück und meldete, daß die militärische Kraft von Kao-li sehr gering sei und daß man
 20 dort keinen Mut habe zu Feindseligkeiten gegen die K'i-tan. Die Reden des Mönches seien Prahlerei gewesen.

Die Entschlossenheit der Regierung von Tsin, sich jetzt mit allen Mitteln der K'i-tan zu erwehren, war gewiß ernster als je zuvor, zumal seit Ende 945 Sang Wei-han aus seinen Ämtern entlassen war, aber das Elend im Lande war stärker als ihre Kraft, obwohl auch die der K'i-tan auf das
 25 äußerste geschwächt war. Im nördlichen und mittleren Ho-peï wütete die Hungersnot, unmittelbar an der Grenze, in Ting tschou, bildete sich eine religiöse Sekte, die einen großen Teil der Bevölkerung umschloß. Sie suchte sich gegen die K'i-tan so gut sie konnte zu schützen und drang sogar in deren Gebiet ein. Die Beamten baten um Hilfe in K'ai-fêng, um gemeinsam
 30 mit der Sekte der Gefahr zu begegnen; man lehnte aber das Anerbieten ab, und die Folge war, daß der ganze Grenzbezirk sich den K'i-tan unterwarf. Südöstlich von Ta-ming richtete der Huang ho abermals ungeheure Überschwemmungen in einer Breite von 30 km an, die verschiedenen Gouverneure im Norden verloren den Mut und verhandelten mit den K'i-tan. Von
 35 K'ai-fêng aus hatte man die Stämme der Tu-yü-hun im nördlichsten Schan-si zu mobilisieren versucht und ihren Führer in der Hauptstadt mit viel Auszeichnung bedacht. Tatsächlich lieferten sie nachher auch den K'i-tan mehrere Gefechte bei Ta-ming und Wei-hui, aber schließlich zog man es vor, sie nach Schan-si zurückzuschicken. Sie blieben in der Gegend von
 40 T'ai-yuan, begannen aber dort das Land zu plündern, und Liu Tschü-yuan, der Gouverneur, wußte sich ihrer kaum zu erwehren. Da er das Schicksal der Dynastie kommen sah, beschloß er, selbständig zu handeln. Er bestimmte die Regierung, die Tu-yü-hun, in denen er eine Gefahr für Schan-si sah, weiter ab, in den Bezirken von Huai-k'ing anzusiedeln. Dann verlockte

er die Häuptlinge, in die Stadt T'ai-yuan zu Besprechungen zu kommen und ließ sie dort sämtlich umbringen, es sollen an 400 Menschen gewesen sein. Ihr sämtlicher Besitz wurde den Familien abgenommen. „Seitdem waren die Tu-yü-hun von keiner Bedeutung mehr“, sagt der Chronist (vergl. II, 397).

5

Im Sommer 946 brachen die K'i-tan, durch den Übertritt der aufständischen Sekte veranlaßt, angeblich sogar von ihnen geführt, durch den Bezirk von Ting tshou herein. Wohl konnte Schi Tschung-kuei ihnen noch einmal ein Heer entgegenwerfen und ihren Vormarsch nach Süden aufhalten, auch Liu Tschü-yuan vermochte einer anderen Gruppe von 10 ihnen in Nord-Schan-si noch eine Niederlage beizubringen, aber Tê-kuang, dem der Zustand des Landes wohl bekannt war, stellte sich nunmehr im Winter 946 selbst an die Spitze aller seiner vereinigten Streitkräfte, warf bei Ho-kien das ihm entgegenrückende Heer zurück und drang unaufhaltsam nach Süden vor. Teile des chinesischen Heeres leisteten erbitterten Wider- 15 stand, die Hauptmasse unter verräterischen Führern aber kapitulierte oder ging über. Anfang 947 erreichte die Vorhut, 2000 Mann stark, unter Tschang Yen-tsê, einem Türken, der lange unter den Herrschern der Hou T'ang und Tsin gekämpft hatte und jetzt zu den K'i-tan übergegangen war, die Tore der Hauptstadt. Widerstand wurde nicht mehr geleistet, und so rückte 20 er in die Stadt ein, hauste dort mit unmenschlicher Grausamkeit — auch Sang Wei-han ermordete er mit eigener Hand — und machte sich so verhaßt, daß Tê-kuang, als er nach einiger Zeit eintraf, ihn hinrichten ließ. Der K'i-tan-Herrscher selbst verfuhr milde mit der Stadt: er ließ die Beamten in ihren Ämtern und vergoß nicht mehr Blut als es ihm für die 25 Fälle der Schuld angemessen schien. King Yen-kuang beging Selbstmord. Erklüttert war Tê-kuang über den Kaiser und seinen Anhang. Er hielt ihn, kaum mit Recht, für heimtückisch und fügte deshalb zur Schande den Spott, auch nachdem der Unglückliche sich auf das äußerste vor ihm gedemütigt hatte. Er erklärte ihn des Thrones verlustig, ernannte ihn 30 zum „Grafen von der Untreue“ (*fu-yi hou*) und verbannte ihn mit seiner Familie und seinem sonstigen Anhang, zusammen 175 Personen, in das Gebiet von Huang-lung fu nördlich von Mukden in der Mandschurei (s. unten). Die Verbannten sollen dort und dann in Kien tshou (in der Gegend des heutigen Tsch'ao-yang hien im östlichen Jehol-Gebiet) noch lange Zeit 35 in Frieden gelebt haben. Im Hinblick auf das Verschwinden dieses Kaisers im Unbekannten konnte man ihm, da er noch am Leben war, einen posthumen Namen nicht geben, er heißt deshalb in den Annalen Tsch'u ti, „der fortgegangene Kaiser“ oder Schao ti „der jugendliche Kaiser“ (s. oben S. 49) oder auch Ts'i wang „Prinz von Ts'i“, ein Titel, der ihm vor seiner 40 Thronbesteigung von Kao tsu verliehen worden war.

Tê-kuang blieb bis zum April 947 in K'ai-fêng. Es war keine leichte Zeit für die Bevölkerung. Der Herrscher selbst hielt zwar streng auf Ordnung in der Stadt, aber die Requisitionen und Plünderungen der Truppen und

Räuberbanden in den umliegenden Bezirken trieben die Bewohner fort und machten das Land zur Wüste. Bei der Rückkehr nach Norden begleiteten Tê-kuang außer dem Heere hunderte von Palastdamen, Eunuchen und Dienern, die alles mitschleppten, was noch in den Vorrats- und Schatzkammern vorhanden gewesen war. Als Gouverneur der Stadt ließ er seinen Vetter, einen Neffen der Kaiserin-Mutter und Bruder seiner Gemahlin, Siao Han, einen wegen seiner Brutalität gefürchteten Menschen, in K'ai-fêng zurück. Hatten sich in der Stadt die Beamten der Tsin in Liebedienerei überboten, so begegnete der heimkehrende Sieger im Lande auch 10 erbitterter Feindschaft. So mußte die Stadt Siang-tschou (Tschang-tê) wo eine der vielen Guerilla-Banden die K'i-tan-Garnison niedergemacht hatte, furchtbar dafür büßen: die gesamte männliche Bevölkerung wurde massakriert, die weibliche mitgenommen. „Nur siebenhundert lebende Menschen blieben zurück, aber über eine Million (!) Schädel“, sagt das 15 *K'i-tan kuo tshi* (Kap. 3 fol. 8 r^o). Tê-kuang muß, sei es in Folge von Enttäuschungen, sei es in Folge eines äußerst schmerzhaften Leidens, völlig umdüsterten Gemütes gewesen sein. Er ließ die Truppen plündern und morden, so viel sie wollten, und sagte zu seiner Umgebung: „Ich habe meine Freude an der Jagd im oberen Reiche (*schang kuo*, seiner nordischen 20 Heimat), mögen hier die Menschen jammern. Und wenn mir jetzt vergönnt ist, heimzukehren und dann zu sterben, so soll es mir recht sein“ (a. a. O.). Aber auch dieses Schicksal war ihm nicht beschieden. Seine Krankheit verschlimmerte sich rasch, und als man Luan-tsch'êng (40 km südlich von Tschêng-ting in Ho-peï) erreichte, starb er, fünfundvierzig Jahre alt. Die 25 Leiche wurde nach Norden mitgeführt.

Die Besetzung der chinesischen Hauptstadt durch den Liao-Herrscher und dessen Verhalten dabei wirft ein wichtiges Problem auf. Tê-kuang hatte die Dynastie der Tsin, der er selbst den Thron verschafft hatte, bewußt gestürzt. Warum setzte er nicht die seinige an deren Stelle, d. h. warum 30 bestieg er nicht den Thron des Himmelssohnes? Gewisse Angaben im *T'ung-kien* (Kap. 286) und im *K'i-tan kuo tshi* (Kap. 3) lassen die Erklärung erschließen. „Der K'i-tan-Herrscher“, heißt es, „berief die Beamten der Tsin in den Palast und legte ihnen die folgende Frage vor: Mein Staat umfaßt ein Gebiet von zehntausenden von *li*, darin gibt es siebenund- 35 zwanzig Fürsten und Älteste. Nun sind aber die Sitten meines Landes von denen Chinas verschieden, ich möchte deshalb einen Mann als Fürsten auswählen, wie denkt ihr darüber? Alle sagten: der Himmel hat nicht zwei Sonnen (I, 119), Fremde und Chinesen, alle wünschen Euch als den Kaiser zu ehren“. Bald danach fand in der Thronhalle des Palastes eine große 40 Huldigung der Beamten statt, wobei die chinesischen ihre Landestracht, die der K'i-tan die ihrige zeigten, und der Herrscher verkündete, daß „die Jahresbezeichnung sei: zehntes Jahr *hui-t'ung* der Großen Liao-Dynastie (947, nicht das vierte Jahr *k'ai-yün* der Tsin)“. Das bedeutete, daß Tê-kuang als Nachfolger des Tsin-Kaisers angesehen werden wollte. In den übrigen

Staaten hatten sich zwar die Ereignisse bisher noch nicht auswirken können, indessen hielt es der „T'ang-Kaiser“ Sü Tschì-kao in Nanking (s. oben S. 36) für zweckmäßig, eine Huldigungsgesandtschaft nach K'ai-fêng zu schicken und dem neuen Herrscher zu empfehlen, nun nach der Vernichtung der Tsin „in der alten Hauptstadt Tsch'ang-ngan die Gräber der T'ang-Kaiser wiederherzustellen“ (d. h. dort zu residieren). Sogar der mächtigste der Satrapen, Liu Tschì-yuan in T'ai-yuan, sandte seine Huldigung und versicherte Tê-kuang seiner Vasallenschaft. Während dieser den Antrag Sü Tschì-kao's ablehnte, war er über Liu's Unterwerfung hochofren, er behandelte die Gesandten mit besonderer Höflichkeit und verlieh ihrem Herrn den Zusatznamen *Ör* d. h. „Sohn“ sowie den hölzernen Stab als Stütze (eine hohe Auszeichnung für Großwürdenträger bei den K'i-tan). Der verschlagene Liu Tschì-yuan hatte aber auch Nachrichten aus K'ai-fêng erhalten, die ihm wichtig waren für seine eigenen Pläne. Die sonstigen Gouverneure der Tsin hatten sich — äußerlich — alle unterworfen. Es erschien somit als eine Selbstverständlichkeit, daß die Liao-Dynastie nunmehr die Herrschaft über das Reich antrat, und Tê-kuang hat dies allem Anschein nach, wenigstens zeitweilig, auch gewollt. Warum hat er es nicht getan? Die Gründe, die Tê-kuang bewogen, zu unterlassen, was allgemein erwartet wurde, sind lehrreich für die Beurteilung der Zeit.

Bald nach seiner Ankunft in K'ai-fêng überlegte der Liao-Herrscher, was er mit den noch sehr zahlreichen Truppen von Tsin machen sollte, die durch eine Rebellion jederzeit gefährlich werden konnten. Er erwog, ob er sie nicht durch die K'i-tan-Reiterei sammendrängen und in die eisigen Fluten des Huang ho treiben lassen sollte. Tschao Yen-schou (s. oben S. 50) widerriet dies und sagte zu Tê-kuang: „Euer Majestät haben persönlich zur Steinschleuder (d. h. zu den Waffen) gegriffen, um das Tsin-Reich zu erobern, wollen Sie es nun selbst behalten oder einem Anderen überlassen?“ Der K'i-tan-Herrscher erbleichte und sagte: „Ich habe mein gesamtes Heer aufgeboden, um nach Süden zu ziehen, und fünf Jahre hindurch den Harnisch nicht abgelegt, wie sollte jetzt ein Anderer den Lohn dafür ernten?“ Tschao Yen-schou erwiderte: „Im Süden von Tsin liegt (Nan) T'ang, im Westen liegt Schu, es gibt da häufig Streit und Kampf. Wissen Euer Majestät das?“ Tê-kuang sagte: „Ja, das weiß ich.“ Tschao Yen-schou: „Das Tsin-Reich erstreckt sich von Yi (tschou, das heutige Lin-yi hien in Schan-tung) und Fêng (das heutige Fei hien in Schan-tung) im Osten bis Ts'in (in Ost-Kan-su) und Fêng (in Südwest-Schen-si) im Westen, mehrere tausend *li*. An den Grenzen wird es gegen Wu (= Nan T'ang, s. oben S. 36) und Schu ständig durch Truppen bewacht. Der Süden des Reiches aber ist heiß und feucht, die Leute des oberen Reiches (s. oben) können dort nicht leben. Wenn Euer Majestät später nach dem Norden zurückkehren, dann werden, falls das Tsin-Reich trotz solcher Größe nicht militärisch gesichert ist, Wu und Schu sicherlich diese Entblößung benutzen und erobernd einfallen. Sollte dann nicht ein Anderer sich des Reiches bemächtigen?“ Der

K'i-tan-Herrscher sagte: „Daran habe ich nicht gedacht, aber was ist da zu machen?“ Tschao Yen-schou schlug vor, die Südgrenze mit Abteilungen der Tsin-Truppen zu besetzen und diese jährlich abzulösen, ihre Frauen und Kinder aber als Geiseln für ihre Loyalität im nördlichen Schan-si oder 5 Ho-peï anzusiedeln. Tê-kuang stimmte diesem Plane zu. Der gerissene Abenteurer mag seine eigenen Zwecke im Auge gehabt haben bei dem Bestreben, Tê-kuang mit seinen Truppen möglichst bald los zu werden. Eine weitere Schwierigkeit ergab sich für den K'i-tan-Herrscher durch die Aufsässigkeit der Bevölkerung und die versteckte Feindseligkeit der 10 Gouverneure, zumal manche der eingesetzten Besatzungskommandanten durch Grausamkeiten aller Art die Erbitterung noch steigerten. Überall, im Osten besonders, durchzogen bewaffnete Banden von Räubern und Guerillakriegern das Land und besetzten ganze Bezirke. In Ta-ming, wo Tê-kuang ein Mitglied seiner Familie als Gouverneur eingesetzt hatte, 15 kam es so weit, daß eine solche Bande die Stadt einnahm und den Gouverneur in seiner Zitadelle belagerte. Der K'i-tan-Herrscher mußte eine Truppenabteilung absenden, die die Stadt befreite und das umliegende Land besetzte. Tê-kuang geriet in steigende Besorgnis infolge dieser Geschehnisse und „seitdem“, sagt Ssë-ma Kuang, „trug er sich mit dem Gedanken, in 20 Ho-nan nicht mehr lange zu bleiben.“ Zu seiner Umgebung aber äußerte er: „Ich wußte nicht, daß die Chinesen so schwer in Ordnung zu halten wären.“ So erklärt es sich, daß er den Beamten der Tsin, die er in ihren Ämtern belassen hatte, mehrfach erklärte, das Klima von Ho-nan sei ihm zu warm, „ich werde mich deshalb hier nicht lange aufhalten, sondern mich für 25 einige Zeit nach dem Oberen Reiche begeben und die Kaiserin-Mutter pflegen (s. oben S. 52)“. Er wollte jedoch einen Teil der Tsin-Beamten mit sich nehmen, die übrigen sollten in K'ai-fêng bleiben, das nun aber wieder den früheren Namen Pien-tschou (s. oben S. 46f.) tragen sollte. Auch würde er einen Verwandten als Statthalter zurücklassen.

30 Erwägt man alle diese Umstände zusammen mit der düsteren Stimmung Tê-kuang's bei der Rückkehr nach dem Norden, so erhält man den Schlüssel für sein seltsames Verhalten in den geschichtlich so bedeutungsvollen Monaten der Jahre 946 und 947. Schon bei dem Aufbruch hatte er seiner Mutter gegenüber zugegeben, daß ihm die Beherrschung 35 der Chinesen durch einen Fremden nicht möglich scheine, trotzdem kann kaum bezweifelt werden, daß sich im Laufe des Feldzuges die Absicht eingestellt hatte, den Thron des Himmelssohnes wirklich einzunehmen und die neue Dynastie in der Reichshauptstadt zu begründen. Aber je mehr er in K'ai-fêng von dem gewaltigen Regierungsmechanismus sah, je mehr er 40 den inneren Widerstand des chinesischen Beamten- und Literatentums wie die Abneigung des Volkes herausfühlte und je mehr er empfand, wie sehr er und die Seinen diesen Trägern überlieferter Weisheit in allen Staatsgeschäften unterlegen waren, um so stärker wurden dann die Zweifel, ob er dieser Aufgabe gewachsen sei. Körperliches Leiden wird hinzu-

gekommen sein und sein Selbstvertrauen noch weiter erschüttert haben. So mag man ihm glauben, daß ihm die Luft in K'ai-fêng zu drückend wurde und daß er sich in die einfacheren Verhältnisse des Nordens zurücksehnte. Halb entschlossen trat er die Rückreise an; was er unterwegs erlebte, verstärkte sein Widerstreben, er war unzufrieden mit sich selbst, 5 vielleicht gedachte er auch der mahnenden Worte seiner Mutter (s. oben S. 52). Das Ergebnis war jene verzweifelte Stimmung, die ihn beim Herannahen des Todes überkam: „Mögen hier die Menschen jammern, ich habe meine Freude an der Jagd im Norden“ (s. oben S. 56). Tê-kuang war nicht der Mann, das Reich zu beherrschen, aber er war auch nicht töricht genug, 10 es nicht zu fühlen.

Während Tê-kuang's Leiche nach dem Norden überführt wurde, stand schon der Mann bereit, der in die von ihm geräumte Stellung treten sollte. Liu Tschì-yuan, Statthalter in dem „befestigten Lager“ von T'ai-yuan (I, 25), hatte längst das Unheil kommen sehen, das sich aus der Nachbar- 15 schaft der K'i-tan ergab. Wie schon erwähnt, war sein Verhältnis zu dem Tsin-Kaiser durch Abneigung und Mißtrauen bestimmt (s. oben S. 52), er stand deshalb bei den Einbrüchen der nordischen Feinde anfänglich abseits und zeigte auch später wenig Eifer. Erst als er hörte, daß Tê-kuang in K'ai-fêng eingerückt sei, ließ er vorsorglich die Grenze seines Gebietes 20 besetzen. Er hatte sich in Schan-si eine bedeutende militärische Macht geschaffen — es werden 50 000 Mann genannt — und durch die Vernichtung der Tu-yü-hun (s. oben S. 55) einen starken Zuwachs an Vieh und anderen Werten erhalten. Seine Gesandtschaft an den K'i-tan-Herrscher, die vermutlich auch Erkundungszwecken dienen sollte, wurde zwar mit Aus- 25 zeichnung aufgenommen, aber Tê-kuang ließ ihn doch später nach seinen Absichten fragen: „Du dienst nicht einer südlichen Dynastie und dienst nicht einer nördlichen, also was erstrebst du?“ Diese Frage war allerdings berechtigt, als sich Liu Tschì-yuan im Frühjahr 947 den Titel Kaiser beilegte, aber nicht die Jahresbezeichnung des letzten Tsin-Herrschers fort- 30 führte, sondern die des verstorbenen Kao tsu. Seine Truppenführer hatten ihm dringend geraten, im Hinblick auf die Ereignisse in K'ai-fêng und auf das gewalttätige Regiment der K'i-tan sich der höchsten Gewalt im Reiche durch Vertreibung der Landesfeinde zu bemächtigen, aber er lehnte ab, da er seine Machtmittel nicht für ausreichend hielt. Aber auch Tê-kuang 35 unternahm nichts gegen ihn. Trotz seines schlechten Verhältnisses zu dem Tsin-Kaiser war er doch über dessen Wegführung durch den „Barbaren“ empört und wollte zuerst dem Weggeführten zu Hilfe kommen, unterließ es aber, nachdem er gehört, daß der Zug bereits zu weit vorgerückt sei (im Winter über das T'ai-hang-Gebirge — I, 3f. — zu steigen, wäre keine leichte 40 Aufgabe gewesen). Der Tod Tê-kuang's schuf eine völlig neue Lage. Nach dem Tode des Prinzen T'u-yü hatte sich ein Sohn von ihm, Wu-yü, in Hua-tschou (östlich von Wei-hui) aufgehalten. Beim Einrücken Tê-kuang's hatte er sich seinem Oheim angeschlossen, und von diesem war

an allen denen, die an der Ermordung seines Vaters der Teilnahme verdächtig waren (s. oben S. 45), ein blutiges Strafgericht vollzogen worden. Wu-yü erklärte sich nach dem Tode seines Oheims sofort zum Thronfolger und konnte sich auch auf eine von diesem hinterlassene Verfügung berufen, wonach er im Falle des Todes von Tê-kuang in Tschên-tschou (Tschungting in Ho-peï) den Kaiserthron von Liao besteigen solle. Tschên-tschou solle hinfort Tschung king, „die mittlere Hauptstadt“, heißen. Ob diese Verfügung echt war, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls trat ihm sogleich der bei Tê-kuang in hoher Gunst gewesene Tschao Yen-schou als Mitbewerber entgegen. Beide eilten nach Empfang der Todesnachricht nach Tschên-tschou, um ihre Ansprüche geltend zu machen. Wu-yü wußte aber seinen Rivalen zu überlisten, zudem gelang es ihm, die Zustimmung aller Führer und Würdenträger der K'i-tan zu gewinnen, und so wurde er zum neuen Kaiser von Liao erklärt. Unmittelbar nach Wu-yü verließen auch die in K'ai-fêng zurückgebliebenen Beamten und Offiziere der K'i-tan die Stadt und zogen nach Norden ab, darunter auch der Gouverneur Siao Han (s. oben S. 56). Er trat ebenfalls als Thronprätendent auf, erreichte aber Tschên-tschou erst, nachdem Wu-yü nach Norden abgezogen war. Er ist dann später in der Hauptstadt von Liao als Rebelle zu Tode gekommen, während Tschao Yen-schou im Jahre darauf als Statthalter der Süd-Hauptstadt starb. K'ai-fêng aber wurde auf diese Weise ohne sein Zutun von der Fremdherrschaft befreit. Im Lande begingen jedoch die jetzt disziplinos gewordenen K'i-tan-Garnisonen neue Gewalttätigkeiten, und die chinesischen Truppenführer drängten darauf, das Joch der verhaßten Fremdlinge abzuschütteln. Nunmehr war auch für Liu Tschì-yuan der Augenblick zum Handeln gekommen. Im Sommer 947 brach er mit seinem Heere von T'ai-yuan auf und rückte zunächst nach Lo-yang vor, wo ihn das gesamte Beamtentum huldigend empfing. Überall in Ho-nan und Ho-peï erhoben sich die Chinesen gegen ihre Peiniger und trieben die offenbar garnicht mehr widerstandsfähigen Scharen nach Norden. In K'ai-fêng herrschte bei der Kunde von Liu Tschì-yuan's Herannahen völlige Kopflosigkeit: was noch an K'i-tan-Beamten und Truppen vorhanden war, zog schleunigst nach Norden ab, die Hauptstadt erwartete den neuen Himmelssohn. Liu Tschì-yuan nahm ohne Widerstand von K'ai-fêng Besitz, alle Gouverneure erklärten ihre Loyalität, und inmitten des befriedeten Volkes wurde die neue Dynastie ausgerufen. Sie behielt, da ihr Gründer denselben Familiennamen hatte wie der des ersten Weltreiches, den Namen Han (gewöhnlich Hou Han genannt.) Daß sich im äußersten Süden schon früher ebenfalls eine Han-Dynastie (Nan Han s. oben S. 13 u. 36) etabliert hatte, die ihren Namen Liu als Thronlegitimation benutzte, scheint keine Bedenken verursacht zu haben.

Liu Tschì-yuan's Schöpfung war nicht lebensfähig, sie starb, ehe sie Wirklichkeit geworden war. Im Juli 947 hatte er den kaiserlichen Thron bestiegen, im März 948 starb er. Seine kurze Regierung war ein Kampf

gegen das wilde Treiben der Räuberbanden, die vom Elend der Bevölkerung lebten, aber er war — abgesehen von der Kürze der ihm vergönnten Zeit — nicht der Mann, um Ordnung in das Chaos zu bringen. Ssë-ma Kuang wirft ihm Grausamkeit — er hatte die gesamte in Yu-tschou verbliebene Garnison, 1500 Mann, aus Furcht vor Rebellion umbringen lassen —, Ungerechtigkeit und Angst vor einflußreichen Verbrechern vor. Der im Januar 948 erfolgte Tod seines ältesten Sohnes im Alter von fünfundzwanzig Jahren war ein Schlag, den er nicht überwinden konnte. Einige Wochen danach starb er selbst, er war nur 53 Jahre alt geworden. Seine letzten Stunden sind kennzeichnend für ihn. Er berief vier seiner vertrautesten Beamten zu sich und empfahl seinen zweiten Sohn, den Thronfolger, einen siebzehnjährigen Jüngling, ihrer Obhut. Zugleich wies er sie an, den Gouverneur Tu Tschung-weï, einen Schwager des Tsin-Kaisers Kao tsu (Schi King-t'ang), wegen Gefährdung seines Nachfolgers sogleich zu töten. Tu Tschung-weï war allerdings ein gewissenloser Verräter und Volksbedrucker. Er war unter seinem Schwager zu den höchsten Stellungen emporgestiegen, hatte die schmachvolle Vernichtung des großen Patrioten Ngan Tschung-jung (s. oben S. 49) besorgt und war später unter dem letzten Tsin-Kaiser mit dem Hauptheere zu den K'i-tan übergegangen. Nach Tê-kuang's Tode hatte er schleunigst den Anschluß an Liu Tschì-yuan gesucht und gefunden. Dieser Mann, wegen seiner Habgier und Härte bei der Bevölkerung verhaßt, würde freilich voraussichtlich den jungen Monarchen nicht lange im Besitz der Herrschaft gelassen haben. Aber ihn bei Lebzeiten unschädlich zu machen, hatte der zaghafte Liu Tschì-yuan nicht gewagt.

25

Der Wunsch des Sterbenden wurde sofort nach seinem Tode erfüllt: Tu Tschung-weï und seine drei Söhne verfielen dem Henker, eine Möglichkeit zur Rache war damit ausgeschlossen.

Liu Tschì-yuan erhielt als Dynastiegründer den üblichen Tempelnamen Kao tsu, sein Sohn Liu Tsch'êng-yu, der Nachfolger, führt den Namen Yin ti (der „mystische Kaiser“?), dessen Bedeutung nicht leicht zu ergründen ist. Von seiner Persönlichkeit läßt sich schwer ein klares Bild gewinnen. Jedenfalls war er den Aufgaben, die das verelendete Land stellte, ja selbst der Lage in der Hauptstadt, wo Eifersucht, Haß und Intrigen der Würdenträger die staatliche Maschinerie behinderten, nicht im entferntesten gewachsen. Die K'i-tan wurden jetzt von größeren Unternehmungen nur durch innere Zwistigkeiten abgehalten, die nach dem Tode Tê-kuang's eintraten (s. unten), und der energische Minister Kuo Wei, der als Generalstatthalter in Ye (Tschang-tê), der Schutzfeste der Hauptstadt, saß, konnte die Einbrüche kleineren Ausmaßes abwehren. Aber sogar der große Grenzstaat Schu streckte 948 und 949 bei den Schwächen der Zentrale die Hände nach dem Wei-Tale aus, als ein aufrührerischer Offizier ihn nach Fêng-siang zu Hilfe rief. Schlimmer noch waren die Dinge in der Hauptstadt, wo zwischen den vier Beratern Kao tsu's stärkste Zwietracht herrschte.

Yang Pin leitete die Gesamtregierung, Hung Tschao mühte sich um die Finanzen, Kuo Wei sicherte auswärts das Land militärisch, während der vierte, Su Fêng-ki, als einer der Leiter der Reichskanzlei sehr großen Einfluß hatte. Dieser letzte war ein Intrigant übelster Art, der seine 5 erpreßten Reichtümer mit allen Mitteln zu mehren wußte. Er verstand durch seine Verleumdungen und Zwischenträgereien das zwischen den Mentoren des jungen Kaisers und dem Bruder von Kao tsu's Gemahlin bestehende, auf Eifersucht beruhende schlechte Verhältnis so zu steigern, daß sich 950 der hilflose Yin ti bewegen ließ, die verdienten Berater seines

10 Vaters, Yang Pin und Hung Tschao, bei ihrem Eintritt in den Palast ermorden zu lassen. Der weitere Befehl aber, auch Kuo Wei in Ye zu töten, stieß auf Widerstand. Kuo Wei erhielt vorzeitig Kunde von dem Anschlag; er berief seine Offiziere und stellte ihnen vor, daß es nach der Beseitigung seiner Mitarbeiter in der Hauptstadt das angemessenste wäre, wenn sie 15 seinen Kopf dem Kaiser übersendeten. Der Gedanke liegt nahe, daß diese Erklärung ein Manöver war, um die Offiziere zum Widerstande zu reizen. Jedenfalls war die Wirkung die, daß sie drängten, anstatt zu sterben, mit dem Heere nach Süden zu ziehen und „den Hof von dem Diebsgesindel zu reinigen“, das den jungen Kaiser unter seinem Einfluß habe. Kuo Wei

20 stimmte zu und rückte mit seinen Truppen gegen K'ai-fêng. Der Kaiser wollte auf die Kunde hiervon den Rebellen die hauptstädtische Besatzung entgegenschicken, aber ihr Kommandant machte darauf aufmerksam, daß die Truppen Kuo Wei's sämtlich ihre Angehörigen in der Hauptstadt hätten und daß deshalb die Besatzungsmannschaften schwerlich gegen sie 25 kämpfen würden; man solle lieber diese Angehörigen auf die Stadtmauer steigen lassen, damit sie die Soldaten ermahnten, vom Kampfe abzustehen. Kuo Wei war inzwischen in Schan (dem heutigen Ts'ing-fêng hien süd-östlich von Tschang-tê) eingetroffen, die ihm entgegengesandte Palastwache ging zu ihm über. Durch einen von K'ai-fêng zu Erkundungszwecken

30 abgesandten Palastbeamten, den er festgenommen hatte, ließ er dem Kaiser ein Schreiben zukommen, in dem er mitteilte, daß die hohen Offiziere gegen seine Tötung Einspruch erhöhen „und der Meinung wären, daß nur die machthungrigen Personen der Umgebung des Kaisers ihn verleumdet hätten“ und die Tötung verlangten. Er selbst wolle sich einer Untersuchung

35 stellen und, wenn ihm eine Schuld nachgewiesen würde, die Strafe auf sich nehmen, im anderen Falle sollten die Verleumder seinem Heere übergeben werden. An der Aufrichtigkeit dieses Vorschlages braucht man nicht zu zweifeln. Kuo Wei wollte kein Dynastiestürzer sein, aber seine Umgebung und die Entwicklung selbst trieben ihn weiter. Eine Antwort kam nicht

40 aus K'ai-fêng, und Kuo Wei rückte wieder vor. Der Kaiser wurde jetzt besorgt, man beriet, alle Truppen waren unzuverlässig oder liefen Kuo Wei zu. Dieser warnte die nunmehr beutegierig werdenden Haufen und erklärte wieder, daß er nur gekommen sei, „um die Schar der Jämmerlinge zu bestrafen“, nicht aber aus Feindschaft gegen den Himmelssohn. Der Kaiser

hatte die Stadt verlassen und blieb ratlos unter ratlosen Begleitern inmitten meuternder Soldaten. Kuo Wei bemühte sich vergeblich, ihn aufzufinden; mit wenigen Begleitern, darunter zwei der Hauptschuldigen an der Katastrophe, Sü Fêng-ki und der dem Kaiser besonders nahestehende Höfling Kuo Yün-ming, flüchtete Yin ti schließlich vor den Meuterern in ein Bauern- 5 haus. Dort wurde er von Kuo Yün-ming, der das Spiel verloren sah, erstochen, dann gaben sich die beiden Würdenträger selbst den Tod. Kuo Wei war aufrichtig bekümmert über das Geschehene, konnte aber nicht verhindern, daß die in die Stadt eingedrungenen Truppen plünderten, mordeten und zerstörten, bis es endlich gelang, mit blutiger Strenge Ord- 10 nung zu schaffen. Kuo Wei ließ auch jetzt keine Anzeichen weitergehender Pläne erkennen. Die Kaiserin-Mutter, anscheinend eine kluge Frau, befahl, ihn als den neuen Fürsten zu empfangen, aber Kuo Wei bat sie als gehorsamer Untertan zusammen mit den anderen Würdenträgern, den Nachfolger Yin ti's aus der Familie zu ernennen und bis dahin Regentin 15 zu sein. Die Leiche des Kaisers ließ er in würdiger Weise im Palast aufbahren. Die Kaiserin bestimmte einen Vetter Yin ti's, einen Sohn von Kao tsu's (Liu Tschü-yuan's) Bruder Liu Tsch'ung, namens Liu Yün, der als Gouverneur in Sü-tschou (Nord-Kiang-su) saß, und ließ ihn durch den für alle Zwecke jedes Herrscherhauses dienstbereiten Minister Fêng Tao 20 (s. oben S. 33) feierlich einholen. Sie selbst führte inzwischen die Regierung. Liu Yün trat die Reise nach K'ai-fêng an. Als er in Sung-tschou (etwa die Gegend von Kuei-tê in Ho-nan) angekommen war, hörte er, daß Kuo Wei, der inzwischen einen neuen Einbruch der K'i-tan im nordwestlichen Ho-peï hatte abwehren müssen, auf dem Rückmarsch in Schan, 25 wo er gelagert, von seinen Truppen gedrängt worden sei, nach K'ai-fêng zu ziehen, damit er dort den Thron besteige. In der Tat hatten die Soldaten, die schließlich in das Quartier ihres Führers gedrungen waren, diesen gezwungen, in der Hauptstadt seine Herrschaft zu errichten. „Wir hassen die Liu-Sippe, sie soll nicht auf den Thron“, hatten sie erklärt, 30 und so waren sie unter lautem Jubel abgerückt. Es mag auch den Truppen bekannt geworden sein, daß Kuo Wei die Wahl Liu Yün's, zu dem er in keinem guten Verhältnis stand, wenig willkommen war und daß er sich nur der Meinung der Minister gefügt hatte. Vor der Hauptstadt angelangt, sandte Kuo Wei der Kaiserin-Mutter eine schriftliche Meldung, in der er 35 bat, „in dem Ahnentempel der Han vorgestellt zu werden und der Kaiserin als seiner Mutter dienen zu dürfen“ (d. h. adoptiert und Thronerbe zu werden).

Über die folgenden Ereignisse volle Klarheit zu gewinnen ist nicht ganz leicht. Sicher ist, daß Kuo Wei's Truppenführer eine größere Abteilung 40 Kavallerie Liu Yün entgegensandte, um ihn am Kommen zu verhindern. Die Kaiserin aber war gezwungen, Kuo Wei zum Regenten zu ernennen und Liu Yün's Berufung zurückzunehmen. Die Abteilung traf Liu Yün noch in Sung-tschou, und wie sich die Dinge dort weiter entwickelten,

läßt sich im Einzelnen nicht klar erkennen. Liu Yün wurde von dem gerissenen Abteilungs-Kommandanten erst in Sicherheit gewiegt, dann durch List, Bestechung und schließlich Gewalt von seinen Anhängern getrennt — wobei Fêng Tao seiner Charakterlosigkeit gemäß wieder eine kümmerliche 5 Figur machte — und am Ende interniert. Ob und inwieweit Kuo Wei bei diesem hinterlistigen Treiben die Hände im Spiel gehabt, ist nicht zu erkennen.

Die Regentschaft Kuo Wei's dauerte nur wenige Tage: im Februar 951 verkündete die Kaiserin-Mutter seine Thronbesteigung. Aber die Dynastie 10 Han wurde nicht fortgesetzt. „Ich gehöre zum Hause der Tschou und bin ein Nachkomme von Kuo Schu (einem Bruder des Wên wang — I, 69, —), darum heiße ich mein Reich Tschou“, verkündete Kuo Wei in einer Proklamation. Die Gründe für diesen Wandel ergeben sich aus den Ereignissen.

Liu Yün's Vater Liu Tsch'ung (später Min genannt) saß als Gouverneur 15 von Ho-tung in Tsin-yang (T'ai-yuan), wo vorher sein Bruder Liu Tschü-yuan gesessen hatte. Als er von dem Ende Yin ti's erfuhr, wollte er in einer ersten Aufwallung mit einem Heere nach Süden ziehen, um die Rechte der Familie zu wahren, er unterließ dies aber, als er von der Berufung seines Sohnes auf den Thron hörte. Die plötzliche Absetzung des eben Berufenen 20 änderte natürlich die Lage völlig: Liu Tsch'ung sandte an seinen Sohn die Aufforderung, nach Tsin-yang zu kommen. Kuo Wei, inzwischen Regent geworden, ließ ihm mitteilen, Liu Yün müsse vorläufig in Sung-tschou bleiben, er solle aber seinetwegen unbesorgt sein; gleichzeitig erhielt er die Erhöhung zum Fürsten (*wang*) und die Zusicherung dauernder Verwaltung 25 von Ho-tung. Liu Yün's Offiziere in Sü-tschou stellten jedoch während dessen Truppen auf, setzten die Stadt in Verteidigungszustand und warteten auf den Zuzug aus Ho-tung. Kuo Wei suchte durch ein Schreiben auf Liu Yün einzuwirken, daß er die Einstellung aller weiteren Maßnahmen veranlasse. Die von ihm angestrebte Versöhnung mit Vater und Sohn kam 30 jedoch nicht zu Stande. Vermutlich hatte er von Liu Tsch'ung's ablehnender Haltung Kunde bekommen, jedenfalls erging wenige Tage danach der Befehl, Liu Yün hinzurichten. Liu Tsch'ung aber rief sich am gleichen Tage in Tsin-yang zum Kaiser aus. Seine Regierung sollte nichts als die Fortsetzung der Han-Dynastie sein, die anfangs in K'ai-fêng geplant war. 35 Er unterbrach nicht einmal die Jahresbezeichnung Yin ti's, sondern er wie sein Nachfolger haben noch bis 956 danach gerechnet. Der Staat, der Tsin-yang als Hauptstadt behielt, führt in den Annalen den Namen Pei Han, „das nördliche Han“. Sein Gebiet war im wesentlichen das nördliche Schan-si und kann nicht sehr weit über den Bezirk von Fên-tschou hinaus- 40 gereicht haben, also ein enges und wenig fruchtbares Land, das kein zahlreiches Volk zu ernähren vermochte, außerdem unmittelbar an das nach Süden drängende Liao angrenzend. In K'ai-fêng hatte man offenbar die Dinge kommen sehen und daher den Gedanken einer Fortsetzung der Dynastie fallen lassen. Das *Schi kuo tsch'un-tse'iu* (Kap. 104 fol. 2r^o) sagt

deutlich: „Als Liu Tsch'ung erfuhr, daß Liu Yün nicht (nach Tsin-yang) kommen durfte, faßte er den Entschluß, die Kaiserwürde anzunehmen“.

Kuo Wei als Gründer der neuen Dynastie Hou Tschou, des „Späteren Tschou“, hat den Tempelnamen T'ai tsu erhalten. Er war ein schlichter, literarisch völlig ungebildeter Mann, der aus ärmlichen Verhältnissen 5 stammte und keinen Ehrgeiz hatte, mehr scheinen zu wollen als er war. In einem Erlaß, in dem er die Beamten aufforderte, ihm Ratschläge für eine fördernde Regierung zu unterbreiten, um seine eigene Unfähigkeit zu beheben, sprach er dies rückhaltlos aus. Im Palast hielt er auf strengste Einfachheit, er ließ alle Kostbarkeiten entfernen, untersagte jeden Luxus 10 und wollte „keine Gaben dargebracht erhalten, während das Volk darbt“. Die Uiguren in Kan-su hatten bisher regelmäßig ihren Tribut und ihre Waren in die chinesischen Städte gebracht und die Chinesen mit ihnen einen privaten Handel getrieben (vergl. II, 501). T'ai tsu verbot diesen Handel, weil dadurch Luxusgegenstände in das Land gebracht wurden. 15

Politisch mußte er natürlich noch mit dem Bestehen und den Absichten des neuen Staates Pei Han rechnen. Liu Tsch'ung zeigte bald, daß er nicht gewillt war, die gegebene Lage hinzunehmen und die Ermordung seines Sohnes ungestraft zu lassen. Gleich nach der Thronbesteigung in Tsin-yang war — was kaum noch etwas Ungewöhnliches war — eine Verbindung mit 20 dem benachbarten Herrscher der Liao, Wu-yü, durch Vermittlung eines ehemaligen Gouverneurs im nordöstlichen Ho-peï, der jetzt in den Diensten von Liao stand, und des Sohnes von Liu Tsch'ung, Liu Tsch'êng-kün, angebahnt worden. Nachdem Wu-yü 951 ermordet war, wurde mit seinem Nachfolger Schu-lü (s. unten) der Pakt durchgeführt. Es war ein reines 25 Handelsgeschäft der K'i-tan. Sie hatten nach Pei Han wissen lassen, daß mit einem Abgesandten von Tschou ein jährlicher Abfindungstribut von 100 000 Geldschnüren vereinbart worden sei. Also wohl eine Andeutung, daß dem Meistbietenden die Gunst zugewendet würde. Liu Tsch'ung folgte dem Winke und scheint den Konkurrenten überboten zu haben. Er 30 ließ Schu-lü schreiben, daß „er nach dem Untergange der Dynastie den Wegen der Tsin folgen wolle und um Hilfe für die nördliche Dynastie bitte“. In dem Schreiben bezeichnete sich der „Kaiser“ als „Neffe“ und den Liao-Herrscher als „Oheim“, also ein offenes Bekenntnis der Abhängigkeit. Schu-lü gewährte die Bitte, und unverzüglich, noch i. J. 951, rückten 35 Truppen von Pei Han und Liao in die Gebiete von Tsin tschou (P'ing-yang) in Schan-si ein, um so die Grenzen nach Süden vorzuschieben. Aber die Belagerung der Stadt zog sich durch den Winter; Entsatzversuche von Tschou hatten zwar zunächst keinen Erfolg, aber im Januar 952, als Kälte und Nahrungsmangel die Kräfte aufrieben, zogen die K'i-tan-Truppen, als 40 sie hörten, daß ein neues Heer von Tschou herannahe, eines Nachts ab und ließen den Bundesgenossen im Stich. Die Tschou-Truppen konnten die Stadt besetzen, und dem Heere von Han blieb nur schleuniger Rückzug übrig. In den Löß-Schluchten (I, 25) kam ein großer Teil davon um, und

nur der Ängstlichkeit des Unterbefehlshabers von Tschou war es zu danken, daß ihm eine weitere Verfolgung und damit der Untergang erspart blieb. „Liu Tsch'ung war damit der Mut für weitere Unternehmungen vergangen“. Er hat allerdings einige Monate später noch einmal ohne die K'i-tan ver-
 5 sucht, in die Nachbargebiete von Tschou einzudringen, aber seine Truppen wurden ohne Schwierigkeit vertrieben, und unmittelbar danach erfolgten sogar Einbrüche in sein eigenes Land, so daß er genötigt war, abermals Hilfe von Liao zu erbitten.

Bei diesen Kämpfen zwischen Tschou und Pei Han begegnen wir zum
 10 ersten Male einem Manne, der später zu Großem in der Geschichte des Reiches berufen werden sollte: Tschao K'uang-yin. Er war einer der jungen Offiziere der Palastgarde, 27 Jahre alt, aus der weiteren Umgebung von Peking stammend, aber in Lo-yang geboren, wo sein Vater eine ähnliche Stellung gehabt hatte. Seine Vorfahren sollen ebenfalls Beamte, einer sogar
 15 Zivil-Gouverneur in seiner Heimat gewesen sein. Tschao K'uang-yin zeichnete sich später unter den Augen des Herrschers von Tschou durch Tapferkeit und stürmisches Vorgehen aus, so daß er sich dessen besondere Gunst erwarb.

Liu Tsch'ung führte hinfert sein staatliches Dasein nur noch mit der
 20 Unterstützung, die ihm von Liao gegen Bezahlung gewährt wurde. Die Armseligkeit des Bodens und der Bevölkerung und dazu noch die schweren Frondienste und Abgaben, die ihr infolge dieser Abhängigkeit von den K'i-tan auferlegt werden mußten, ließen den neuen Staat nicht zur Blüte kommen. Wer es vermochte, wanderte ab nach Tschou.

25 Auch dort konnte übrigens die Selbständigkeit gegenüber dem fremden Nordreiche nur gewahrt werden, weil dessen Vorstöße nach Süden durch innere Unruhen und Ausschweifungen der Herrscher stark gehemmt waren (s. unten). Der Staat fristete sein Dasein unter einem Kaiser, der selbst fühlte, daß seine Aufgabe weit über seine Kräfte ging. Er tat wenigstens
 30 für Bildung und Kultur, was ihm von seinen Literaten gesagt wurde, so gut er es vermochte. Er ließ in K'ai-fêng die großen Heiligtümer von Himmel und Erde und andere Kultbauten wieder erstehen, i. J. 952 besuchte er das Grab des Konfuzius in K'ü-fu, und obwohl ihm seine Umgebung einreden wollte, daß der Heilige auch nur ein Untertan gewesen und er selbst doch
 35 Herrscher sei und daß es sich daher für ihn nicht gezieme, die Anbetung zu vollziehen, beharrte er auf seiner Meinung, daß „Konfuzius der Lehrer von Kaisern und Königen von hundert Geschlechtern sei“, und ihm daher die Anbetung zustehe. Unter T'ai tsu's Regierung, i. J. 953, war es auch, daß der unter Ming tsung von Hou T'ang begonnene Druck der neun kano-
 40 nischen Werke der Konfuzianer vollendet wurde (s. oben S. 33). Einer der ungelehrtesten Kaiser hatte ihn begonnen, ein ebenso ungelehrter führte ihn zu Ende. „Von da ab“, sagt Ssě-ma Kuang, „wurde trotz der Wirrnisse der Zeit die Verbreitung der neuen Werke des Kanons außerordentlich gefördert“. (Kap. 291 *kuang-schun* 3. Jahr 6. Monat).

Bald danach, Anfang 954, starb T'ai tsu, nachdem er beim ersten Winter-sonnwend-Opfer in dem neuen Himmelstempel, anscheinend infolge eines Schlaganfalls, zusammengebrochen war. Kurz vor seinem Tode befahl er seinem Adoptivsohne Kuo Jung, dem Thronfolger, ihn in der einfachsten Form, ohne irgendwelche Grabbeigaben zu bestatten. „Ich habe gesehen“, 5 sagte er, „wie die achtzehn Gräber der T'ang-Kaiser sämtlich aufgegraben und beraubt waren. Das hatte keinen anderen Grund, als daß viel Gold und Edelsteine darin mit beigegeben waren“ (*T'ung-kien* Kap. 291, *hien-té* 1. Jahr).

Kuo Jung (Tempelname Schi tsung), ein Mann von dreiunddreißig 10 Jahren, war von stärkerer Tatkraft als sein Vorgänger. Er hatte ursprünglich den Namen Tschai; nachdem aber eine Tochter dieser Sippe in den Harem eingetreten war, zog ihn T'ai tsu als Sohn auf und verlieh ihm seinen Familiennamen Kuo. Das erste, was ihm nach der Thronbesteigung oblag, war die Abwehr eines Angriffs von Pei Han. Liu Tsch'ung hatte kaum von 15 dem Ableben T'ai tsu's gehört, als er mit Hilfe eines bei den K'i-tan erbetenen Hilfsheeres wiederum den Versuch machte, Rache für seinen ermordeten Sohn zu nehmen. Im Frühjahr 954 stieß er nach Süden vor und besetzte die Stadt Lu-tschou (Lu-ngan) in Süd-Schan-si. Schi tsung übernahm selbst trotz des Widerspruchs seiner Minister, namentlich Fêng Tao's, die 20 Führung eines von mehreren Gouverneuren zusammengestellten Heeres und brachte Liu Tsch'ung eine schwere Niederlage bei, die nicht zuletzt durch das Versagen der wenig kampffreudigen K'i-tan-Truppen verursacht wurde. Mit Mühe nur und völlig erschöpft konnte Liu Tsch'ung sich nach Tsin-yang retten, die K'i-tan zogen nach Norden ab. Das Heer von Tschou folgte 25 den Flüchtenden, die einzelnen Bezirke von Pei Han ergaben sich meist ohne Kampf, und die Belagerung von Tsin-yang begann. Der Kaiser von Liao, empört über die Flucht seines Feldherrn, kerkerte diesen ein und entsandte schleunigst mehrere tausend Reiter gegen die Verfolger. Schwere und andauernde Regengüsse und dadurch hervorgerufene Krankheiten 30 schwächten die Truppen von Tschou und zwangen sie schließlich zum Rückzug. Kurze Zeit danach, am Ende des Jahres 954, starb Liu Tsch'ung. Sein Sohn und Nachfolger Liu Tsch'êng-kün war ursprünglich von friedfertiger Natur und widmete sich zunächst der Wohlfahrt des verelendeten Volkes. Aber er hielt fest an der Rachepflicht seines Vaters und opferte ihr 35 auch die Ehre seines Landes: er blieb wie jener ein Vasall der Liao und erneuerte mit diesen im Bunde immer wieder die Versuche, durch Vernichtung der Tschou-Macht dieser Pflicht Genüge zu tun. Ein Erfolg war freilich auch ihm nicht beschieden.

In Schi tsung's Vorstellung von der Erbverpflichtung seines Hauses 40 gewann zum ersten Male der Gedanke Raum, daß endlich wieder eine wirkliche Einheit des Reiches angestrebt werden müsse, und indem er danach handelte, hat er der späteren Entwicklung in entscheidender Weise vorgearbeitet. Die Ereignisse selbst nötigten ihn auf diesen Weg.

Als 946 und 947 die K'i-tan die Tsin-Dynastie beseitigten und die Hauptstadt besetzt hielten (s. oben S. 55 ff.), saß in Ts'in tschou als Gouverneur ein Uigure mit dem chinesischen Namen Ho Kien oder auch Ho Tschung-kien. Sein Vater hatte als Subaltern-Offizier in den Diensten von Tschuang tsung's (Hou T'ang) Vater Li K'o-yung gestanden, und er selbst war in der Jugend Soldat und Stallmeister bei Kao tsu von Tsin gewesen. Diesem verdankte er auch seine weitere Laufbahn bis zum Gouverneur und war deshalb ein treuer Anhänger des Tsin-Hauses geblieben. Tê-kuang, der K'i-tan-Kaiser und Überwinder der Tsin, sandte ihm von K'ai-fêng aus 10 die Aufforderung, sich ihm zu unterstellen. Ho Kien, nicht willens, ein Gefolgsmann der K'i-tan zu werden, aber außer Stande, ihnen militärischen Widerstand zu leisten, übergab seine drei Provinzen Ts'in tschou, Kie tschou und Tsch'êng tschou, also das Grenzgebiet im südöstlichen Kan-su gegen Schen-si zwischen dem oberen Wei-Fluß und den Quellflüssen der 15 im nordwestlichen Ssë-tsch'uan dem Yang-tsë zuströmenden Wasserläufe an Schu. Gleich danach bemächtigte sich Schu auch noch der an Tsch'êng im Osten angrenzenden Provinz Fêng tschou in Schen-si am Südhang des Ts'in ling. Die Bevölkerung widerstrebte diesem Wechsel, da sie von Schu mehr Bedrückungen zu erdulden hatte, und bat wiederholt um ihre 20 Befreiung. Im Sommer 955 beantragte der Gouverneur von Fêng-siang im Wei-Tale, Wang King, die verlorenen Gebiete mit Waffengewalt zurückzunehmen, und Schi tsung stimmte dem sofort zu. Unverzüglich wurden die drei Provinzen besetzt, nachdem Wang King den Widerstand niedergeschlagen hatte. Der Beherrscher von Schu war auch nicht der Mann, 25 das Zugreifen eines so tatfreudigen Führers wie Schi tsung zu verhindern. Mêng Tschì-siang, der Gründer der Machtstellung von Schu (s. oben S. 40 f.), hatte 934 den Kaisertitel angenommen und war das Jahr darauf gestorben. Seitdem herrschte in Tsch'êng-tu sein Sohn Mêng Tsch'ang, der beim Tode seines Vaters sechzehn Jahre alt war und unter dem Namen Hou tschu 30 geführt wird. Er war ein unfähiger Wüstling, dessen Größenwahn als „Himmelssohn“ nur noch durch seine phantastische Verschwendung übertroffen wurde. In der Besorgnis, daß er der nordischen Macht kaum gewachsen sein würde, hatte er sich mit Pei Han und Nan T'ang (s. oben S. 36) in Verbindung gesetzt, um gemeinsam den Ansprüchen dieses Tschou- 35 Herrschers Widerstand zu leisten. Beide hatten zugestimmt, aber eine wirksame Hilfe erfolgte nicht. Nach der Besetzung der drei Provinzen wandte sich Mêng Tsch'ang an Schi tsung selbst und ließ ihm durch eine besondere Gesandtschaft die Herstellung eines friedlichen Verhältnisses vorschlagen. In dem übersandten Schreiben hatte er sich aber als Ta Schu 40 huang-ti bezeichnet, und gerade diese Normwidrigkeiten wollte Schi tsung ausräumen. Er fuhr den Gesandten zornig an: „Ich bin der Himmelssohn und bringe die Vorstadtopfer an Himmel und Erde dar; wie kann Euer Rattengezücht, das nur vom Raube lebt, sich zu meiner Höhe erheben?“ Mêng Tsch'ang betrieb daraufhin, sehr zu Lasten der Bevölkerung, weitere mili-

tärische Rüstungen, aber Schi tsung war wegen der Entlegenheit des Landes zunächst nicht in der Lage, dort die Lehre vom Himmelssohn nachdrücklicher zu verkünden.

Dagegen wurde Schi tsung's Aufmerksamkeit jetzt stärker nach dem Süden gelenkt. Hier hatte sich der Staat Nan T'ang, dessen Gebiet das 5 Land am unteren Yang-tsë von der Mündung des Stromes bis nach Huangtschou in Hu-peï, d. h. die südlichen Teile von Kiang-su, die heutige Provinz Ngan-hui zwischen dem Huai-Fluß und dem Yang-tsë und auf dem südlichen Stromufer den größten Teil des heutigen Kiang-si umschloß, unter Sü Tschi-kao (al. Li Pien, s. oben S. 36) zu einer gewissen Blüte entwickeln 10 können, wozu auch der natürliche Reichtum des Landes das seinige beitrug. Zur Hauptstadt war von dem Usurpator i. J. 937 Nanking bestimmt worden an Stelle von Yang-tschou in dem nunmehr beseitigten Wu. I. J. 943 war Li Pien gestorben und sein Sohn Li King auf ihn gefolgt. Der neue Herrscher wird als Mann „von friedfertiger und sanfter Natur“ geschildert, 15 der ursprünglich mehr den Künsten der Literatur zugewandt war als den Aufgaben der Politik und der militärischen Eroberung. Dabei lieb er der Schmeichelei allzu bereitwillig sein Ohr, so daß kriecherische Elemente in größerer Zahl zu einflußreichen Stellungen gelangten als dem Staate dienlich war. I. J. 944 bis 945 war es ihm gelungen, den durch seine ver- 20 kommenen Beherrscher, die Nachkommen Wang Schên-tsch'i's, völlig heruntergebrachten Staat Min samt dem Splitterstaat Yin (in Fu-kien, s. oben S. 12) zu erobern und einzuverleiben, ebenso 951 den durch Revolutionen und Mordtaten unter den Söhnen Ma Yin's zerrütteten Staat Hu-nan oder Tsch'u (s. oben S. 12), von dem er allerdings Teile (in der 25 heutigen Provinz Kuang-si) an Nan Han hatte überlassen müssen; dadurch war das Staatsgebiet weit nach Süden und Westen bis fast an die heutige Kanton-Provinz und bis an die Grenzen von Schu ausgedehnt worden. Li King aber war, wie Ssë-ma Kuang (Kap. 292, *hien-ti* 2. Jahr) sagt: „seitdem immer hochmütiger geworden und hatte die Absicht, das ganze 30 Reich zu verschlingen“. So hatte er auch auf dem Seewege bereits Verbindungen mit den K'i-tan und von da mit Peï Han angeknüpft, um gemeinsam die Herrschaft von K'ai-fêng („das Mittelreich“, sagt Ssë-ma Kuang) zu überwältigen.

In der Tat hatte sich Nan T'ang während der ständigen Kämpfe im Nor- 35 den zu einer neuen Großmacht entwickeln können, die alle Aussicht hatte, der dort mit Mühe festgehaltenen dynastischen Traditionsreihe ein Ende zu machen und ein neues T'ang-Reich, aber mit dem Zentrum im Süden, aufzurichten. Es hing jetzt nur von den führenden Persönlichkeiten ab, ob die kommende Entwicklung wieder einmal im Süden ihre Basis haben 40 oder im hohen Norden behalten sollte. Schi tsung wird die Bedeutung der Möglichkeiten nicht unbeachtet gelassen haben, am gefährlichsten schien ihm dabei die abermalige Herbeirufung der K'i-tan. In einer Proklamation an die Bezirke von Huai-nan verkündete er, daß es notwendig sei, diesen

„in Verwirrung und Aufruhr gegen die göttliche Ordnung befindlichen Staat, der verräterischer Weise die K'i-tan herbeirufe, zu bestrafen“. Als gerade zu dieser Zeit der immer loyal gebliebene Staat Wu-Yüe in Tschê-kiang (s. oben S. 36), wo seit 947 ein Enkel von Ts'ien Liu, Ts'ien Hung-schu, die Herrschaft führte, eine Tributgesandtschaft nach K'ai-fêng schickte, gab er ihr denn auch den Auftrag mit, eine Hilfstruppe aufzustellen zur Niederwerfung von Nan T'ang.

Li King erhielt rechtzeitig Kunde von dem drohenden Angriff; er setzte sofort Nanking in Verteidigungszustand und suchte den Huai-Fluß gegen 10 ein Überschreiten zu sichern, indem er die Städte Schou-tschou und Ting-yuan südlich vom Flusse mit Truppen belegte. Im ganzen soll er ein Heer von 150 000 Mann aufgebracht haben. Schi tsung führte seine Truppen wieder selbst; zu Beginn des Jahres 956 ging er über den Huai, warf den Gegner auf Schou-tschou zurück und schloß die Stadt ein. Eine andere 15 Gruppe operierte gegen O-tschou (Wu-tsch'ang), eine dritte unter Tschao K'uang-yin gegen Tsch'u-tschou, nordwestlich von Nanking. Die Hilfstruppe von Wu-Yüe wandte sich gegen das zunächst gelegene Tsch'ang-tschou am Kaiserkanal (zwischen Nanking und Su-tschou). Die T'ang-Truppen waren anfangs ihren Gegnern nirgends gewachsen, insbesondere 20 zeichnete sich Tschao K'uang-yin aus, der Tsch'u eroberte und den Kommandanten gefangen nahm. Gerühmt wird seine Milde gegenüber den Gefangenen, „von denen er 70 bis 80 v. H. am Leben ließ“. Als ihm jemand sagte, ein solches Verhalten werde von den Feinden im Gedächtnis behalten, erwiderte er: „Ich will auch, daß man es im Gedächtnis behält... So wurde 25 Tschao K'uang-yin's ruhmvoller Name ständig bekannter.“ Li King, bestürzt über die Erfolge des Tschou-Heeres, schickte Unterhändler nach Sü-tschou, wo sich Schi tsung aufhielt, und bat um Frieden. Er nannte sich zwar in seinem Schreiben noch immer Kaiser von T'ang, versprach aber, „Tschou brüderlich zu dienen und einen jährlichen Tribut zu ent- 30 richten“. Schi tsung lehnte diese Allgemeinheiten kurzer Hand ab, und der Krieg ging auf einem immer ausgedehnter werdenden Gebiet zu beiden Seiten des Yang-tsë weiter. Bei einem zweiten Versuch aber erklärte der Tschou-Herrscher dem Boten: „Sagt eurem Fürsten, daß er, wenn er sich einen Sproß des T'ang-Hauses nennt, er auch dessen Sitten und Normen 35 kennen muß, die anders sind als die von anderen Staaten. Nur ein Fluß trennt ihn von mir, da ziemt es sich nicht, daß er mir irgend einen Menschen schickt, der Frieden stiften soll, während er Verbindungen über den Ozean mit den K'i-tan anknüpft, um die Sache Chinas zu verraten, und den Barbaren zu dienen. Wo bleiben da die Sitten und Normen?..... Sagt 40 eurem Fürsten, daß er selbst herzukommen hat, mich aufzusuchen und demütig um Verzeihung für seine Missetaten zu bitten. Wenn nicht, so will ich gehen, die Stadt Nanking zu betrachten, und ihre Schatzkammern dazu benutzen, um mein Heer zu belohnen“. Der junge Tschou-Herrscher hatte eine höhere Meinung von der Stellung des Himmelssohnes als Ming

tsung von Hou T'ang, der fünfundzwanzig Jahre vorher die Entfremdung von Wu, Wu-Yüe u. a. wehmütig beklagt hatte (s. oben S. 39f.). Immer weiter drangen die Heere von Tschou vor, Yang-tschou und T'ai-tschou am unteren Yang-tsě, sowie eine Reihe anderer Provinzen am Nordufer des Stromes bis Wu-tsch'ang hinauf wurden besetzt. Li King machte nunmehr konkretere Friedens-Vorschläge. Er versprach den Kaisertitel abzulegen, ein Vasall des Himmelssohnes zu sein, sechs an den Huai-Fluß grenzende Provinzen abzutreten und eine jährliche Abgabe von einer Million Seidenstücke zu leisten. Schi tsung verlangte Abtretung des gesamten nördlich des Yang-tsě gelegenen Gebietes. Aber Li King ließ seinen Gesandten, der ihm die Aufforderung überbrachte und ihm riet, sie anzunehmen, voll Zorn als „Landesverkäufer“ hinrichten. Man raffte sich jetzt in Nanking zu entschlossenem Widerstande auf. Zunächst wurde Tsch'ang-tschou entsetzt und das feindliche Heer von Wu-Yüe vertrieben, dann gelang es, mehrere von Tschou besetzte Städte in Kiang-su wiederzunehmen, und Schi tsung war genötigt, vorläufig nach K'ai-fêng zurückzukehren. Mit zunehmender Erbitterung auf beiden Seiten und mit wechselndem Erfolge wurden die Kämpfe noch bis 958 weiter geführt. Tschao K'uang-yin zeichnete sich dabei durch einen Sieg bei Leo-ho (auf dem Nordufer des Yang-tsě Nanking gegenüber) aus und wurde zum Militärgouverneur in T'ung-tschou (im südöstlichen Schen-si) und zugleich zum Chef der Palastkommandantur ernannt. Schi tsung selbst führte wiederholt sein Heer in die Schlacht und erfocht bedeutungsvolle Siege bei dem schwer umkämpften Schou-tschou, bei Fêng-yang (in Ngan-hui) und bei Tsch'u-tschou (dem heutigen Huai-ngan in Kiang-su). Immer weiter dehnte sich das Kampfgebiet aus, immer mehr wurde das Ganze wieder ein Ringen zwischen Norden und Süden, nicht unähnlich dem zwischen Ts'in und Tsch'u im Altertum (I, 194ff.) oder dem zwischen Sui und Tsch'ên im 6. Jahrhundert (II, 181f.). Im Winter 957/58 griffen auch Pei Han und die K'i-tan im südlichen Schan-si in den Kampf ein, doch brach sich die Welle bald an der festen Stadt Lu-tschou (dem heutigen Lu-ngan). Schließlich, zu Beginn des Jahres 958, entschloß sich Schi tsung, zu einem entscheidenden Schritte. Bei der Eroberung von Tsch'u (Huai-ngan) waren ihm eine große Anzahl von Kriegsdschunken von T'ang in die Hände gefallen. Er hatte diese Flotte noch durch Neubauten verstärken lassen und gedachte nun, durch den (Kaiser-) Kanal in den Yang-tsě zu segeln und Nanking anzugreifen. Nun stellte es sich aber heraus, daß wegen des Niveau-Unterschiedes zwischen dem Huai und dem Kanal, der durch einen alten Dammbau nördlich von Huai-ngan bedingt war, die großen Schiffe nicht hinübergebracht werden konnten. Schi tsung ließ deshalb einen alten Flußlauf westlich von der Stadt, den Lao-kuan ho, ausbaggern und erreichte so die Überführung seiner Flotte in den Kanal. Verstärkt wurde diese durch hundert Schiffe, die ihm Kao Pao-yung, der Fürst von Nan-p'ing, ein Sohn Kao Ts'ung-hui's (s. oben S. 35) von King-tschou (im Hu-peï) entgegensandte. Schi tsung hatte bereits Yang-tschou

am Ausgang des Kanals erreicht. Mit dieser Kriegsflotte gelang es ihm, zusammen mit dem Landheere, die feindlichen Streitkräfte auf und an dem Yang-tsë in Ngan-hui so entscheidend zu schlagen, daß Li King's Wille zu weiterem Widerstande gebrochen wurde. Um überhaupt seinen Staat noch
 5 zu retten, nahm er im Frühjahr 958 Schi tsung's Friedensbedingungen an: er verzichtete endgültig auf den Kaisertitel, übernahm die Jahresbezeichnung von Tschou (also die Suzeränität) und trat sein gesamtes Gebiet nördlich vom Yang-tsë ab. Damit war nach dreijährigem Kampfe der mächtigste und hartnäckigste Rivale des Zentralstaates niedergedrungen. Zurück-
 10 gekehrt nach K'ai-fêng, beschloß der unermüdliche Schi tsung sogleich einen neuen Feldzug gegen den großen Feind im Norden, die K'i-tan. Und zwar wollte er den Angriff unmittelbar in ihre Gebiete im nördlichen Ho-peï hineinbringen, indem er die Armee auf dem Wasserwege über Ts'ang-tschou (östlich von Ho-kien) am Großen Kanal und dann zu Lande weiter nach
 15 Norden und Westen vorrücken ließ. Mit Beginn des Sommers 959 erfolgte der Vormarsch. Schi tsung folgte dem Heere. Überraschend wurden die Plätze K'ien-ning kün, das heutige Ts'ing hien, nördlich von Ts'ang-tschou, Ying (Ho-kien), Mo (Jen-k'iu, nördlich von Ho-kien) und Yi (nördlich von Pao-ting) genommen. Später fielen den Tschou-Truppen auch Tschou
 20 (südwestlich von Peking), Hiung (östlich von Pao-ting) und Pa (westlich von T'ien-tsin) zu. Die Operationen der Truppen stießen in dem von Wasserläufen durchzogenen Gelände auf große Schwierigkeiten. „Die Bezirke des nördlichen Ho-peï“, sagt Ssë-ma Kuang, „waren für Wagen unerreichbar, und in der Bevölkerung wußte niemand Bescheid“. Der
 25 Liao-Kaiser Schu-lü, ein Sohn Tê-kuang's, der 951 auf seinen ermordeten Vetter Wu-yü (s. oben S. 59f. und unten) gefolgt war, ein unfähiger Trunkenbold, geriet eine Zeit lang in Schrecken ob dieses unerwarteten Einbruchs; er forderte durch Eilboten seinen Vasallen, den König von Peï Han, auf, sofort ein Hilfsheer zu entsenden, aber als er hörte, daß Schi tsung ebenso
 30 unerwartet wieder nach Süden zurückkehrte, fand er sich mit dem Verlust der einst von seinem Vater erlangten Gebiete in Nord-Ho-peï (s. oben S. 44) ab. In der Tat hatte ein grausames Geschick dem tapferen Schi tsung in letzter Stunde verwehrt, die Früchte seines kühnen Unternehmens zu ernten. Er hatte sich, nachdem er die genannten Teile von Ho-peï zurückgewonnen
 35 hatte, nunmehr weiter nach Norden gegen Yu-tschou (Peking) gewandt, um auch dieses Gebiet noch in Besitz zu nehmen. Da befahl ihn eine tückische Krankheit, die wir nicht näher kennen (eine buddhistische Quelle, das *Schi-schi t'ung-kien*, aus dem 13. Jahrh., sagt, er habe einen Furunkel im Rücken gehabt), die aber so heftig war, daß er zur sofortigen Umkehr
 40 gezwungen wurde. Er begab sich zunächst nach Tschang-tê, konnte noch die Meldung entgegennehmen, daß das Hilfsheer von Peï Han zersprengt und aufgerieben sei, und traf im Juli 959 in K'ai-fêng ein. Wenige Wochen darauf starb er, 38 Jahre alt. Der Krieg gegen die K'i-tan mußte vorläufig abgebrochen werden.

Schi tsung muß zweifellos als ein Herrscher großen Stils gewertet werden. Fest entschlossen, der Zersplitterung des Reiches ein Ende zu machen und die Stellung des Himmelssohnes auf fester Grundlage neu zu sichern, hat er mutig den Kampf mit den mächtigsten der für ihn illegalen Staaten aufgenommen und sie zur Anerkennung seiner Herrschaft gezwungen. 5 Die Staaten ganz aufzuheben war er noch nicht stark genug, aber er hat ihnen große Teile ihres Territoriums abgenommen. Über die verräterischen Verschwörungen einzelner Gewalthaber mit den landfremden K'i-tan hat er seinem Zorn besonderen Ausdruck gegeben und schließlich diesen Landesfeind auch aus den ihm verkauften Gebieten südlich des trennenden 10 Gebirges hinausgetrieben. Aber auch in der inneren Verwaltung seines Staates hat er sogleich energisch die Hand ans Werk gelegt, um in das verwahrloste Getriebe wieder Ordnung zu bringen. Drei Dinge sind es, die unter seinen Regierungshandlungen besonders hervorzuheben sind: Einschränkung des buddhistischen Klosterwesens, Beschlagnahme des Kupfers 15 zur Prägung von Kupfermünzen und Neukodifizierung der Strafgesetze. Wie schon mancher andere Herrscher vor ihm (II, 203, 244 ff., 497 ff.), war auch Schi tsung aufgebracht über vieles, was er in den buddhistischen Klöstern beobachtete. Er war kein Feind der Religion des Buddha — er hat sich mit viel Ehrfurcht über „den Heiligen der Religion der Wahrheit“ 20 ausgesprochen, aber er war zornig über die von ihren verkommenen Vertretern verursachten und oft erwähnten Mißstände auf den Gebieten der Wirtschaft, des Volkslebens und der öffentlichen Moral (vergl. oben S. 31). Die Zahl der Klöster war festgestellt auf 33 030, die der Mönche auf 42 444 und die der Nonnen auf 18 756. Diese Zahlen waren größer als dem ver- 25 armten Lande dienlich war, und in einem Edikt von 955, also bald nach seiner Thronbesteigung, verfügte er einschneidende Maßnahmen. Er wies hin auf die außerordentliche Zunahme der widerrechtlich entstandenen sogenannten Klöster, in denen Verbrecher aller Art Unterschlupf fänden und Deserteure des Heeres sich zu verstecken pflegten. Alle Klöster, die 30 nicht die kaiserliche Genehmigung besaßen, sollten deshalb beseitigt werden und in Zukunft der Eintritt in eine buddhistische Gemeinschaft nur gestattet sein, wenn die Zustimmung „der Großeltern, der Eltern und der Oheime“ vorliege. Auch sollten hinfert die Selbstverstümmelungen, wie sie angeblich aus religiöser Hingabe oft verübt wurden, nicht mehr erlaubt 35 sein. Auf diese Weise fielen 30 336 Klöster der Aufhebung anheim und nur 2694 durften bestehen bleiben.

Die Münzverhältnisse, von jeher ein Gegenstand der Sorge für die chinesische Wirtschaft (vergl. I, 379 f.), waren während dieser Zeit der Zersplitterung, wo jeder der zahlreichen Staaten auf eigene Hand Münzen 40 prägte, völlig ungeordnet und ohne Aufsicht. In dem Zentralstaate — und in den meisten anderen Staaten wird es kaum anders gewesen sein — hatte man seit langem überhaupt keine Münzen mehr geprägt, und die Bevölkerung hatte die Kupfermünzen größtenteils eingeschmolzen und Geräte

oder auch Buddhastatuen daraus gemacht. Schi tsung machte diesem Mißbrauch des Kupfers ebenfalls 955 durch eine radikale Maßnahme ein Ende. Er setzte staatliche Kommissare zur Bewirtschaftung des Kupfers ein und verfügte, daß mit Ausnahme von amtlichen Gebrauchsgegenständen, von
 5 Heeresgerät, Glocken, Klangplatten und anderen Kult-Gerätschaften der Tempel, sämtliches Kupfer innerhalb von fünfzig Tagen an die zuständigen Stellen abzuliefern sei. Zurückhaltung von mehr als fünf Pfund nach dieser Frist wurde mit der Todesstrafe bedroht, von weniger je nach der Menge mit verschiedenen leichteren Strafen.

- 10 Über die Neukodifizierung der Strafgesetze macht nur das *K.W.t.s.* (Kap. 147 fol. 3r^off.) nähere Angaben. Allerdings werden wir uns hüten müssen, diesem Vorgange dieselbe Bedeutung beizulegen, die er für einen modernen Staat haben würde. Wir haben früher gesehen, daß die Rechtsverhältnisse der Chinesen durch die *li*, die Ordnungen, geregelt werden und
 15 daß die Gesetze nur die Aufgabe haben, diese zu schützen (I, 206f. u. 221). I. J. 957 wies die große Reichskanzlei (*mên-hia schêng*, s. II, 532) in einem Berichte darauf hin, daß das Gesetzbuch im Laufe der Zeit durch Verordnungen vielfach ergänzt und durch neue Auslegungen verändert sei, so daß es schwer sei, den verstreuten Stoff immer vollständig zusammen-
 20 zubringen. Es sei notwendig, daß ein zusammenhängender Text hergestellt und verbreitet werde. Eine Kommission von zehn Mitgliedern stellte darauf das neue Gesetzbuch zusammen, in dem „alles das richtiggestellt war, was für die alte Zeit gepaßt hatte, aber für die neue nicht mehr paßte, sowie das, was miteinander im Widerspruch stand und auf das eine An-
 25 wendung fand, aber auf das andere nicht“. Das Werk führte den Titel *Ta Tschou hing t'ung* d. h. „Strafgesetzsammlung der Tschou-Dynastie“ und bestand aus 21 Kapiteln. Am 25. Juli 958 erhielt es die kaiserliche Genehmigung.

Ein tragisches Geschick hat es gefügt, daß Schi tsung, der alle Eigen-
 30 schaften besaß, um die Einheit des Reiches wiederherzustellen, in der Blüte des Mannesalters hinweggerafft wurde. Die Grundlage war durch die Niederwerfung von Nan T'ang, die Zurückdrängung von Schu, durch die Vertreibung der K'i-tan aus Ho-peï und die Unschädlichmachung ihres Verbündeten auf chinesischem Boden, Peï Han, gelegt worden, und all-
 35 gemein hatte man wohl gemerkt, daß jetzt in K'ai-fêng eine starke Hand die Zügel führte. Wenn es Schi tsung nicht vergönnt gewesen ist, die neue große Dynastie zu gründen, so hat er ihr wenigstens den Weg bereitet.

Aber zunächst freilich war alles, was er geschaffen, wieder in Frage gestellt. Sein Erbe und Nachfolger war sein Sohn Tsung-hün, ein sechsjähriger
 40 Knabe. Diese Tatsache allein bedeutete schon eine Krisis. Denn das weitere Schicksal des neu aufstrebenden Reiches hing jetzt allein davon ab, wer an Stelle des Kindes die Regierung führen würde. Schi tsung's Leiche war kaum bestattet worden, als zu Beginn des Jahres 960 von Tschêng-ting in Ho-peï die Meldung kam, daß ein aus Peï-Han- und K'i-tan-

Truppen gemischtes Heer dort über die Hänge des T'ai-hang schan in die Ebene einbreche. Bei den spärlichen Aufzeichnungen aller Annalenwerke wissen wir im einzelnen nicht, was hierauf in K'ai-fêng geschah; wir erfahren nur, daß Tschao K'uang-yin, der Heerführer, der sich in Schi tsung's Kämpfen so oft ausgezeichnet hatte, zu den höchsten Würden empor- 5 gestiegen und mehr und mehr der Vertrauensmann des Herrschers geworden war, mit einem Heere nach Norden entsandt wurde, um den Überfall abzuwehren. Und nun ereignete sich — war es ein Spiel des Zufalls oder wirkte das frühere Beispiel nach? — genau dasselbe, was sich neun Jahre vorher ereignet und Schi tsung's Vater auf den Thron gebracht hatte 10 (s. oben S. 63): gleich nach dem ersten Tagemarsche, bei dem kleinen Orte Tsch'en-k'iao yi, 12 km nordöstlich von K'ai-fêng, umdrängten ihn die Truppen, riefen ihn wie einst Kuo Wei zum Kaiser aus und nötigten ihn, unter lauten Heilrufen, nach der Hauptstadt zurückzukehren. Dort erschien im Namen des kaiserlichen Knaben ein Edikt, in dem sich dieser 15 selbst als „ein unbedeutendes kleines Kind“ bezeichnete, „das vom Unglück in der Familie heimgesucht ist, die Herzen der Menschen verloren hat und die Lenkung des Staates abgeben soll“. Dann wurde der Gouverneur von Kuei-tê, Tschao K'uang-yin, aufgefordert, diese Lenkung zu übernehmen. Wie diese Inszenierung eines grausamen, aber notwendigen Staatsaktes 20 zuwegegebracht wurde und wer die handelnden Personen hinter dem Vorhang waren, wissen wir nicht. Jedenfalls kam Tschao K'uang-yin der Aufforderung nach, er nahm den leergewordenen Thron ein und begründete eine Dynastie, deren Name ein Symbol für die höchsten Leistungen des chinesischen Genius auf den Gebieten der Kunst, Literatur und Wissen- 25 schaft, sowie der Verfeinerung aller Lebensformen werden sollte. Kuo Tsung-hün wurde zum Fürsten von Tschêng ernannt, in den Kaiserlisten hat man ihm den Namen Kung ti zugebilligt. Hatte auch die Tschou-Dynastie ihr vorzeitiges Ende gefunden, sie war doch die Wegbereiterin der aufsteigenden Sung-Dynastie gewesen.

Zweites Kapitel.

Die Anfänge neuer Fremdstaaten im Reiche. Das Volk der K'i-tan und sein Staat Liao.

Wir haben früher gesehen, wie seit dem Ende der Han-Zeit oftmals von Fremdvölkern des Nordens auf chinesischem Boden eigene Staaten nach chinesischem Vorbilde gegründet wurden. Meistens waren es türkische Geschlechter, die solche Gründungen unternahmen, aber auch tangutisch-tibetische und tungusische Völker haben machtvollen Staaten mit eigenen Dynastien im Westen und Norden gebildet. Die Kräfte, die diese rastlosen Hirten- und Reitervölker immer wieder nach Süden und Osten in Bewegung setzten, haben wir kennen gelernt (s. II, 29). Nicht wenige begabte, wenn auch meist mehr zum Erobern als zum Regieren befähigte Führer sind hier hervorgetreten und Staatsgründer geworden, ihre Schöpfungen waren zeitweilig nicht schlechter als die der Chinesen. Ausnahmslos sind sie freilich bei diesen in die Schule gegangen, chinesische Ratgeber und Organisation haben ihnen geholfen, chinesische Bildung galt ihnen als das Erstrebenswerte, konfuzianische Staatsgedanken leuchteten ihnen voran, mochten auch religiöse Vorstellungen, soziale Ordnungen und uralte Lebensgewohnheiten ihres Volkstums für sie noch mitbestimmend bleiben. Immer allerdings läßt sich erkennen, daß ein Gefühl der Unterlegenheit bleibt gegenüber den Chinesen als den eigentlichen Trägern der konfuzianischen Weltweisheit und des universalistischen Machtanspruchs. „Niemals seit dem Altertum ist ein Mann der Jung- oder Ti-Völker ein Himmelssohn gewesen“, hatte der Tibeter Yao I-tschung warnend gesagt (II, 77), der Türke Mingsung betete, daß der Himmel „einen Heiligen erwecken möchte, der dem Volke ein Herrscher sei“, was er, der „Barbar“ nicht vermöge (s. oben S. 40), und Tê-kuang, der K'i-tan-Fürst, erklärte die Beherrschung der Chinesen durch einen Fremden für unmöglich (s. oben S. 52). Der chinesische Schriftgelehrte aber wurde gerade dadurch in der Überzeugung von seiner Auserwähltheit bestärkt, während die Lehre des „Heiligen“ selbst von solchem rassebedingten Vorzuge nichts wissen wollte. Diese Lehre kannte nicht den Begriff des Bürgers, daher konnte sie auch nicht den der Nation kennen. Im übrigen aber beherrschte das konfuzianische Weltbild das politische Denken auf allen Seiten, das zeigte sich gerade in dem eben behandelten Zeitraume, der „Fünf Dynastien“, wo so viele Bewerber um den Thron des Himmelssohnes stritten, jeder aber sich die konfuzianische Rechtfertigung zu verschaffen suchte.

Indessen gerade in diesem einen Punkte begann sich jetzt ein Wandel geltend zu machen. Alle die verschiedenen Fremdstaaten der Vor-T'ang-Zeit bedienten sich nicht bloß chinesischer Ratgeber und Beamten, chinesischer Lebensformen, chinesischer Gelehrsamkeit und Sprache, sondern die Masse des von ihnen beherrschten Volkes bestand auch aus Chinesen, 5 in dem Maße wie ihr Staatsgebiet chinesisches Land war, ihre eigenen Stammesgenossen aber in den Wohnsitzen außerhalb der Grenzen blieben. Und mehr als das: alle diese Staaten wollten auch mit vollem Bewußtsein im chinesischen Volks- und Kultursystem aufgehen. Ähnlich wie im Westen in dem gleichen Zeitraume — im 5. Jahrhundert — die Gotenkönige, 10 namentlich Athaulf, der Westgote, und Theoderich, der Ostgote, erst im römischen Reiche trotz seines Verfalls die Idee des Weltstaates in Ehrfurcht erkannten und sich seinem Gefüge willig einordneten, so auch gerade die beiden größten unter den Fremdstaaten im chinesischen Raume: das Reich Ts'in des Tibeters Fu Kien und das Wei-Reich der tungusischen T'o-pa, die 15 beide die ganze Nordhälfte von China bis zum Huai-Strom beherrschten. Wie Athaulf davon träumte, das zerfallende römische Imperium neu zu gestalten, so wollte auch Fu Kien, der Sieger in so vielen Kämpfen, nach Beseitigung der kümmerlichen Tsin-Dynastie in Nanking das konfuzianische Reich zu neuer Blüte führen. Und nichts anderes plante Hiao-wên ti von 20 Wei gegen das verbrecherische Geschlecht von Ts'i im Süden. Er war so vollkommen in der chinesischen Kultur aufgegangen, daß er das Tragen der tungusischen Kleidung und den Gebrauch der tungusischen Sprache verbot; die Trümmer der Paläste von Lo-yang aber betrachtete er mit starker innerer Bewegung (II, 210ff.). Und doch, trotz alledem, haben 25 selbst diese Herrscher lange gezaudert, den letzten Schritt zu versuchen und das Gesamtreich zu übernehmen, und diese Unsicherheit ist auch sicher eine der Ursachen gewesen, warum diese Versuche scheiterten. Fu Kien wie Hiao-wên ti wurden von ihren Beratern mit Leidenschaft gebeten, von ihrem Vorhaben abzustehen: „Der göttliche Auftrag an Tsin läuft 30 noch“, so hatte man Fu Kien gewarnt (II, 91), und Hiao-wên ti's Minister warfen sich vor seinem Pferde nieder, um ihn zurückzuhalten (II, 160). Anders die Fremdstaaten der Nach-T'ang-Zeit. Die Völker, die diese bildeten, kamen aus dem Nordosten, aus der östlichen Mongolei und der Mandschurei. Sei es nun, daß sie weniger vom Nimbus des Himmelssohnes 35 erfaßt waren, sei es, daß die Schwäche der Zentralregierung und die Zersplitterung im Reiche wenig geeignet waren, Empfindungen der Ehrfurcht wach zu halten, jedenfalls haben sie sich dem universalistischen Gedanken nicht mehr so bereitwillig wie ihre Vorgänger gefügt, wie sie auch einen ausschließlichen Anspruch der Chinesen auf den Thron der Welt nicht mehr 40 anerkannt haben. Sie sind daher auch nicht so eilig und eifrig in der chinesischen Kultur aufgegangen, sondern haben vieles von ihrem eigenen Volkstum, ihrer Sprache und ihren staatlichen Einrichtungen bewahrt, auch dann, als das größte von ihnen das Gesamtreich beherrschte und es sogar noch

über die sichtbaren und unsichtbaren Grenzen des T'ang-Imperiums ausdehnte. Anders wieder steht es bei der letzten Gesamteroberung Chinas durch die Mandschus in der Neuzeit. Am Chinesentum selbst haben sie freilich alle nichts geändert.

- 5 Das erste Volk in dieser Reihe waren jene K'i-tan, die uns in den behandelten Zeiträumen schon vor den T'ang so oft beschäftigt haben. Wir haben bereits Teile ihrer Entwicklungsgeschichte vorausgenommen, aber die Bedeutung, die sie für China und Innerasien erlangt haben, macht noch eine zusammenfassende Erörterung notwendig.
- 10 Die ersten verlässlichen chinesischen Nachrichten, die wir über die K'i-tan haben, besagen, daß ein Mitglied der tungusischen Familie Mu-jung, das i. J. 398 König des halbchinesischen Staates Yen wurde, gegen die K'u-mo-hi und K'i-tan kämpfte, zwei rasseverwandte (?) Volksstämme, deren Wohnsitze im Nordosten des Jehol-Gebietes, in den Talmulden des
- 15 Schira muren (d. h. „gelber Fluß“, chinesisch Huang ho, so hieß und heißt noch heute der obere Liao ho, s. I, 41) und seines rechten Nebenflusses Lao ho oder Loha muren waren (II, 110). Ob und wann diese hier eingewandert waren, wissen wir nicht, auch das *K'i-tan kuo tshi* bekennt, daß die Herkunft und älteste Geschichte des Volkes unbekannt seien. Jedenfalls ist
- 20 es aber in diesem bergigen Wald- und Steppengebiet zwischen der Mandschurei und den Höhenzügen des Hing-an, genauer zwischen den beiden genannten Flüssen und auf dem heute Man-tien-tsë benannten Hochplateau im Westen als seiner ersten nachweisbaren Heimat auch während seines Aufstiegs zum Großstaat verblieben (vergl. I, 19); von hier aus drang
- 25 es erobernd nach Süden, Osten und Westen vor, behielt aber die Hauptsitze seiner Regierung in dem Kernlande am Schira muren. Im 5. und 6. Jahrhundert erscheinen die K'i-tan oft als Tributbringer am Hofe der nördlichen Wei, auch von ihren mächtigen Nachbarn im Westen, den nördlichen T'u-küe, sind sie in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts untertänig
- 30 gemacht worden (II, 235 u. 317). Den T'ang waren sie ergebene Vasallen, und T'ai tsung konnte sie 645 bei seiner kriegesischen Unternehmung gegen Kao-li als Hilfstruppen verwenden (II, 379f. u. 402), ebenso Hüan tsung, 722 bis 24, gegen die Türken (II, 442). Aber um diese Zeit beginnt auch bereits die Neigung der K'i-tan, nach Süden in die fruchtbaren Gebiete
- 35 Innerchinas einzudringen. Schon 696 waren es nur die Nord-Türken, ihre Erbfeinde, gewesen, die sie aus Ho-peï wieder vertrieben hatten, aber in den Jahren um 736, als die T'ang-Macht infolge der zunehmenden Verwahrlosung im Innern zu sinken begonnen hatte, fanden immer wieder kleine Vorstöße statt, die von den Provinzialgouverneuren mit Mühe abgewehrt
- 40 werden konnten. In diesen Kämpfen hatte, wie man sich erinnert, der große Revolutionär Ngan Lu-schan seine ersten Lorbeeren erworben (II, 452). Von da ab begann das Volk der K'i-tan allmählich zu einer immer drohenderen Gefahr für das Reich zu werden.

Über die Rassezugehörigkeit der K'i-tan ist viel nachgedacht und ge-

schrieben worden, von chinesischen, wie von europäischen Forschern, aber eine zweifelsfreie Feststellung hat sich bisher nicht erzielen lassen. Schon die frühesten chinesischen Quellen sind unsicher und widerspruchsvoll, offenbar hat man auch zu ihrer Zeit, im 6. und 7. Jahrhundert, nichts Bestimmtes darüber gewußt. Das *Weï schu* (II, 3), das zuerst Angaben 5 über Herkunft und Rasse des Volkes bringt, ist für alle späteren Autoren mehr oder weniger maßgebend gewesen. Es heißt dort (Kap. 100 fol. 12r⁰): „Die K'i-tan saßen östlich von den K'u-mo-hi, beide waren von verschiedener Rasse (*tschung*), aber gleicher Art (? *lei* der Ausdruck ist vieldeutig, vergl. III, 216 u. 303). Sie hatten sich alle in den Wäldern von Sung-mo 10 (im Nordwesten des Jehol-Gebietes) versteckt, und als sie in der Periode *têng-kuo* (386 bis 396) von den chinesischen Truppen (von Wei) geschlagen waren, flohen sie nach allen Richtungen und trennten sich von den K'u-mo-hi. Nach mehreren Jahrzehnten bildeten sie allmählich Stammesverbände, die, ein Gebiet mehrere hundert *li* nördlich (genauer: nordwestlich) von 15 Ho-lung (bei Tsch'ao-yang im östlichen Jehol-Gebiet) bewohnten“. Diese Angaben sind in alle späteren Werke übergegangen, wenn auch mit Ergänzungen und kleineren Abänderungen. Hinsichtlich der K'u-mo-hi (auch nur Hi genannt) bemerkt das *T'ung tien* (Kap. 200 fol. 1r⁰): daß man von ihnen zuerst zur Zeit der Wei (eins der drei Reiche 3. Jahrh. I, 7ff.) und der nördlichen 20 Wei (6. Jahrh. II, 241) gehört habe. „Ihre früheren östlichen Stämme waren ein besonderer Zweig (*tschung*) der Sien-pi (I, 328) und Yü-wên (II, 68)“. Die K'u-mo-hi und die Yü-wên aber waren tungusische Völker. Das *T'ang schu* (Kap. 219 fol. 1r⁰) weiß noch folgendes: „Die K'i-tan sind ursprünglich ein Zweig der Tung Hu (I, 41 u. III, 168ff.). Ihre Vor- 25 fahren wurden von den Hiung-nu niedergeworfen, sie suchten daher Schutz in den Sien-pi-Bergen (angeblich östlich von dem Flusse Laoha muren im Liao-Bogen). In der Zeit *ts'ing-lung* von Wei (232 bis 237) wurde ihr Häuptling Pi-nêng, ein grausamer und hochmütiger Mann, von dem Gouverneur von Yu tschou (Nord-Ho-peï), Wang Hiung, getötet. Darauf wurde ihr 30 Volk machtlos, und sie entflohen in die Gegend südlich vom Huang schui (Schira muren) und nördlich von Huang-lung hien (gleichbedeutend mit Ho-lung, also das Land im Liao-Bogen). Zur Zeit der nördlichen Wei nannten sie sich selbst K'i-tan“. Das *Kiu T'ang schu* hat diese Angaben nicht. Das *Wu tai schi* (Kap. 72 fol. 1v⁰) fügt noch hinzu, daß sie mit ihren 35 Wohnsitzen zwischen Schira muren und Tsch'ao-yang „das ehemalige Land der Sien-pi in Besitz nahmen und daß man sie deshalb auch für einen zurückgebliebenen Zweig der Sien-pi hielt“. Das *Liao-schi*, das Annalenwerk der K'i-tan, hat den notwendigen Stammbaum für die Dynastie entworfen und ihn an den mythischen Kaiser Yen ti (I, 63) angeknüpft. 40 Dann aber fügt es hinzu (Kap. 63 fol. 1v⁰): „Nachdem Mu-jung Yen (?) das Urvolk besiegt hätte, teilte es sich in drei Stämme: die Yü-wên, die K'u-mo-hi und die K'i-tan. Der Name K'i-tan erscheint hierbei zum erstenmal.“

Aus diesem Gewirr von widerspruchsvollen und legendären Nachrichten

geht eben nur das eine mit Sicherheit hervor, daß man über Herkunft und Rasse der K'i-tan nichts wußte. Einen Anhalt für weitere Schlüsse könnte die Sprache geben, aber auch über diese sind wir bisher im Dunkel geblieben. Das hat seine Ursache sowohl in dem Mangel an geeigneten Sprachdenkmälern, wie in der Eigenart der Schrift. Die K'i-tan benutzten, wie alle tungusischen und türkischen Völker der frühen Zeit, für Mitteilungen und Verträge Holzstäbe mit Kerben oder anderen Merkmalen. Die Uiguren dürften die ersten unter ihnen gewesen sein, die eine alphabetische Schrift des Westens annahmen. Und zwar war es die in Inner-Asien durch Manichäer und Nestorianer verbreitete syrisch-sogdische Schrift, die ihnen von den missionierenden Priestern als Grundlage übermittelt wurde. Bei den Uiguren wurde zwischen 762 und 768 der Manichäismus eingeführt (II, 470 u. 472), die Nestorianer aber waren schon 635 durch Inner-Asien, wo sie ihre Gemeinden gebildet hatten, nach China gekommen (II, 564). Wann die Uiguren die fremde, nach der Ansicht russischer Kenner dem syrischen Estrangelo nachgebildete Schrift übernahmen, läßt sich nicht feststellen, der uigurische Text der aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts stammenden Inschrift von Kara-Balgassun (II, 470 u. III, 402f.) zeigt noch die alt-türkische Runenschrift. Jedenfalls haben aber die K'i-tan von den Uiguren ihre erste Schrift entlehnt, das geht deutlich aus der folgenden Angabe hervor. In den genealogischen Tabellen des *Liao-schi* (Kap. 64) wird auch ein jüngerer Bruder von Apaoki (s. unten) namens Tie-la aufgeführt, ein Name, den auch ein Stamm der K'i-tan trägt (s. unten). In diesen Tabellen werden außer der Stellung auch die Verdienste und die Vergehungen der Einzelnen vermerkt. Von Tie-la gibt die Tabelle (fol. 4v⁰) unter Verdiensten folgendes an: „Als Gesandte der Uiguren kamen, gab es niemand, der im Stande war, ihre Sprache zu verstehen. T'ai tsu (Apaoki) sagte: Tie-la ist sehr klug, man soll ihn zum Empfangsminister machen. Nach Verlauf von zwanzig Tagen war er in der (uigurischen) Sprache bewandert. Man fertigte darauf für die K'i-tan kleine Schriftzeichen an, ihre Zahl war nur gering, und sie waren alle miteinander verbunden“. Diese Beschreibung paßt sehr gut auf die sogdisch-uigurische Schrift mit ihren kleinen aneinander hängenden Buchstaben. Von Gesandtschaften der Uiguren zu den K'i-tan wird mehrfach im *Liao-schi* berichtet, einmal (Kap. 1 fol. 7r⁰) unter dem Jahre 913, einmal (ebda. fol. 10v⁰) unter 917 und einmal unter 924 (Kap. 2 fol. 5r⁰); da 913 der Aufstand Tie-la's und seiner drei Brüder war (s. unten), 924 Apaoki seine Feldzüge im Westen unternahm, so wird die Übernahme der Schrift i. J. 917 stattgefunden haben. Aber eine größere Bedeutung hat diese uigurische Schrift nicht erlangt, wahrscheinlich ist ihre Kenntnis niemals über einen sehr kleinen Kreis hinausgedrungen. Die eigentliche Bildung einer eigenen neuen Schrift erfolgte vielmehr bald danach, i. J. 920, und zwar ging diese von den chinesischen Schriftzeichen aus. Das *Liao-schi* (Kap. 2 fol. 1v⁰) berichtet nur mit wenigen Worten darüber: „Im 5. Jahre *schén-ts'é* (unter Apaoki) im

Frühling im 1. Monat am Tage *yi-tsch'ou* (am 25. Januar 920) stellte man zuerst die großen Schriftzeichen der K'i-tan her“. Das *Wu tai schi* drückt sich dagegen etwas deutlicher aus, es heißt dort (Kap. 72 fol. 4r^o): „Chinesen lehrten (die K'i-tan), mehrere tausend Schriftzeichen aus dem *li schu* („Kanzleischrift“, s. I, 238) zu bilden, indem sie bald Zusätze, bald Abstriche (bei den einzelnen Zeichen) machten. Sie nahmen die Stelle der in Holz gekerbten Verträge ein“. Natürlich konnten die K'i-tan die chinesischen Zeichen nicht einfach übernehmen, denn die mit diesen Zeichen mitübernommenen chinesischen Laute reichten nicht aus, um die organisch verbundenen Lautgruppen in vielen ihrer Wörter oder die im Chinesischen nicht vorhandenen Laute darzustellen. So mußte man sich damit behelfen, Kombinationen aus mehreren chinesischen Zeichen zu einem neuen Zeichen zu bilden. Die so entstandene Schrift haben die K'i-tan behalten, und in ihr sind die wenigen Textstücke geschrieben, die wir bisher besitzen.

Hätte Apaoki ahnen können, welches Verhängnis er mit der Schaffung dieser zweiten Schrift über den Nachruhm seines Staates heraufbeschwor, er würde es zweifellos bei der uigurischen Schrift belassen haben. Denn trotz der verzweifelten Versuche, die chinesischen Zeichen für ihre neue Aufgabe gefügig zu machen, beraubten die K'i-tan mit der Annahme der alphabetlosen Bilderschrift ihre flektierende Sprache der Möglichkeit, ihre Laute dem Fremden erkennbar zu machen. Das war zu ertragen, so lange die Sprache als wirklich gesprochenes Idiom weiterlebte; als dies aber, aus irgendwelchen Gründen, aufhörte, wurde auch das gesamte Schrifttum unzugänglich, die Tradition starb mit dem letzten ihrer lebenden Träger aus, es blieben nur Hülsen ohne Inhalt. Den aus dem Chinesischen abgewandelten Schriftzeichen war weder mit lebenden Lauten noch mit der Bedeutung der chinesischen Zeichen später beizukommen. Leider ist das unheilvolle Beispiel Apaoki's von anderen fremden Völkern, die in der chinesischen Kultursphäre eigene Reiche gegründet haben, befolgt worden, so von den Kin (Ju-tschen) und den Si-Hia (s. unten), deren hinterlassenes Schrifttum nur durch zufällig erhaltene zweisprachige Texte mühsam und unvollständig entziffert werden kann. Ihre Nachfolger, die Mongolen und Mandschus, waren glücklicher in ihrem sprachlichen Instinkt: sie sind der Allgewalt der chinesischen Schrift nicht erlegen, sondern die Mongolen haben sich ihre Schrift nach der für sie geeigneteren uigurischen gebildet, und die Mandschus diese mit einigen kleinen Veränderungen übernommen. Damit haben sie ihre Literatur für die Nachwelt gerettet, die Mandschus auch über die Zeit hinaus, als ihre Sprache aufhörte gesprochen zu werden. Wie auch die japanische Sprache durch Übernahme der chinesischen Schrift in ihrer Entwicklung gehemmt worden ist, braucht nicht erörtert zu werden (II, 386 u. III, 369f.).

So ist uns der Zugang zu der Sprache durch die Schrift verschüttet, und sonstige Angaben bringen uns nicht weiter. Schon die Chinesen der Mongolenzeit kommen über ein paar allgemeine, dazu noch widersprechende

- Bemerkungen nicht hinaus. Ein Abgesandter Apaoki's begibt sich während des Kampfes gegen die Hi in das Zelt von deren Stammeshäuptling und sagt ihm: „Die Sprache der K'i-tan ist doch dieselbe wie die der Hi, beide bilden in Wirklichkeit einen Staat“ (*Liao-schi* Kap. 73 fol. 2r⁰). Dagegen
- 5 behauptet das *K'i-tan kuo tshi* (Kap. 22 fol. 6v⁰): „Die Sprache und Sitten der Hi stimmen mit denen der K'i-tan nicht überein“. Und das *Ta Kin kuo tshi* (Kap. 39 fol. 1v⁰) stellt nur die negative Tatsache fest: „Die Sprache der Ju-tschen (der nordöstlichen Nachbarn der K'i-tan) ist nicht dieselbe wie die der K'i-tan, auch haben die ersteren keine Schrift (damals!)“.
- 10 Das *Liao-schi* hat am Schlusse seines letzten Kapitels (116) alle die K'i-tan-Ausdrücke in chinesischer Umschrift zusammengestellt, die in dem Werke vorkommen, und durch chinesische Zeichen wiedergegeben (es sind meistens Ortsnamen und Beamtentitel). In der Einleitung dazu bemerkt der Verfasser: „Zur Zeit des ersten Emporkommens der Liao waren ihre Sitten und
- 15 ihre Sprache denen der Hi und Schi-wei (III, 417f.) nahe verwandt und im Ganzen gleich unkultiviert. Als sie dann unter T'ai tsu und T'ai tsung den ganzen Norden beherrschten, wurden zwar in ihren Einrichtungen zuweilen chinesische Vorbilder benutzt, aber es blieben auch zahlreiche Einrichtungen der früheren Geschlechter von K'i-schou (Stammvater von Apaoki) und
- 20 Yao-nien (eine frühere Herrscher-Familie vor Apaoki) erhalten, die bei den Söhnen und Enkeln forterbten, ehrfurchtsvoll festgehalten und nicht verändert wurden. Daher sind in den Annalen (der Liao) die Bezeichnungen für Staatseinrichtungen, Paläste, Militärstationen, Stämme, Sippen und Ortsnamen im allgemeinen in der einheimischen Sprache angegeben.
- 25 Wenn aber keine Erklärungen davon vorhanden sind, wie sollen die Zeitgenossen sie kennen und die Späteren ihre Bedeutungen feststellen?“ Die Liste des *Liao-schi* ist durch weitere, anderswo aufgefundene Wörter ergänzt, von europäischen, neuerdings auch von chinesischen und japanischen Forschern untersucht und mit anderen nordost-
- 30 asiatischen Sprachen verglichen worden. Das Ergebnis bleibt, wie nicht anders zu erwarten, unsicher. Die Ähnlichkeit einzelner Wörter mit dem Mongolischen und dem Mandschurischen und einzelnen anderen tungusischen Dialekten würden, selbst wenn sie zahlreicher wären, nichts beweisen, da Beamtentitel, Ortsnamen u. ä. sehr oft von benachbarten Völkern über-
- 35 nommen werden.

Aber abgesehen von allem erlangen wir durch diese Listen noch keine Kenntnis der K'i-tan-Schrift, sodaß sich nicht beurteilen läßt, wie weit die nach der chinesischen Umschrift rekonstruierten Laute der Wirklichkeit entsprechen. Von der K'i-tan-Schrift („Große Zeichen“) waren uns

40 bis vor kurzem nur fünf Zeichen erhalten. Diese fünf Zeichen sind von einem chinesischen Altertumsfreunde in seiner „Geschichte der Schrift“, *Schu schi hui-yao*, einem Werke vom Ende des 14. Jahrhunderts, aufbewahrt. Sie sind dann 1842 von Bitschurin, 1870 von Wylie und 1882 von Devéria veröffentlicht worden und waren bis in die neueste

Zeit das einzige Schriftdenkmal der K'i-tan, das als gesichert bekannt war. Erst das Jahr 1922 und die folgende Zeit haben neues und höchst bedeutungsvolles Material ans Licht gebracht. Zwei gelehrte Missionare, die Patres J. Mullie und L. Kervyn, konnten im Sommer 1922 im Norden der alten Wohnsitze der K'i-tan, im Gebiete der heutigen Barin-Mongolen am Tsagan muren („Weißer Fluß“), einem Nebenflusse des Schira muren, unweit der heute Pai t'a-tsě (mongolisch Tsagan soborgan, das alte K'ing-tschou der Liao) genannten Ruinenstätte drei Gräber von Liao-Herrschern und ihren Gemahlinnen untersuchen. Sie fanden dort umfangreiche in Steinplatten gemeißelte Grabinschriften, von denen zwei in K'i-tan-Schrift geschrieben waren und eine 583, die andere 856 Zeichen zählte. Da bei der Lage der riesigen Steinplatten ein Photographieren nicht möglich war, so wurden die Inschriften abgezeichnet, und die Texte gelangten auf diese Weise nach Peiping. Doch sind später auch Abdrücke von zwei Inschriften in K'i-tan-Schrift und von drei in chinesischer Schrift in die Hände von Pater J. Mullie gekommen und von ihm veröffentlicht. Natürlich stand man diesen K'i-tan-Texten hilflos gegenüber, und es läßt sich nicht einmal entscheiden, ob etwa die K'i-tan-Texte Übersetzungen der chinesischen sind.

Inzwischen wurde bei den engen Beziehungen Japans zur Mandschurei und östlichen Mongolei — 1932 wurde das Jehol-Gebiet von den Japanern für den von ihnen neu geschaffenen Staat „Manchukuo“, besetzt — die Aufmerksamkeit der japanischen Archäologen auf die Reste des Altertums in dem Lande gelenkt. Der durch seine Forschungen in der südlichen Mandschurei und östlichen Mongolei bereits bekannte Ryūzō Torii (I, 41 f.) besuchte Ende 1930 auch die Gräber der Liao-Kaiser bei Pai t'a-tsě und berichtete darüber in einem Vortrage im folgenden Jahre, der im Auszuge veröffentlicht ist. Danach hat er von den Grabinschriften, sogenannten *ngai-ts'ê*, Lobesreden auf Verstorbene, von denen vier chinesisch und zwei in K'i-tan-Sprache und Schrift sind, Abdrücke nehmen können. Diese Abdrücke befinden sich jetzt in dem neuen Museum in Mukden, ihre Entzifferung beschäftigt seitdem die japanischen und chinesischen Archäologen. Gelungen ist sie bisher nicht, weil man auf der einen Seite K'i-tan-Laute in chinesischer Umschrift ohne eigene Schriftzeichen hat, auf der anderen K'i-tan-Schriftzeichen ohne Umschrift der Laute. Außer den Grabschriften sind in den letzten Jahren auch mehrere Metallspiegel mit K'i-tan-Schriftzeichen zu Tage gekommen, aber vorläufig trotz des Geheimnis allen Versuchen seiner Enthüllung.

Also auch die Sprache der K'i-tan bildet keinen Wegweiser aus dem Dunkel, das über der Rassezugehörigkeit und Herkunft des Volkes liegt. Wir werden uns deshalb unter Berücksichtigung aller erwähnten Umstände mit der Vermutung begnügen müssen, daß die K'i-tan eins von den zahllosen tungusischen Völkern sind, die lange Zeiträume hindurch aus den rauen Küstengebieten des Stillen Ozeans auf der Suche nach einem besseren

Klima und besseren Lebensbedingungen nach Süden und Südwesten vorgedrungen sind.

Was schließlich den Namen K'i-tan selbst anlangt, so hat man auch über diesen verschiedene Hypothesen aufgestellt, die hier nur kurz erwähnt 5 zu werden brauchen. Klaproth, wohl der erste, der die Frage aufwarf, wollte den Namen mit einem tungusischen Worte *khatin* für „Stahl“ zusammenbringen. Schott dachte an das mandschurische *hitahūn*, in tungusischen Dialekten *kadāhūn* für „Klaue“, „Kralle“ oder mongolisch *kituhu* „schneiden“, *kitugha* „Messer“. Diese Gedanken könnten in den chinesischen Quellen eine gewisse Begründung finden. Im *Liao-schi schi yi* 10 (s. oben S. 3) wird (Kap. 11 fol. 19r^o) eine Stelle aus den *schi-lu* des Kaisers T'ai tsu von Kin (s. unten) zitiert, die folgendes sagt: „Als T'ai tsu im 5. Jahre *t'ien-king* der Liao (1115) seinen Staat errichtete, sagte er: die Liao (K'i-tan) haben den Namen ihres Staates vom Eisen (-Stahl) her- 15 genommen. Eisen ist zwar hart, aber am Ende zerschmilzt es doch, nur das Gold (*kin*) allein ist die größte Kostbarkeit, von heute ab soll unser Staat Ta Kin, das große Kin-Reich heißen“. Wie unsicher man aber schon im 12. Jahrhundert hinsichtlich dieser Herleitung war, zeigt eine Stelle in einem Werke aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, dem *San-tsch'ao* 20 *pei-mêng hui-pien*, das die Ereignisse zwischen 1117, dem Gründungsjahr des Kin-Reiches, und 1162, wohl dem Jahre der Beendigung des Werkes, genau verzeichnet. Es wird dort (Kap. 3 fol. 11v^o) erzählt, wie die Anhänger des Ju-tschen-Fürsten A-ku-ta diesen zum Kaiser ausriefen. „Sie legten A-ku-ta den Titel ‚Kaiser‘ bei und dem Staate den Namen Ta Kin“. 25 Und in einer Anmerkung wird hinzugefügt: „Man nahm den Namen A-lu-tsu des Heimatlandes zur Bezeichnung des Staates. A-lu-tsu bedeutet in der Sprache der Ju-tschen ‚Gold‘ (*kin*). Der Fluß dort führt Gold mit, darum hat man den Staat Ta Kin benannt, ebenso wie das Liao-Volk seinen Staat nach dem Flusse Liao benannte (s. unten). Falls diese Erklärung richtig 30 ist — und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln — so wäre die Verbindung von K'i-tan mit Stahl wenig wahrscheinlich, denn *liao* bedeutet „fern“, und es ist wenig einleuchtend, daß die K'i-tan den Namen eines Flusses, zumal in seiner chinesischen Form, angenommen haben sollten, wenn ihr Volksname eine so ehrenvolle Bedeutung gehabt hätte. Ein 35 moderner chinesischer Gelehrter will das *tan* von K'i-tan mit der Silbe *tan* in zahlreichen zentralasiatischen Ländernamen (von Sanskrit *sthāna*) in Verbindung bringen und das K'i mit dem Namen des mythischen Stammvaters von Apaoki, K'i schou (s. oben S. 82).

Dunkel wie die Herkunft des Volkes bleibt also auch die seines Namens. 40 Trotzdem hat der letztere eine Bedeutung erlangt, die weit über seinen eigentlichen Geltungsbereich hinausgeht. Die dynastische Bezeichnung Liao ist rasch wieder vergessen worden, aber K'i-tan, das bei den Mongolen der Pluralform Kitat hat weichen müssen und bei den Türk-Völkern in Inner-Asien als Khatai erscheint, hat sich erhalten bis auf diesen Tag. Der

Name ist in der Mischform Kitai durch turko-tatarische Völker den Russen übermittelt worden, bei denen er zuerst für das Ende des 14. Jahrhunderts nachweisbar ist, und noch jetzt ist er dort die allgemein übliche Bezeichnung für China. Auch andere Völker, denen im Mittelalter die Kunde von China auf dem Landwege zugekommen ist, nennen es mit dem gleichen Namen, 5 so die Griechen, Perser und die Bewohner von Turkistan. Aber diese Ausweitung des Begriffs ist schon erheblich früher erfolgt. In der Mongolen-Zeit, im 13. Jahrhundert, erhielt man in Europa durch die an den Hof des Mongolenherrschers entsandten Franziskaner-Mönche Plano Carpini und Wilhelm von Rubruk — der erstere trat seine Reise 1245, der letztere 1253 10 an — die erste Kunde von einem Lande Khitai oder latinisiert Cataia im Fernen Osten. Man wußte lange nicht, wie sich dieses Land zu dem alten Serica oder Sinae verhielt. Zunächst hielt man beide für getrennte Länder, dann nahm man Khitai für den Norden, Sinae oder Sin für den Süden eines großen Ländergebietes, schließlich vermutete man unter dem Eindruck 15 der Schilderungen von Reisenden, daß beide wohl dasselbe Land sein könnten. Indessen blieb die Unsicherheit bestehen bis in das 17. Jahrhundert hinein, nachdem die portugiesischen Reisenden und Missionare im 16. und 17. Jahrhundert, die Ostasien von der Seeseite her aufsuchten, festgestellt hatten, daß Khitai oder Cataia und Sinae dasselbe große Land 20 seien, das man von da ab China (Tschina) benannte. Der Name Khitai (Cathay) fiel im Westen allmählich der Vergessenheit anheim, aber im Osten blieb er — was nicht wundernehmen kann — erhalten. Wer in der Geschichte der Namen für das chinesische Reich zurückblickt, sieht sich der bemerkenswerten Tatsache gegenüber, daß die Chinesen selbst viele Jahr- 25 hunderte hindurch (bisweilen noch jetzt) ihr Land mit den Namen der beiden machtvollsten und (vermeintlich!) rein chinesischen Herrscherhäuser zu bezeichnen lieben: Han (I, 359) und T'ang (III, 294), daß aber die durch Inner-Asien nach dem Westen gelangten Bezeichnungen Namen nicht-chinesischer Dynastien sind: Ts'in (in Indien zu Cīna geworden, III, 365f.), 30 T'o-pa (Tabgac und Ταργατ bei Türken und Byzantinern, III, 292ff.), K'i-tan (Kitai) bei den Russen u. a. Bei den Chinesen ist der Name K'i-tan längst völlig vergessen.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zur Geschichte der K'i-tan zurück. In dem vorigen Kapitel haben wir beobachten können, wie in den 35 Kämpfen nach dem Sturz der T'ang das kriegerische und beutehungrige Volk reichlich Gelegenheit erhielt, seine Macht in Nord-China fühlbar zu machen, und wie Eigennutz und Verräterei, aber auch verzweifelte Not und einfacher Selbsterhaltungstrieb von Fürsten und Heerführern Chinas die Fremdlinge herbeiriefen und zeitweilig zu Schiedsrichtern in den Angelegen- 40 heiten des Reiches machten. Auf der anderen Seite war es aber auch eine Gunst des Schicksals, daß die K'i-tan gerade beim Ende des T'ang-Reiches einen Führer erhielten, der die losen Stämme erst zu einem Volke, ihre Gemeinsamkeit zu einem Staate machte. Es war der Mann, der uns unter

dem Namen Apaoki schon wiederholt begegnet ist. Apaoki, genauer A-pao-ki ist die chinesisch umschriebene Form seines Beinamens, dessen ursprüngliche Form wir nicht kennen. In der mandschurischen Geschichte (s. oben S. 8) lautet sie Aboodshi, im *Kiu Wu-tai schi* hat man sie in An-
 5 pa-kien umgewandelt, und die gelehrten chinesischen Sprachverbesserer des 18. Jahrhunderts bringen dies mit dem mandschurischen *amba* „groß“ in Verbindung. Als persönlichen Namen hatte Apaoki das chinesische Wort Yi 億 gewählt. Er war i. J. 872 geboren, seine Sippe führte den Namen Ye-lü, den man mit dem mandschurischen *ylu* „Eber“ hat zu-
 10 sammenbringen wollen. Die Sippe gehörte dem Stamme Tie-la an, eine Bezeichnung, die auch als Personennamen erscheint (s. oben S. 80). Er verstand es, durch seine Geschicklichkeit und Kühnheit seinem Stamme die Vorherrschaft über die sieben anderen Stämme der K'i-tan, die sonst regelmäßig wechselte, für die Dauer zu sichern und sich so zum Herrscher
 15 des ganzen Volkes zu machen. Schon unter dem Einflusse chinesischer Organisation, legte er der neuen Gesamtheit den Namen Staat (*kuo*) bei und ernannte sich selbst zum Fürsten (*wang*). Dann, von 901 ab, unterwarf er die nördlichen Nachbarstämme der Shi-wei (III, 417) und Ju-tschen (s. unten), besetzte im Westen das alte Land der T'u-küe, der alten Feinde
 20 der K'i-tan (II, 235), machte die Hi (III, 399) botmäßig und fügte schließlich ihr Land und das verschiedener kleinerer Stämme seinem Staate ein, so daß sich dessen Gebiet schon damals vom Unterlauf des Liao-Flusses im Osten bis gegen den Yin schan im Westen erstreckte. Aber als eigentliches Ziel seines Machtstrebens galt Apaoki doch immer das Land im Süden
 25 mit seiner staatlichen Organisation, seiner Gelehrsamkeit und seiner verfeinerten Kultur, das Land der T'ang, in dem die einzelnen Teile sich gegenseitig vernichteten. Als die Hi sich sträuben, seine Oberherrschaft anzuerkennen, schickt er einen Abgesandten mit einem Pfeil zu dem Stammeshäuptling, um ihn zur Unterwerfung aufzufordern. Als der Bote diesem
 30 gefangen vorgeführt wird, erklärt er ihm: „Die Sprache der K'i-tan ist doch dieselbe wie die der Hi, und beide bilden in Wirklichkeit einen Staat (vergl. oben S. 82), wie sollte unser I-li-kin (Fürst, s. unten) die Absicht einer Vergewaltigung haben? Die Chinesen haben unsere Ahnen getötet (s. oben S. 78), der Häuptling der Hi und unser I-li-kin sind vom Haß bis
 35 in das Mark erfüllt und denken Tag und Nacht auf Rache an den Chinesen. Da aber die Kraft jedes Einzelnen zu schwach ist, so bin ich angewiesen worden, bei den Hi Beistand zu erbitten und diesen Pfeil zu überbringen, um damit die Aufrichtigkeit zu beweisen. Unser I-li-kin hat vom Himmel den Auftrag erhalten, durch die Tugend die Völker unter ihm zu regieren,
 40 daher vermag er, sie alle zu beherrschen. Wenn mich nun die Hi töten sollten, so würden sie dem Himmel widerstreben und der Tugend den Rücken kehren. Es könnte kein größeres Unglück geben als dieses. Krieg würde die Folge sein und Unheil auf Unheil folgen. Welchen Nutzen aber würde euer Staat davon haben?“ Diese Worte machten auf den Häuptling der

Hi einen so starken Eindruck, daß er sich Apaoki unterwarf (*Liao-schi* Kap. 73 fol. 1v^of.). Schon 902 erfolgte denn auch der erste Einbruch in die chinesischen Gebiete von Ho-tung und Ho-peï, und unzählige andere sind in dem darauf folgenden Zeitraume unternommen worden, sehr oft auf den Ruf der einen Partei gegen die andere. Die K'i-tan-Macht wurde nunmehr ein gewichtiger Faktor in der innerpolitischen Entwicklung Chinas. Apaoki schloß seine Eroberung der nordischen Länder mit der Unterwerfung des großen Staates P'o-hai in der Mandschurei (III, 378) i. J. 926 ab. P'o-hai war ein blühendes Staatswesen, ganz von chinesischer Kultur durchdrungen und China wie Japan freundschaftlich verbunden. Sein Herrscher hatte sich den Machtgelüsten Apaoki's Jahre hindurch widersetzt und allein von den nordischen Stammesfürsten seine Unabhängigkeit bewahrt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es Apaoki, die Hauptstadt von P'o-hai, Hu-han (am Hurka, einem Nebenflusse des Sungari) zu nehmen und den Herrscher zur Unterwerfung zu zwingen. Er behandelte ihn gut, verleibte aber sein Land dem eigenen Staate ein, änderte seinen Namen in Tung-tan um und setzte seinen Sohn als Statthalter ein (s. oben S. 43). Damit wurde die Grenze des neuen Staates bis an das Meer im Osten vorgeschoben und die ganze südliche Mandschurei zusammen mit Teilen von Nord-Korea eingefügt. Unmittelbar danach, 926, starb 20 Apaoki.

Dieser Mann, dem neben seiner Klugheit, Tapferkeit und diplomatischen Schlaueit eine große Güte nachgerühmt wird, war nicht bloß der Gründer des Staates, sondern auch der Schöpfer einer neuen Kultur seines Volkes. Die Schöpfung bestand in der planmäßigen Übertragung der chinesischen Kultur auf seinen Staat und ihrer Anpassung an die Lebensformen der Bewohner, insofern eine Neuerung gegenüber den bisherigen Fremdstaaten in den chinesischen Grenzgebieten, die völlig untergegangen waren in dem Meere des Chinesentums. Chinesische Flüchtlinge aus Yen, die sich vor der grausamen Herrschaft Liu Schou-kuang's (s. oben S. 13 u. 16f.) zu den K'i-tan retteten, hatten Apaoki zuerst, seit 911, mit der Form ihrer heimischen Regierung bekannt gemacht. Namentlich war es aber ein höherer Beamter unter Liu Jen-kung von Yen (II, 527) namens Han Yen-hui, der als Abgesandter zu Apaoki kam und ein Hauptvermittler chinesischer Kultur wurde. Der K'i-tan-Herrscher geriet zuerst in Zorn über ihn wegen seiner aufrechten Haltung, aber die Fürstin, eine kluge und tatkräftige Frau (s. unten), nahm sich des unerschrockenen Mannes an, und ein Gespräch mit ihm ließ Apaoki sofort seinen Wert erkennen. Er machte ihn zu seinem militärischen Berater, und bei den Kämpfen mit den Nachbarstämmen erwies er sich als ausgezeichnete Helfer. Dann ließ er sich von Apaoki ermächtigen, so erzählt seine Lebensbeschreibung (*Liao-schi* Kap. 74 fol. 2v^o), „umwallte Städte zu bauen, sowie Märkte und Weiler anzulegen, damit die zu Untertanen gewordenen Chinesen dort wohnen könnten. Auch führte er die Ehe-Zeremonien ein und lehrte den Ackerbau,

durch den die Bewohner ihren Unterhalt erhielten. Dadurch wurde die Zahl derer, die wieder entflohen, immer kleiner, und wenn die Leute längere Zeit dort gewohnt hatten, fühlten sie sich wohl und liebten ihre Dörfer und Weiler“. Han Yen-hui selbst scheint aber doch von Heimweh ergriffen worden zu sein, denn er kehrte noch einmal in seine Heimat in Ho-peï zurück. Aber er blieb nur kurze Zeit, da er in einen Konflikt mit einem hohen Beamten geriet und weitere Schwierigkeiten fürchtete. Er kehrte in den Dienst Apaoki's zurück, und dieser nahm ihn erfreut wieder auf, machte ihn zum Oberhaupt der Regierung und bediente sich in allen Fragen seines Rates. Han Yen-hui wurde die bestimmende Persönlichkeit bei der Schaffung neuer Staatseinrichtungen, Ordnungen und ritueller Formen nach chinesischem Muster. Apaoki selbst hatte sich schon i. J. 907 den Kaisertitel beigelegt, und 916, ob bereits unter dem Einflusse Han Yen-hui's, ist ungewiß, wurde dieser Titel in einer Weise vervollständigt, wie es bei den chinesischen Kaisern erst nach dem Tode zu geschehen pflegt. Zugleich wurde eine eigene Jahresbezeichnung (*schên-ts'ê*) eingeführt. Damit war die uneingeschränkte Selbständigkeit neben dem Himmelssohn verkündet, die Parallelvorgänge im Reiche, insbesondere in dem Nachbarstaate Yen (s. oben S. 12), mögen Apaoki dazu ermuntert haben. Noch zweimal hat er dann die Jahresbezeichnungen geändert, 922 und 925, aber eine dynastische Bezeichnung für seinen Staat hat er nicht mehr verkündet. Jedesmal war mit einer solchen Staatsaktion eine feierliche religiöse Handlung verbunden, indem ein Altar errichtet und dem Himmel Meldung erstattet wurde. Das läßt bereits auf weitgehende konfuzianische Vorstellungen schließen, und in der Tat berichtet auch die mandschurische Geschichte unter dem Jahre 918 darüber sehr deutlich. Apaoki habe seine Minister befragt, wie er „dem Himmel und den Geistern“ dienen solle, die Minister hätten geraten, mit Buddha den Kult zu beginnen. Apaoki aber habe erwidert, daß „Buddha im Reich der Mitte nicht gelehrt werde“. Darauf habe einer der Prinzen erklärt: „Der große Heilige, der in allen Jahrhunderten als der höchste geachtet wird, ist Konfuzius, mit ihm ziemt es sich den Anfang zu machen“. T'ai tsu (Apaoki) billigte dies und ließ sogleich einen Tempel des Konfuzius erbauen“. Aber auch Buddhismus und Taoismus hatten ihren Kult bei den K'i-tan und zwar, nach den Tempelruinen zu schließen, wahrscheinlich einen weit ausgedehnteren. Schon 912 hatte Apaoki, dem *Liao-schi* (Kap. 1 fol. 5r^o) zufolge, auf einem seiner vielen Kriegszüge (gegen China?) fünfzig buddhistische Mönche gefangen genommen und nach dem Si lou (dem West-Turm, s. unten) gebracht; dort hatte er für sie das Kloster T'ien-hiung ssë erbaut. Unter dem Jahre 918 meldet das *Liao-schi* (Kap. 1 fol. 11r^o) weiter, daß „der Kaiser anordnete, einen Konfuzius-Tempel (*miao*), ein buddhistisches Kloster (*ssë*) und ein taoistisches Heiligtum (*kuan*) zu erbauen“. Vom Jahre 919 wird im *Liao-schi* (Kap. 2 fol. 1r^o) vermerkt, daß im Herbst der Kaiser den Konfuzius-Tempel besuchte und der Kaiserin nebst dem

Thronfolger den Auftrag gab, die buddhistischen und taoistischen Klöster zu besuchen. Offenbar sind die K'i-tan, die ursprünglich, wie alle tungusischen Völker, das Schamanentum pflegten, schon frühzeitig durch die Chinesen mit dem Buddhismus und dem Taoismus bekannt gemacht worden (das Ereignis von 912 wird nicht der Anfang gewesen sein), während 5 der konfuzianische Kult erst mit der politischen Machtstellung des Herrschers seinen Halt fand. Der Werbekraft dieses Kultes hat keins der fremden Völker widerstehen können. Überhaupt muß bei den K'i-tan, wie früher bei den Türkvölkern, ein starkes Verlangen nach chinesischer Bildung und hohe Verehrung für chinesische Literatur bestanden haben. 10 Apaoki's Sohn Pei wird gewiß nicht der einzige Liebhaber und Sammler chinesischer Schriftwerke bei den K'i-tan gewesen sein (s. oben S. 43), wenngleich er als Statthalter von Tung-tan (P'o-hai), das in chinesischer Kulturverfeinerung dem Lande Apaoki's weit voranstand, besonders reiche Anregung empfangen haben mag. Apaoki selbst erkannte, wie er 15 durch seine Reformen immer wieder zeigte, die Überlegenheit der chinesischen Kultur willig an, scheint aber doch darin eine gewisse Gefahr für sein Volk geahnt zu haben, dessen Eigenart er gewahrt wissen wollte. Darauf deutet schon seine Lösung der so wichtigen, ja entscheidenden Sprachenfrage: er wollte nicht, wie einst die Herrscher anderer Fremdstaaten vor 20 ihm getan hatten, die chinesische Sprache in Wort und Schrift einfach übernehmen (vergl. oben S. 80f.), denn Aufgeben der Sprache, das fühlte der klar sehende Herrscher, bedeutete Aufgeben des Volkstums, und das eben sollte vermieden werden. Daher die Schaffung der neuen Schrift, die sich an die chinesische anlehnte, aber sich der eigenen Sprache anpassen 25 mußte. Mit der gewaltigen Literatur und Kultur hinter ihr erschien ihm die chinesische Schrift natürlich als der uigurischen überlegen, aber die eigene Sprache wollte er dafür nicht opfern. Klar und offen hat sich Apaoki unmittelbar vor seinem Tode einem Chinesen gegenüber in der Frage auf seine Art ausgesprochen. Ming tsung, der Kaiser 30 von Hou T'ang, hatte nach dem Tode seines Vorgängers Tschuang tsung 926 den Thron bestiegen (s. oben S. 30f.) und sandte einen der gelehrten Konfuzianer des inneren Palastdienstes namens Yao K'un zu Apaoki, um ihm den Thronwechsel anzuzeigen. Der Herrscher, der krank von der Eroberung von P'o-hai zurückkehrte, kam mit dem klugen Chinesen in ein 35 langes Gespräch über die Vorgänge am chinesischen Kaiserhofe und seine Stellung dazu, wie zu China überhaupt. Nachdem er die Kunde von den beschämenden Zuständen vernommen, erklärte er seinem Gaste: „Ich verstehe die chinesische Sprache sehr wohl, aber ich werde sie hinfort nicht mehr sprechen. Ich fürchte, meine Stammesgenossen würden China nach- 40 abmen und dadurch die Truppen ängstlich und schwach werden“ (*K.W.t.s.* Kap. 137 fol. 6r^o u. *W.t.s.* Kap. 72 fol. 6v^o). Nimmt man hierzu das Verhalten Tê-kuang's, des Sohnes und Nachfolgers von Apaoki, einundzwanzig Jahre später in K'ai-fêng (s. oben S. 55ff.), so wird ersichtlich, daß diese

K'i-tan-Herrscher und ihr Volk trotz der Übernahme chinesischer Formen und Einrichtungen keine Chinesen werden, sondern bleiben wollten was sie waren.

Das zeigt sich auch in den äußeren Gestaltungen des neuen Staates.
 5 Han Yen-hui baute für Apaoki, wie die Liao-Annalen berichten, umwallte Städte (s. oben S. 87), gewiß nach nordchinesischem Muster, aber unter Berücksichtigung eigenartiger Vorstellungen des Volkes. Etwa 70 km nördlich vom oberen Schira muren, an dem Zusammenfluß des östlich in einen Salzsee mündenden Steppenflusses Tsch'o-nung ho (auf unseren
 10 Karten zu Tscholo u. ä. entstellt) mit dem vom Südwesten kommenden Flübchen Bayan gol, dicht bei der heutigen Stadt Lin-tung hien, erbaute Apaoki seine Residenz. Ihre Ruinen sind heute noch sichtbar und werden meist mongolisch Boro khoto genannt. Es war zunächst nur eine Wohnung für sein Hoflager, Lung-meï kung „Palast zu den Augenbrauen des Drachen“
 15 genannt, i. J. 918 aber ließ er den Platz umwallen und gab ihm den Namen Huang tu „Kaiserstadt“. Im Laufe der folgenden Jahre, besonders nach der Unterwerfung von P'o-hai, wurde diese Residenz zu einer wirklichen Stadt mit Palästen, Amtswohnungen und Kultstätten ausgebaut, dazu der Wallring bedeutend erweitert; ihr Bezirk (s. unten) erhielt den Namen
 20 Lin-huang fu. Die Geschichtsschreiber der Liao schildern den Platz mit begeisterten Worten: „Die Obere Hauptstadt (der spätere Name der Kaiserstadt, s. unten) ist der Ort, wo T'ai tsu sein Reich gründete. Sie lehnt sich an die Berge und umfängt das Meer (wohl eine poetische Übertreibung für die beiden Flüsse, an denen die Residenz lag), die natürlichen Hinder-
 25 nisse des Zugangs verbürgen seine Festigkeit. Der Boden ist fruchtbar und geeignet zum Pflügen und Pflanzen, Wasser und Gras sind gut für die Zucht der Herden. Ein einziger Pfeil mit dem goldenen Pfriem (?) wurde die feste Grundlage eines Reiches von zweihundert Jahren“ (*Liao-schi* Kap. 37 fol. 4r⁰). Etwa 25 km südwestlich von der Residenz lag die Stätte, wo
 30 Apaoki's vier letzte Vorfahren geboren waren und er selbst oft der Jagd oblag. Dort erbaute er zunächst den „West-Turm“ (s. unten), dann ließ er den Ort gleichfalls umwallen und gab der so entstehenden Stadt den Namen Tsu-tschou d. h. „Bezirk der Ahnen“ (vergl. unten). Ruinen der beiden Städte sind noch vorhanden. Zahlreiche andere feste Plätze wurden
 35 unter Apaoki's Nachfolgern angelegt, die „fünf Hauptstädte“ (s. unten) eingerichtet und die chinesische Territorialordnung und Verwaltung eingeführt.

Eine andere bauliche Einrichtung unter Apaoki erwähnen die Quellen häufig, ohne sich aber über deren Wesen und Zweck zu äußern. Es sind die
 40 sogenannten „Türme“ (*lou*), die, vier an der Zahl, in weitem Umkreis die „obere Hauptstadt“ umgaben. Das *Wu tai schi* (Kap. 72 fol. 4v⁰) berichtet darüber: „Seine (Apaoki's) Residenz war die Obere Hauptstadt. In einiger Entfernung davon erbaute er einen Turm und nannte ihn West-Turm. Tausend li (?) östlich davon erbaute er den Ost-Turm, dreihundert li nörd-

lich den Nord-Turm, südlich, auf dem Berge Mu-ye schan, den Süd-Turm. Zwischen diesen vier Türmen pflegte er der Jagd obzuliegen“. Der West-Turm befand sich, wie eben gesagt wurde, bei Tsu-tschou, so sagt das *Liao-schi* (Kap. 37 fol. 6r⁰) ausdrücklich, nicht bei der Oberen Hauptstadt, wie oft angegeben wird und wie auch Ngou-yang Siu angenommen zu haben scheint. Nicht selten wird sogar — auch bei Ngou-yang Siu — der West-Turm geradezu mit der Residenz Apaoki's (Huang tu) identifiziert. Der Ost-Turm befand sich nach dem *Liao-schi* (a a.O. fol. 10v⁰) in Lung-hua tschou, einem Platze, der diesen Stadtnamen erst später, nach der Umwallung erhalten hat. Dieser Ort aber war nur zweihundert *li* östlich vom Bezirk 10 der Oberen Hauptstadt entfernt, nicht tausend, was auch wenig wahrscheinlich ist. Die Lage des Nord-Turmes läßt sich nicht näher bestimmen. Der Süd-Turm war in Yung-tschou am Zusammenfluß vom Schira muren und Lao ho, am Mu-ye schan, wo sich das Grab und der Tempel des „Stammvaters der K'i-tan“, K'i-schou (s. oben S. 82), befanden. Was wir uns 15 unter diesen „Türmen“ (wohl besser eine Art Stufenbau) vorzustellen haben, ist schwer zu sagen. J. Mullie hat in Tsu-tschou die Trümmer eines aus mächtigen Granitblöcken zusammengefügt seltsamen Bauwerks gefunden, von dem es ihm nicht unmöglich schien, daß es der West-Turm gewesen sei. Welchen Zwecken die Türme gedient haben, oder welchen Vor- 20 stellungen sie ihr Dasein verdanken, wissen wir ebenfalls nicht und scheinen auch die Chinesen jener Zeit nicht gewußt zu haben. Wenn Ngou-yang Siu betont, daß zwischen den Türmen, die in weitem Umkreise die Residenz umgaben, das Jagdgebiet Apaoki's gewesen sei, so könnte dies die Vermutung nahe legen, daß sie zur Jagd oder einem Jagd-Kultus in Beziehung 25 gestanden haben, aber irgend ein Beweis dafür läßt sich nicht finden.

Wie die chinesischen Territorialherren, so ließ es sich auch Apaoki angelegen sein, bei seinen zahllosen Kriegszügen, namentlich bei seinen Einbrüchen in innerchinesisches Gebiet, so viele Landbauer-Familien wie möglich fortzuführen und in seinem menschenarmen Lande anzusiedeln, damit 30 sie Felder anlegten und die neuen „Städte“ füllten. Aus dem eroberten P'o-hai wurden infolge wiederholter Aufstände dort tausende von Familien in den Bezirken der Residenz ansässig gemacht, und aus den südlichen Gegenden kamen nicht bloß freiwillige Flüchtlinge, sondern auch immer neue Scharen von Gefangenen mit ihren Familien. Schon dieser Umstand 35 nötigte den Herrscher, auf seine immer zahlreicher werdenden chinesischen Untertanen Rücksicht zu nehmen und ihnen die gewohnte Verwaltung zu geben. Wie weit es ihm gelang, seine eigenen Volksgenossen, die bisher nur von Krieg, Jagd und Viehzucht lebten, an den Ackerbau und die feste Siedlung zu gewöhnen, entzieht sich unserer Kenntnis.

40

Die Art wie Apaoki in fünfundzwanzig Jahren aus einem lockeren Stammesverbände einen Staat bildete und dessen Territorium um ein mehrfaches vergrößerte, ist keine geringe Leistung. Nicht ohne Widerstand seines Volkes hat er sie vollbringen können, denn nur so sind die wieder-

holten, fast beständigen Aufstände seiner vier Brüder zu erklären, die mehr als einmal sein ganzes Werk in Gefahr brachten. Die Quellen schweigen völlig über die Beweggründe dieser hartnäckigen Gegnerschaft, die trotz aller Langmut und Güte des Bruders immer wieder, von zahlreichen
 5 Stammesgenossen unterstützt, zu offenem Kampfe entbrannte. Es ist gewiß verständlich, wenn Apaoki's weitgreifende Reformen nach chinesischen Vorbildern im Schoße der Sippen und selbst der eigenen Familie Widerspruch fanden; die Selbsthaftmachung der herumschweifenden Hirten und Jäger, die Ansiedlung der zahlreichen an andere Lebensformen ge-
 10 wöhnten Chinesen und die von ihnen ausgehende Gründung von Dörfern und Städten kann sich nicht ohne Reibungen vollzogen haben. Man hat dies noch in der neuesten Zeit beim Eindringen des chinesischen Bauerntums in die Steppen der Mongolei beobachten können.

I. J. 911 begann die Erhebung der vier Brüder und währte bis 913.
 15 Der erste Versuch wurde vorzeitig durch die Gattin des einen von ihnen verraten. „Apaoki stieg mit ihnen auf das Gebirge, vollzog die Strafe (die sie verdient hatten) an Opfertieren und ließ sie unter Anrufung von Himmel und Erde den Schwur (der Treue) leisten. Dann erließ er ihnen die Strafe“ (*Liao-schi* Kap. 1 fol. 4r^o). Aber ein Jahr später brachen die Brüder den
 20 Eid durch eine neue Verschwörung. Sie hatten bedeutende Streitkräfte zu ihrer Verfügung, die ihnen aus den Kreisen der Unzufriedenen gestellt sein werden, und zogen gegen den Bruder zu Felde. Noch einmal gelang es diesem, indem er ihnen „in gewöhnlicher Kleidung, auf einem rot und weißen Pferde reitend, ohne Waffen“ entgegentrat (fol. 5r^o), sie zu ihrer
 25 Pflicht zurückzurufen, aber alle ihre Ergebenheit war nur vorgetäuscht, die aufrührerischen Pläne wurden weiter verfolgt. Es kam zu erbitterten Kämpfen, und der älteste der Brüder, La-ko, die Seele des Ganzen, trug sich bereits mit dem Plane, sich selbst zum Kaiser auszurufen. Nach dem Bericht des *Liao-schi* scheint es nicht unmöglich, daß sogar die Mutter der
 30 Brüder, also auch Apaoki's, mit im Spiele war. La-ko stand zunächst von dem Plane ab, wohl weil seine Anhänger besorgt wurden, aber es gelang ihm, das Zeltlager des Herrschers zu verbrennen und sogar einen Teil der Residenz am West-Turm durch Feuer zu zerstören. Die Lage war eine Zeit lang nicht unbedenklich, indessen vermochte Apaoki durch seine Ruhe
 35 und überlegene Strategie schließlich die Streitkräfte der Gegner am Lao ho unsicher zu machen und zu vernichten. Die Rädelsführer ergaben sich, La-ko selbst flüchtete nach Norden, wurde aber von den verfolgenden Truppen gefangen und zurückgebracht. Das Heer Apaoki's kam auf dem Rückmarsche noch in große Bedrängnis. Schwere Regengüsse ließen die
 40 Flüsse anschwellen, es fehlte an Nahrung für Menschen und Tiere, mehr als die Hälfte von allen gingen zu Grunde. Der Herrscher, voll Zorn über das angerichtete Unheil, ließ diesmal ein schweres Strafgericht über die Rebellen ergehen. Die Anführer wurden, zum Teil in grausamer Weise, getötet, sechstausend Teilnehmer erlitten schwere oder weniger schwere Strafen nach

dem Maß ihrer Schuld; die von den Empörern geraubten oder ihnen gehörenden Viehherden wurden an die Soldaten verteilt, ebenso ihre Frauen und Töchter. Apaoki machte diesmal ganze Arbeit. Bis in das Jahr 914 hinein zog sich das Gericht. Im ganzen Lande wurde nach den Anhängern der Aufstandsbewegung geforscht, viele waren darunter, denen er früher 5 seine Gnade hatte zuteil werden lassen, und selbst unter den Mitgliedern der eigenen Sippe fanden sich die Schuldigen. Aber er schied zwischen den Anstiftern und den Verführten, er tötete nicht mehr als ihm unbedingt geboten erschien, die anderen ließ er frei. „Das Leben der Menschen ist das Höchste“, erklärte er, „und die Toten werden nicht wieder lebendig.“ 10 So verfuhr er selbst mit den Hauptschuldigen, seinen Brüdern, mit Milde. La-ko sei der Anstifter alles Bösen, entschied er, und sein Bruder Tie-la komme ihm am nächsten, die beiden anderen, Yin-ti-schi und An-tuan, seien törichte Menschen, die den Lockungen der Brüder erlegen seien. Ihnen erließ er die Schuld. Aber auch die beiden, die sich so schwer gegen ihn 15 vergangen hatten, blieben seine leiblichen Brüder, er konnte sich nicht überwinden, sie zu töten. Er ließ sie auspeitschen und es damit genug sein. Damit war aller Widerstand gegen seine Regierung unterdrückt, jedenfalls ist er, von dem schwachen Versuche eines sonst nicht genannten Halbbruders i. J. 918 abgesehen, nicht mehr zutage getreten. Apaoki hat auch 20 später nicht gezögert, den Brüdern außer La-ko, der 917 mit seinem Sohne nach Yu-tschou (Peking) im Liang-Staate entflohen, wieder hohe Stellungen anzuvertrauen, und sie so schließlich doch noch zu seinen Anhängern gemacht. Der Staat, dem sein ganzes Sinnen galt, war nunmehr gesichert. Tie-la's Beurteilung durch Apaoki und seine Vermittlung bei Übernahme 25 der uigurischen Schrift i. J. 917 haben wir früher erwähnt (s. oben S. 80). Von den anderen Brüdern war der eine 918 *t'i-yin* d. h. „Minister des Kaiserlichen Hauses“, der andere nach der Eroberung von P'o-hai erster Regierungschef des neuen Statthalters dort. Von den beiden jüngsten werden wir später noch hören.

30

Apaoki's Leben war bis in die letzten Tage mit Kämpfen angefüllt. Die Historiker berichten von Kriegs- und Beutezügen nach allen Himmelsrichtungen: Einbrüche in Ho-peï und Schan-si, Strafzüge gegen die aufsässigen Hi, gegen die Fu-yü und andere kleinere Stämme, ein großes Unternehmen 924 und 925 nach Westen durch die Wüste des „fließenden Sandes“, 35 wo er die Stadt Fou-t'u tsch'êng (?) eroberte und „alle Stämme in den westlichen Grenzlanden unterwarf“, ferner zu den Uiguren nach Kan-su (II, 501) und den Tang-hiang im Kukunor-Gebiet (III, 22) und schließlich 925 und 926 die Eroberung des großen Staates P'o-hai, das sind die letzten Taten, mit denen das Leben dieses großen Herrschers abschloß. Er stand nun 40 auf der Höhe seiner Macht. Gesandtschaften aus zahllosen Ländern erschienen an seinem Hofe; nicht bloß aus den Staaten Nord- und Mittel-Chinas, sondern auch aus Kao-li, Sin-lo (Korea), von den Uiguren, aus Japan (925), ja selbst von den Arabern (924) und aus dem fernen Persien

(923) kamen sie, ihm zu huldigen. Nicht ohne Berechtigung konnte er von seinem großen Zuge nach dem Westen in einer Ansprache an seine Sippe und an die Ältesten der Stämme erklären: „Seit dem Aufbau unseres Staates bin ich für alle Länder Vater und Mutter geworden. Ordnungen und Gesetze
5 sind jetzt vorhanden, warum brauchen die Nachkommen sich um sie zu sorgen? Aufstieg und Abstieg haben ihre Zeit, nur das Gehen und Kommen liegt bei uns. Gute Pläne und das Erscheinen eines Heiligen richten sich von selbst nach Himmel und Menschen, wie sollten Staaten und Fürsten ihr natürliches Wesen verändern können?“ (*Liao-schi* Kap. 2 fol. 4v⁰).
10 Manches von diesen Schilderungen mag der Begeisterung der nur teilweise chinesischen Verfasser zuzuschreiben sein und abgestrichen werden müssen, aber es bleibt noch genug, um in Apaoki einen der großen Staatengründer der Geschichte zu sehen.

Apaoki starb im Sommer 926 nach Abschluß der Eroberung von P'o-hai,
15 ehe er noch in die Heimat zurückkehren konnte. In Fu-yü, einer Stadt des neugewonnenen Landes, in der Mandschurei, nördlich von der heutigen Stadt Mukden, beschloß er, 54 Jahre alt, sein inhaltvolles Leben, nachdem er noch die Tage vorher für die Verwaltung, soweit es ihm möglich war, Sorge getragen hatte. Weil am Morgen des Sterbetages über der Residenz
20 von Fu-yü „ein gelber Drache von einem *li* Länge“ erschienen war, wurde der Name des Ortes in Huang-lung fu „Bezirk des Gelben Drachen“ umgewandelt (*Liao-schi* Kap. 2 fol. 8r⁰).

Zum Statthalter hatte er seinen ältesten Sohn, T'u-yü oder chinesisch Pei, den designierten Thronfolger, ernannt, aber kaum hatte er die Augen
25 geschlossen, als auch die Intrigen um die Nachfolge begannen. Die Kaiserin-Witwe aus dem Stamme der Schu-lü und uigurischer Herkunft, eine kluge, energische, aber auch herrschsüchtige Frau, zog ihren zweiten Sohn mit Namen Yao-ku, gewöhnlich mit seinem chinesischen Namen Tê-kuang genannt, dem ältesten vor und beschloß sofort, diesem den Thron
30 zu verschaffen. Sie hatte gleich nach dem Tode ihres Gemahls die Zügel der Regierung ergriffen und wußte es nach der Beisetzung des Toten 927 durch geschickte Manöver zu erreichen, daß Tê-kuang von den Stammes-ältesten, entgegen der Bestimmung des Verstorbenen, in Si lou für den Thron vorgeschlagen wurde. T'u-yü wurde auf seinen Posten als Statt-
35 halter nach P'o-hai zurückgesandt. Die Darstellung dieser Vorgänge ist in den Quellen verschieden, aber darüber ist kein Zweifel, daß T'u-yü die Zurücksetzung als ein schweres Unrecht empfand und von einer Zustimmung seinerseits, die von manchen vorgetäuscht wird, keine Rede sein kann. Seine sogleich geplante, aber erst 930 ausgeführte Flucht an den Hof der Hou
40 T'ang nach Lo-yang (s. oben S. 43) ist allein schon Beweis genug dafür. Es ist indessen sehr wohl möglich, daß sich die Kaiserin von sachlichen Erwägungen hat leiten lassen, denn Yao-ku war in der Tat während der letzten Jahre bei den militärischen Unternehmungen seines Vaters, besonders bei der Eroberung von P'o-hai und der Niederkämpfung von darauf folgenden

Erhebungen einzelner Landesteile die Hauptstütze gewesen, und nach allem, was wir sonst von T'u-yü hören, war sein jüngerer Bruder ihm in der Führung der Staatsgeschäfte entschieden überlegen. Die Kaiserin aber hat sowohl ihrem Gemahl T'ai tsu (Apaoki), wie ihrem Sohne Tê-kuang oft genug mit klugem Rate zur Seite gestanden (vergl. oben S. 52).

Tê-kuang oder, mit seinem Tempelnamen, T'ai tsung setzte das Werk seines Vaters fort und führte die Macht des K'i-tan-Reiches zu jener Höhe empor, auf der es tatsächlich die Oberherrschaft über das chinesische Reich besaß und die es fast zweihundert Jahre halten konnte, allerdings mehr infolge der Schwäche des Gegners als durch eigene Tüchtigkeit. Die gesamte 10 Regierungszeit und Regierungstätigkeit des neuen Herrschers waren ausgefüllt durch die Verhandlungen, Kämpfe und Vereinbarungen, die das Verhältnis zu China mit sich brachte. Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, wie die Zustände in Nord-China immer wieder Veranlassung zu Einbrüchen der Reiterheere in die Gebiete von Ho-peï und Schan-si wurden, 15 wie einzelne Gewalthaber in den Kämpfen gegen ihre Widersacher sie zu diesen Einbrüchen herbeiriefen und ihnen Führerdienste leisteten und wie so im Laufe der Jahre eine immer schmachvollere Abhängigkeit von den fremden Herrschern herbeigeführt wurde. Der folgenschwere Hilferuf Schi King-t'ang's von 936 und die Ereignisse, die sich daran schlossen (s. oben 20 S. 43ff.), wurden auch für das K'i-tan-Reich eine Wende von größter Bedeutung. T'ai tsung gab dem Reiche eine neue Dynastie (die Hou Tsin), sie hielt den Thron kraft seiner Investitur, und es war nur folgerichtig, wenn er dafür ihre Botmäßigkeit beanspruchte. Das *Liao-schi* (Kap. 3 fol. 19^v0f.) sagt ohne Umschweife unter dem Jahre 935: „Im 10. Monat wurde Schi 25 King-t'ang mit dem Titel eines Fürsten von Tsin belehnt (*fêng Tsin wang*)“, und: „Im 11. Monat am Tage *ting-yu* wurde Schi King-t'ang zum Kaiser des Tsin-Reiches ernannt (*ts'ê Ta Tsin huang-ti*)“. Die Herausgeber des *Liao-schi* weisen zwar darauf hin, daß weder im *T'ung-kien* noch im *Wu tai schi* von einer „Belehnung“ die Rede sei, aber das erstere verschweigt auch 30 nicht, daß „der Herrscher von K'i-tan durch ein Dekret verfügte, daß Schi King-t'ang zum Kaiser des Tsin-Reiches ernannt werde“ (Kap. 280 fol. 5^v0), während das letztere nur schamhaft sagt, daß „Schi King-t'ang den Thron bestieg“ (Kap. 8 fol. 3^r0). Zweifellos hat dieses neue Verhältnis, wenn nicht bewirkt, so jedenfalls dazu beigetragen, daß T'ai 35 tsung auch seinem eigenen Reiche das äußere Symbol gab, das die Oberherrschaft über den Vasallen anzeigen sollte. I. J. 937 verkündete er, daß der Name des K'i-tan-Reiches und seiner Dynastie fortan Ta Liao sein solle und daß zugleich damit eine neue Jahresbezeichnung (*hui-t'ung*) beginne, während bisher die Jahre noch nach Apaoki's letzter Devise (*t'ien- 40 hien*) weiter gezählt worden waren. Ein Grund, warum der Name Liao, eine ungewöhnliche und von dem damaligen chinesischen Brauch abweichende dynastische Benennung, gewählt wurde, wird nicht angegeben; es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß der große Strom, dessen Oberlauf

der Schira muren ist, der aber in seiner Ganzheit chinesisch Liao ho heißt (I, 41) und an dessen Ufern die alte Heimat des K'i-tan-Volkes war (s. oben S. 78), dem neuen machtvollen Herrscherhause Sinnbild und Name wurde, zumal es zugleich „weit“, „ausgedehnt“ bedeutet (vergl. oben S. 84).

- 5 Durch die Abmachung mit Schi King-t'ang von 936 dehnte T'ai tsung seinen unmittelbaren Machtbereich weit nach Süden aus (s. oben S. 44), und wenn er der neuen Tsin-Dynastie den kaiserlichen Titel verlieh, so geschah dies, weil er solcher Kaiserreiche mehr um sich sah und dem Titel nicht die Bedeutung beimaß, die er in der chinesischen Geschichte hatte.
- 10 Ihm selbst lagen universalistische Machtansprüche offenbar fern, er bewunderte Konfuzius und seine Staatsethik, aber Chinese wollte er nicht sein, so wenig wie er daran dachte, eine der klassischen chinesischen Hauptstädte zu seiner Residenz zu machen (vergl. oben S. 57). Er nahm zahlreiche Chinesen in seine Dienste, führte chinesischen Kultus ein, gestaltete die
- 15 Verwaltung nach chinesischem Muster, teilte das Land in Provinzen und Bezirke wie im Innenreich, aber Sprache — von Namen, Amtsbezeichnungen u. ä. abgesehen —, Kleidung und Lebensführung blieben wie sie waren.

- Zum Teil schon unter Apaoki, im wesentlichen aber unter T'ai tsung wurde das Land in fünf Provinzen (*tao*) geteilt, jede mit einer Hauptstadt
- 20 (*king*), so daß es ebenso wie das Reich P'o-hai und später das der Kin (s. unten) fünf Hauptstädte hatte. Jede dieser Hauptstädte hatte einen unmittelbaren Landbezirk (*fu*) unter sich, der einen besonderen Namen trug. (Über die Herkunft und Bedeutung der Bezeichnung *fu* s. II 541). Ihre Lage hat öfters gewechselt, so daß sie nicht immer leicht festzustellen
- 25 ist. Der Landesteil, der Apaoki's Residenz am West-Turm (s. oben S. 90 f.) enthielt, wurde von T'ai tsung 937 zur Oberen Hauptstadt (Schang king) erklärt, d. h. genauer: zum Bezirk der Oberen Hauptstadt. Die Ost-Hauptstadt (Tung king) war in Liao-yang fu (südlich von Mukden). Ursprünglich eine Hauptstadt von P'o-hai, wurde die Stadt nach der Eroberung als
- 30 Residenz des Statthalters T'u-yü (s. oben S. 87) i. J. 928 zuerst zur Süd-Hauptstadt (Nan king), dann 937 zur Ost-Hauptstadt erhoben. Die Mittlere Hauptstadt (Tschung king), angeblich einst das Zeltlager des Königs von Hi, lag in Ta-ting fu etwa 100 km nordöstlich von der heutigen Stadt P'ing-ts'üan hien oder Pa-kou im Jehol-Gebiet (östlich von Jehol); sie erhielt
- 35 ihren Namen i. J. 1007 durch Schêng tsung (983 bis 1030), der sich öfters dort aufhielt. Die Stadt Tschên-tschou in Ho-peï, die 947 zur Mittleren Hauptstadt erhoben wurde (s. oben S. 60), hat den Namen nur kurze Zeit behalten, da die Gebiete bald nach T'ai tsung's Tode wieder verloren gingen (s. oben S. 72). Der Name Süd-Hauptstadt (Nan king) hat öfter gewechselt.
- 40 Im J. 928 erhielt ihn Liao-yang, dann 937 die neu gewonnene Stadt Yut-schou (im Gelände der heutigen Stadt Peking), die seit 1012 Yen-king genannt wurde. Die West-Hauptstadt (Si king) endlich war Ta-t'ung fu in Schan-si, sie wurde erst 1044 zu diesem Range erhoben. Jede der fünf Provinzen umfaßte mehrere Präfekturen (*fu*), Bezirke (*tschou*), Kreise

(hien) und Stadtgebiete (*tsch'êng*), deren Zahl zwischen neun und sechs- undneunzig schwankte. Darüber legte sich noch ein System von Militärbezirken (*kün*). Alles diés sowie die gesamte Beamtenhierarchie waren natürlich nach chinesischem Vorbilde gestaltet. Seine Eigenart behalten hatte dagegen das Heerwesen. Es beruhte auf der allgemeinen Wehrpflicht, 5 die vermutlich eine sehr alte Einrichtung war. Jede männliche Person über fünfzehn und unter fünfzig Jahren war wehrpflichtig und mußte für Rüstung ihrer selbst und ihres Pferdes, für Waffen und Gebrauchsgegenstände selbst sorgen. Über Einteilung und sonstige Organisation des Heeres erfahren wir wenig. 10

Sogleich nach dem Tode T'ai tsung's in Luan-tsch'êng 947 hatte sich sein Neffe Wu-yü in der unweit davon gelegenen Stadt Tschên-tschou zum Kaiser erklärt (s. oben S. 59f.). Aber diese Regelung der Thronfolge war durchaus gegen die Absichten der Kaiserin-Mutter Schu-lü, die den Bruder des Verstorbenen, ihren Sohn Li-hu, für den Thron bestimmt hatte. Als 15 die Meldung von dem Geschehenen eintraf, schickte sie Li-hu mit einer Truppenabteilung dem von Süden heranziehenden Wu-yü entgegen, um ihn aus dem Lande zu vertreiben. Aber Li-hu war wegen seiner Grausamkeit ebenso verhaßt, wie Wu-yü wegen seiner gerechten und wohlwollenden Gesinnung beliebt, und als es zwischen beiden Parteien zum Kampf kam, 20 zeigte sich Wu-yü als der Stärkere, und Li-hu mußte ihm den Weg freigeben. An der berühmten Steinernen Brücke des Schira muren angekommen, traf Wu-yü wiederum Li-hu und die Kaiserin-Mutter mit einem Heeresaufgebot, die sich anschickten, ihm den Übergang zu wehren. Indessen fand ein Kampf nicht mehr statt, ein Vertrauensmann beider Parteien, 25 der sehr kluge Ye-lü Wu-tschü, der sich später große Verdienste um die Dynastie erworben hat, vermittelte zwischen den Streitenden und machte sie in ernstern Worten auf die schlimmen Folgen aufmerksam, die ein solcher Familienzweist für das Reich haben müsse. Schließlich wurde von Wu-tschü das Recht Wu-yü's als des Sohnes von Apaoki's ältestem Nachkommen, der 30 eigentlich hätte den Thron einnehmen sollen, als das bessere zugestanden, die Kaiserin fügte sich, und Wu-yü wurde als Kaiser anerkannt. Nachdem man aber in der Oberen Hauptstadt angekommen war, wurde Wu-yü von neuen Plänen der Kaiserin und Li-hu's gemeldet, und so entschloß er sich, beide in Tsu-tschou (s. oben S. 90f.), wo sich die Grab- 35 stätte Apaoki's befand, in ehrenvolle Haft zu setzen. Aber das Verhältnis besserte sich sehr rasch, Wu-yü — mit Tempelnamen Schi tsung — ehrte die Kaiserin, die ihre persönlichen Wünsche dem Wohl des Staates untergeordnet hatte, auf mannigfache Weise. Als sie i. J. 953 starb, mußte sie noch Zeuge der blutigen Tragödie werden, die Schi tsung's kurze Regierungs- 40 zeit fast ganz ausfüllte.

Gleich nach seiner Thronbesteigung begannen im Anfang des Jahres 948 Zettelungen innerhalb der Sippe gegen den neuen Herrscher, an denen sich auch andere mißvergnügte Würdenträger, darunter der ehemalige Gouver-

neur von K'ai-fêng, Siao Han (s. oben S. 56), beteiligten. Schi tsung erhielt rechtzeitig Kenntnis, ließ aber den Intriganten gegenüber, mit einigen Ausnahmen, verhältnismäßige Milde walten. Die Verschwörungen rissen jedoch auch während der folgenden Jahre nicht ab. Man erfährt nichts über die 5 Hintergründe der Bewegung, aber annehmen läßt sich, daß Ye-lü Li-hu, der in Tsu-tschou weiter in Haft gehalten wurde, bestrebt war, seine Ansprüche durchzusetzen, und die Machenschaften, wenn nicht veranlaßte, jedenfalls förderte. Er ist später auch als Rebell im Gefängnis gestorben. Die Seele der Verschwörungen wurde 950 ein Sohn jenes An-tuan, der einst, 10 gemeinsam mit seinen vier älteren Brüdern, Apaoki das Leben verbittert hatte (s. oben S. 93). Mißgunst und Heimtücke gegen den Herrscher, mochte er auch ein naher Blutsverwandter sein, scheinen sich in der Ye-lü-Sippe von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt zu haben. Apaoki hatte sie zunichte gemacht, Schi tsung sollte ihnen erliegen. Jener Sohn, Tsch'a-ko 15 mit Namen, wußte sich so in das Vertrauen des Kaisers einzuschleichen, daß dieser trotz aller Warnungen des treuen Wu-tschü, der während aller dieser Umtriebe ihm ratend und mahnend zur Seite stand, und trotz vieler verdächtiger Anzeichen dem gewissenlosen Heuchler blindlings glaubte. Im Jahre 951 stand Wu-yü (Schi tsung) im Begriff, der Aufforderung Liu 20 Tsch'ung's von Pei Han nachzukommen und in Schan-si einzumarschieren, um ihm gegen den neuen Staat Tschou Beistand zu leisten (s. oben S. 64). Auf dem Wege dorthin, bei Kuei-hua tschou (dem heutigen Süan-hua) wurde gerastet, und hier bei Gelegenheit eines Banketts drangen Tsch'a-ko und sein Vetter Ye-lü P'en-tu, ein Sohn von Apaoki's Bruder Yin-ti-schi (s. oben 25 S. 93), mit einer Schar Bewaffneter in das Zelt des Kaisers und erschlugen ihn samt T'ai tsung's Witwe, die sich bei ihm befand.

Für die chinesischen Staaten mag es eine glückliche Wendung gewesen sein, daß Schi tsung's Kriegszug nach Schan-si nicht mehr zustande kam. Er war ein kluger, wenn auch vielleicht zu vertrauensseliger Mann, der 30 wohl im Stande gewesen wäre, das Werk seiner beiden Vorgänger fortzusetzen, wenn ihn nicht während seiner kurzen Regierungszeit beständig der Zwiespalt in der Familie gehemmt hätte. In dem Kampfe der beiden Staaten Pei Han und Hou Tschou, würde er sehr rasch den Ausschlag gegeben haben und hätte dann die Herrschaft der Liao über Nord-China um ein 35 gutes Stück, vielleicht bis zum Huang ho ausdehnen können. Schon hatte er im Herbst 950 die drei Städte Ngan-p'ing, Nei-k'iu und Schu-lu in Ho-peï erobert und damit die Grenze weit in den Süden dieses Reichsteiles vorgeschoben. Nun bewarben sich beide Rivalen um seine Gunst und Hilfe (s. oben S. 65), beide schickten 951 Gesandtschaften an seinen Hof, beide 40 versprachen ihm guten Lohn für seine Hilfe. Schi tsung entschied sich für Pei Han, und die Art, wie er Tschou dies fühlen ließ, ist kennzeichnend für das Kräfteverhältnis zwischen Himmelssohn und K'i-tan-Herrscher. „Von Tschou wurden zwei Beamte als Gesandte geschickt“, berichtet das *Liao-schi* (Kap. 5 fol. 3r^o): „da aber die Ausdrücke in ihrem Schreiben gegen die

Ordnung verstießen, ließ Schi tsung sie festnehmen“. Liu Tsch'ung von Tschou bezeichnete sich in seinem Schreiben demütig als „Neffe“ (vergl. oben S. 47, 50 u. 65) und bat um seine Belehrung (*fêng*) durch Placet des Liao-Kaisers. Schi tsung ernannte ihn feierlich zum „Kaiser Schên-wu von Groß-Han“ (vergl. oben S. 64). So hatte sich die Selbstbewertung der 5 chinesischen Throninhaber gewandelt. Auch sonst mögen die Bedingungen, die Pei Han bot, günstiger gewesen sein als die von Tschou. Es läßt sich unter diesen Umständen ermessen, was aus dem chinesischen Kaiserstaate und dem Streben nach Vereinheitlichung des Reiches hätte werden müssen, wenn Schi tsung am Leben geblieben wäre. Sein Nachfolger, ein unfähiger 10 Trunkenbold, war ein weniger gefährlicher Gegner für die Tschou- und dann für die Sung-Kaiser.

Tsch'a-ko scheint nach Vollendung der blutigen Tat den Versuch gemacht zu haben, der Nachfolger des Ermordeten zu werden (die Angaben in den Quellen sind unsicher und nicht einheitlich), aber die Fürsten und Großen 15 der K'i-tan, obwohl zunächst eingeschüchtert, hielten sich von ihm zurück, und Wu-tschi, der stetige, aber erfolglose Warner, verstand sehr rasch, die Schwankenden auf seine Seite zu ziehen, und setzte die Ausrufung von T'ai tsung's (Tê-kuang's) ältestem Sohne Schu-lü zum Kaiser durch. Damit aber begann das Strafgericht über die Mörder: sie wurden in Stücke ge- 20 schnitten und alle ihre Nachkommen zu Tode gebracht.

Der neue Kaiser, unter seinem Tempelnamen Mu tsung bekannt, ein Jüngling von achtzehn Jahren, war ein schlechter Ersatz für seinen ermordeten Vetter. Er übernahm ein reiches Erbe: die Oberhoheit über Nord-China war kaum noch bestritten, und die Sendboten, die von Pei Han und 25 sogar von Nan T'ang kamen, waren in der Tat nichts anderes als Tributbringer. Beide warben um die Hilfe des Liao-Reiches gegen das aufstrebende Hou Tschou, und der große Süd-Staat Nan T'ang war besonders eifrig und freigebig mit seinen Gesandtschaften und Geschenken (vergl. oben S. 69), während der Beherrscher von Han es an Schmeicheleien und Demütigungen 30 nicht fehlen ließ. Als Liu Tsch'ung 954 starb, versäumte der Sohn Liu Tsch'êng-kün nicht, durch eine Gesandtschaft um neue Belehrung durch Mu tsung zu bitten (vergl. oben S. 67). Es war kein erhebender Anblick, den die chinesischen Staaten boten. Mu tsung hatte weder die Macht noch den Ehrgeiz, diese Situation in China politisch auszuwerten. Die K'i-tan 35 waren der Kriegszüge nach Süden müde, das hatte schon Schi tsung erfahren müssen, als er zum Zuge gegen Tschou rüstete, aber er war die Persönlichkeit, diese Unlust zu überwinden, Mu tsung war es nicht. Er war weit mehr ein Freund von jugendlichem Herumschweifen als von politischen Ge- 40 schäften, so blieb er in der Gewährung der Waffenhilfe an die beiden Gegner von Tschou sehr lau und zögerte Jahre hindurch, ehe er selbst das Unzureichende unternahm. So konnte Schi tsung von Tschou 959 seinen Groß-Angriff gegen das Liao-Gebiet in Ho-peï ohne ernststen Widerstand durchführen, und alles, was Schu-lü's Vater einst erworben, ging dabei wieder ver-

loren (s. oben S. 72). Im Laufe der Jahre entwickelte sich Mu tsung mehr und mehr zu einem wüsten Trunkenbold und zügellosen Tyrannen. Im Süden bahnten sich umwälzende Veränderungen an, aber er bemerkte nichts davon, sondern vertrieb sich die Zeit mit Jagd und Trinkgelagen. Dazwischen
5 aber ließ er sich zu den rohesten Quälereien und Grausamkeiten gegen seine Untertanen hinreißen. Kurz vor seinem Tode, 969, soll er selbst, wie das *Liao-schi* (Kap. 7 fol. 5v^o) erzählt, zu einem seiner Minister gesagt haben: „Wenn ich in der Trunkenheit bei meinen Entscheidungen etwas Verkehrtes tue, so braucht ihr euch dem nicht anzupassen, sondern berichtet aufs neue,
10 wenn ich nüchtern geworden bin“. So kann es schließlich nicht wundernehmen, daß seine gepeinigten Diener in ihrer Verzweiflung den Entschluß faßten, sich des Wüterichs zu entledigen. Als er 969 nach einer Bärenjagd sinnlos betrunken in sein Reisezelt zurückkehrte, wurde er von einigen seiner Kammerdiener und Köche ermordet. Wenn das Liao-Reich während der
15 neunzehn Jahre seiner Regierung keinen größeren Schaden nahm, so lag dies an der Tüchtigkeit seiner Gouverneure und an den vielen anderen Sorgen der neuen chinesischen Sung-Dynastie. Für deren Einigungswerk aber war der Trinker im Norden ein unbewußter Helfer. Die Schicksale beider großen Reiche laufen nunmehr, ständig ineinander greifend, eine Zeit lang
20 parallel.

Siebenter Teil.

Der Universalismus als Begriff II.

Das Sung-Reich und die neuen Fremdstaaten.

Erstes Kapitel.

Die Einigung des Reiches.

Tschao K'uang-yin gab in seiner schlichten Art der von ihm begründeten neuen Dynastie den alten geschichtlich-literarischen Namen des ihm zuletzt übertragenen Gouvernements Kuei-tê im südlichen Ho-nan (s. oben S. 75): Sung (I, 138). Als er 960 in K'ai-fêng den Thron bestieg, mochte man annehmen, daß den fünf dynastischen Eintagsfliegen eine sechste folgen würde. 5 Schi tsung von Hou Tschou hatte zwar bereits begonnen, die Grundlagen des Reiches zu festigen, aber das hatte schon mancher vor ihm versucht, und war Tschao K'uang-yin der Mann, das Werk zu vollenden? Als Heerführer hatte er sich ausgezeichnet, aber seine Bewährung als Staatsmann stand noch aus.

10

Die Aufgabe, der er sich gegenüber sah, war eine doppelte: wenn die Einheit des Reiches wiederhergestellt werden sollte, mußten die verschiedenen Teilstaaten mit ihren dynastischen Sonderbestrebungen verschwinden, und wenn man eine Sicherheit für den weiteren Aufbau schaffen wollte, war eine endgültige Auseinandersetzung mit dem großen nordischen Reiche der Liao 15 und seinem drängenden Ansprüche auf Gleichberechtigung unumgänglich. Der universalistische Gedanke beherrschte die neue Sung-Dynastie so gut wie ihre großen Vorgängerinnen. Der ganze Süden und Westen, sowie ein beträchtlicher Teil des Nordens waren vorläufig noch der Botmäßigkeit der Zentrale entzogen. Der mächtigste der Staaten, Nan T'ang (das untere 20 Yang-tsê-Gebiet, sowie Teile von Fu-kien und Hu-nan), war zwar durch Schi tsung vom Norden des Stromes abgedrängt worden (s. oben S. 69ff.), Wu-Yüe (Tschê-kiang und Teile von Fu-kien) seiner überlieferten Loyalität treu geblieben (S. 36, 70 u. 71), auch Nan-p'ing (Hu-peï) hatte seit 92 keinen Widerstand mehr geleistet (S. 34 u. 71), aber das konnte sich 25 jederzeit ändern, und der äußerste Süden, Nan Han (Kuang-tung, Kuang-si und Teile von Hu-nan, s. oben S. 36), sowie der entlegene Westen, Schu (Ssê-tsch'uan und Teile von Kan-su (S. 68) waren bisher für die kaiserliche Macht überhaupt unerreichbar geblieben. Endlich aber bestand in

Schan-si der Staat Pei Han, beladen mit der Rachepflicht und daher in unversöhnlicher Feindschaft gegen das neue Herrscherhaus (S. 64ff.). Um dieser Pflicht willen war Pei Han der Vasall und Verbündete der K'i-tan geworden, und zu jeder Zeit stand es dem nordischen Eroberer als Ratgeber
 5 und landeskundiger Führer zur Verfügung. Machtvoller, kampfprobter und daher gefährlicher als alle drückte dieser nunmehr in Gestalt des Liao-Reiches lauernd und drohend gegen die Grenze. Hier lag bis auf weiteres das Zentrum alles politischen Geschehens, hier, in dem nordöstlichen Winkel des Reiches, war der Schauplatz des entscheidenden Kampfes um die Macht,
 10 und solange nicht der fremde Mitbewerber um die höchste Würde ausgeschaltet war, mußte die Lage schwankend und unsicher bleiben. Zum dritten Male seit der Gründung des Reiches, so wie einst unter der Han-Dynastie gegen die Hiung-nu, zur T'ang-Zeit gegen die Türken und Tibeter, so stand jetzt das Chinesentum gegen die tungusischen Völker und Reiter-
 15 scharen der östlichen Mongolei in erbittertem Kampfe um seine universale Geltung. Viele Jahrhunderte hat dieser Kampf gewährt, und soweit schließlich das Chinesentum Sieger blieb, war es kein Sieg der Waffen, sondern eine Überlegenheit des Geistes: das konfuzianische System war stärker als die Eroberer der Fremdvölker.

20 Nicht ohne allen Widerstand vollzog sich die Übernahme der Herrschaft durch Tschao K'uang-yin. Zwei mächtige Gouverneure, ehemalige Kampfgefährten des neuen Kaisers, wollten sich der für sie überraschenden Wendung nicht fügen und versuchten, mit Waffengewalt ihren Ansichten Geltung zu verschaffen. Aber ohne allzu große Mühe gelang es dem ebenso klugen wie
 25 versöhnlichen Herrscher, die geplanten Empörungen im Keime zu ersticken: das Beamtentum wie das Heer standen im allgemeinen auf seiner Seite, und so wurde die Auflehnung sehr rasch unterdrückt, die Gouverneure endeten durch Selbstmord. Auch die Unterwerfung der Dynasten im Süden und Westen vollzog sich schneller als erwartet werden konnte. Nan-p'ing,
 30 das auch nach Kao Ts'ung-hui's Tode 948 friedlich in den Händen von dessen Nachkommen geblieben war, unterwarf sich freiwillig. In Hu-nan waren Unruhen ausgebrochen, und T'ai tsu — so lautet Tschao K'uang-yin's Tempelname — benutzte diesen Anlaß im Anfang des Jahres 963, eine Truppen-Abteilung dorthin zu senden, um seine Autorität geltend zu machen.
 35 Ihr Kommandant verlangte den Durchzug durch Nan-p'ing, und Kao Ki-tsch'ung, der Fürst des Landes, ging der Truppe bei seiner Hauptstadt King-tschou entgegen und zeigte seine Unterwerfung an. Kao Ki-tsch'ung wurde zum Gouverneur von King-nan (der frühere Name wurde damit wieder hergestellt, s. oben S. 34) ernannt, der Staat verschwand mit seinem Namen.
 40 Nicht so unblutig gestalteten sich die Dinge in Ssë-tsch'uan (Schu), dessen Unterwerfung T'ai tsu jetzt mutig in Angriff nahm, nachdem Schi tsung sie aus zwingenden Gründen hatte verschieben müssen (s. oben S. 68f.). Die Zustände, die sich dort unter dem unfähigen Mêng Tsch'ang herausgebildet hatten, gaben einen gewissen Ausgleich mit den sonst so schwierigen Ver-

hältnissen. Trotzdem traf T'ai tsu umfassende Vorbereitungen für das Unternehmen. Der durch seine Treue und Zuverlässigkeit wie durch seine makellose Lebensführung schon seit Tschuang tsung's Zeiten bekannte Gouverneur und General Wang Ts'üan-pin wurde mit der Leitung beauftragt, ein Heer von 50000 (nach anderen 60000) Mann aufgestellt. Ende 964 5 erfolgte der Abmarsch. „In den Städten und Festungen, die ihr erobert“, sagte T'ai tsu zu seinem Feldherrn, nachdem er ihm „eine Karte der Flußläufe und Bergpässe“ übergeben hatte, „nehmt nur das Kriegsgerät und Proviant, Geld und Wertsachen verteilt an die Kämpfer. Was ich will, ist das Land.“ „Wohin ihr kommt, zerstört und plündert nicht die Häuser und 10 Wohnungen, vertreibt und beraubt nicht die Bevölkerung, öffnet keine Grabstätten und haut nicht die Maulbeerbäume ab. Zuwiderhandelnde sollen nach den Kriegsgesetzen bestraft werden“. Wang Ts'üan-pin stieß an den befestigten Paß-Ausgängen im Süden des Ts'in ling auf Widerstand, doch zeigte er sich dem Gegner durchweg überlegen und setzte seinen Er- 15 oberungszug nach Süden über das Gebiet von Han-tschung unaufhaltsam in der Richtung auf Tsch'êng-tu fort. Gegen die besiegten Besatzungen verfuhr er mit unverständlicher Grausamkeit: wenn die angegebenen Zahlen auch nur teilweise und annähernd richtig sind, müssen die noch nach ihrer Ergebung getöteten Soldaten nach Zehntausenden gezählt haben. Tatsäch- 20 lich wurde er auch nach seiner Rückkehr wegen seiner Grausamkeit in Anklagezustand versetzt, aber von T'ai tsu in Anbetracht seiner großen Verdienste aus der Verantwortung entlassen (s. unten). Die im Südosten vorrückende Truppe schlug nach der Eroberung der großen Stadt K'uei-tschou am Yang-tsë ebenfalls allen Widerstand nieder. Nachdem Anfang 25 965 auch Li-tschou (das heutige Kuang-yuan) nordöstlich von Tsch'êng-tu gefallen war, übergab Mêng Tsch'ang, der wohl fühlte, daß er keinen Halt mehr in seinem Volke besaß, seinen Staat und seine Person dem anrückenden Sieger. T'ai tsu verfuhr milder mit dem entthronten Herrscher als sein erbarmungsloser Heerführer. Er gewährte ihm einen ehrenvollen Aufenthalt 30 in der Hauptstadt, verlieh ihm und seinen Söhnen hohe Stellungen und zog ihn wiederholt in seine Nähe. Mêng Tsch'ang hat jedoch seinen Sturz nicht lange überlebt, er starb noch in demselben Jahre 965.

Die rasche (das *Sü T'ung-kien* Kap. 4 fol. 23 v^o rechnet 66 Tage vom Auszuge des Heeres bis zur Ergebung Mêng Tsch'angs) und vollständige Unter- 35 werfung von Schu, um die sich Tschuang tsung und Ming tsung mit weniger Erfolg bemüht hatten (s. oben S. 22ff. u. 37), verstärkte die Stellung der neuen Dynastie um ein gewaltiges. Sechshundvierzig Provinzen (*tschou*) mit 240 Bezirken (*hien*) und über 534000 Familien, dazu die großen natürlichen Reichtümer des Landes waren der erlangte Machtzuwachs, von der Erhöhung 40 des Ansehens und ihrer Wirkung ganz zu schweigen. Wang Ts'üan-pin hatte geraten, nunmehr nach der Niederwerfung von Schu auch den anstoßenden Staat Ta-li (s. oben S. 37) in Yün-nan, mit dem seit dem Ende des 9. Jahrhunderts keine Verbindung mehr bestanden hatte, wieder botmäßig zu

machen. Aber T'ai tsu lehnte ab. „Er hatte das Unheil vor Augen, das sich zur Zeit t'ien-pao (742—755) in Nan-tschao zugetragen hatte“ (die Vernichtung der chinesischen Heere in Yün-nan 751 u. 754, s. II, 447f.), und sagte, indem er den Lauf des Ta-tu ho (s. III, 23) aufzeichnete: „Was jenseits
5 davon liegt, gehört mir nicht“.

Die Tributlisten der Sung-Annalen lassen den Beginn des Zeitwandels erkennen: noch während der Expedition nach Schu langten von den Südstaaten Nan T'ang und Wu-Yüe, sowie von den Uiguren in Kan-tschou (s. II, 501) Gesandtschaften mit Geschenken an. Zwanzigtausend Unzen
10 Silber und Hunderte von goldenen und silbernen Gegenständen überbrachten die ersteren, Erzeugnisse ihres Landes, Buddha-Reliquien und kostbare Gefäße die anderen. Später erschienen Abgesandte von Kao-li, von den „Barbaren-Stämmen des Südwestens“, von Tschan-tsch'eng (Champa im Süden von Annam), ja selbst aus dem fernen Turkistan, das man seit 791
15 den Tibetern und Arabern hatte überlassen müssen (II, 482 u. 494), kamen wieder Boten, die der Uiguren-Khagan von Turfan (II, 501), sowie der König von Khotän geschickt hatte. Des weiteren hatten sich durch die arabisch-persischen Handelsniederlassungen in Kanton und anderen südchinesischen Häfen (s. unten) neue Beziehungen zu dem Kalifen von Bagdād
20 entwickelt, die seit 968 durch häufige Gesandtschaften an den Hof von K'ai-fêng aufrechterhalten wurden. Diese Gesandtschaften kamen damals sämtlich, im Gegensatz zu den Kaufleuten, über Land durch Turkistan, waren aber wohl lediglich von diesen veranlaßte Handels-Unternehmungen. Auch der Name San-fo-ts'i, schon aus den T'ang-Annalen bekannt, erscheint
25 hier wieder bei Gesandtschaften, die sich von 960 ab beinahe jährlich wiederholen. Bereits unter dem Jahre 904, also am Ende der T'ang-Zeit, wird einmal von einer solchen angeblichen Gesandtschaft berichtet, hier ist der Name des Landes auch Fo-ts'i geschrieben. San-fo-ts'i ist das von dem buddhistischen Pilger I-ting oft erwähnte Schi-li-fo-schi (Śrībhōja, II, 574),
30 der Name des buddhistischen Staates im südlichen Sumatra, der heute Palembang heißt und eine niederländische Residentur ist. Hier dürften buddhistische Beziehungen die Veranlassung der Gesandtschaften gewesen sein.

Trotz alledem war der Süden, d. h. alles das, was die heutigen Provinzen
35 Kiang-si, Hu-nan, Kuang-tung und Kuang-si umfassen, von dem zum größten Teile nicht einmal bekannten Fu-kien zu schweigen, noch längst nicht eingeordnet. Die Länder waren viel zu weit von der Zentrale im Norden entfernt, als daß diese sich um die dortigen Entwicklungen hätte kümmern können, auch wenn sie eine größere Stetigkeit gehabt hätte, als sie
40 besaß, und weniger von den Kämpfen im Norden in Anspruch genommen worden wäre. Selbst zur T'ang-Zeit waren nur die Küstengebiete näher bekannt, vom Inneren wußte man, obwohl das chinesische Provinzialverwaltungssystem eingeführt war, wenig, auch durch die Anlage der Militärkolonien im 8. Jahrhundert (II, 546f.) war daran nichts geändert

worden. Das Land war wegen seiner feuchten Hitze als ungesund verrufen und galt als unbewohnbar für den Mann aus dem Norden. Es war noch immer Verbannungsland für gestürzte Beamte der Hauptstadt.

Die Unterwerfung von Nan-p'ing hatte in die höchst unsicheren Verhältnisse des Südens, wo die beiden großen Staaten Nan Han und Nan T'ang noch immer ihr unabhängiges politisches Sonderdasein führten, keine Beruhigung gebracht. Das zeigte sich besonders in den ständigen Umtrieben in Hu-nan, wo die Grenzziehung zwischen Nan-p'ing und Nan Han sehr unbestimmt gewesen sein muß und wo der Kaiser von Nan Han, Liu Tsch'ang, der dort seit 958 die Herrschaft führte, immer neue Versuche 10 unternahm, seinen Machtbereich in die jetzt der Sung-Regierung unterstellten Gebiete nach Norden auszudehnen. Liu Tsch'ang war ein Nachkomme jenes Liu Yen, der 917 das neue Kaiserreich des Südens mit der Hauptstadt Kuang-tschou (Kanton) gegründet hatte (s. oben S. 35f.); die Glieder des Geschlechts scheinen gewetteifert zu haben in Taten blutdürstiger Grausamkeit und zügelloser Ausschweifung, und es mag schon seine Berechtigung haben, wenn es im *Sung schi* (Kap. 258 fol. 15r^o) heißt: „Seit der T'ang-Zeit waren die unvorherzusehenden Bedrückungen und Plünderungen dieser Süd-Barbaren ein schweres Leiden für das Volk“. T'ai tsu hatte einen seiner tüchtigsten Truppenführer, P'an Mei, einen Nord-Chinesen aus Ho-peï, der sich schon bei der Entwaffnung der aufsässigen Gouverneure hervorgetan hatte, als Ordnungs-Kommissar nach T'an-tschou (Tsch'ang-scha) in Hu-nan geschickt, und dieser ging mit eiserner Strenge gegen die Banden vor. Im Jahre 969 wurde beschlossen, Liu Tsch'ang's Herrschaft, die P'an Mei in den südlichen Bezirken von Hu-nan in lokalen Kämpfen zu 25 spüren bekam, endgültig zu beseitigen, und im folgenden Jahre rückte der von T'ai tsu besonders beauftragte Kommissar nach Süden vor. Ein ihm entgegengesandtes Heer wurde aufgerieben, und als das Jahr zu Ende ging, stand er vor Schao-tschou, der wohl auch damals schon bedeutenden Stadt am Zusammenfluß des Wu schui und Peï kiang („Nord-Fluß“). Die Truppen 30 mußten sich in dem durch steile Täler zerrissenen und mit dichtem Bambusgestrüpp bedeckten Gelände unter schweren Kämpfen mit den durch Pallisaden und Baumgeflecht geschützten Gegnern vorarbeiten und hatten es wohl nur der kühlen Jahreszeit zu danken, daß sie trotzdem vorwärtskamen. Liu Tsch'ang meinte, die Gebiete nördlich von Schao-tschou, die 35 P'an Mei erobert habe, „hätten ja ursprünglich zu Hu-nan (Nan-p'ing?) gehört; nun, da er sie wiedergenommen, sei sein Zweck erreicht, weiter nach Süden werde er nicht vordringen“. Aber im Frühjahr 971 wurden Ying (= Ying-tê südlich von Schao-tschou am Peï kiang, s. I, 15) und Hiung (= Nanhiung, südlich vom Mei-ling-Paß, s. I, 26) genommen, und nun, wo P'an Mei 40 den zwar reißenden, aber in dieser günstigen Jahreszeit ungefährlichen „Nord-Fluß“ zu seiner Verfügung hatte, war sein Vormarsch nach der Hauptstadt Kuang-tschou kaum noch aufzuhalten. Liu Tsch'ang schickte Gesandte und bat um Frieden. P'an Mei traute ihm nicht; er fürchtete bei der

Unübersichtlichkeit des Geländes in den engen Talschluchten einen Hinterhalt und lehnte Verhandlungen ab. Liu Tsch'ang, dem seine lebenden und toten Schätze über alles gingen, plante zunächst, alle Haremsdamen und Kostbarkeiten auf Schiffe zu verladen und das Meer zu erreichen, aber man ließ
 5 den Gedanken wieder fallen und versuchte statt dessen noch einmal, den Vormarsch der Nordarmee gewaltsam zu verhindern. Ein zweites Heer, geführt von Liu Tsch'ang's Bruder, mühte sich, die landfremden Truppen in den Wasserläufen und Bambuswäldern festzuhalten, und es sagt viel für die Ausdauer und den Kampfesmut der Nord-Chinesen, daß sie schließlich
 10 durch Inbrandsetzung der Holz- und Geflechtverhaue, sowie der sonstigen Hindernisse die Feinde völlig vernichteten. Achtzig Kilometer nördlich von Kuang-tschou war der Widerstand gebrochen. Liu Tsch'ang sah keine Rettung mehr für seine Schatzkammern, wollte sie aber auch dem Feinde nicht überlassen und folgte daher dem Rate seiner Umgebung, der ihn des
 15 Dilemmas enthob. „Das Nordheer“, sagten sie, „kommt nur hierher, um die Kostbarkeiten unseres Landes sich zu eigen zu machen. Man sollte sie alle verbrennen, dann wird es, wenn es die Stadt leer vorfindet, sicher nicht lange bleiben und heimkehren“. So wurde der ganze Reichtum, Schatzkammern und Paläste, in Brand gesteckt und alles in Asche verwandelt.
 20 Dann begab sich Liu Tsch'ang in das Lager des Sung-Heeres in Pai t'ien und meldete seine Unterwerfung an; unmittelbar danach erfolgte der Einmarsch in Kuang-tschou. P'an Mei ließ den entthronten Herrscher und seine ganze Familie zunächst internieren, die aber, die Widerstand geleistet hatten, sowie zahlreiche Eunuchen und Palast-Schmarotzer hinrichten. Dann
 25 wurden die Gefangenen nach K'ai-fêng geschafft, P'an Mei kehrte gleichfalls zurück, T'ai tsu war gütig auch zu dieser gefallenen Größe. Er machte Liu Tsch'ang den Aufenthalt so angenehm wie möglich, konnte sich aber nicht enthalten, den ehemaligen Sybariten auch seinen Spott fühlen zu lassen: er ernannte ihn zum „Obergeneral linker Hand in der Leibwache“
 30 (wörtlich „Tausend-Ochsen-Wache“, ein völlig bedeutungsloser Posten) und zum „Grafen vom gnädigen Schulterlaß“ (*ngên-schê hou*).

Die Auflösung des Staates Nan Han kann kein geringerer Gewinn für das Reich gewesen sein als die Wiedereroberung des Westens. Kultiviertes Land und Bevölkerung waren wohl an Menge geringer als in Schu —
 35 60 Provinzen (*tschou*) mit 214 Bezirken (*hien*) und 170 263 Familien werden genannt —, aber man gewann, ohne sich zunächst der Bedeutung bewußt zu sein, das neue Tor in die Welt, das sich in dem aufgeblühten Kanton geöffnet hatte. Schon zur T'ang-Zeit hatte sich dort ein arabisch-persischer Handel mit festen Niederlassungen zu entwickeln begonnen, wie wir früher
 40 gesehen haben (II, 550 ff.), und sich dann auf weitere Hafenplätze der südchinesischen Küste bis zur Yangtsë-Mündung ausgedehnt. Dieser Handel brachte nicht bloß den unmittelbar Beteiligten große Gewinne, sondern auch den Ortsbehörden und natürlich ganz besonders dem König und seinem Anhang. Liu Tsch'ang's Schatzkammern mögen schon seiner Liebe wert

gewesen sein, und wie Hang-tschou durch diesen Handel aufgeblüht war, wurde ebenfalls bereits erwähnt (s. oben S. 36). Wenn man von dieser folgenreichen wirtschaftspolitischen Entwicklung des Südens bei der Zentrale im Norden allem Anschein nach wenig wußte, ihr jedenfalls keine Aufmerksamkeit zuwandte, so lagen die Gründe in der Zersplitterung der Reichsteile während des 9. und 10. Jahrhunderts, in der wieder schärfer gewordenen Trennung des Nordens vom Süden und in der geschwächten Stellung der Zentralregierung, die nur unter ständigen Kämpfen wenigstens den Schein ihres Daseins zu retten vermochte. Im Jahre 879 hätte man den großen Bandenführer Huang Tsch'ao vielleicht kaufen können, wenn man ihn seinem Vorschlage gemäß zum Gouverneur von Kuang-tschou gemacht hätte (II, 509f.), aber so viel wußte man in Tsch'ang-ngan damals doch von der Bedeutung dieser Provinz, daß man den Preis zu hoch fand. Der neue Sung-Herrscher, der aus der Umgebung der Hauptstadt stammte (s. unten), dürfte kaum eine Vorstellung von jener Bedeutung gehabt haben, wenigstens deutet nichts in seinem Verhalten nach der Eroberung darauf hin. Ihm war die Wiederherstellung der Kaiser-Macht wichtiger als wirtschaftliche Möglichkeiten. P'an Mei dagegen scheint einen stärkeren Eindruck von dem Reichtum der großen Handelsstadt im Süden gehabt zu haben, denn es wird kaum ohne seinen Wunsch geschehen sein, daß er noch 971 zur Belohnung seiner Verdienste zusammen mit seinem Unterbefehlshaber Yin Tsch'ung-k'o von dem dankbaren T'ai tsu mit der gemeinsamen Verwaltung von Kuang-tschou beauftragt und zugleich zum „Inspektor des Übersee-handels“ (*schī-po schī*) ernannt wurde. Dieser letztere Posten, über dessen Gründung wir nichts näheres wissen, der aber i. J. 712 bereits nachweisbar ist, war wegen der reichen Zoll- und Bestechungsgelder, die ihm von den fremden (meist arabisch-persischen) Kaufleuten und ihren chinesischen Geschäftsfreunden zuflossen, äußerst gewinnbringend. Die Vergünstigung sollte beiden siegreichen Heerführern gemeinsam zu Teil werden — ein ungewöhnliches, aber in diesem Fall verständliches Verfahren. Außerdem wurde P'an Mei noch Generalgouverneur des Schan-nan tung-tao-Gebietes und das Jahr darauf in Verbindung damit Generalgouverneur von Ling-nan tao, das sind von der heutigen Provinz Hu-peï Teile nördlich vom Yang-tsë, von Hu-nan die südwestlichen Teile und von Ssë-tsch'uan der östlichste Teil, ferner die Provinzen Kuang-tung und Kuang-si. Yin Tsch'ung-k'o erhielt ebenfalls einen Posten als Gouverneur. „Ihre Stellung als Verwalter von Kuang-tschou verblieb aber beiden wie bisher“, fügt das *Sü T'ung-kien* hinzu. T'ai tsu mußte großes Vertrauen haben in einen Mann, dem er einen solchen Machtbereich überließ. P'an Mei hat dies Vertrauen nicht mißbraucht; als 975 der Kampf gegen Nan T'ang begann, gab er willig seine große Stellung auf und übernahm die Leitung der Operationen am Yang-tsë. Die Unterwerfung von Nan Han wirkte weiter nach dem angrenzenden Kiao-tschī (Tongking), das seit langer Zeit eine Provinz des Reiches gewesen (III, 418), aber während der Zeit der Kämpfe in und nach der T'ang-Zeit

wieder ein völlig selbständiger Staat unter der Herrschaft einheimischer Stammesfürsten oder chinesischer Mischlinge geworden war, zeitweilig auch unter dem Einflusse des benachbarten Süd-Reiches Nan-tschao gestanden hatte (II, 502). Während der Zeit der „Fünf Dynastien“ war das Land von inneren Kämpfen, über die wir im einzelnen wenig wissen, meist Streitigkeiten militärischer Bandenführer um die Herrschaft, heimgesucht. Als T'ai tsu zur Regierung kam, hatte sich einer der revoltierenden Truppenführer Namens Ting der Herrschaft bemächtigt, trat sie aber nach drei Jahren an seinen Sohn Ting Lien ab, der sich selbst als „Generalgouverneur“ (*tsie-tu schi*) bezeichnete. Nach der Einverleibung von Nan Han hielt er es für das zweckmäßigste, sich ebenfalls dem Kaiser zu unterstellen. Er schickte 973 eine Tributgesandtschaft an den Hof und bekam dafür eine Reihe von Titeln, von denen „Generalgouverneur des stillen Meeres“ (*Tsing-hai kün tsie-tu schi*) und „Schutzherr von Ngan-nan“ (III, 418) einen Teil bildeten. Immerhin war damit auch dieser Grenzbezirk des äußersten Südens wieder an das Reich angeschlossen.

Aber im Bewußtsein seiner Aufgabe sah T'ai tsu bald, daß vor allem das Unternehmen, das Schi tsung 958 unvollendet gelassen hatte (s. oben S. 69ff.), nunmehr zu Ende geführt werden mußte, nämlich die Einordnung des großen Staates im Yang-tsë-Tal, Nan T'ang oder, wie es seit 971 unter Verzicht auf den anspruchsvollen Namen sich selbst bezeichnete, Kiang-nan, in das Reich. Zwar war es jetzt nur noch ein Reststaat mit Kin-ling (Nanking) als Hauptstadt, der von Li Yü, dem Sohne des 961 verstorbenen Li King, einem leidenschaftlichen Verehrer Buddhas, regiert wurde; auch der Verzicht auf Kaisertitel und Souveränität war 958 feierlich ausgesprochen worden, aber die Vergangenheit hatte zu eindringlich gelehrt, wie leicht sich die Dinge ändern konnten, so lange noch der Rahmen eines Staates bestand. Dazu kam, daß Li Yü zwar Gesandtschaften nach K'ai-fêng schickte, sich aber beharrlich weigerte, selbst am Hofe zu erscheinen, so oft ihn auch T'ai tsu dazu aufforderte. Im Jahre 974 beschloß dieser, dem Zustande ein Ende zu machen. Als im Sommer eine Gesandtschaft von Wu-Yü in K'ai-fêng war, gab er ihr für ihren Fürsten Ts'ien Schu, der, ein Enkel Ts'ien Liu's (s. oben S. 36), seit 947 regierte, den Auftrag mit, ein Heer bereit zu stellen, das ihn bei einem geplanten Zuge gegen Kiang-nan unterstützen sollte, wenn es nötig werden würde, den obstinaten Li Yü zum Gehorsam zu zwingen. Zugleich erhielt der General Ts'ao Han, der bereits unter Schi tsung am Huai und am Yang-tsë gekämpft hatte, den Befehl, zunächst in King-nan (Kingtschou in Hu-peï) einzurücken; Ts'ao Pin, der an dem Feldzuge in Ssëtsch'uan Teil genommen hatte, und mehrere andere Truppenführer sollten sich mit ihren Heeren in ihren Standorten bereit halten. Nach diesen Vorbereitungen entbot T'ai tsu durch einen Sondergesandten Li Yü förmlich an den Hof. Li Yü wollte Folge leisten, aber zwei seiner Minister, darunter der durch seine Gelehrsamkeit wie durch seinen Starrsinn ausgezeichnete Tsch'en K'iao, beschworen ihn bei den Göttern des Landes, den

Weisungen seines Vaters zu gehorchen und dem Hofe der Sung fern zu bleiben. Li Yü folgte der Mahnung, er schützte Krankheit vor und blieb in Kin-ling. Nunmehr beauftragte T'ai tsu den erprobten P'an Mei mit der Leitung der kriegesischen Maßnahmen. Er sollte vom Süden her unmittelbar in Hu-peï einrücken. Am Ende des Jahres versammelte T'ai tsu die Heerführer unter Ts'ao Pin um sich und eröffnete ihnen, daß „die Dinge im Süden jetzt endgültig von ihnen bereinigt werden müßten“. Aber sie sollten sich aller Grausamkeiten gegen die Bevölkerung enthalten und gegen die zur Unterwerfung Bereiten nicht hart sein. Die Untergebenen, die nicht gehorchten, seien sofort zu töten, Ts'ao Pin habe einen gütigen und großmütigen Charakter, daher sei ihm dieser Auftrag anvertraut. Allgemeine Massaker, wie sie bei der Unterwerfung von Schu durch Wang Ts'üan-pin vorgenommen seien (s. oben S. 103) verabscheue er.

Bei King-tschou trafen die verschiedenen Heeresabteilungen zusammen und segelten unter Führung von P'an Mei und Ts'ao Pin den Yang-tsö hinab. Es gab hier nur schwachen Widerstand des Gegners, und eine Anzahl Städte auf dem rechten Ufer, wie Tsch'i-tschou und Wu-hu wurden genommen. Heftigere Kämpfe zu Lande und auf dem Strom entwickelten sich dann aber vom Ende 974 ab von Wu-hu abwärts, namentlich in der Nähe der Stadt Tang-tu (des heutigen T'ai-p'ing) südwestlich von Nanking. Ts'ien Schu, mit den Hilfstruppen aus Wu-Yü von Hang-tschou aus vorrückend, schnitt die Stadt vom Südosten her ab und besetzte die große Stadt Tsch'ang-tschou am Kaiserkanal. Vermutlich waren P'an Mei's Truppen meist Süd-Chinesen, die mit Wasser und Schiff vertraut waren, jedenfalls zeigten sich die Heere von Sung den Streitkräften von Kiang-nan durchweg überlegen. Die Kämpfe zogen sich den Sommer über hin, bis im Herbst Jun-tschou (das heutige Tschên-kiang) unterhalb von Nanking erobert wurde, und nun unter der gemeinsamen Leitung von P'an Mei und Ts'ao Pin die völlige Abschließung und Belagerung der Hauptstadt begann.

Diese Belagerung und ihr Ende waren von so ungewöhnlicher Art, daß sie in der chinesischen Geschichte schwerlich ihres gleichen finden dürften. T'ai tsu haßte die Greuel des Krieges; er war durchdrungen von der Aufgabe, das Reich wieder zu einen und die Stellung des Himmelssohnes wieder herzustellen, aber das Volk sollte deswegen nicht leiden; die Fürsten hatten zu verschwinden, aber die schuldlosen Massen sollten nicht für deren Verfehlungen büßen; nur starrsinniger Widerstand sollte mit Gewalt gebrochen werden. So hatte er seinen Generalen eingeschärft, sich aller Grausamkeiten zu enthalten, und als die Belagerung begann, machte er es ihnen erneut zur Pflicht, nach der Einnahme der Stadt den Einwohnern kein Leid zuzufügen. „Wenn der Kampf mit Erbitterung geführt werden sollte, so soll er Li Yü und den Seinen allein gelten, keine weiteren Schrecken sollen verursacht werden“. Ts'ao Pin mußte deshalb seine Offiziere durch eine List dazu bringen, sich durch einen Eid zu binden, daß sie, wenn die Stadt erobert sei, nicht einen einzigen Menschen leichtfertig töten würden. Li Yü selbst

wurde nicht müde, während der Belagerung immer aufs neue Ts'ao Pin oder auch T'ai tsu selbst die Versicherung künftigen Wohlverhaltens und unbedingter Loyalität zu übermitteln. T'ai tsu hörte die endlosen Deklamationen der Boten geduldig an, zeigte aber dabei, daß er bei aller Milde fest zu seinem Ziele stand. Als der bekannte Gelehrte Sü Hüan, der Bearbeiter des alten Wörterbuches *Schuo-wên*, der eine hohe Stellung bei Li Yü innehatte und sich gern in hochtrabenden Reden erging, als einer der Sendboten vor T'ai tsu trat, kam es zu einem entscheidenden Auftritt. Sü Hüan erklärte in Verkennung der Lage, daß Li Yü durch Krankheit verhindert gewesen sei, zur Audienz zu erscheinen, er sei schuldlos, das Heeresaufgebot unberechtigt, es müsse erwartet werden, daß die kriegesischen Maßnahmen eingestellt würden, „damit die Unversehrtheit des Staates (Nan T'ang) erhalten bleibe“. T'ai tsu verlor schließlich dem redegewandten Dialektiker gegenüber, der immer von neuem auf seine Forderung zurückkam, die Geduld und fuhr ihn zornig an: „Redet nicht weiter über die Frage, ob Kiang-nan schuldig ist. Das Reich ist eine Familie, soll diese dulden, daß ein Fremder neben ihrer Bettstatt im Zimmer schnarcht?“ Sü Hüan schwieg erschrocken und stammelte dann Entschuldigungen: „er sei ein Bewohner der Bergeinsamkeit und verstehe nichts von dem Wesen des Beamtentums, Li Yü habe ihn zu seiner Mission gezwungen“. Die Angaben des in der Beamtenlaufbahn hochgekommenen Großsprechers hatten mit Wahrheit wenig zu tun, aber T'ai tsu ließ ihn in Gnaden ziehen. Später hat er ihn sogar in seine Dienste genommen. Die Anschauungen, wie sie hier bei Sü Hüan zutage treten und wie sie zweifellos von vielen Literaten geteilt wurden, lassen vermuten, daß der Gedanke des Systems der Lehenstaaten noch immer lebendig war; gegen die Anerkennung des Himmelssohnes erhob man keine Einwendungen, aber der Einzelstaat sollte bestehen bleiben, nur wer die Würde des Himmelssohnes erlangen sollte, war Gegenstand des Zweifels. T'ai tsu's Standpunkt war ein anderer, und nur er war haltbar.

Immer enger zog sich der Ring der Belagerer um die Stadt. Ts'ao Pin, dem gegenüber P'an Mei — wir wissen nicht, warum — mehr und mehr zurücktrat, ließ Li Yü wiederholt den dringenden Rat zukommen, sich zu ergeben, damit weiteres Unheil vermieden würde. Aber alles war vergeblich, und am Ende des Jahres 975 wurde die Stadt durch Sturm genommen.

Die Übernahme vollzog sich ohne jedes Blutvergießen, die Bevölkerung wurde keiner Gewalttat ausgesetzt, mehrere hohe Beamte begingen Selbstmord, darunter Tsch'en K'iao, der tapfer die Schuld an der Katastrophe auf sich nahm und es seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, das Leben aufzugeben. Li Yü selbst war verzweifelt, er traf Anstalten, seinen Palast in Brand zu stecken und durch den Feuertod zu enden, aber Ts'ao Pin beruhigte ihn und hielt ihn in ehrenvoller Gefangenschaft im Palast. Die Ruhe kehrte rasch in der Stadt wieder ein, die Leiden, die das Volk während der Belagerung erduldet, wurden durch Ausgabe von Reis nach Kräften gemildert, die Beamten erhielten beruhigende Versicherungen und huldigten dem

neuen Herrscher. Li Yü und sein Anhang wurden Anfang 976 nach K'ai-fêng übergeführt und von T'ai tsu huldvoll aufgenommen. Freilich der Spott, den Liu Tsch'ang von Nan Han hatte hinnehmen müssen (s. oben S. 106), blieb auch dem einstigen „Kaiser“ von Nan T'ang nicht erspart: wie jener so wurde er „Obergeneral rechter Hand in der Tausend-Ochsen-Wache“ 5 und „Graf von Ungehorsam“ (*wei-ming hou*). Im Übrigen trug T'ai tsu niemandem etwas nach. Die Unterwerfung des letzten der großen Südstaaten machte dem Staatsmann wie dem Menschen auf dem Throne Ehre. 19 Provinzen (*tschou*) und drei Militärgouvernements (*kün*) mit 118 Bezirken (*hien*) und 665 605 Familien (die Dichte der Bevölkerung erklärt 10 sich durch die Fruchtbarkeit des Landes) waren der Zuwachs zum Reiche.

Mit der Unterwerfung des gesamten Südens war T'ai tsu dem Ziele, das er sich gesteckt, um ein gutes Stück näher gekommen, aber ein wichtiger und vielleicht der schwerere Teil der großen Aufgabe blieb noch zu lösen. Er selbst gab sich darüber keiner Täuschung hin. Als ihn nach dem Triumph 15 über Kiang-nan die Minister baten, „einen neuen Ehrennamen anzunehmen“ (in der Jahresbezeichnung?), da „das Reich geeint und der allgemeine Friede gesichert sei“, lehnte er dies ab mit der schmerzlichen Frage: „Kann man von einer Einheit des Reiches und einer Sicherung des allgemeinen Friedens sprechen, wenn Yen und Tsin (Ho-peï und Schan-si, d. h. Nord-Han und die 20 Gebiete der K'i-tan) noch nicht wieder einverleibt sind?“ (*S. T'ung-kien* Kap. 8 fol. 53r^o).

In Pei Han hatten sich freilich inzwischen die Verhältnisse so gestaltet, daß hier kein ernstlicher politischer Wille mehr zu erwarten war. Die Gefahr lag im Liao-Reiche, das stärker als alle anderen Widersacher auf die Grenze 25 drückte. Liu Tsch'êng-kün, der König von Pei Han, war ein den Wissenschaften ergebener, friedfertiger Mann, der schwer an seiner Rachepflicht und nicht minder schwer an seiner Hörigkeit gegenüber den Liao trug (s. oben S. 65 und 67). T'ai tsu hatte oft versucht, durch gütliches Zureden ihn aus seiner unhaltbaren und würdelosen Stellung zu lösen und zu 30 freiwilliger Einfügung in das Reich zu bewegen. Das Land war arm, die Einkünfte reichten nicht aus für das Notwendigste, zumal ein Teil davon an die K'i-tan abgeführt werden mußte, und da die Hilfe dieser seiner Lehensherren sich bei einer anderen Gelegenheit als höchst zweifelhaft erwiesen hatte, „so hegte er“, wie Ngou-yang Siu sagt, „keine Absichten mehr, 35 nach Süden vorzustoßen“. T'ai tsu hatte ihm bei einer Erkundung an der Grenze sagen lassen: „Euer Geschlecht trägt gegen das von Tschou ererbten Haß, und es mag sich ziemen, daß ihr darin nicht nachgibt. Aber das braucht nicht uns und euch zu trennen. Warum dieses Unheil zwischen uns, die wir demselben Lande angehören? Wenn euer Sinn auf Herrschaft 40 über das Reich gerichtet ist, so solltet ihr vom T'ai-hang-Gebirge herabsteigen und (durch Kampf) entscheiden, wer Sieger bleibt und wer unterliegt“. Und Liu Tsch'êng-kün hatte geantwortet: „Das Land von Ho-tung (Schan-si) und seine Streitkräfte genügen nicht, um auch nur ein Zehntel

- des Reiches aufzuwiegen. Aber die Glieder meiner Sippe sind keine Rebellen, wir wollen festhalten, was unser ist. Ich fürchte freilich, daß das Geschlecht von Han nicht mehr auf den Altären (der Landesgötter) die Opfer wird darbringen können“. „In dieser Generation wird kein Kampf mehr stattfinden“, meinte T'ai tsu darauf zuversichtlich. (*Wu tai schi* Kap. 70 fol. 7r^o). Im Jahre 968 war Liu Tsch'êng-kün kinderlos gestorben. Ein Sohn von Liu Min's (oder Tsch'ung's, s. oben S. 64) Tochter, namens Ki-ngên, war ihm gefolgt, aber noch im gleichen Jahre infolge gewisser Intrigen ermordet worden. Ein anderer Sohn von derselben Mutter aus zweiter Ehe, 10 Ki-yuan, herrschte seitdem über den verfallenden und wohl auch von den K'i-tan bereits aufgegebenen Staat. Er führte eine eigene Jahresbezeichnung ein, und T'ai tsu ließ ihn durch eine Truppen-Abteilung zur Unterwerfung auffordern. Die Minister, mit einer Ausnahme, waren für Widerstand, und so wurde die Übergabe abgelehnt. T'ai tsu ließ darauf den Fên ho (I, 7), an 15 dessen linken Ufer die Stadt T'ai-yuan liegt, ableiten, so daß er durch das Stadttor in die Stadt floß. Aber der Versuch, so den Kampf zu vermeiden, mißlang: der Wind und die Krautmassen von Mauern und Straßen hemmten das Wasser, heftiger Regen kam hinzu und so entstand ein Sumpf, an dessen Ausdünstungen zahllose Soldaten starben. Die Reste der Abteilung traten 20 schleunigst den Rückzug an. Seitdem — die Ereignisse scheinen sich im Jahre 969 abgespielt zu haben — war T'ai tsu durch die Unternehmungen im Süden zu sehr in Anspruch genommen, als daß er die Dinge im Norden hätte weiter treiben können, zumal hier immer auch mit der Gegnerschaft der Liao gerechnet werden mußte.
- 25 Nach Beendigung der Unternehmungen in Kiang-nan aber schritt T'ai tsu nunmehr mit ganzer Kraft zur Lösung der nordischen Frage. Im Herbst 976 wurde ein großes Heer unter sechs Generalen, darunter auch P'an Mei, aufgestellt, das auf fünf getrennten Wegen in Schan-si einrückte. Unter den Mauern von T'ai-yuan fand ein erstes Treffen statt, in dem die Truppen von 30 Pei Han zurückgeworfen wurden. Aber genommen werden konnte die Stadt nicht; inzwischen traf, wie erwartet werden mußte, das von Liu Ki-yuan herbeigerufene Hilfsheer von Liao ein, was die Lage sogleich sehr viel schwieriger gestalten mußte. In diesem Augenblick aber trat ein Ereignis ein, das zum Abbruch des ganzen Unternehmens zwang, ein Ereignis das an 35 sich geeignet war, das ganze Reich in eine neue Krisis zu stürzen: am 14. November 976 starb plötzlich und unerwartet T'ai tsu.

Die amtlichen Annalen verzeichnen die Tatsache mit dürren Worten auf einer halben Zeile. Das *Sü T'ung-kien* sagt, daß der Kaiser sich nicht wohl befunden, am 13. November gewisse taoistische Kulthandlungen vor- 40 genommen und am Abend den Fürsten von Tsin, seinen Bruder, habe kommen lassen. Dieser habe sich um Mitternacht zurückgezogen, am nächsten Tage sei der Kaiser gestorben. Tags darauf bestieg der Fürst von Tsin den Thron, er wird unter dem Namen T'ai tsung geführt. Mysteriös wie der Vorgang scheint und so auffallend es ist, daß der neunundvierzigjährige

Mann so plötzlich erkrankt und stirbt, liegt doch hier kein Grund für den Verdacht unlauteren Spieles vor. Von den ernsthaften Chronisten ist auch niemals ein solcher angedeutet worden. T'ai tsu's Lieblingsbruder Tschao K'uang-yi, Fürst von Tsin, war seit langem als Thronfolger bestimmt, und von irgend welchen Intrigen gegen T'ai tsu ist nichts bekannt. Wir werden auf die Regierung und die Persönlichkeit des Reichserneuerers noch zurückzukommen haben.

T'ai tsung bemühte sich, im Sinne seines Bruders weiter zu wirken, d. h. das Reich zu einen und das geeinte neu zu ordnen. Noch bestanden die beiden selbständigen Staaten Wu-Yüe und Pei Han, und wenn auch das 10 erstere sich schon seit langem aller Souveränitätsgelüste begeben hatte, so war doch das Bestehen eines „Staates“ im Reiche wider die Ordnung. Mag nun der König von Wu-Yüe, Ts'ien (Hung-)Schu (s. oben S. 70), dies selbst empfunden haben, oder mag er zu der Überzeugung gelangt sein, daß der aufsteigenden Macht der Sung gegenüber das Schicksal seines Staa- 15 tes doch nur das der übrigen Königreiche sein werde, jedenfalls hielt er es für das klügste, freiwillig auf den letzten Schein seiner Macht zu verzichten. T'ai tsung konnten diese Gedanken nur willkommen sein, und er bemühte sich in geschickter Weise, Ts'ien Schu (er hatte den Namen Hung inzwischen aufgegeben) den Entschluß zu erleichtern, indem er ihn mit Gunstbezeu- 20 gungen, Geschenken und Auszeichnungen überhäufte. Im Jahre 978, als Ts'ien Schu als Gast am Hofe zu K'ai-fêng weilte, wurde das Unvermeidliche in sehr würdevoller Weise ausgeführt. Inmitten rauschender Festlichkeiten, die von einem Austausch unermesslicher Geschenke begleitet waren, unterbreitete der Gast dem Kaiser eine Eingabe in wohlgesetztem Stil, in 25 der er erklärte: „Jetzt gibt es für des Reiches Grenzen kein außerhalb mehr (d. h. es ist grenzenlos, universal, s. I, 119); Bezeichnungen und Schicksalsbestimmungen sind getrennt (nach Art und Rang). Wie könnte ich da in unrechtmäßiger Stellung bleiben und die Kritik der Welt auf mich ziehen? Es ziemt sich daher, Beschränkung und Verzicht zu üben, damit Rang und 30 Würde gewahrt wird . . . Darum möchte ich Stellung und Titel eines Königs des zu Lehen gegebenen Staates Wu-Yüe, sowie eines Oberbefehlshabers der Reiterei des Reiches hiermit ablegen usw.“ Dieser Antrag wurde, wie es die Ordnung verlangt, in huldvollster Weise abgelehnt und damit Raum geschaffen für den zweiten, konkreteren Antrag, der wenige Wochen danach 35 gestellt wurde. „Jetzt hat es sich glücklich gefügt“, heißt es darin, „daß Euer Kaiserliche Majestät das große Gebiet (d. h. das Reich) im Erbgang besitzen und alle Länder chinesischen Geistes unterworfen haben. Alles was eingeschlossen zwischen den Gestaden des Alls, alles ist eingefügt in die Kartenzeichnung des Erdreichs. Nur mein Staat allein bleibt einsam außer- 40 halb des großen Stromes (des Yang-tsö) Darum kann ich den heißen Wunsch nicht unterdrücken, den Wunsch, die dreizehn Provinzen, die mir unterstehen, dem Kaiserlichen Hofe zur Verwaltung zu übergeben. Die Entfernungen, (Orts)namen und (Einwohner)zahlen sind auf einer beson-

deren Liste zur Kenntnisnahme beigefügt.“ Diesmal wurde der Antrag genehmigt, und T'ai tsung bescheinigte, daß „ein solcher Antrag sich in der Vergangenheit noch niemals ereignet habe“ (*Sung schi* Kap. 480 fol. 6v^{off}). 86 Bezirke (*hien*) mit 550 608 Familien und 115 036 Soldaten kamen mit den 5 13 Provinzen (*tschou*) an das Reich. Ts'ien Schu wurde von dem dankbaren T'ai tsung zum Fürsten von Huai-hai ernannt, seine Söhne, Enkel und sonstigen Verwandten erhielten hohe Stellungen, meist die von Militär-Gouverneuren, so daß nach heftiger Erregung bald Beruhigung eintrat.

Nunmehr aber zögerte T'ai tsung nicht länger, auch die Lösung der 10 nordischen Frage wieder aufzunehmen. Daß die Überwältigung von Pei Han keine allzu schwierige Aufgabe war, brauchte trotz der Erfahrungen von 969 nicht bezweifelt zu werden. Aber man mußte eben damit rechnen, daß dies auch zu einer Auseinandersetzung mit der Macht des Liao-Reiches führen würde. Die Meinungen in T'ai tsung's Umgebung waren deshalb 15 auch geteilt. Ts'ao Pin, der erprobte Heerführer, hielt den Erfolg für sicher, Pei Han sei ein fauler Baumstumpf, der leicht zu fällen sei. Der erste Minister Sie Kü-tschêng (der Verfasser des *Kiu Wu tai schi*, s. oben S. 1) und andere wiesen auf die Schwierigkeiten hin, die von den K'i-tan zu erwarten seien, und empfahlen gründliche Überlegung. T'ai tsung entschloß 20 sich zu handeln. Zu Beginn des Frühlings 979 rückte eine gewaltige Heeresmacht in mehreren Abteilungen unter einer großen Zahl von Heerführern, darunter Kuo Ts'in, dem landeskundigen kaiserlichen Kommissar für Schan-si, Ts'ao Pin, P'an Mei u. a. vom Osten, Süden und Westen in Schan-si ein. T'ai tsung selbst schloß sich der nach Norden durch Ho-peï marschierenden 25 Truppe an, die bei Tschên-tschou (Tschêng-ting) das Gebirge überschritt und die Städte von Ost-Schan-si angriff. Er selbst blieb in Tschên-tschou. Liu Ki-yuan hatte inzwischen seine Bitte um Hilfe an die K'i-tan gesandt, und King tsung, der Kaiser von Liao, der, ein Sohn Schi tsung's, 969 auf seinen Vetter Mu tsung (s. oben S. 99) gefolgt war, zeigte sich als ein ge- 30 fährlicherer Gegner für die Sung als dieser. Kuo Ts'in erhielt den Auftrag, den schluchtartigen Paß Schi-ling kuan, etwa 70 km nordöstlich von T'ai-yuan, an der nach Ta-t'ung führenden Straße zu sichern, auf der das Hilfsheer von Liao erwartet wurde. In der Tat versuchten bald danach die Truppen der K'i-tan den Paß zu nehmen, wurden aber dabei von Kuo Ts'in 35 vernichtend geschlagen. Die Heerführer der K'i-tan sowie ihre Söhne fielen sämtlich in dem Kampfe. Inzwischen hatten die vom Süden und Westen vordringenden Abteilungen der Sung die Truppen von Pei Han bei Ts'in-tschou und Lung-tschou an der vom Süden heranziehenden Straße, sowie bei Lan-tschou und K'o-lan im Nordwesten an einem Quellfluß des 40 Fên ho zurückgeworfen und belagerten nun diese Städte. Im Osten wurde die Stadt Yü hien genommen, nachdem auch hier der Widerstand des Gegners gebrochen war. So waren die Wege nach T'ai-yuan frei, und T'ai tsung verlegte im Mai sein Hauptquartier in die Nähe der Stadt, die nun von allen Seiten eingeschlossen war. Liu Ki-yuan gelang es, noch einmal einen

Boten mit einem dringenden Hilferuf an den Hof von Liao zu schicken, aber K'ing tsung lehnte mit Rücksicht auf die schwere Niederlage weitere Unterstützung zunächst ab. So vollzog sich das unabwendbare Schicksal T'ai-yuan's und damit des Staates Pei Han. Die Belagerung dauerte bis Anfang Juni; es gab noch heftige Kämpfe, und in der Stadt kehrte die Not ein. 5 T'ai tsung, der, ähnlich wie sein Bruder, weiteres Blutvergießen vermeiden und der Bevölkerung die Leiden einer eroberten Stadt ersparen wollte, ließ eine Botschaft an die Belagerten gelangen, in der er auf das Verhalten der übrigen Teilfürsten, namentlich des Fürsten von Wu-Yüe und auf ihre wohlwollende Behandlung hinwies und Liu Ki-yuan zur ungesäumten Ergebung 10 aufforderte. Der Erfolg war der gewünschte: Liu Ki-yuan warf sich dem Kaiser zu Füßen und erklärte diesen späten Entschluß damit, daß üble Personen, die in Furcht gewesen seien, nach der Übergabe den Tod erleiden zu müssen, ihn an der Ausführung verhindert hätten. T'ai tsung zeigte höchste Großmut, er ernannte den gedemütigten Herrscher zum Herzog von 15 P'êng-tsch'êng (Sü-tschou in Kiang-su), überhäufte ihn mit Geschenken und Gunstbezeugungen und übernahm die Beamten in seine Dienste. Liu Ki-yuan hat, vollkommen versöhnt und unter Bekleidung verschiedener hoher Stellungen, bis 991 in K'ai-fêng gelebt.

Damit war der letzte der selbständigen Staaten beseitigt, die Einheit des 20 Reiches, soweit möglich, wiederhergestellt. Seitdem Schi tsung von Tschou durch Abwehr der Angriffe von Pei Han, durch Zurückweisung der Vergewaltigungen von Schu (s. oben S. 68) und durch Niederwerfung von Nan T'ang (s. oben S. 69f.) die ersten Schritte getan hatte, um zu einer Neuordnung zu gelangen, waren fünfundzwanzig Jahre verflossen, und in 25 diesem verhältnismäßig kurzen Zeitraum war das gewaltige Werk vollendet. Die unselige Zerrissenheit, die schon unter den letzten Herrschern der T'ang durch die Machtgier gewissenloser Provinzialsatrapen angebahnt war und dann zur Bildung einer Reihe von bedeutenden Einzelstaaten geführt hatte, die sich gegenseitig den Rang streitig machten, hatte kein neues 30 Machtzentrum aufkommen lassen und das Ganze gegen die große im Norden drohende Gefahr einer Fremdherrschaft wehrlos gemacht. Gerade dieser gegenüber fehlte das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das zeigten die zahlreichen Versuche einzelner Staaten, die Hilfe der Fremden für die eigenen Pläne zu gewinnen, das zeigte auch die Gegnerschaft oder wenigstens die 35 Gleichgültigkeit zwischen dem Norden und dem Süden, den Ländern diesseits und jenseits der großen Scheidelinien des Yang-tsë und des Ts'in ling. Der Gegensatz zwischen den verschiedenen Völkerteilen war noch viel zu unausgeglichen, das Bewußtsein einer gemeinsamen Kultur aber noch nicht stark genug, um diese Gemeinsamkeit gegenüber einem fremden 40 Volkstum heranwachsen zu lassen, das gleichfalls nach der politischen Macht strebte, mochten die konfuzianischen Gelehrten noch so eifrig über „Barbaren“ und das „Mittelreich“ philosophieren. Man hätte glauben können, die Lösung der alten Schicksalsfrage einer einheitlichen Regierung mittels

des konfuzianischen Systems sei wieder in Frage gestellt worden (s. II, 479), und in der Tat mochte mehr als einem der Teilkönige ein System gleichberechtigter souveräner Staaten vor Augen stehen, aber im tiefsten Grunde lebte doch das universalistische Dogma der konfuzianischen Staatsethik als bestimmendes Element im Empfinden der Völker. Der Himmelssohn blieb immer das Mittelstück der göttlichen Weltordnung, und der Kampf der Staatenlenker galt als letztem Ziel, ausgesprochen oder nicht, der Erringung dieser höchsten Würde. Wir haben gesehen, welche hohe Bedeutung man dem Strahlenglanz der Tradition beimaß, wenn man immer wieder eine Nachfolgerschaft früherer Dynastien vortäuschte, um das eigene Streben zu legalisieren, oder wenn die „Fünf Dynastien“ eine fiktive Erbübertragung vom Hause der T'ang her zur Stütze ihrer beanspruchten ausschließlichen Rechtmäßigkeit machten.

Die Neugründung des Innen-Reiches mußte diesmal mit größeren Macht- und Ausdehnungsverhältnissen rechnen als zur Zeit Schi huang-ti's oder selbst des T'ang-Hauses. Die materielle Macht des Einigers war schwächer als damals, die der Gegner stärker. Das Werk überstieg deshalb die Kraft eines Einzelnen und bedurfte dreier tatfreudiger und kluger Herrscher, Schi tsung's von Tschou, T'ai tsu's und T'ai tsung's von Sung. Diese drei Männer haben, namentlich T'ai tsu, mit starker und doch weicher Hand, immer auf das Dogma vom Himmelssohn und Untertan hinweisend, das Aufgeben der Sonderbestrebungen erzwungen, die Unterworfenen aber durch Güte versöhnt und so ein Reich geschaffen, das sich als Einheit drei Jahrhunderte erhalten, ja, wenn man vom Wechsel der Dynastien absieht, sich überhaupt nicht wieder aufgelöst hat. Erst unter den Sung ist die Kulturgemeinschaft eine unbedingt bindende, aber auch eine starke geworden.

Es ist das tragische Geschick der beiden ersten dieser drei Herrscher gewesen, daß ihnen die volle Auswirkung ihrer Kraft nicht vergönnt war: Schi tsung starb achtunddreißigjährig, T'ai tsu neunundvierzigjährig. Welches Maß von Willenskraft, Umsicht und Zielklarheit mit Schi tsung verloren ging, haben wir gesehen; daß nach ihm T'ai tsu die Herrschaft an sich nahm, war hart für den jugendlichen Thronerben, aber notwendig für das unvollendete Werk. T'ai tsu überragte vielleicht seinen Vorgänger an Kultiviertheit des Geistes und Vornehmheit der Gesinnung, nicht aber an Mut und Entschlossenheit bei der Überwindung der Hindernisse. Man mag ihn dem großen T'ai tsung der T'ang an die Seite stellen, wenngleich er bei den veränderten Verhältnissen nicht die Gelegenheit gehabt hat, einen solchen politischen Weitblick, eine solche Sicherheit beim Rechnen in Riesen-Dimensionen zu zeigen wie jener größte aller chinesischen Herrscher. Aber ebenso wie dieser war er erfüllt von der hohen sittlichen Verpflichtung, die ihm mit der Aufgabe erwuchs, das Reich neu zu gründen und die zerstörte Ordnung auch im Innern wiederherzustellen. Als einmal eine seiner verheirateten Töchter mit kostbarem Schmuck aus Gold und Königsfischersfedern im Palaste erschien, drückte er ihr sein Mißfallen über diesen

Luxus aus. Gemeinsam mit der Mutter erklärte sie, daß ihr als einer Kaiser-
tochter solcher Luxus gebühre, Er erwiderte ihr darauf: „Ich verfüge über
die Reichtümer des Reiches und könnte mir wohl Schlösser und Paläste,
Schmuck aus Gold und Silber von jeglicher Art mit Gewalt verschaffen,
aber ich bedenke, daß ich allen Besitz als Treuhänder des Volkes innehave, 5
wie dürfte ich damit Mißbrauch treiben? Die Alten haben gesagt: ein
Mann soll das Reich regieren, aber nicht soll das Reich diesem einen Manne
dargebracht werden. Wenn ich es nun als eine Darbringung zu meinem
eigenen Genuß betrachten wollte, wie soll das Volk mit Ehrfurcht zu mir
aufblicken?“ (S. *T'ung-kien* Kap. 7 fol. 43v^o). In der Tat war die *salus* 10
publica, im besonderen das Wohl des Volkes für T'ai tsu bei allen seinen
Handlungen das höchste Gesetz. Im Frühjahr 976 weilte er in Lo-yang und
betrachtete, wie einst fünf Jahrhunderte früher Hiao-wên ti von Wei
(II, 212), mit innerer Bewegung die Prachtbauten der alten Kaiserresidenz
und brachte die Opfer an Himmel und Erde dar. Er hatte schon 963 bei 15
Gelegenheit der Erweiterung des Palastes von K'ai-fêng die alten Pläne des
Lo-yang-Palastes zugrunde legen lassen (*Sung schi* Kap. 85 fol. 4v^o), jetzt
wurde in ihm der Gedanke lebendig, die Hauptstadt überhaupt wieder nach
Lo-yang zu verlegen, zumal sein eigener Geburtsort ganz in der Nähe war.
Ebenso wie unter Hiao-wên ti wurden in seiner Umgebung lebhaft Einwände 20
laut: Die Osthauptstadt (K'ai-fêng) sei an den Wasserstraßen gelegen,
auf denen jährlich mehrere Millionen Scheffel Reis als Unterhalt für die
Hunderttausende des Heeres aus den Yang-tsë- und Huai-Bezirken heran-
geschafft würden. In Lo-yang sei dies nicht zu machen. Auch seien die
Speicher und Vorrathshäuser sowie die Waffenlager seit langem in K'ai-fêng 25
fest eingerichtet, es sei unmöglich, dies alles wieder in Bewegung zu setzen.
Diese Einwände machten begreiflicherweise wenig Eindruck auf den
Herrscher, und er beharrte auf seinem Plane. Schließlich versuchte der
Fürst von Tsin, sein Bruder (der spätere Kaiser T'ai tsung), ihm den Ge-
danken auszureden. „Die Umsiedlung nach Ho-nan (Lo-yang)“, sagte T'ai 30
tsu, „wird nicht für lange sein, man muß die Hauptstadt nach Tsch'ang-
ngan verlegen“, und auf die flehentliche Bitte des Bruders, von solchen
Plänen abzusehen, fuhr er in seiner Rede fort: „Wenn ich die Umsiedelung
nach Westen plane, so habe ich dabei keine andere Absicht als mich
auf die Hindernisse von Gebirge und Strom zu stützen und die über- 35
flüssigen Truppen zu entlassen. Damit folge ich nur dem Beispiel der
Tschou- und der Han-Dynastie, indem ich dem Reiche den Frieden
sichere“. Der Fürst von Tsin erwiderte nur: „Man soll sich auf sittliche
Tüchtigkeit stützen, nicht auf solche Hindernisse“. T'ai tsu schwieg,
dann sah er die Umstehenden an und sagte: „Was der Fürst von Tsin 40
sagte, war richtig“. Die Verlegung unterblieb. Im Hintergrunde von T'ai
tsu's Gedanken mag gewiß auch die Erwägung gestanden haben, daß
zur Wiederherstellung der Kaisermacht die der traditionsgeheiligten
Stätten gehöre, aber der Appell an seine sittliche Pflicht genügte, ihn

zum Verzicht auf das umständliche und kostspielige Vorhaben zu veranlassen.

Eine Neuordnung der inneren Verwaltung, namentlich der Provinzialverwaltung hat T'ai tsu im einzelnen nicht mehr durchführen können, seine 5 kurze Lebensspanne war meist von den Kämpfen und Verhandlungen mit den Einzelstaaten ausgefüllt. Aber die Hauptwurzel aller Eigenmächtigkeiten, Auflehnungen und Selbständigkeitsbestrebungen der hohen Provinzialbeamten und ihres Anhangs in der Hauptstadt und damit die Ursache der Zerreißung des Reiches hat er klar erkannt und zu beseitigen 10 gesucht. Dazu war vor allem nötig, den Verwaltungen die Verfügung über militärische Machtmittel zu entziehen, wie sie sich von der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts an, besonders in der Stellung der Militärgouverneure, der *tsie-tu schi*, herausgebildet hatte, jener Schutzherren und Grenzkommissare, die, mit weitgehenden militärischen Befugnissen ausgerüstet, 15 allmählich die gesamte Zivilverwaltung der Provinzen (*tschou*) an sich gebracht hatten (II, 468f., 473f., 538ff.). Daneben waren es, namentlich unter den „Fünf Dynastien“, Prinzen und Günstlinge, denen Provinzen zur Nutznießung als eine Art versteckten Lehens übergeben wurden und die sich ihre Stellung und damit ihre Unabhängigkeit durch eine Militärmacht 20 sicherten. Unterstützt wurde T'ai tsu hierbei durch den sachkundigen Rat seines Vertrauten und Freundes Tschao P'u, der die Stelle eines Geheimsekretärs (*schu-ki*) bei ihm hatte. Es gelang ihm, wie das *Sung-schi ki-schi pên-mo* (Kap. 2fol. 2v^of.) berichtet, durch seine geduldige Freundlichkeit und durch seinen sehr geschickten Appell an das Verständnis für die Sicherheit des Reiches mehrere der Militärgouverneure zu bewegen, freiwillig auf 25 ihre militärischen Machtbefugnisse zu verzichten. Bei den anderen sowie bei den Lehensträgern „wartete er entweder ihren Tod ab oder veranlaßte ihren Rücktritt vom Amt oder versetzte sie in ein anderes Amt, immer aber ersetzte er sie durch Zivilbeamte“. Im Jahre 963 wurden dann für alle 30 Provinzen Zivilkommissare, *t'ung-pan*, ernannt, die zusammen mit den Präfekten, *tschang-li*, sämtliche Verwaltungsgeschäfte, seien sie ziviler oder militärischer Art, Steuern, Abgaben (für die Naturalabgaben wurden 965 besondere Kommissare — *tschuan-yün schi* — ernannt), Justiz, gemeinsam zu führen hatten und der Zentralregierung unterstellt waren. „So hatte 35 nur noch der zehnte Teil der Beamten militärischen Charakter“ (vergl. unten). Es mag noch nicht alles so in der Verwaltung geordnet gewesen sein, wie T'ai tsu es wünschte, aber der Weg dazu war eröffnet. Das Wohl der Bevölkerung war für ihn immer bestimmend, und soziale wie wirtschaftliche Verbesserungen ließ er sich beständig angelegen sein. Zahllose Einzel- 40 Verordnungen werden uns berichtet, denen zwar das einheitliche System fehlt, die aber zeigen, daß er jeden Übelstand, der ihm bekannt wurde, sofort abzustellen versuchte, und bei der Ungleichheit der Verhältnisse in den bisherigen Einzelstaaten waren solcher Übelstände nicht wenige. Einige Beispiele werden dies verdeutlichen. In Ling-nan, dem äußersten Süden, war

dem Kaiser aufgefallen, wie spärlich die Bevölkerung in den einzelnen Verwaltungsbezirken war, deren Anzahl sich nach den Listen als viel zu hoch herausstellte. Er ließ einen großen Teil davon zusammenlegen, so daß 16 Präfekturen mit 49 Bezirken verschwanden, für die Bevölkerung schon wegen des Beamten-Abbaus eine große Erleichterung. In King-hu (Hu-peï 5 und Hu-nan) war es Sitte, daß die Mitglieder der Großfamilien nicht bei einander blieben, sondern unter Vermögensteilung getrennte Haushalte führten. Eine Verordnung verbot dies in Anbetracht der ständigen Verkleinerung des Grundbesitzes: Großeltern, Eltern, Kinder und Enkel, vier Generationen, durften keine Teilung vornehmen und nicht getrennt wohnen. 10 „Die Einzelfürsten zur Zeit der Fünf Dynastien“, so rügt eine Verordnung, „haben sich oftmals über das Recht hinweggesetzt und unter Beugung des Gesetzes Menschen hinrichten lassen, ohne daß die Regierung sich darum kümmerte, wie oft die Befugnisse des Strafministeriums dabei zunichte gemacht wurden. Künftig sind nach der Entscheidung über ein Kapital- 15 verbrechen die Akten einzureichen, worauf das Strafministerium mit einem ausführlichen Bericht beauftragt wird.“ Schlimm waren die Währungsverhältnisse infolge der Verfälschung der Kupfermünzen. Seit der T'ang-Zeit waren reelle Prägungen überhaupt kaum vorgenommen worden, man begnügte sich mit den alten Münzen oder prägte Münzen aus Eisen oder Zinn. 20 T'ai tsu ließ zum ersten Male wieder neue Münzen prägen mit der Aufschrift: *Sung t'ung yuan pao* d. h. „Allgemein gültiges Geldstück der Sung“. Die verfälschten Münzen sollten binnen Monatsfrist eingezogen werden, auf eigenmächtige Prägung stand Todesstrafe. Um ein Abfließen des Kupfers über die Grenzen zu verhindern, wurde verboten, Münzen in die Länder der 25 „Barbaren“ auszuführen, d. h. vor allem von Kiang-nan aus zu den Süd-Völkern und von Schu aus zu den Völkern im Westen. Auch hier standen auf Zuwiderhandlungen hohe Strafen.

T'ai tsu stand ganz auf dem Boden des konfuzianischen Systems, aber er war nicht unduldsam gegen andere religiöse Lehren, soweit sie nicht den 30 Erfordernissen der staatlichen Ordnung entgegen waren. Schonungslos ging er gegen die bekannten Mißstände und Verbrechen in den buddhistischen Klöstern vor, und i. J. 972 erließ er eine Verordnung, durch die es den Buddhisten und Taoisten untersagt wurde, sich „eigenmächtig mit der Himmelskunde und den Erdlinien zu befassen“. Das kann nur bedeuten, daß 35 er die unlauteren Zwecken dienenden astrologischen und geomantischen Weisheiten nicht dulden wollte. Auch die Feuerbestattung wurde i. J. 962 für die (nicht buddhistische) Bevölkerung verboten, ein Zeichen, daß dieser Brauch, der unabhängig vom Buddhismus in China kaum mit Sicherheit nachweisbar ist, später auch, wo er sich herausgebildet hatte, unter dem 40 Einfluß konfuzianischer Anschauungen wieder verschwand, zur Sung-Zeit noch geübt wurde. Auf der anderen Seite zögerte er nicht, die harten Maßnahmen, die Schi tsung von Tschou über den Buddhismus verhängt hatte, wieder aufzuheben. Dieser, ein ausgesprochener Gegner des Buddhis-

mus, hatte 955 die meisten Klöster zerstören lassen und verboten, daß „Personen, deren Eltern ohne Unterhalt sind, Mönche oder Nonnen werden, nur um sich selbst in eigennütziger Weise durchzubringen“ (*Wu tai schi* Kap. 12 fol. 3r^o). T'ai tsu verfügte gleich nach seiner Thronbesteigung 5 960, daß die Klöster, deren Zerstörung angeordnet, aber noch nicht ausgeführt war, sowie alle anderen geschont werden sollten. Ebenso wurde i. J. 967 eine frühere Bestimmung, nach der aus Bronze gegossene Buddha-Statuen nach der Hauptstadt gebracht und dort eingeschmolzen werden mußten, um das Kupfer für Münzprägung zu gewinnen, durch T'ai tsu auf- 10 gehoben. „Die noch vorhandenen Statuen brauchen nicht mehr eingeschmolzen zu werden, sondern können an ihrem Standort verehrt werden. Aber neue Statuen sollen nicht mehr gegossen werden“. Auch rühmen ihm die Buddhisten nach, daß er mehrfach buddhistische Texte „in Gold- und Silberschrift habe abschreiben lassen“; vor allem aber gebührt ihm der 15 Ruhm, den ersten Druck des ganzen *Tripitaka* veranlaßt zu haben, jener Riesensammlung des buddhistischen Schrifttums, die damals über 1700 Werke umfaßt haben muß und für deren Druck 130000 Holzplatten erforderlich gewesen sein sollen. Im Jahre 971 wurde nach Yi-tschou (Tsch'êng-tu), noch immer der Hauptort des Buchdrucks (s. oben S. 33), 20 der Auftrag dafür erteilt, erst 983, unter T'ai tsung, war die Arbeit vollendet und konnten die Druckplatten nach K'ai-fêng gesandt werden (*Fo tsu tung ki* Kap. 44 fol. 275 r^ob und 278 r^ob). So lange vorher die Buddhisten bereits einzelne ihrer Schriften gedruckt hatten, ist dies doch die erste Drucklegung des gesamten *Tripitaka*, ein ruhmvoller Beweis für die Duldsamkeit 25 eines konfuzianischen Herrschers. Es ist sicher berechtigt, wenn T'ai tsu von buddhistischer Seite das Zeugnis ausgestellt wird, daß „sein Sinn überhaupt auf Förderung der Wissenschaften gerichtet gewesen und daß dies auch dem Buddhismus zugute gekommen sei“ (*Shina bukk'yō shikō* Kap. 3 fol. 13r^o). Daß T'ai tsu selbst dem taoistischen Kult zugeneigt zu haben 30 scheint, läßt sich nach seinem Verhalten am Tage vor seinem Tode vermuten (s. oben S. 112).

Im übrigen war er ganz der Mann der konfuzianischen Überlieferung. Eine der ersten literarischen Einrichtungen, die ihn nach der Thronbesteigung beschäftigten, war die Wiederherstellung der alten, seit 607 unter dem 35 Namen *kuo-tsě kien* bestehenden konfuzianischen Akademie, die Unterrichtsanstalt für die Söhne der Prinzen und höheren Beamten war und zugleich dem Kultus der alten Weisen diente (s. II, 556). In den rohen Zeiten der „Fünf Dynastien“, und wohl schon während der Auflösungsperiode der T'ang war sie wie vieles andere der Vernachlässigung oder vielleicht gar der 40 Vergessenheit anheimgefallen, und in der neuen Hauptstadt K'ai-fêng bestand überhaupt keine. Erst Schi tsung von Tschou hatte die Akademie dort errichtet, und zwar hatte er bei der Zerstörung der buddhistischen Klöster 955 eins davon für diesen Zweck beschlagnahmt. T'ai tsu erweiterte 962 den Bau durch Anfügung einer Patriarchen-Halle, in der die Statuen

der „Früheren Heiligen und Lehrmeister“ aufgestellt wurden, mit Konfuzius und seinem Lieblingschüler Yen Hui anfangend (II, 600). Das *Wên hien t'ung k'ao* gibt eine interessante Beschreibung davon: „Er ließ von dem Früheren Heiligen (Konfuzius), dem zweiten Heiligen (Yen Hui) und den zehn Weisen (unmittelbare Schüler des Konfuzius u. a.) Statuen herstellen, 5 von den zweiundsiebzig Verehrungswürdigen und einundzwanzig Früheren Gelehrten auf die Holzwände des östlichen und westlichen Ganges Bilder malen. T'ai tsu selbst verfaßte auf Konfuzius und Yen Hui Ruhmesaufschriften“. Es wurde dann auch ein Opferritual für Frühlings- und Herbstopfer eingeführt, die von den Beamten und den Studierenden der 10 Akademie den Heiligen und Weisen dargebracht wurden. Man erkennt hier die ersten Anfänge der Ausstattung und des Kultes der späteren Konfuzius-Tempel, wenn auch die Statuen und Bilder dann auf Drängen der Literaten wieder beseitigt wurden mit Ausnahme derer in dem großen Tempel in K'ü-fu, der Heimat des Konfuzius. Es ist nicht unmöglich, daß hier das freilich 15 schon zur Legende entwickelte Vorbild des Wên Wong in Ssë-tsch'uan (I, 303 und III, 327f.) mitgewirkt hat. Unzweifelhaft ist aber auch der buddhistische Tempel mit seinen Statuen bestimmend gewesen. Natürlich blieb das *kuo-tsë kien* auch Unterrichts- und Studienanstalt, T'ai tsu setzte 975 die Zahl der Studierenden, wohl im Einklang mit der angeblichen Zahl 20 der Schüler des Konfuzius (72 oder 77), auf siebenzig fest. Den Lehrstoff lieferten die kanonischen Schriften. Sie wurden erklärt, ausgelegt und besprochen, und T'ai tsu selbst war oft dabei zugegen.

Noch auf ein anderes Gebiet des Kultus übertrug der Kaiser seine Vorliebe für figürliche Darstellung. Seit alter Zeit, angeblich schon im Tschou- 25 Reiche, greifbar aber erst seit dem Beginn der Han-Dynastie, bestand der Brauch, den mythischen Kaisern der Vorzeit, Huang ti u. a. (I, 61ff.) Opfer darzubringen. Im Ritual der Sui-Dynastie erhielt der Brauch eine feste Form, indem bestimmt wurde, daß für die folgenden Herrscher und Dynastiegründer regelmäßig an gewissen, mit ihrem Leben besonders verbundenen 30 Orten Großopfer zu vollziehen seien: für Yao, Schun (I, 63), Yü (Hia-Dynastie), T'ang (Schang-Dyn. I, 65), Wên wang und Wu wang (Tschou-Dyn. I, 106f.) und Kao tsu (Han-Dyn. I, 386). Jedem dieser Herrscher sollte sein größter Staatsmann und Helfer beim Opfergenuß „zugesellt“ werden (I, 146 u. II, 432). Die Namen auch dieser Verehrungswürdigen waren fest- 35 gestellt, ebenso die der Orte, an denen der Kultus stattfinden sollte. Unter Kaiser Kao tsung von der T'ang-Dynastie, im Jahre 657, kam man durch einen Antrag des zuständigen Ministeriums auf diese Bestimmungen des Sui-Rituals zurück, die man bei der Neuordnung des Kultus übersehen hatte, und übernahm sie in der gleichen Form als „Opferritual für die 40 Kaiser und Könige der früheren Dynastien“. Die Opfer sollten danach alle drei Jahre einmal stattfinden. Der Antrag wurde begründet mit gewissen Stellen des *Li-ki*; auch seien die großen Herrscher des Altertums den Gestirnen zu vergleichen, nach denen die Menschen sich richteten.

Ob ein solcher Opferritus vor der Han-Zeit oder auch nur während dieser wirklich bestanden hat, erscheint nicht sicher, ebenso ist seine Durchführung zur T'ang-Zeit zweifelhaft. Jedenfalls griff aber T'ai tsu jenen Antrag von 657 i. J. 963 wieder auf, erweiterte den Kultus und band ihn an bestimmte Heiligtümer. Das *S. T'ung-kien* (Kap. 3 fol. 16 v^o) nennt die gleichen Herrscher und Dynastiegründer, die des Kultus teilhaftig werden, fügt aber oben noch Kao-sin (I, 63) hinzu und unten Schi tsu (= Kuang-wu ti, Spätere Han-Dyn. I, 386), der seinen Tempel in Nan-yang in Ho-nan, seinem Stamm- und Geburtslande, und T'ai tsung (T'ang-Dyn.), der den seinigen in Li-ts'üan unweit von Si-ngan, dem Bezirk seiner Grabstätte (III, 371), erhielt. Außerdem wurden den beiden letzteren Herrschern folgende verdiente Staatsmänner und Helfer „zugesellt“: dem Schi tsu: Têng Yü (Giles, *Biogr. Dict.* No. 1908), Wu Han (I, 389), Kia Fu und Kêng Yen (I, 388), dem T'ai tsung: Tschang-sun Wu ki (II, 392), Fan Hüan-ling (II, 575, 601), Tu Ju-hui (Giles No. 2061), Wei Tschêng (II, 308, 361, 589) und Li Tsing (II, 346, 355, 375). Von allen Persönlichkeiten waren auf den Wänden Portraits gemalt. Alle zwei Jahre sollte einmal eine Kulthandlung mit Opfer durch die Beamten vorgenommen werden. T'ai tsu's neuer Kult hat sich mit Unterbrechungen bis in die letzte Zeit des 19. Jahrhunderts erhalten.

T'ai tsu's starkes Interesse an allen kultischen Einrichtungen äußerte sich einmal in einer seine Persönlichkeit besonders kennzeichnenden Weise. Das *S. T'ung-kien* erzählt (Kap. 3 fol. 16 r^o): „Der Kaiser besuchte einst den Tempel des Wu-tsch'êng wang (= T'ai kung, der legendäre Helfer von Wên wang und Wu wang und damals noch eine Art Kriegsgott, s. II, 432ff.) und betrachtete die in den beiden Gängen abgebildeten berühmten Heerführer. Dabei zeigte er mit seinem Stabe auf den Po K'i (einen Feldherrn des Ts'in-Reiches im 3. Jahrhundert v. Chr.) und sagte: Po K'i hat die bereits Unterworfenen getötet, das ist höchst unkriegerisch, warum soll der hier an dem Opfergenuß teilhaben? Und er befahl, sein Bild zu entfernen“. Hier treffen wir wiederum auf jenen Charakterzug, der in der chinesischen Geschichte so selten, aber deshalb um so höher zu bewerten ist: hohe Achtung vor dem Menschenleben und eine Scheu, es anzutasten. Ähnlich wie einst der große T'ai tsung von T'ang war auch T'ai tsu ein in vielen Schlachten erprobter und fast immer siegreicher Heerführer, aber er verabscheute unnützes Blutvergießen und sah Gewalt nur als letztes Mittel im Dienste eines höheren Zweckes an. Oft genug hat er durch Worte und Taten gezeigt, daß ihm Kriegsgreuel gegen die Zivilbevölkerung zuwider waren; die Weisungen, die er seinen Generalen bei ihren Feldzüge gegen Schu mitgab (s. oben S. 103), sind eine Äußerung dieser Gesinnung. Beachtet worden sind jene Weisungen damals nicht, aber es ist ein schönes Zeugnis für das Vertrauen, das der Kaiser genoß, wenn sich Vertreter von Schu im Frühjahr 967 in K'ai-fêng am Hofe einfinden konnten, um Klage zu führen über die Gewalttätigkeiten der chinesischen Heerführer, und Gehör damit fanden. Die Generale, Wang

Ts'üan-pin an der Spitze, wurden in Gegenwart der Ankläger verhört, das geraubte Gut, soweit es nicht staatlich konfisziert war, mußte herausgegeben werden, und das Zensorat sowie das Beamtentum erhielt Anweisung, eine Strafe vorzuschlagen. In feierlicher Sitzung wurde auf Todesstrafe erkannt, aber T'ai tsu hielt die Demütigung für ausreichend, er begnadigte die 5 Schuldigen in Anbetracht ihrer Verdienste und ließ sie sogar im Dienst. Aber vergessen hat er namentlich Wang Ts'üan-pin seine Schlächterein in Ssë-tsch'uan (s. oben S. 103) niemals, und als er mit Tschao P'u 968 den Angriff auf Pei Han erwog, lehnte er Wang trotz aller mili- 10 tärischen Tüchtigkeit als Oberbefehlshaber von vornherein ab. Jede Ver- gewaltigung ging gegen sein Gerechtigkeitsgefühl, mochte es sich um Plünderung oder Erpressung handeln. Hier kannte er keinen Unterschied in der Person oder der Stellung, und wenn er auch jede Grausamkeit vermied, so machte er doch auch vor den Höchsten im Reiche nicht Halt, sobald er ihre Schuld erkannte. Selbst sein Vertrauter und Freund Tschao P'u 15 bekam seinen Unmut zu fühlen, als er Bestechungen und zweifelhafter Geldgeschäfte verdächtig wurde. Nachdem der Kaiser schon seit längerer Zeit Grund zum Argwohn gehabt hatte, entsetzte er ihn 973 seiner Stellung am Hofe und in der Zentrale, ließ ihn aber nicht hinrichten, wie es sonst üblich war, sondern gab ihm einen bedeutungslosen Posten als Gouverneur in Ho- 20 nan unweit der Hauptstadt.

Mit gutem Recht rühmt denn auch der Chronist von T'ai tsu, daß er, der noch inmitten der Wirrnisse der „Fünf Dynastien“ den Thron bestiegen, Ordnung und Sicherheit des Reiches wiederhergestellt und zugleich „durch 25 Stärkung des Ackerbaus, Förderung der Wissenschaften, Milde und Ge- rechtigkeit in siebzehnjähriger Regierung die Grundlage für ein dreihundert- jähriges Reich gelegt habe, so daß die Sung an Glanz der Kultur und Höhe der Gesittung den Han und T'ang nicht nachgestanden hätten“ (*Sung schi* Kap. 3 fol. 13v^{ff.}). T'ai tsu war eine würdige Gestalt an der Schwelle des neuen Zeitabschnittes, in dem der Ruhm der chinesischen Geistigkeit seinen 30 Höhepunkt erreichen sollte.

Bei seinem Tode hinterließ er zwei Söhne, nachdem zwei andere früh gestorben waren. Der ältere der beiden, Tê-tschao, war ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren, der andere, Tê-fang, um wenige Jahre jünger. Trotz dieser gesicherten Nachkommenschaft ging der Thron an T'ai tsu's Bruder 35 K'uang-yi über. Diese nach chinesischer Überlieferung ungesetzliche Thronfolge hatte ihren Grund in dem gewissenhaften Gehorsam des Sohnes gegenüber einem mütterlichen Wunsche. T'ai tsu's Mutter, die Tochter eines sonst nicht bekannten Mannes namens Tu Schuang, war eine geistig nicht unbedeutende Frau, die ihrem Sohne oft mit ihrem Rate zur Seite 40 gestanden hatte. Als i. J. 961 ihre Sterbestunde kam, so sagt der Bericht, ließ sie den Geheimsekretär Tschao P'u rufen, der ihr besonderes Vertrauen genoß, und richtete in seiner Gegenwart an den Kaiser die Frage, ob er wisse, wodurch er den Thron erlangt habe. Auf sein verlegenes Schweigen

gab sie selbst die Antwort: „Weil ein Kind der Tschai-Sippe (d. h. Schi tsung's Sohn, s. oben S. 67) das Reich beherrschen sollte (s. oben S. 74f.), die allgemeine Meinung dies aber ablehnte. Meinst du, daß du den Thron erhalten hättest, wenn ein erwachsener Fürst vorhanden gewesen wäre? 5 Darum ist es gut, wenn du dereinst die Herrschaft deinem jüngeren Bruder K'uang-yi hinterläßt, dann wird das Wohl des Landes gesichert sein“. Der Kaiser versprach, dem Rat der Sterbenden zu folgen, Tschao P'u erhielt den Befehl, die Erklärung als bindendes Gelübde niederzuschreiben und in der „goldenen Truhe“ (d. h. im Geheimarchiv) zu verschließen. Mag nun 10 diese Regelung der Thronfolge wirklich auf den Wunsch der sterbenden Kaiserin-Mutter zurückgehen, oder mag, wie andere meinen, dieser Wunsch nur eine Verkleidung von T'ai tsu's eigenem Willen gewesen sein, jedenfalls war es eine weise Maßnahme, denn die Sorge war nicht abzuweisen, daß der Übergang der Herrschaft an ein Kind die eben begründete Dynastie wieder 15 zum Sturz bringen und das Zeitalter der Zersplitterung erneuern könnte.

So aber konnte das von T'ai tsu noch nicht zum Abschluß gebrachte Werk der Einigung des Reiches von T'ai tsung vollendet werden, freilich nur soweit es zur Zeit möglich war. Denn die Eroberung von Pei Han 979 war nur der Schluß einer Neuordnung des Innenreiches; wenn die Vorstellung 20 vom Universalstaat noch Geltung haben sollte, konnte das Machtverhältnis im Norden keinesfalls so bleiben, wie es auch nach 979 noch bestand. Hier eine Lösung zu finden, blieb die Aufgabe der Zukunft. Wie die Lösung ausfiel, war bestimmend nicht nur für das Schicksal der Dynastie, sondern des gesamten Reiches, ja für den Fortbestand des Chinesentums überhaupt. 25 Die nordische Frage war zu der gewaltigsten zukunftsbestimmenden Erscheinung geworden, der China seit den Zeiten Schi Huang-ti's (I, 224) gegenübergestellt wurde. Eine lange Reihe von Jahrhunderten hat sie den Gang der chinesischen Geschichte beherrscht; wie sie sich gestaltete und auswirkte, wird uns nunmehr in den folgenden Kapiteln beschäftigen.

Zweites Kapitel.

Nördliche Sung-Dynastie.

Kampf mit den Fremdstaaten (Liao, Si-Hia und Kin).

a) Liao, P'o-hai und Kao-li.

T'ai tsung, an staatsmännischem Scharfblick seinem Bruder nachstehend, war sich gleichwohl der Notwendigkeit bewußt, die Macht des Liao-Staates brechen zu müssen, wenn die Sicherheit und damit die Einheit des Reiches gewahrt werden sollte. Aber von der Größe der ihm damit erwachsenden Aufgabe scheint er keine richtige Vorstellung gehabt zu haben. 5
Nachdem er 979 den Staat Pei Han aufgelöst hatte, verhängte er, um künftigen Selbständigkeitsbestrebungen in der hierfür besonders geeigneten Provinz Schan-si (I, 25), wie auch den weiteren Anschlägen der K'i-tan den Stützpunkt zu nehmen, über die ehemalige Haupt- und Residenzstadt T'ai-yuan (II, 541) den Untergang. An ihre Stelle sollte das etwa 35 km süd- 10
östlich davon gelegene Yü-ts'ë-hien treten, das die Bezeichnung Sin Ping-tschou „das neue Ping-tschou“, erhielt (Ping-tschou war ein alter Name für T'ai-yuan). Die Beamten und die wohlhabenden Klassen der Bevölkerung bekamen Land südlich vom Huang ho zugeteilt, die buddhistischen und taoistischen Priester wurden den Klöstern und Tempeln von Lo-yang über- 15
wiesen, die besitzlosen Teile der Bevölkerung in die neue Stadt umgesiedelt. Dann wurde der Rest in Brand gesteckt. T'ai-yuan hat sich zwar trotz allem als Stadt erhalten, aber eine politische Rolle nicht mehr gespielt.

Sicher gemacht durch den Triumph über Pei Han, den Schutzstaat von Liao, glaubte T'ai tsung, gleichzeitig einen vernichtenden Schlag gegen 20
diesen Hauptfeind selbst führen zu können. Im Sommer 979 brach er mit den Truppen von T'ai-yuan auf und marschierte auf der großen Straße über das Gebirge nach Tschêng-ting, wo sich die gesamte Heeresmacht versammeln sollte. Die Ansichten der Heerführer über den geplanten Angriff gegen den gefürchteten Gegner waren nicht einheitlich, die meisten waren 25
dagegen, schwiegen aber. Südwestlich von Tschou tschou wurde die Südgrenze von Liao überschritten; weiter nach Norden vorrückend, kamen die vordersten Abteilungen des chinesischen Heeres an dem Scha-ho-Flusse, der bei T'ung tschou in den Pai ho mündet, nördlich von Peking, mit K'i-tan-Truppen ins Gefecht und drängten den an Zahl wohl stark unter- 30
legenen Gegner zurück. Dann wurde Yu-tschou, die Süd-Hauptstadt von Liao (s. oben S. 96), eingeschlossen und belagert. Aber jetzt wurden sich

die K'i-tan der drohenden Gefahr bewußt. Nach dem Tode des Trunkenboldes Mu tsung i. J. 969 (s. oben S. 100) war der Thron von Liao an Schi tsung's (s. oben S. 97) Sohn King tsung und damit wieder an die Linie von Apaoki's ältestem Sohne Pei (s. oben S. 94) gekommen. Ungleich
 5 seinem Vorgänger, beschloß dieser, dem völlig unerwarteten Angriffe der Sung mit allen Mitteln zu begegnen. Er entsandte den „Großfürsten des nördlichen Hofes“ (s. unten) Ye-lü Hiu-ko, der sich unter den Heerführern der K'i-tan besonderer Hochachtung erfreute, mit einem Heere von 100 000 Mann — so sagt das *K'i-tan kuo tshi* Kap. 6 fol. 2v^o —
 10 nach Süden, um Yu-tschou zu entsetzen. In der berühmt gewordenen Schlacht am Kao-liang ho, dem kleinen, aus den nächsten Bergen nordwestlich von Peking kommenden Fließchen, das heute die Seen der Gärten im Westen der inneren Kaiserstadt in Peking speist, vernichtete er die gesamte Streitmacht der Sung. Nur mit Mühe gelang es T'ai tsung, auf einem
 15 Eselkarren nach Tscho-tschou zu entkommen. Hiu-ko jagte ihm nach, konnte aber seiner nicht mehr habhaft werden. Gewaltige Mengen von Kriegsmaterial und Proviant fielen in die Hände der Sieger.

Aber T'ai tsung war nicht entmutigt. Er kehrte auch nicht nach K'ai-fêng zurück, sondern blieb zunächst in Ting-tschou. Der ganze Norden von
 20 Ho-peï und Schan-si, die Gebiete, die Schi tsung von Tschou zwanzig Jahre früher wieder zurückgewonnen hatte (s. oben S. 72), namentlich die Gegend von Pao-ting fu, wurden jetzt Kampfgebiet. T'ai tsung ließ die wichtigsten Plätze mit neu aufgebotenen Truppen besetzen, und da sich auf beiden Seiten die besten Heerführer, Männer wie P'an Mei bei den Sung, Ye-lü
 25 Hiu-ko bei den Liao, einander gegenüberstanden, so wurde mit wechselndem Erfolge gekämpft. Da die Geschichte der Zeit von Chinesen geschrieben ist, wird man bei den Berichten von verschiedenen Siegen über die K'i-tan, so besonders von dem an dem kleinen Flusse Sü ho, der bei der Stadt Hiung hien vorüberfließt, ferner bei Sui-tsch'êng (dem heutigen An-su nordöstlich
 30 von Pao-ting fu) und einem anderen bei Yen-mên in Schan-si, diesen Umstand im Auge behalten müssen. Ihre Bedeutung kann nicht groß gewesen sein, denn schon ein Jahr danach, Ende 980, gelang es Ye-lü Hiu-ko in der gleichen Gegend, bei dem Orte Wa k'iao, oder Wa-k'iao kuan, so genannt nach der Brücke, die bei Hiung hien über den Fluß führt, dem Sung-Heere
 35 abermals eine schwere Niederlage beizubringen. Was in der Schlacht übrig geblieben war, wurde auf der Verfolgung, die sich nach Süden bis Mo-tschou (das heutige Jen-k'iu nördlich von Ho-kien) ausdehnte, durch die Reiterscharen niedergemacht: „Die über einander liegenden Leichen bedeckten den ganzen Weg, alle Köcher waren leer von Pfeilen, und unter
 40 den lebend Gefangenen waren mehrere Generale, die sich ergeben hatten“ (*Liao schi* Kap. 83 fol. 2r). Der Liao-Herrscher selbst befand sich diesmal bei dem Heere.

Eine Entscheidung freilich brachten diese Kämpfe, so blutig sie gewesen sein mögen, nicht. Den Liao fehlte ein staatsmännischer Kopf wie Apaoki

oder Tê-kuang, den Sung die militärische Kraft, wie sie Schi tsung von Tschou oder T'ai tsu zu entwickeln vermocht hatte. So setzten sich die Kämpfe während der folgenden Jahre fort, Geplänkel und Beutezüge, aber keine planvollen Unternehmungen, so sehr auch die Chronisten durch große Zahlen die Ereignisse auszuweiten liebten. Alle Versuche der Chinesen, die verlorenen Gebiete in Ho-peï zurückzugewinnen, mißlangen, die K'i-tan vermochten zwar nicht wesentlich weiter nach Süden vorzudringen, nahmen aber die wichtigsten Städte zwischen Peking und Schun-tê fu, soweit sie bisher noch nicht in ihrer Hand waren. T'ai tsung begann einzusehen, daß er die Lage allein nicht meistern konnte, und griff zu dem oft befolgten, aber nicht immer bewährten Leitgedanken der chinesischen Staatskunst: die Barbaren mit Barbaren zu bekämpfen (I, 333). Er glaubte, Bundesgenossen in den Nachbarvölkern der K'i-tan finden zu können, und wandte sich zunächst, in Verkennung der Sachlage, 981 an den von den K'i-tan unterworfenen Mo-ho-Staat P'o-hai (s. oben S. 87). Hier hatte man, nachdem der Statthalter T'u-yü 930 an den Hof der Hou T'ang geflüchtet war (s. oben S. 94), von neuem durch Gesandtschaften mit China die Verbindung aufgenommen, aber nur bis 954 hatte das neue Tributverhältnis gewährt, dann war es durch die K'i-tan unterbunden worden. T'ai tsung hatte aber nach der Eroberung von T'ai-yuan Gelegenheit gehabt, wieder in Beziehungen zu dem ohnehin von den K'i-tan fortstrebenden Volke zu kommen, als sich mehrere Sippenälteste mit ihrem Anhang ihm in Yu-tschou zur Unterwerfung anboten. Nunmehr verlieh er 981 einem von diesen den Titel eines Fürsten von P'o-hai und ließ ihn in einem wohlstilisierten Schreiben zum gemeinsamen Kampfe gegen den Reichsfeind auffordern. Eine Antwort hierauf erfolgte indessen aus naheliegenden Gründen nicht. Ein anderer ähnlicher Versuch wurde unmittelbar darauf in dem Nachbarstaat von P'o-hai, Kao-li, unternommen, endete aber ebenfalls ergebnislos.

Auf der koreanischen Halbinsel hatte sich seit der Zeit des Kaisers Kao tsung von der T'ang-Dynastie, etwa seit 677, der Staat Sin-lo (Schinra oder Silla, I, 327) zu der beherrschenden Macht entwickelt und war in Verbindung mit China völlig konfuzianisiert worden (II, 409). Wir sind sehr unvollkommen unterrichtet über die Ereignisse während der beiden folgenden Jahrhunderte, erst vom Ende des 9. Jahrhunderts an fließen die Quellen wieder reichlicher. Damals war die Macht von Sin-lo stark im Verfall, eine offenbar machtlose Königin hatte den Thron inne, Aufstände verheerten das Land, und Räuberbanden machten den Verkehr unsicher, ein Bild ähnlich dem, das sich um die gleiche Zeit im T'ang-Reiche bot. Ebenso wie dort machten sich auch in Sin-lo Selbstständigkeitsbestrebungen einzelner Soldatenführer geltend. Im Süden, in Tschyen-tschu in der heutigen Provinz Tschyen-la, einem Gebiete des ehemaligen Pek-tschyei (Pai-tsi, I, 327 u. II, 315f.) wußte sich ein Bauernsohn Namens Li, dessen Herkunft von manchen Legenden umgeben ist und der sich selbst Tschên-hüan nannte — die Bedeutung ist unklar —, eine solche Machtstellung zu schaffen, daß er

einen eigenen Staat formte, dem er, an die Vergangenheit anknüpfend, den Namen „das Spätere Pek-tschyē“ (Hou Pek-tschyē) beilegte. Ungefähr um dieselbe Zeit (Ende des 9. Jahrhunderts), machte sich in Wen-tschu (in der heutigen Provinz Kang-wen) der Sohn von einer Nebenfrau des
 5 Königs Hien-ngan wang von Sin-lo, namens Kung-yi, selbständig. Er war vorher in ein buddhistisches Kloster gebracht worden, hatte sich aber mit den Mönchsregeln nicht befreundet und sich in seiner Heimat einer Räuberbande angeschlossen. Durch erfolgreiche Kämpfe gelang es ihm, sich eines Teiles des alten Staates Kao-kou-li (I, 326 u. II, 315) zu bemächtigen und
 10 ebenfalls eine selbständige Herrschaft zu errichten. Er legte seinem neuen Herrscherhause den Namen T'ai-fêng bei. So hatte sich das koreanische Reich, das als Einheit unter den Königen von Sin-lo eine bedeutende Entwicklung erfahren hatte, am Ende des 9. Jahrhunderts wieder in drei Staaten aufgelöst.

15 Kung-yi machte zunächst das nördlich von Wen-tschu gelegene T'iet-wen zu seiner Hauptstadt, verlegte diese dann aber i. J. 898 nach Song-ngok, auch Song-do oder Kai-syeng benannt, nordwestlich von Söul (Keijō), nachdem ein dortiger Beamter namens Wang Lung i. J. 896 ihm die Stadt übergeben hatte. Wang Lung hatte Kung-yi geraten, durch seinen hervor-
 20 ragend tüchtigen Sohn Wang Kien neue Befestigungen anlegen zu lassen und dann dorthin den Sitz seiner Regierung zu verlegen. Wang Kien führte die Aufgabe durch und wurde danach Kommandant der neuen Hauptstadt. Von nun ab eroberte Wang Kien als erster Ratgeber und Heerführer Kung-yi's einen Bezirk nach dem anderen für seinen Gebieter, so daß die Macht
 25 von T'ai-fêng allmählich über die von Sin-lo wie von Hou Pek-tschyē hinauswuchs. Damit stiegen aber auch — so berichtet die große koreanische Chronik *Kao-li schi* — Kung-yi's Hochmut und Grausamkeit, während Wang Kien das Vertrauen der Völker gewann und schließlich bestürmt wurde, der Tyrannen-Herrschaft ein Ende zu machen. Wang Kien lehnte
 30 solche Aufforderungen ordnungsgemäß ab, bis ihm i. J. 918 die Freiheit des Entschlusses genommen wurde. Eine große Volksmenge stürmte gegen den Palast mit den Rufen, daß „der Herzog Wang das Banner der Gerechtigkeit erhoben habe“ (Kap. 1 fol. 7v⁰). Kung-yi, von Schrecken erfaßt, flüchtete in die Berge, wurde aber dort, von Hunger erschöpft, von den Bewohnern
 35 erkannt und erschlagen. Noch in demselben Jahre bestieg Wang Kien den Thron und nannte seinen Staat nunmehr wieder mit dem alten Namen Kao-li.

Der neue Herrscher war den beiden anderen Gebietern auf der Halbinsel an Klugheit und Macht bei weitem überlegen. Das Verhältnis zu ihnen war zunächst freundlich, und zu den grundsätzlich friedlichen Königen von Sin-lo
 40 blieb es dies auch, dagegen kam es mit Tschên-hüan — man erkennt nicht, wodurch — bald zu Zusammenstößen, zuerst 925. Wang Kien, oder, wie er mit seinem Tempelnamen heißt, T'ai tsu, zeigte bald seine Überlegenheit so deutlich, daß Tschên-hüan um Frieden bat und seinen Neffen als Geisel schickte. Der König von Sin-lo ließ indessen nach Kao-li die Warnung er-

gehen, dem oft als heimtückisch erkannten Tschên-hüan kein Vertrauen zu schenken. Mehrfache Einbrüche des letzteren in die Gebiete von Sin-lo veranlaßten denn auch T'ai tsu auf die Hilferufe des bedrängten Königs hin, dem Angreifer mit den Waffen entgegenzutreten, und die folgenden Jahre brachten eine dauernde Spannung mit Pek-tschyei und eine engere Verbindung mit Sin-lo. Im Jahre 934 erlitt Tschên-hüan eine sehr schwere Niederlage im Kampfe, von der er sich nicht wieder erholen sollte. Unmittelbar danach, 935, brach in Pek-tschyei infolge des Intrigenspiels eines hohen Beamten eine Palastrevolution aus: Tschên-hüan's vierter Sohn, den der Vater zum Thronfolger machen wollte, wurde von seinem älteren Bruder Schên- 5 kien ermordet, der Vater in einem buddhistischen Kloster interniert. Gemeinsam mit zwei anderen Brüdern und auf Anstiften jenes Beamten wurde eine Revolution gegen die ganze Regierung ins Werk gesetzt. Tschên-hüan gelang es, zu entfliehen; er kam nach Kao-li und bat dort um Schutz und Hilfe. T'ai tsu nahm sich seiner an, rüstete ein Heer aus und zog 936 zu- 15 sammen mit Tschên-hüan gegen die Aufrührer in Pek-tscheyi. Angesichts der Überlegenheit der Streitkräfte T'ai tsu's wagten die aufständigen Führer überhaupt keinen Kampf, die drei Brüder unterwarfen sich dem Könige von Kao-li und wurden samt dem unheilstiftenden Beamten von ihm abgeurteilt. In Anbetracht dessen, daß Schên-kien nur durch Zwang zu seiner Tat 20 gebracht war, begnadigte er ihn, die beiden anderen Brüder wurden verbannt und später getötet, der Beamte verfiel dem Henker. Falls bei dem Urteil nicht ungenannte Beweggründe bestimmend gewesen sind, muß es als wenig einleuchtend erscheinen. Tschên-hüan war durch das Unglück, das ihn getroffen, so erschüttert, daß er vor Kummer starb. T'ai tsu zog 25 nunmehr in die Hauptstadt von Pek-tschyei ein und übernahm dort unter dem Jubel der Bevölkerung — so will es das *Kao-li schi* — die Regierung des Landes. Gleichzeitig mit diesen Vorgängen, i. J. 935, ließ auch der König von Sin-lo, wohl selbst die Unhaltbarkeit seiner längst ausgehöhlten Stellung dem mächtigen Kao-li gegenüber erkennend, T'ai tsu seine Unter- 30 werfung anzeigen und die Übernahme seines Landes in dessen Staat erbitten. So war das ganze Tschao-sien (I, 326) wieder in einer Hand und einem Staat vereinigt; die von Wang Kien 918 begründete Dynastie der Wang hat den Thron bis 1392 innegehabt, und das neue Reich mit dem alten Namen Kao-li (Korea) hat während dieser Zeit, dank der Fürsorge seiner 35 Könige, ein Aufblühen des Buddhismus gesehen, das in Verbindung mit der vom Sung-Reich ausstrahlenden konfuzianischen Bildung und Gelehrsamkeit eine kraftvolle Entwicklung im gesamten Geistesleben des Volkes herbeiführte. Korea ist nächst China für Japan der mächtigste Vermittler aller Künste und Wissenschaften geworden. 40

Das neue Reich von Wang Kien mit der Hauptstadt Kai-syeng reichte im Norden bis zum Yalu-Fluß und stieß östlich davon an P'o-hai, jenseits begannen die Gebiete der K'i-tan. Die Beziehungen Kao-li's zu dem von Apaoki geschaffenen Staate waren durchaus freundschaftlich, auch nachdem

dieser seit 916 seine völlige Selbständigkeit durch Annahme eigener Jahresbezeichnungen verkündet hatte (s. oben S. 88). Es wurde sogar üblich, daß Kao-li den K'i-tan besonders gute Schwerter lieferte. Gesandtschaften gingen von da ab fast jedes Jahr an den Hof Apaoki's. Nachdem aber 5 P'o-hai 926 von den K'i-tan erobert und der krieglerische Großstaat unmittelbarer Nachbar von Kao-li geworden war, änderte sich das Verhältnis zwischen beiden. Da die Bevölkerung von P'o-hai und dem nördlichen Kao-li stammverwandt war, baten zahlreiche Beamte und sonstige Bewohner von P'o-hai in Kao-li um Aufnahme und erhielten sie. Schritte 10 gegen die K'i-tan unternahm Wang Kien nicht, als aber 942 eine Gesandtschaft von ihnen mit Geschenken nach Kao-li kam, warf der König ihnen in harten Worten ihre Gewalttat gegen P'o-hai vor, lehnte jede Annäherung ab und schickte die Gesandten auf eine Insel, wo sie umkamen. Wang Kien starb 943, und wie sein Sohn und Nachfolger Hui tsung zu den K'i-tan stand, 15 zeigt die Tatsache, daß er 946 der an den Hof von Hou Tsin geschickten Gesandtschaft, die den Thronwechsel anzeigen sollte, den Auftrag gab, zugleich zu dem 944 erfochtenen Siege über die K'i-tan (s. oben S. 50f.) zu gratulieren. Je gespannter die Beziehungen zu dem Liao-Reiche wurden, um so enger wurden erklärlicherweise die zu China. Sie hatten seit der 20 T'ang-Zeit ganz geruht, aber 932 ließ sich Wang Kien vom Kaiser Ming tsung von Hou T'ang (s. oben S. 31ff.) seine Investitur als König von Kao-li erteilen und erhielt noch mehrere chinesische Titel dazu. Nun folgten die Gesandtschaften in fast regelmäßiger Folge bei den verschiedenen Herrscherhäusern der „Fünf Dynastien“. Auch Wang Kien's Nachfolger 25 Wang Wu (Hui tsung) erhielt 945 die Investitur, ebenso Wang Yao (Ting tsung, T'ai tsu's zweiter Sohn) 947 und Wang Tschao (Kuang tsung, ein Halbbruder des vorigen) 951. Von 947 ab, dem Beginn der Hou-Han-Herrschaft, wurden sogar — ein Zeichen für die Anerkennung der Suveränität — die chinesischen Jahresbezeichnungen übernommen. Vielleicht hatten 30 die Gewalttaten der K'i-tan, die gerade damals der Tsin-Dynastie ein Ende machten (s. oben S. 55) und in deren Verlauf die Gesandten von Kao-li samt ihren noch für den Tsin-Herrscher bestimmten Geschenken gefangen genommen wurden, einen engeren Anschluß an China bewirkt. Das Verhältnis blieb zur Sung-Zeit zunächst unverändert: Kao-li fühlte sich noch 35 als Vasallenstaat des Reiches, und das Reich gab freigebig von seinen literarischen und künstlerischen Schätzen ab, auch die koreanische Kultur blühte auf in der Sonne des strahlenden Sung-Himmels. Später haben die friedliebenden Könige von Kao-li es für zweckmäßiger gehalten, sich unter den Schutz des jeweils Mächtigeren zu stellen, im 11. Jahrhundert unter 40 Liao, nach dessen Vernichtung unter Kin (s. unten).

Im Jahre 982 starb der König Wang Tschou (King tsung), ein Sohn von Hui tsung's Bruder Kuang tsung, und ein Vetter von ihm, Wang Tschü (Tsch'eng tsung), Sohn eines anderen Bruders von Kuang tsung, war ihm gefolgt. Noch in dem gleichen Jahre ging eine Gesandtschaft an

T'ai tsung von Sung ab, um den Thronwechsel anzuzeigen und die Investitur zu erbitten. Es war ein naheliegender Gedanke für T'ai tsung in Anbetracht des gespannten Verhältnisses zwischen Kao-li und Liao, ebenso wie einst 945 Kao tsu von Hou Tsin (s. oben S. 52f.), dort einen Bundesgenossen gegen den gemeinsamen Feind zu finden. Schon damals wurden 5 zwei gelehrte Männer nach Kao-li abgesandt, von denen sich Wang Tschü über die Riten belehren ließ, die aber dabei wohl gleichzeitig über die Kampffähigkeit und Kampfwilligkeit des Landes Erkundigungen einziehen sollten. 986 erfolgte dann die formale Aufforderung zum gemeinsamen Vorgehen. T'ai tsung ließ dem König durch einen hohen Beamten ein Schreiben zu- 10 gehen, das genau den gleichen Gedankengang zeigt wie das an P'o-hai (s. oben S. 127) und in der Form teilweise fast wörtlich mit ihm übereinstimmt. Es ist ein gutes Beispiel für die gelehrte Phraseologie und Gedankenwelt der Sung-Zeit und verdient deshalb, nach dem Wortlaut wiedergegeben zu werden, wie ihn die Sung-Annalen und das *Kao-li schi* auf- 15 bewahrt haben. „Feierlich habe ich“, so beginnt das Schriftstück, „den machtvollen Bau (des Reiches) übernommen. In den ungezählten Staaten gibt es nicht Pflanze und Tier, die nicht Förderung erhielten, nicht Chinesen und Barbaren, denen nicht Leitung in ihrer Unwissenheit zuteil würde. Nur im Norden haben die Grenzstämme das Gebiet von Yu und Ki (d. h. die 20 Nordprovinzen von Ho-peï) überfallen, vergewaltigt und geplündert, und die Länder der Zentralregierung sind zur Zeit der Tsin und Han (d. h. der „Fünf Dynastien“) oftmals dem andrängenden Landraube ausgesetzt gewesen. Wohin auch immer das Licht unserer Regierung dringt, da bilden die Formen des Schrifttums eine große Einheit, wie könnte man da die 25 Massen des Volkes den rohen Sitten anheimfallen lassen? Ich habe deshalb bereits die militärischen Streitkräfte angehalten, die finsternen Mächte zu vernichten. Euer Hoheit aber sind seit langem ein Verehrer chinesischer Sitte, und immer habt Ihr die Gedanken der Weisheit geliebt; Ihr habt Euch um die Gebote der Aufrichtigkeit und Sittenreinheit bemüht und den 30 Staat der Ordnung und Gerechtigkeit erstrebt. Nun stößt aber der Eurige an jene Grenzländer, Euer Volk ist dem verderblichen Gifte ausgesetzt, und der aufgesammelte Unwille fließt über. Kann das so bleiben? Man sollte Truppen zum gegenseitigen Beistand anbieten, und die benachbarten Länder sollten sich zusammentun und mit vereinten Kräften die Ordnung 35 (der Feinde) in Verwirrung bringen; dann sollten tapfere Männer, die beim ersten Trommelschlag sich auf den Feind stürzen, diese dem Tode verfallenen Banditen niedermachen. Eine günstigere Zeit wird nicht wiederkommen, Eure Hoheit möge dies bedenken. Man kann auch das Vieh, Rinder und Schafe, sowie alles Gerät und sonstiges Besitztum wegnehmen und den 40 Offizieren unserer Staaten zur Belohnung und Anfeuerung überweisen“.

So imponierend auch dem König die gewählten Ausdrücke des gelehrten Schreibers erschienen sein mögen und so ehrlich er sich zu seinem Lebensverhältnis bekannte, die Macht der K'i-tan hatte doch ein stärkeres Gewicht

in seiner Erwägung als die Ehrfurcht vor der moralischen Höhe der Sung. Der König zauderte, auf das Bündnisangebot einzugehen, und erst auf das wiederholte Drängen des kaiserlichen Botschafters versprach er, „Truppen nach Westen zur Vereinigung mit den Chinesen zu schicken“. Aber daß an 5 den in der Zeit von 986 ab besonders heftigen Kämpfen mit den K'i-tan Koreaner auf Seiten der Chinesen teilgenommen hätten, hören wir nirgends. Die Herrschaft der Fremdlinge dehnte sich immer weiter in Nord-China aus.

b) Si-Hia.

War im Osten das Werben von Bundesgenossen erfolglos, so drohte im Westen sogar noch ein neuer Feind zu erwachsen. Wie wir früher gesehen 10 haben, fielen infolge des um die Mitte des 9. Jahrhunderts einsetzenden Verfalls des machtvollen tibetischen Reiches die von ihm eroberten Gebiete von Ost-Kan-su an China zurück, ebenso unterstellten dann tibetische Heerführer weitere Teile von Kan-su wieder der chineischen Herrschaft (II, 494 u. 501). Unter diesen war auch anscheinend der Sippenälteste vom Volke 15 der Tang-hiang (Tanguten), einem Zweige der tibetischen K'iang-Stämme (III, 22), mit Namen Ssë-kung. Die Tang-hiang, als wilde Plünderer und Viehräuber gefürchtet, hatten ursprünglich im östlichen Tibet, im Gebiete des oberen T'ao-Flusses und des oberen Matschu (I, 6) gesessen, im Westen des damaligen Militärgouvernements Sung-tschou, dessen Hauptort das 20 heutige Sung-p'an (II, 374) war. Um den Bedrückungen durch die T'u-fan, das Hauptvolk der Tibeter, zu entgehen, waren sie unter T'ai tsung 627 in die Botmäßigkeit der T'ang übergetreten und später in die Landschaften des östlichen Kan-su und westlichen Schen-si, südlich von den Ordos-Steppen, eingewandert (vergl. II, 484). Nach den T'ang-Annalen (*T'ang* 25 *schu* Kap. 221a fol. 2r^o) bestanden die Tang-hiang aus acht Sippenverbänden, die wieder zahlreiche Gliederungen aufwiesen. Der Teil von ihnen, der die Gebiete von K'ing-tschou, dem heutigen K'ing-yang hien in Kan-su bewohnte, hatte den Namen Tung-schan pu erhalten, der in Hia-tschou wohnende den Namen P'ing-hia pu. Und zwar war der zu dem letzteren 30 gehörige Sippenverband T'o-pa (nicht zu verwechseln mit dem ebenso umschriebenen Namen der Herrscherfamilie der Wei-Dynastie, s. III, 171) der mächtigste. T'ai tsung von T'ang hatte dem Häuptling, der ihm seinen Stamm zuführte, dem T'o-pa Tsch'i-ts'ë seinen eigenen Sippennamen Li verliehen und die Verwaltung des neuen Militärgouvernements (*tu-tu fu* 35 II, 544) Tsing-pien im nordwestlichen Schen-si (die Gegend des heutigen Mi-tschhi hien südöstlich von Yü-lin) übertragen. Während der T'ang-Zeit dehnte die T'o-pa-Sippe ihre Herrschaft in den von der Zentralregierung fast unabhängigen Gebieten weit nach Westen aus, und je mehr die kaiserliche Macht verfiel, um so mehr wuchs die ihrige, wie die so vieler anderer 40 Statthalter.

So hatte der T'o-pa Ssë-kung in der letzten Zeit der T'ang-Dynastie das ganze am Südrande der Ordos-Steppe liegende Land vom Huang ho bis halbwegs nach Ning-hia unter seiner Herrschaft. Es waren jene Gebiete, wo einst der Hunne Ho-lien Po-po i. J. 407 seinen Staat gegründet und sich die Hauptstadt T'ung-wan 160 km westlich von Huai-yuan erbaut hatte 5 (II, 115). Ho-lien Po-po hatte diesem Staate den Namen Ta Hia gegeben, und nach dessen Beseitigung 432 (II, 191 ff.) war das Land in die Provinz Hia-tschou, zeitweilig auch So-fang genannt, umgewandelt worden. Dieser Name Hia muß natürlich durchaus getrennt gehalten werden von dem uralten Hia oder Ta-hia im südwestlichen Kan-su (I, 46 f.). Der Name in 10 Schen-si ist erst durch Ho-lien Po-po, der seinen Stammbaum an die Hia-Dynastie knüpfte, wieder belebt worden. Ssë-kung hatte sich während des großen Aufstandes von Huang Tsch'ao dem Schützer der Dynastie, Li K'o-yung, angeschlossen und mit ihm 883 die Hauptstadt Tsch'ang-ngan zurück-erobert (II, 515 f.). Der Kaiser Hi tsung belohnte ihn durch abermalige 15 Verleihung des eigenen Sippennamens Li und Ernennung zum Militär-gouverneur des gesamten, aus fünf Provinzen (*tschou*) bestehenden Gebietes zwischen Huang ho und Ning-hia, das die Bezeichnung Ting-nan kün erhielt. Die Nachkommen Ssë-kung's verstanden es, die Macht der Familie auch gegenüber den T'u-fan und anderen Nachbarstämmen weiter zu ver- 20 stärken und durch ein geschmeidiges Verhalten zu den chinesischen Zentral-regierungen immer neue Titel und Rangstellungen, auch solche der inneren Beamten-Hierarchie, zu erwerben. Die Beherrscher von Hia-tschou wurden ein gewichtiges Element im Spiel der politischen Kräfte des 10. Jahr-hunderts, und niemand hätte gewagt, in ihre selbständige Erbfolge ein- 25 zugreifen. Die politische Gesamtlage kam ihnen dabei zu Statte: der Gegensatz zwischen den K'i-tan und den chinesischen Dynastien machte sie auf beiden Seiten zu begehrten Bundesgenossen, und von beiden nahmen sie die Gunstbezeugungen gern entgegen. Besonders der vierte Nachfolger Ssë-kung's, Li Yi-hing, zog aus dieser Politik nach zwei Seiten bedeutenden 30 Nutzen: i. J. 944 ließ er sich von Tê-kuang, dem K'i-tan-Herrscher (s. oben S. 94 ff.), zum „Ordnungs-Kommissar für den Südwesten“ (*Si-nan tschao-t'ao schi*) ernennen, 951 von T'ai tsu von Tschou zum „Präsidenten der kaiserlichen Zentral-Kanzlei“ (*tschung-schu ling*) und 954 zum „König von Si-p'ing“ (*Si-p'ing wang*), ein Titel, der schon einmal einem loyalen Vasallen 35 im fernen Westen i. J. 313 verliehen war (II, 61). Als die Sung-Dynastie die Herrschaft antrat, hielt es Li Yi-hing für zweckmäßig, durch einen Tribut von dreihundert Pferden seine Loyalität zu zeigen, worüber T'ai tsu große Befriedigung bekundete, weil der mächtige Mann bei dem bevorstehenden Kampfe gegen Pei Han sehr nützlich sein konnte. Als Li Yi-hing 40 967 starb, verlieh ihm der Kaiser den posthumen Titel „König von Hia“, und diesen Titel haben die Nachfolger während der folgenden drei Jahr-hunderte weiter geführt und zu großer Bedeutung gebracht. T'ai tsu's Erwartung ist nicht enttäuscht worden: sowohl bei seinem Kriege gegen

Bei Han 976 wie bei dem von T'ai tsung 979 (s. oben S. 112 u. 114f.) verstärkten tangutische Hilfstruppen das kaiserliche Heer. Aber als Vasallen der Sung betrachteten sich die Söhne und Enkel von Li Yi-hing kaum noch, sie übernahmen einer vom anderen chinesische Titel und Amtswürden, 5 ohne sich um eine kaiserliche Zustimmung zu bemühen.

Um so freudiger war T'ai tsung überrascht, als 982 der zwei Jahre früher zur Regierung gekommene Li Ki-fêng mit seiner Sippe bei Hofe erschien, um seine Huldigung darzubringen. Mit reichen Geschenken und Auszeichnungen wurden die willkommenen Gäste überschüttet. Aber die 10 Haltung der Tanguten war keine einheitliche. Li Ki-fêng hatte einen jüngeren Vetter Namens Ki-ts'ien, der sehr viel rühriger und verschlagener war als er. Er war mit der Unterwerfung der Sippe unter die Sung keineswegs einverstanden und wandelte, ein zwanzigjähriger Jüngling, seine eigenen Wege. Als Ki-fêng und die Seinen nach K'ai-fêng zogen, verließ 15 Ki-ts'ien die Residenz bei Mi-tschü, durchstreifte das Land und rief die Stämme zum Kampfe gegen die Sung auf, „die ihnen die seit Generationen bewahrte Unabhängigkeit nehmen wollten“. Sein Anhang wuchs rasch, und bald erfuhren die chinesischen Grenzgebiete in verschiedenen Plünderungszügen, welche Macht sich in Hia-tschou bildete. Zweifellos stand Li Ki-ts'ien 20 mit den K'i-tan in Verbindung, denn 990 verband er sich durch Heirat mit dem Hause der Liao, und im Zusammenhang damit wurde er von diesem zum Militärgouverneur von Ting-nan kün, sowie zum „König des Hia-Reiches“ (*Hia-kuo wang*) ernannt. Damit war er also zum Lehensfürsten von Liao geworden. Die chinesischen Provinzialgouverneure wehrten zwar 25 die Einbrüche der Tanguten ab, soweit sie es vermochten, aber T'ai tsung zog es vor, sich des ihm ergebenen Li Ki-fêng zu bedienen, um sich die Freundschaft des Grenzstaates zu erhalten. Ki-fêng konnte mit Waffengewalt wenig ausrichten, vermochte es aber schließlich — wir erfahren die Einzelheiten nicht —, seinen Vetter zur Anerkennung der Sung-Herrschaft 30 zu überreden. T'ai tsung versuchte auch den Jüngeren für sich zu gewinnen; er verlieh ihm 988 einen hohen Beamtenrang, und außerdem erhielten beide an Stelle des Sippennamens der T'ang den eigenen der Sung: Li Ki-fêng wurde Tschao Pao-tschung und Li Ki-ts'ien wurde Tschao Pao-ki. Indessen hat die neue Freundschaft nicht lange gewährt: schon 990 war 35 Ki-ts'ien wieder auf dem Kriegspfade gegen die Grenzgebiete, und seine Auflehnungsbestrebungen gegen die Sung haben länger gedauert als T'ai tsung's Lebenszeit. Ki-fêng stand dem Kaiser meist getreulich bei und zog mehrfach gegen den Abtrünnigen zu Felde, ließ sich einmal aber auch zum Bruch mit den Sung überreden. An Versöhnungsversuchen haben T'ai tsung wie seine 40 Nachfolger es nicht fehlen lassen, aber nichts vermochte den ruhelosen Ki-ts'ien zu fesseln. Er dehnte den Machtbereich weiter nach Westen bis Ling tschou (Ning-hia) und nach Norden bis Lin tschou (dem heutigen Schênmu nordöstlich von Yü-lin) aus; der immer drohende Zwiespalt zwischen den Sung und den K'i-tan war sein stärkster Bundesgenosse, und er hat

ihn mit gutem Erfolge ausgenutzt: er vor allen hat die Machtgrundlagen des späteren Hia-Reiches geschaffen. Ki-ts'ien starb, 41 Jahre alt, i. J. 1004 (s. unten) ebenso wie sein Vetter Ki-fêng, nachdem ihnen T'ai tsung 997 im Tode vorausgegangen war. In Hia aber oder, wie die Chinesen wohl in Erinnerung an den schon im 4. Jahrhundert für das Gebiet von Liang-tschou geprägten Namen (II, 60), den tangutischen Staat zu bezeichnen pflegen, in Si-Hia d. h. „Hia im Westen“ entwickelte sich nunmehr eine neue Macht, die, durch den Gegensatz zwischen Sung und Liao ermöglicht, auch mit Hilfe geschickten Lavierens zwischen beiden aus dem Gegensatz weiter ihre Kräfte zog und in ihrem Bestande schließlich beide überdauert 10 hat.

c) Die Ju-tschen.

Inzwischen aber tauchte im Hintergrunde der beiden Großmächte eine dritte auf, die bald entscheidend in die Entwicklung eingreifen sollte. Sowohl in den Tributlisten der Sung wie in denen der Liao finden wir während der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts öfter ein in der östlichen Mandschurei 15 wohnendes Volk mit dem Namen Ju-tschen (Durschen) erwähnt. Woher der Name stammt und wie alt er ist, wissen wir nicht, den Chinesen ist er zur Zeit der „Fünf Dynastien“ zuerst bekannt geworden. Sein Träger war ein Stamm der Mo-ho-Tataren (II, 317), der Nachbar und Erbe des früheren Kao-li (II, 409). Das *Kin schi* (Kap. 1 fol. 1r^{of}.) macht einige beachtenswerte 20 Angaben über die Herkunft der Ju-tschen. „Die Kin (der dynastische Name des späteren Ju-tschen-Reiches (s. unten)“, so heißt es, „sind aus einem Stamme der Mo-ho hervorgegangen. Die Mo-ho hatten ursprünglich den Namen Wu-ki (III, 289). Wu-ki war das Land Su-schen im Altertum (?). Zur Zeit der nördlichen Wei bestanden die Wu-ki aus sieben Stämmen (die 25 einzeln aufgezählt werden), darunter die vom Su-mo (Sungari, III, 418) und die vom Hei schui (Amur, III, 417). Zur Sui-Zeit wurden die sieben Stämme zusammengefaßt unter der Bezeichnung Mo-ho. Im Anfang der T'ang-Zeit gab es die Mo-ho vom Hei schui und die Mo-ho vom Su-mo, von den fünf anderen Stämmen hörte man nichts mehr. Die Mo-ho vom Su-mo 30 gehörten anfänglich zu Kao-li und bildeten den Clan Ta-schi. Als Li Tsi Kao-li unterwarf (II, 355 u. 380), suchten die Mo-ho vom Su-mo in den Tung-mou-Bergen (östlich von Mukden) Zuflucht. Später bildeten sie den Staat P'o-hai (III, 378) und nannten ihre Fürsten König; der Staat hat mehr als zehn Generationen überdauert..... Die Mo-ho vom Hei schui 35 bewohnten das Land Su-schen, sie grenzten im Osten an das Meer und im Süden an Kao-li. Auch sie waren Kao-li untertan und halfen mit 150000 Mann diesem die T'ang abwehren, wurden aber von T'ai tsung bei Ngan-schi besiegt (II, 381).“ Sie kamen dadurch unter die Herrschaft der T'ang, und ihre Stammeshäupter erhielten chinesische Amtstitel. Als dann die 40

Macht von P'o-hai erstarkte, wurden die Mo-ho vom Hei schui ebenfalls diesem untertänig, das Tributverhältnis zu den T'ang dagegen hörte auf. „Zur Zeit der Fünf Dynastien wurde P'o-hai von den K'i-tan völlig erobert, und die Mo-ho vom Hei schui kamen damit in die Hörigkeit der letzteren.

5 Diejenigen von ihnen, die im Süden wohnten, waren in den Verband der K'i-tan aufgenommen und hatten die Bezeichnung ‚gezähmte‘ Ju-tschen, diejenigen, die im Norden wohnten und nicht in den Verband aufgenommen waren, hießen ‚wilde‘ Ju-tschen. Im Lande der ‚wilden‘ Ju-tschen waren der Hun-t'ung kiang (Amur) und der Tsch'ang-pai schan (das Gebirge

10 nördlich vom oberen Yalu). Der Hun-t'ung kiang hat auch den Namen Hei-lung kiang, er ist auch was man den Hei schui des Paischan nennt“. Die „gezähmten“ Ju-tschen waren Stämme, die nach der Eroberung von P'o-hai von den K'i-tan nach Liao-tung in die Gegend südlich von Liao-yang umgesiedelt waren, weil man so eine Empörung des kriegerischen Volkes ver-

15 hindern zu können meinte. Die „wilden“ Ju-tschen blieben nordöstlich von ihnen in den Bergwäldern des Tsch'ang-pai schan und weiter bis zum Sungari und Amur.

Trotz ihrer Abhängigkeit von den K'i-tan blieben aber die Ju-tschen nicht bloß in einem Tributverhältnis zu Kao-li, sondern nahmen auch das

20 zu den Sung wieder auf. Soweit sie P'o-hai untertan gewesen waren, hielten sie ihre Beziehungen zu Kao-li durch Gesandtschaften aufrecht und ließen sich auch weiterhin vielfach dort nieder. Von 961 ab schickten sie sogar wieder Tributgesandtschaften an den Hof der Sung. Natürlich unterbanden die K'i-tan diese Verbindungen mit allen Mitteln. Die Ju-tschen konnten

25 nur auf dem Seewege über Schan-tung nach China gelangen, und zwar, da Liao-tung im Besitze der K'i-tan war, entweder vom Ya-lu oder vom Gestade des Japanischen Meeres aus. Die K'i-tan suchten ihnen auch diesen Weg zu verlegen; sie errichteten am Meeresufer drei Pallisaden und stationierten an jeder dreitausend Mann Truppen. Trotzdem gelang es den

30 Ju-tschen i. J. 991, eine Gesandtschaft nach K'ai-fêng durchzubringen, und diese machte nunmehr der Sung-Regierung in aller Form den Vorschlag, mit ihnen gegen die K'i-tan zu Felde zu ziehen. T'ai tsung lehnte trotz seiner Bedrängnis ab, vermutlich hielt er die Ju-tschen bei ihrem noch wenig zivilisierten Zustande doch für zu unsichere Bundesgenossen in

35 einem Kampfe gegen den gefährlichen Gegner in seinem eigenen entlegenen Gebiete. Nach der mandschurischen Geschichte des Volkes waren sie zu jener Zeit noch herumschweifende Nomaden „ohne Gesetze und geregelte Ordnungen, daher unregierbar“. Nachdem i. J. 1010 bei einem Einfall der K'i-tan in Kao-li die Ju-tschen eine sehr zweifelhafte Rolle gespielt

40 hatten, haben sie 1019 noch einmal durch Gesandtschaften die Verbindung mit dem Sung-Reiche aufgenommen, aber von 1032 ab gelangen sie völlig unter das Joch der K'i-tan, und die Beziehungen hören endgültig auf, um später in völlig veränderter Form wieder aufgenommen zu werden.

Man sieht, wie an der ganzen Nordgrenze des Reiches, vom Ozean bis

zum tibetischen Hochlande, neue starke unruhige Kräfte sich zusammenballten und einen immer mächtiger werdenden Druck auf die nächstgelegenen Provinzen ausübten. Die Fremdvölker dort, bisher in den Gewohnheiten ihrer einfachen Hirten- und Jäger-Kultur dahinlebend, gewalttätig zwar zuweilen, aber im allgemeinen gefügig und unterwürfig dem 5 Weltherrscher im Süden gegenüber, begannen unter dem Einflusse des chinesischen Vorbildes staatsbildende Kräfte zu entwickeln und chinesische Kulturgedanken aufzunehmen. Sie gründeten Staaten nach chinesischem Muster, aber mit eigenem nationalen Gepräge, und je mehr sie die militärische Schwäche des Reiches erkannten, um so heftiger wurde der Drang 10 nach Süden mit seinem milderen Klima und seinen leuchtenden Kulturstätten.

d) Kampf und Frieden mit den K'i-tan.

Bald genug wurde es klar, daß das Sung-Reich diesem Ansturm auf die Dauer nicht gewachsen war. Schon T'ai tsung, der gewiß das Beste wollte, dem aber die Tatkraft wie der klare Blick seines Bruders fehlten, scheint 15 am Ende selbst gefühlt zu haben, daß die Erfordernisse der Lage seine Kraft überstiegen, und unter seinen Nachfolgern war keiner, der ihm hierin überlegen gewesen wäre. Das geistige Leben begann bald in einem Maße aufzublühen wie es kein Zeitraum der Vergangenheit gekannt hatte, aber bei aller klaren Erkenntnis der drohenden Gefahren und bei allem guten Willen, 20 ihnen zu begegnen, fehlten doch die realen Machtmittel, die dafür nötig waren, und keine unter den vielen genialen Persönlichkeiten der Zeit war imstande, sie zu schaffen. Allmählich schwanden auch Erkenntnis und guter Wille. T'ai tsung starb 997. Die Frage der Nachfolge, die, wie wir früher sahen, durch T'ai tsu's Mutter — vermutlich — in der Weise geregelt 25 war, daß nach seinem Tode der Thron dem inzwischen herangewachsenen ältesten Sohn T'ai tsu's zufallen sollte (s. oben S. 123), war inzwischen durch die Ereignisse, sei es mit, sei es ohne Zutun T'ai tsung's, anders entschieden worden. Tê-tschao, der Thronanwärter, hatte seinen Oheim in dem Kriegszuge gegen T'ai-yuan und die K'i-tan 979 begleitet. Nach der 30 Schlacht bei Kao-liang war der Kaiser in dem wilden Durcheinander von seiner Umgebung abgekommen (s. oben S. 126) und eine Zeit lang unauffindbar, man sprach bereits davon, daß der Prinz den Thron besteigen müsse. T'ai tsung hörte von den Vorgängen und wurde sofort mißtrauisch. Als Tê-tschao nach der Heimkehr einige Auszeichnungen für Verdienste bei der 35 Eroberung T'ai-yuan's vorschlug, fuhr T'ai tsung ihn an und riet ihm damit zu warten, bis er selbst Kaiser geworden sei. Der tief gekränkte Prinz beging darauf Selbstmord. Zwei Jahre später, 981, starb sein Bruder Tê-fang. T'ai tsung, der von dem geheimen der Mutter abgelegten Gelübde T'ai tsu's offenbar nichts Bestimmtes wußte, begann jetzt unruhig zu werden, 40

zumal ihm Gerüchte zugetragen wurden, daß sein eigener jüngster Bruder T'ing-meï sich mit Plänen seiner Beseitigung trüge. Er berief den Minister Tschao P'u und befragte ihn über die Lage. Von diesem einzigen noch lebenden Zeugen der vergangenen Ereignisse hörte er nur weitere Andeutungen, aber immerhin genug, um nach dem geheimen Dokument in der „goldenen Truhe“ suchen zu lassen. „Die Lektüre versetzte ihn in die größte Aufregung“ (leider erfahren wir über den Wortlaut oder Inhalt nichts). Zudem wollten die Gerüchte über einen bevorstehenden Thronwechsel kein Ende nehmen, und T'ai tsung, unschlüssig, was er tun sollte, fragte Tschao P'u um seine Meinung. „Kaiser T'ai tsu hat einen Fehler begangen, warum wollen Euer Majestät ebenfalls einen begehen?“ sagte der kluge Höfling. Vielleicht kam Tschao P'u mit diesem Winke T'ai tsung's eigenen Wünschen entgegen. Jedenfalls wurde er jetzt Kanzler des Reiches (*siang*), T'ing-meï aber immer von neuem verdächtigt, das Jahr darauf seines Postens als Gouverneur von K'ai-fêng enthoben und nach Lo-yang, dann nach Fang tschou in Hu-peï verbannt. Dort starb er in Kummer und Verbitterung i. J. 985.

Nunmehr war für T'ai tsung die Bahn frei. Was immer in dem Vermächtnis der Mutter bestimmt gewesen sein mag, alle in Betracht kommenden Personen waren tot, und nichts stand im Wege, daß der Nachfolger in der Herrschaft sein Sohn wurde. Damit ist die Thronfolge im Sung-Reiche endgültig aus der Linie ihres Gründers entfernt worden. Bei T'ai tsung's Nachkommen blieb sie indessen auch nur bis zur übernächsten Generation: sein Enkel Jen tsung starb 1063 ohne Leibeserben, er hatte als Nachfolger einen Sohn des Prinzen Yi von Pu-ngan adoptiert, der seinerseits ein Sohn eines der Brüder von T'ai tsung war. (Er wurde der Kaiser Ying tsung). Ob und inwieweit etwa T'ai tsung bei dieser Korrektur des Vermächtnisses zur Beseitigung der rechtmäßigen Erben beigetragen hat, ist auch von den chinesischen Historikern nicht entschieden worden; daß aber Tschao P'u die Hand im Spiel gehabt hat und T'ai tsung sich gern von ihm hat beraten lassen, ist wenigstens sehr wahrscheinlich.

Der neue Kaiser, der dreißig Jahre alte Sohn T'ai tsung's, Prinz Hêng, mit dem Tempelnamen Tschên tsung, übernahm ein mit drohenden Gefahren belastetes Erbe. Der Versuch, seinem ältesten Bruder, der sich einst für den verfehmten Oheim T'ing-meï eingesetzt hatte und danach angeblich irrsinnig geworden sein sollte, den Thron zu verschaffen, wurde durch den ebenso energischen wie furchtlosen Minister Lü Tuan im Keime erstickt. Aber um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, weigerte dieser sich, an den Huldigungen für den neuen Herrscher teilzunehmen, ehe er nicht durch Aufheben des Vorhangs hinter dem Thronszitz festgestellt hatte, ob nicht die Kaiserin-Mutter dahinter säße — eine symbolische Tat, die allgemein verstanden wurde und während der Regierungszeit Tschên tsung's von dauernder Wirkung geblieben ist.

Die K'i-tan zeigten wenig Respekt vor dem Thronwechsel. Schon im

Winter 999 erfolgte ein neuer Einbruch in Ho-peï nördlich von Pao-ting fu. Was ihnen an lokalen Streitkräften entgegentrat, wurde rasch geworfen, der chinesische Oberbefehlshaber fiel, und die K'i-tan besetzten die kleine Stadt Sui-tsch'êng, etwa 14 km westlich von Sü-schui hien (früher Ngan-su hien). Von dort aus überfluteten sie die fruchtbaren Gebiete südwärts von 5 Ho-kien und Tschêng-ting bis gegen Schun-tê. Die Bewohner flüchteten in Scharen der Hauptstadt zu, Hunger und Kälte schufen vermehrtes Elend, und die Möglichkeit eines Aufstandes stand in bedrohlicher Nähe. Da entschloß sich Tschên tsung, selbst an der Spitze eines großen Heeres dem Eindringling zu wehren. Anfang 1000 verlegte er sein Hauptquartier nach 10 Ta-ming fu. Die K'i-tan stellten sich indessen nicht mehr zum Kampfe; sei es, daß sie sich diesem Aufgebot nicht gewachsen fühlten, sei es, daß sie der Beute genug hatten, sie traten, von den Chinesen kaum verfolgt, den Rückweg an. Im kaiserlichen Lager wurde viel beraten über Mittel und Wege, wie man neuen Einbrüchen durch verstreute Garnisonen, Schutz- 15 wälle u. a. begegnen könnte, aber Wesentliches wurde nicht getan, und Tschên tsung kehrte nach kurzer Abwesenheit nach K'ai-fêng zurück.

Das Reich der K'i-tan erstreckte sich jetzt bis in die heutigen Bezirke von Ho-kien und Tschêng-ting, und seine Regierung wurde wieder einmal von der festen Hand einer Frau geführt. Auf den i. J. 982 gestorbenen 20 King tsung (s. oben S. 126) war ein elfjähriger Sohn Schêng tsung (Ye-lü Lung-sü) gefolgt, und seine Mutter, die Kaiserin Siao, führte für ihn die Regentschaft. Es zeugt für das wachsende nationale Selbstbewußtsein des emporstrebenden Volkes und seiner Herrscher, daß die Regentin mit der Thronbesteigung ihres Sohnes den chinesischen Namen Liao ihres Staates 25 beseitigte und dafür den einheimischen Ta K'i-tan einführte. Man fühlte sich dem Ta Sung vollkommen ebenbürtig. Sie war es auch, die 991 das neue Si-Hia-Reich aus der Taufe hob (s. oben S. 134) und es sich dadurch gegen den gemeinsamen Widersacher verpflichten wollte. Den Kampf, der 1000 abgebrochen war, nahm sie, nachdem ein neuer Versuch im folgen- 30 den Jahre an der Wachsamkeit der Chinesen gescheitert war, i. J. 1003 mit stärkeren Mitteln wieder auf. Im Sommer rückte ein großes Reiterheer unter einem ihrer Verwandten namens Siao T'a-lan in die Bezirke südlich von Pao-ting fu ein. Der Militär-Inspekteur von Mittel-Ho-peï, Wang Ki-tschung, stellte sich ihm mit mehreren Truppen-Kontingenten entgegen; 35 nach langem Kampfe wurde seine Abteilung abgeschnitten und zum größten Teile niedergemacht. Er selbst konnte entkommen, aber nur in nördlicher Richtung, und gelangte schließlich über die Westberge nach Pai tsch'êng nordöstlich von Kalgan in der Nähe der Stadt Tsch'i-tsch'êng hien; dort ergab er sich den K'i-tan. In K'ai-fêng nahm man an, daß er tot sei, Tschên 40 tsung betrauerte den von ihm hochgeschätzten Mann, verlieh ihm posthume Ehren und beförderte seine Söhne im Dienst. Aber Wang Ki-tschung konnte bald zeigen, daß er am Leben war und sogar eifrig für die Sache seines Landes gewirkt hatte.

Die K'i-tan behandelten ihren Gefangenen mit Freundlichkeit und brachten ihn vor den Kaiser Schêng tsung und die Kaiserin-Mutter. Beide gewannen bald Gefallen an ihm, gaben ihm eine Frau zur Gründung eines Hauswesens und verliehen ihm einen Beamtenrang. Während dessen gingen
 5 die Kämpfe im Süden weiter, und zwar zum Nachteil der Chinesen. Im nächsten Jahre beschloß man in Liao, den Dingen eine Wendung zu geben. Eine gewaltige Heeresmacht begann im Sommer 1004 nach Süden vorzugehen, Schêng tsung selbst begab sich nach der Süd-Hauptstadt (Peking s. oben S. 96) und später zusammen mit der Kaiserin-Mutter zum Heere.
 10 Die Gouverneure der Grenz-Bezirke sandten dringende Hilferufe nach K'ai-fêng, immer weiter drangen die feindlichen Scharen nach Süden vor. Zwar die Stadt Pao-ting fu widerstand noch, aber die Städte östlich und südlich davon fielen rasch, und im Herbst wurde das wichtige Ting-tschou angegriffen. Es war klar, daß diesmal der Stoß bis zum Huang ho oder gar
 15 bis zur Hauptstadt gehen sollte. Tschên tsung sah voll Sorge dem Kommen- den entgegen und fragte seine Umgebung um Rat. Wang K'in-jo, der durch seine Mitherausgabe der berühmten Enzyklopädie *Ts'ê fu yuan kuei* wider Verdienst bekannt gebliebene, dem Taoismus ergebene Gelehrte, übten Angedenkens (s. unten), bat den Kaiser, eine Übersiedlung nach Nanking
 20 in Erwägung zu ziehen. Tsch'ên Yao-sou, ebenso wie Wang K'in-jo ein Staatsarchivar, schlug dafür, nach früherem Muster, Tsch'êng-tu in Ssë-tsch'uan vor. Es war gewiß kein Zufall, daß Wang aus Kiang-nan, Tsch'ên aus Ssë-tsch'uan stammte. Als aber K'ou Tschun, ein hoher Würdenträger von großer Gelehrsamkeit und unerschütterlichem Mut, von diesem Vor-
 25 schlage hörte, fuhr er auf und rief: „Die Todesstrafe sollte den treffen, der solche Pläne hegt“. Statt „die Tempel der Ahnen preiszugeben“, solle der Kaiser sich an die Spitze des Heeres stellen, dann werde der eindringende Feind die Flucht ergreifen.

Im Herbst 1004 wurde Ho-kien unter furchtbarem Blutvergießen —
 30 die Berichte sprechen von 30000 Toten — von den K'i-tan genommen. Das ganze Grenzgebiet war jetzt in ihrer Hand, und die weite Ebene des südlichen Ho-peï lag vor ihnen. In der Zwischenzeit aber hatte Wang Ki-tschung seine Vertrauensstellung bei den Feinden seines Landes benutzt, um ihnen die Vorteile eines friedlichen Zusammenlebens mit den Chinesen
 35 vorzustellen. Er fand damit Verständnis bei der Kaiserin-Mutter, die bei ihrem hohen Alter des ständigen Kriegsführens mehr und mehr müde wurde, und so beschloß man, eine Verbindung mit der Sung-Regierung aufzunehmen. Vier Offiziere mit einem Emillbrief (?) und einem Schreiben Wang Ki-tschung's wurden nach Mo-tschou, (dem heutigen Jen-k'iu nördlich von Ho-kien)
 40 abgesandt, um den Friedensvorschlag ihres Herrschers der dortigen Lokalbehörde zu übermitteln. Am Hofe war man zunächst ratlos. Tschên tsung rief seine Berater zusammen, niemand wagte eine Meinung. Der erste, der den Mut zum Reden fand, war der Vizepräsident im Ministerium des Beamtentums, Pi Schi-ngan, der zwar auch den Gedanken einer Abwanderung

nach dem Süden oder Westen verwarf, aber nicht so siegessicher war wie K'ou Tschun. Er empfahl vorsichtige Zurückhaltung, da man der Aufrichtigkeit der K'i-tan nicht unbedingt trauen dürfe. So tief sie auch bereits in das Reich eingedrungen seien, hätten sie doch ihr Ziel bisher nicht erreicht, es sei daher möglich, daß ihr Angebot nur eine List sei, um die 5 Leichtgläubigkeit der Chinesen auszunutzen. Aber man sollte auch Wang Ki-tschung nicht verdächtigen, sondern ihm Vertrauen schenken. Tschên tsung ließ daher Wang dahin bescheiden, daß man gern bereit sei, die Feindseligkeiten einzustellen und daß man Vertreter ernennen möge, die das Weitere vereinbaren könnten. Inzwischen gingen aber die Kämpfe weiter, 10 und zwar, wie die Chinesen behaupten, mit Erfolgen für sie, so daß Wang Ki-tschung abermals von den K'i-tan beauftragt wurde, wegen eines Friedens vorstellig zu werden. Er tat dies mit der Bitte, daß Tschên tsung zuerst einen Vertreter schicken möge. Der Kaiser entsandte daraufhin in der Tat den Sekretär im Staatsrat (*schu mi yuan*) Ts'ao Li-yung in das 15 Lager der K'i-tan. Von der Instruktion, die dieser erhielt, und von seiner Verhandlung gibt seine Lebensbeschreibung (*Sung schi* Kap. 290 fol. 1^{re}ff.) eine Schilderung, die viel zum Verständnis der folgenden bedeutungsvollen Ereignisse beiträgt. „Der Kaiser sagte ihm: Die K'i-tan sind nicht nach Süden vorgedrungen, um Land zu erwerben, sondern sie wollen nur Beute 20 haben. Das Land südlich der Pässe (das Gebirge nördlich der Großen Ebene, s. I, 3) gehört von jeher zu China und kann nicht abgetreten werden. Aber die Han-Kaiser haben uns ein Vorbild gegeben, indem sie dem Schan-yü (der Hiung-nu) Edelsteine und Seide schenkten. Ts'ao Li-yung erwiderte mit einer von Zorn über die K'i-tan erfüllten Miene: Wenn jene unsinnige 25 Forderungen stellen, so werde ich nicht wagen, lebend zurückzukehren.“ Der Kaiser bestärkte ihn in dieser Rede, und Ts'ao Li-yung reiste ab. Inmitten des Heeres empfingen ihn Ye-lü Lung-sü und seine Mutter. Man hatte auf die Wagen über die Jochhölzer Bretter quer gelegt und Eßgefäße darauf gestellt und forderte ihn auf, am Trinken und Essen teilzunehmen. Die 30 Beamten des Gefolges saßen in Reihen hintereinander. Nachdem man fertig getafelt hatte, sollte über das Land südlich der Pässe verhandelt werden, Ts'ao Li-yung lehnte aber diese Forderung ab.

Tschên tsung hatte sich während dessen auf Anraten mehrerer Minister entschlossen, sich ebenso wie die beiden K'i-tan-Herrscher selbst in das 35 Kampfgebiet zu begeben. Er ging zunächst nach Tsch'ang-yuan, nördlich von K'ai-fêng, jenseits des Huang ho, dann nach Wei-tsch'êng, dem heutigen Hua hien, wenig nördlich davon. Auch die K'i-tan waren allen Verhandlungen zum Trotz weiter nach Süden vorgerückt; während der kaiserliche Zug sich nordwärts bewegte, hatten sie die Stadt Tê-ts'ing, das heutige 40 Ts'ing-fêng südlich von Ta-ming, genommen, und drangen bereits nach Schan-tschou oder Schan-yuan vor (das heutige K'ai hien nordöstlich von Hua hien), während das feste Ta-ming in ihrem Rücken sich noch hielt. Die beiden Heerlager standen sich auf etwa 70 km gegenüber. Bei einem Er-

kundungsritt, den der Oberbefehlshaber der K'i-tan, Siao T'a-lan, gegen Schan-tschou unternahm, stieß er auf eine Abteilung chinesischer Truppen unter Li Ki-lung, einem der wenigen hervorragenden Truppenführer der Sung. In dem sich entspinrenden Gefechte wurde Siao T'a-lan durch einen 5 Bogenschuß gegen die Stirn getötet. Die Kaiserin Siao war von Schmerz bewegt, und im Heere herrschte lähmendes Entsetzen. „Dadurch wurde das Verlangen nach Friedensschluß verstärkt“, sagt das *S. T'ung-kien*. Einstweilen aber wüteten Siao T'a-lan's Kerntuppen mit verdoppelter Kraft im Lande; zudem herrschte eine bittere Kälte, und die kaiserlichen Truppen 10 bedurften dringend der Ermutigung. Wang K'in-jo, der taoistische Adept, dem dieser ganze Zustand ein Greuel war, saß während der kritischen Zeit in T'ien-hiung (Ta-ming), „hielt die Tür verschlossen“ — so bemerkt das *Pên-mo* (Kap. 21 fol. 6v^of.) —, „faltete die Hände und wußte keinen Rat. Dafür nahm er Fastenübungen vor und sagte kanonische Sprüche her“. 15 Der Kaiser aber verlegte sein Hauptquartier Anfang Januar 1005 nach Schan-tschou, weil seine Minister dies wegen der Stimmung des Heeres für notwendig hielten. Dort wurde abermals der Gedanke einer Übersiedlung nach Nanking angeregt, und Tschên tsung begann bereits zu schwanken. Aber K'ou Tschun widersprach abermals mit großer Schärfe, indem er 20 darauf hinwies, daß ein Entweichen des Kaisers die Auflösung des Heeres zur Folge haben und er Nanking nicht erreichen würde.

Inzwischen hatte aber Ts'ao Li-yung's Mission weitere Folgen gezeitigt. Da eine Einigung mit ihm nicht zu erlangen war, unternahmen die K'i-tan-Herrscher, wohl infolge der neuesten Wendungen, einen weiteren Schritt. 25 Sie entsandten einen Beamten namens Han K'i zusammen mit Ts'ao Li-yung nach Schan-tschou, um dort eine grundsätzliche Zustimmung zu ihren Forderungen zu erzielen. Tschên tsung wäre vielleicht zum Nachgeben bereit gewesen, aber Berater wie K'ou Tschun stärkten ihm den Rücken. Von einer Abtretung des Landes südlich der Pässe, erklärten sie, könne 30 keine Rede sein. Dagegen könne man „eine jährliche Lieferung von Gold und Seide als Beitrag zu den Kosten des Heeres (Kriegsentschädigung!) und zur Herstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses“ (*s. T'ung-kien* Kap. 25 fol. 36r^o) in Erwägung ziehen. Tschên tsung entschied dementsprechend: eine Landesabtretung lehnte er ab, dagegen könnte man eine 35 jährliche Zahlung in Gold und Seide zugestehen, „ohne die Ehre der Dynastie zu schmälern“. „Wollte man auf der ersten Forderung bestehen, so würde er kämpfen bis zur Entscheidung“.

Mit diesem Bescheide kehrten beide Unterhändler zu den K'i-tan zurück. Die erwähnte Lebensbeschreibung fährt fort: „Die Kaiserin-Mutter der 40 K'i-tan erklärte Ts'ao Li-yung: Die Tsin haben uns aus Dankbarkeit das Land südlich der Pässe abgetreten (*s. oben S. 44*), und Schi tsung von Tschou hat es uns wieder entrissen (*s. oben S. 72*), es ziemt sich also, daß es uns zurückgegeben wird. Ts'ao Li-yung erwiderte: „Wenn die Tsin den K'i-tan Land abgetreten und die Tschou es ihnen wieder entrissen haben,

so kümmert das unsere jetzige Dynastie nicht. Wenn es sich um die Forderung einer jährlichen Abgabe von Gold und Seide zur Unterstützung des Heeres handelt, so weiß ich nicht, ob der Kaiser diese bewilligt, aber eine solche von Landabtretung wage ich überhaupt nicht anzumelden“.

Es bedurfte noch eines mehrfachen Hin und Her zwischen den beiden 5 Lagern, ehe man zum Abschluß gelangte, wobei auch Wang Ki-tschung als Vertrauensmann der K'i-tan wichtige Vermittlerdienste leistete. Nachdem eine grundsätzliche Einigung über die Frage der Abfindung erzielt war, blieb die Summe festzusetzen. Tschên tsung war schließlich müde geworden und erklärte resigniert: „mir soll es recht sein, selbst wenn 10 es eine Million ist“. K'ou Tschun aber rief dem zurückgehenden Ts'ao Li-yung unmittelbar nach dieser kaiserlichen Entscheidung zu: „nicht über 300 000 darfst du hinausgehen, und wenn du es tust, wird es dein Leben kosten“ (*K'i-tan kuo tshi* Kap. 7 fol. 4v^o).

Verhältnismäßig schnell kam nun die Einigung zustande. Mitte Januar 15 konnte Ts'ao Li-yung den Abschluß melden, und gleich danach wurden die dazu gehörigen Dokumente ausgetauscht. Der Vertrag hat aber nicht die Form einer von beiden Parteien unterzeichneten Urkunde, sondern ist niedergelegt in zwei „Schwurbriefen“ (*shi schu*) der Herrscher, die ausgetauscht wurden. Der chinesische trägt das Datum des 13. Januar 1005, 20 der von den K'i-tan das des 24. Januar, am 28. Januar wurde der letztere übergeben. Die Texte, die im *K'i-tan kuo tshi* (Kap. 20 fol. 2r^of.) erhalten sind, stimmen bis auf einige unwesentliche Kleinigkeiten in Präambel und Schluß wörtlich überein und lassen die Gleichberechtigung beider Herrscher (beide führen den Titel *huang-ti*) deutlich hervortreten. Insofern erinnert 25 der Vertrag an den mit den Tibetern i. J. 821/22 geschlossenen Grenz- und Freundschaftsvertrag des T'ang-Kaisers (II, 484). Wie in diesem, so sah sich auch hier der Universalherrscher gezwungen, auf seine Ansprüche formal zu verzichten, allerdings unbeschadet der Theorie. Die Echtheit voraus- 30 gesetzt, sind die Dokumente hinsichtlich der wichtigsten Bestimmungen alles andere eher als klar. Sie beginnen mit der Versicherung, daß hinfort in vollkommener Aufrichtigkeit Friede und Eintracht gehalten werden sollen (die Fassungen sind hier etwas verschieden), und fahren dann fort: „Um dem Landesbrauche zu entsprechen, und als Beitrag zu den Kosten des Heeres werden jährlich 200 000 Rollen Seide und 100 000 Unzen Silber bewilligt“. 35 Nach einer Bestimmung über den Ablieferungsort heißt es weiter: „In den Bezirken entlang der Grenze sollen die militärischen Garnisonen die Grenzlinie ihrer Gebiete genau beachten, und die Bewohner auf beiden Seiten dürfen einander nicht ins Gehege kommen. Landflüchtige Verbrecher soll keine Partei vor der anderen verbergen noch ihnen Unterkunft gewähren. 40 Was die Ackerflächen und Landarbeiter betrifft, so dürfen die auf der Nord- und Südseite (der Grenze) Wohnenden einander nicht zügelloserweise belästigen. Mauern und Gräben der Städte von beiden Staaten können wie von je her beibehalten und erhalten werden, ebenso wie Wassergräben

gereinigt und ausgebessert werden dürfen, dagegen ist es nicht erlaubt, neue Stadtmauern und Gräben anzulegen oder Flußläufe neu auszuheben“. Der wichtigste Punkt, die Grenzziehung, ist also mit keinem Worte berührt, man muß aber aus den sonst nicht verständlichen Bestimmungen den
 5 Schluß ziehen, daß wenigstens ein Teil „des Landes südlich der Pässe“ bei den K'i-tan verblieb, denn in den Bergen spielte das Nebeneinander der Ackerflächen und Landarbeiter keine so gewichtige Rolle. Die K'i-tan werden auch das, was sie „südlich der Pässe“ schon am Anfang des Krieges besaßen — einschließlich ihrer Süd-Hauptstadt in Peking —, gewiß nicht
 10 alles wieder herausgegeben haben. Es ist dann das Schicksal Wang Kitchung's gewesen, sich jedes Jahr an den Hof der K'i-tan begeben und die kaiserlichen Abgaben überbringen zu müssen, so sehr er auch bat, von diesem Amte befreit zu werden. Er blieb aber hoch verehrt bei den K'i-tan und erhielt von ihnen sogar den fürstlichen Sippennamen Ye-lü Hien-tschung
 15 verliehen. Anscheinend ist er auch in dem Nordreiche gestorben.

Der Vertrag von Schan-yuan, wie er gewöhnlich genannt wird, ist ein unwiderlegliches Zeugnis von der schon bald nach ihrer Thronbesteigung beginnenden Schwäche der Sung-Dynastie. Ihre Kraft fing schon unter
 20 T'ai tsung an, sich in geistigen Dingen zu erschöpfen, so daß nicht mehr genug übrig blieb, um dem Drucke der kriegerischen Fremdvölker auf die Dauer Widerstand zu leisten. Wenn schon wenige Jahrzehnte nach der Einigung des Reiches der Gedanke erwogen werden konnte, den Norden, das eigentliche Land der Väter, preiszugeben und, wie einst die Tsin-Dynastie (II, 51), nach Süden oder dem fernen Westen abzuwandern, und
 25 wenn man sich dann bereit fand, den Frieden durch eine für den Himmelssohn nicht eben rühmliche jährliche Abgabe an Geld und Geldeswert zu erkaufen, so waren dies keine verheißungsvollen Zeichen für die kommende Entwicklung. Die Berufung auf die Politik der Han-Kaiser gegenüber den Hunnen war ebenso fehl am Platze wie das Verkleiden der Tributzahlungen
 30 als „Beiträge zu den Kosten des Heeres“ — schwächliche Versuche einer Selbsttäuschung über das eigene Unvermögen. Näher hätte das Vorbild von Schi King-t'ang, dem Gründer der späteren Tsin-Dynastie, gelegen, der 936 sich als erster zu einer Tributleistung an die K'i-tan verpflichtete (s. oben S. 44). Ein Kommentator des *S. T'ung-kien* (unter *king-té* 1. Jahr
 35 12. Monat) stellt denn auch die beiden Kaiser auf die gleiche Stufe der Verdammnis. Auch die Freundschafts- und Grenzverträge mit den Tibetern von 783 und 821/22, die einst die T'ang-Kaiser in ähnlicher Bedrängnis hatten schließen müssen, dürften in den Hofkanzleien nicht unbekannt gewesen, aber als wenig geeignet befunden sein, in die Erinnerung zurück-
 40 gerufen zu werden. Auch für die Herstellung eines Verwandtschaftsverhältnisses mit dem Herrscherhause der K'i-tan, zu dem sich Tschên tsung entschließen mußte, indem er die Kaiserin Siao als seine „Tante“ (*schu-mu*) bezeichnete, standen ihm Vorbilder aus den früheren Teildynastien zur Verfügung (s. oben S. 47). Wahrscheinlich würde aber das Abkommen selbst

in dieser Form nicht zustande gekommen sein, wenn nicht auch bei den K'i-tan, d. h. bei ihrer obersten Herrin, der Kaiserin-Mutter, ein dringendes Verlangen nach Frieden bestanden hätte.

Wie die Tibet-Verträge, so ist auch der K'i-tan-Vertrag als ein *mêng* d. h. „Bund“ bezeichnet, also ein Friedens- und Freundschaftsvertrag, der das künftige Verhältnis beider Staaten für alle Zeiten bestimmen sollte. Dies hochgesteckte Ziel hat er zwar nicht erreicht, aber er hat immerhin die Kämpfe zum Stehen gebracht und dem Sung-Reiche eine Reihe friedlicher Jahre beschert. Dazu trug auch der Umstand bei, daß der ruhelose und unsichere Vasall im Westen Li Ki-ts'ien (s. oben S. 135) 1004 unerwarteterweise an einer Pfeilwunde starb, die er bei einem seiner vielen Angriffe gegen die Si-fan in Kan-su bei Si-Liang fu (Liang-tschou, s. III, 244) erhalten hatte. Damit war die Regierung in K'ai-fêng von einer schweren Sorge befreit. Sein junger Sohn, Li Tê-ming, oder wie er auch mit seinem Adoptivnamen (s. oben S. 134) genannt wird, Tschao Tê-ming, beschwor seine Loyalität und wurde 1006 zum „Militärgouverneur von Ting-nan kün“ und „König von Si-p'ing“ ernannt, zwei Titel, die bereits seinem Großvater und seinem Vater von beiden Machtrivalen, den Chinesen und den Liao, verliehen worden waren. Auch diesmal beeilten sich die K'i-tan, im Erwerb der Bundesgenossenschaft des jungen Weststaates nicht zurückzubleiben, und erneuerten 1008 für Li Tê-ming die Investitur als „König von Groß-Hia“ (*Ta Hia kuo wang*) (s. oben S. 133f.). Wie stark bereits in Hia das Großmachtgefühl geworden war, zeigt die Tatsache, daß Tê-ming i. J. 1012 seinen Vater als *huang-ti* einen chinesischen posthumen Ehrentitel und den Tempelnamen T'ai tsu beilegte. Für Tschên tsung aber war es eine große Beruhigung, daß er auch von dieser Seite zunächst keinen Angriff zu fürchten hatte.

e) Innere Zustände.

Aber in der wärmenden Sonne des Friedens gedieh, inmitten der Gelehrsamkeit und der Künste des konfuzianischen Literatentums, auch das Unkraut der taoistischen Geisterlehre und mystischen Spekulation. Und wie einst im 8. Jahrhundert der T'ang-Kaiser Hüan tsung (II, 434ff.), so wurde auch Tschên tsung allmählich ihr willenloses Opfer. Allen voran war es Wang K'in-jo, Literat, Astrolog, taoistischer Wundermann und Staatsminister, der den Herrscher in der schwülen Atmosphäre der Hellseherei so umnebelte, daß er ihn schließlich auf die Wege des gewissenlosen Volksbetruges locken konnte. Wang K'in-jo hat denn auch in der Geschichte einen üblen Nachruhm hinterlassen. „Von kurzer Gestalt und mit einem Auswuchs im Nacken“, sagt seine Lebensbeschreibung von ihm (*Sung schi* Kap. 283 fol. 6r⁰), „wurde er von seinen Zeitgenossen als der Schwären-Minister bezeichnet. In der Kenntnis der Astrologie war er allen über, und

unter jedem Herrscher (er hat unter dreien gedient) wußte er sehr viel daraus zu machen. Er verstand, sich zu drehen und zu winden und Umschweife zu machen, nur um die Ansicht des Kaisers richtig zu treffen. Aber seiner Art nach war er schlau und ränkevoll, dabei rücksichtslos, 5 hochmütig und prahlerisch“. Die Wirksamkeit Wang K'in-jo's entspricht dieser Kennzeichnung.

Tschên tsung, offenbar selbst ein schwacher Charakter, geriet nach dem Friedensvertrage mehr und mehr unter den verhängnisvollen Einfluß dieses Mannes, besonders nachdem der charakterfeste K'ou Tschun infolge 10 von Intrigen Wang K'in-jo's aus der Hauptstadt entfernt und in die Provinz versetzt war. Das Mittel, dessen sich der hinterlistige Schleicher dabei bedient hatte, war ein besonders infames. Er, der in der schwierigen Lage nichts anderes gewußt hatte, als die Flucht nach dem Süden zu empfehlen und im übrigen seine Sprüche herzusagen (s. oben S. 140 u. 142), redete jetzt dem 15 Kaiser ein, daß der Vertrag von Schan-yuan eine Schmach sei, an der K'ou Tschun, der aus der Bedrängnis noch das Beste gemacht hatte, die Schuld trage. In der schwachen Seele Tschên tsung's wirkte das Gift: er schickte K'ou Tschun nach Ta-ming und fragte Wang K'in-jo verzweifelt um Rat, was man tun könne, um die Schmach abzuwaschen. Wang meinte, wenn 20 man die verlorenen Provinzen im Norden nicht mit den Waffen zurückzuerobern vermöge, so müsse man den verblassenden Glanz des Thrones durch eine prunkvolle Machtentfaltung wieder erneuern und so „die Welt mit Ehrfurcht erfüllen, den Barbaren aber die Herrschaft zeigen“. Und auf die weitere Frage nach der Art solcher Machtentfaltung schlug Wang den 25 feierlichen Opferzug zum T'ai schan mit dem Opfer an Himmel und Erde (*fêng-schan*) vor, wie er 725 unter Kaiser Hüan tsung zum letzten Male stattgefunden hatte (II, 432) und von T'ai tsung, als der Antrag an ihn herangebracht wurde, nach anfänglicher Zustimmung abgelehnt war. Dem Einwande, daß dafür ein „himmlisches Vorzeichen“ (*t'ien schui*) gegeben 30 sein müsse, begegnete der Zyniker mit einer Darlegung, die ungemein kennzeichnend ist für die Hohlheit des konfuzianischen Kultus-Systems. Ein solches Vorzeichen, sagte er, „beschafft man sich, genau wie in früheren Generationen, durch menschliche Mittel. Glauben Euer Majestät, daß es etwas wie die „Zeichnungen des Huang ho“ und das „Buch des Lo-Flusses“ 35 (*Ho-t'u Lo-schu*, s. III, 55) jemals gegeben hat? Der Heilige bedient sich des Geisterweges, um seine Lehre aufzubauen“. Der Kaiser war zunächst entsetzt über diese verwegenen Gedanken, konnte sich aber ihrer nicht mehr erwehren und fragte schließlich einen Vizepräsidenten des Ministeriums des Kultus, Tu Hao, einen „ehrwürdigen konfuzianischen Gelehrten“, wie 40 es um die „Zeichnungen des Huang ho“ und um das „Buch des Lo-Flusses“ stehe. Der Alte, „der die Absicht des Kaisers nicht ermaß, antwortete bedächtig: die Heiligen haben mittels solcher Geisterwege ihre Lehre aufgebaut“. Diese, wie das *S. T'ung-kien* versichert, zufällige Übereinstimmung mit der Andeutung Wang's wirkte als große Beruhigung auf

Tschên tsung, und nun war sein Entschluß gefaßt. Jetzt handelte es sich nur darum, den Widerspruch zum Schweigen zu bringen, der sich bereits bemerkbar gemacht hatte, als die erste, wohl von Wang K'in-jo bestellte, Anregung, den Opferzug zu unternehmen, durch die Staatskanzlei an den Kaiser herangebracht war. Mehrere der Minister, vor allen der Präsident 5 des Geheimarchivs, Wang Tan, hatten lebhaften Einspruch erhoben gegen den Plan: „der Kult des *fêng schan* sei seit langem im Verfall“ und könne nur unter ganz besonders gesegneten Umständen wieder aufgenommen werden. Wang Tan wurde darauf bei einem Bankett im Palast mit „einem Becher edelsten Weines für seine Frauen und Kinder“ beschenkt, der aber statt des 10 „Weines kostbare Perlen enthielt“. „Von da ab äußerte Wang Tan in der Frage des himmlischen Buches und des *fêng-schan*-Opfers keine abweichende Meinung mehr“. Ohne Verzug begannen jetzt die Vorbereitungen, im geheimen zuerst, dann öffentlich. Zunächst wurde das „himmlische Vorzeichen“ beschafft. Im Anfang des Jahres 1008 berichtete Tschên tsung 15 seinen staunenden Ministern, daß er mehrere Wochen vorher in der Nacht eine Vision gehabt habe: ein Geist (*schên jen*) habe ihm eröffnet, daß demnächst ein „himmlisches Schriftwerk“ (*t'ien schu*), genannt „Buch des großen Erfolges und Zeugnis des Glücks“, in drei Abteilungen für ihn herabgelangen würde. Nunmehr werde ihm jetzt gemeldet, daß an der Dach- 20 verzierung eines Palasttores ein in gelbe Seide gewickelter Gegenstand von der Art eines Buches hänge. Nachdem dieser Gegenstand feierlich eingeholt war, zeigte es sich, daß man hier das angekündigte „himmlische Schriftwerk“ in Händen hielt. Es trug außen die Inschrift: „Die Tschao (der kaiserliche Sippenname) haben den Auftrag des Himmels erhalten und in 25 Sung zum Glanz gebracht, für 799 Generationen werden sie ihn behalten“, und hatte „die Art des *Hung fan* im *Schu king* (I, 79) und des *Tao-tê king* von Lao tsé (I, 202f.)“. Der Empfang dieses „himmlischen Vorzeichens“ wurde zu einer Staatsaktion mit feierlichster Ausstattung taoistischen 30 Gepräges; einer der Hauptakteure dabei war Wang Tan.

Es bedurfte kaum noch der Tausende von Bittschriften aus allen Teilen der Bevölkerung, von denen Tschên tsung's Inschrift auf dem T'ai schan und in der Stadt T'ai-ngan erzählt, und die wohl alle Wang K'in-jo zum Urheber hatten, um den Boden weiter vorzubereiten. „Wang Tan und andere“, so berichtet das *Sung schi* (Kap. 104 fol. 1 v^o), „an der Spitze des 35 Beamtentums, der hohen und niedrigen Offiziere aller Armeen, der Präfekten der großen und kleinen Bezirke, der Barbaren-Vertreter, der buddhistischen und taoistischen Kirchenangehörigen, sowie der Greise und Ältesten, zusammen 24370 Personen, richteten an den Thron die Bitte, die Opfer zu vollziehen“. So wurde denn nach monatelangen, bis in die kleinsten Einzel- 40 heiten gehenden Vorbereitungen im November 1008 das große Unternehmen zur Rettung des Glanzes der Dynastie in Szene gesetzt: nach fast dreihundert Jahren wurde zum ersten Male wieder der Opferzug zum T'ai schan mit allem dazu gehörigen Pomp unternommen, Wang K'in-jo und der teuer

bezahlte Wang Tan waren die Hauptregisseure bei dem grandiosen Schauspiel. Auf dem Rückwege wurde, nach dem Vorbilde Hüan tsung's, die Heimat des Konfuzius in K'ü-fu aufgesucht, dort im Tempel und am Grabe des Wên-süan wang (II, 434) die kultische Verehrung dargebracht und der 5 i. J. 739 von Hüan tsung dem Weisen verliehene Titel Wên-süan durch den Zusatz Hüan schêng „der Heilige der geheimnisvollen Tiefe“ verstärkt. Der Name wurde dann 1012 in Tschî schêng umgeändert, weil Tschên tsung in dem Namen seines erträumten Urahnen das Zeichen für Hüan erkennen zu sollen glaubte (s. unten). Die Familie des Heiligen erhielt weitere Aus-
 10 zeichnungen und materielle Zuwendungen. Kurz vor Jahresschluß langte der Zug wieder in K'ai-fêng an. Wang K'in-jo hatte über alle Widerstände der Vernunft und Ehrlichkeit triumphiert. Der Kaiser wanderte weiter auf dem Wege frömmelnder Betrügerei, auf den ihn der gerissene Schwätzer geführt, und, wie einst sein Vorbild Hüan tsung, geriet er immer tiefer in die
 15 trübe Flut taoistischer Hexenkünste. Die Geschichten, die von ihm erzählt werden und bei denen man nicht weiß, ob er der Betrüger oder der Betrogene war, erscheinen kaum glaublich. So teilte er 1012 seinen Ministern mit, daß ihm ein Bote des „Edelstein-Kaisers“ Yü huang (einer taoistischen Gottheit) im Traum erschienen sei und ihm eröffnet habe, daß der Yü huang
 20 ihm früher durch seinen Urahnen Tschao Hüan-lang das himmlische Buch übersandt habe und daß dieser sich demnächst selbst vorstellen werde. Das sei auch geschehen und der Urahn habe ihm dabei gesagt, daß er einer der neun Brüder sei, die in der Vorzeit einst die „Menschen-Kaiser“ gewesen seien. Er habe sich zuerst in der Person des Huang ti (I, 61) geoffenbart
 25 und dann im Geschlecht der Tschao, sei also sein erster Ahn. Eine Mahnung, gut zu regieren, schloß die Vision.

Die chinesische Geschichtsbetrachtung hat denn auch aus ihren Ansichten über Tschên tsung wie über Wang K'in-jo kein Hehl gemacht. „Wenn eine niedrige Persönlichkeit ihren Fürsten verführen will,“ so schreibt das
 30 *Fa-ming* zum *S. T'ung-kien*, „und Tschên tsung diese Betrügerei nicht zurückweist, so liegt eine beiderseitige Verirrung vor.“ Und das *Sung lun* (17. Jahrh., Kap. 3 fol. 9r^{off}.) widmet dem Falle eine besondere Abhandlung, in der es ebenfalls beide Hauptpersonen in gleicher Weise verdammt. „Wenn Tschên tsung“, heißt es dort, „die Ehre seiner Dynastie
 35 wiederherstellen und sein Alter mit einem Erfolge krönen wollte, so war dazu keine gefälschte Geistererscheinung nötig, um die frühere Schuld zu tilgen, und Wang K'in-jo hätte nicht in der Lage sein dürfen, seine Verworfenheit zu entfalten“. Es erscheint in der Tat als eine Verblendung ohnegleichen, wenn in einer Zeit, wo sich an der ganzen Nordseite des Reiches,
 40 von Tibet bis zum Ozean, drohende Wolken zusammenballten, im Inneren eine Komödie von gigantischem Ausmaß aufgeführt wird, bei der ein gewissenloser Monarch und seine verlogenen Minister sich in die Hauptrollen teilen und mit einem gutgläubigen Volke ein frivoles Spiel treiben. „Wenn draußen die gewalttätigen Barbaren stehen, im Innern aber eine Bande

von Schurken wirkt“, sagt das *Sung lun* weiter, „wenn bei der Führung des Steuern der Fürst kein festes Herz hat, wie soll man da von oben herab dem Lande die Ruhe, dem Volke den Frieden, dem Unheil eine Abwehr geben?“ Das „himmlische Buch“ war kein Zeugnis des Glückes, sondern ein Vorzeichen des kommenden Verderbens.

5

Der Opfergang Tschên tsung's zum T'ai schan war der letzte in der chinesischen Geschichte. Zwar an ruhmsüchtigen Herrschern und willfährigen Ministern hat es auch später nicht gefehlt, aber die phantastischen Aufwendungen, die mit dem Kulte verbunden waren, die Lasten, die der Bevölkerung aller Bezirke auferlegt wurden, durch die sich der aus ungezählten 10 Tausenden bestehende kaiserliche Zug hindurch bewegte, haben seine Wiederholung unmöglich gemacht, ganz abgesehen davon, daß die Zustände im Reiche hinfort wenig dazu angetan waren, derartige Prunkfeste zu feiern.

Aber Tschên tsung blieb blind für die Nöte seiner Zeit, er war der Gefangene seiner taoistischen Augendiener und Schwindler am Hofe. Im 15 Sommer 1010 langte eine Bittschrift von zwölfhundert „Dorfältesten, Buddhisten und Taoisten“ an, die verlangte, man solle der Erdgöttin *Hou t'u* in Fên-yin (Jung-ho hien) in Schan-si (II, 431 u. III, 155) wieder Opfer darbringen. Wir kennen die Hintergründe dieser neuen Komödie nicht, aber Wang Tan, Wang K'in-jo und ihr Anhang haben sicher ihre 20 Hand im Spiele gehabt, jedenfalls wurden sie beauftragt, die nötigen Vorbereitungen für den Zug nach Schan-si zu treffen. Das alte Kultritual mußte aufgesucht und neu festgestellt werden, wobei auch diesmal das Vorbild Hüan tsung's seine Wirkung tat. Diesmal fanden sich indessen zwei aufrechte Männer, die dem gewissenlosen Treiben mit unverblünten Worten 25 entgegentraten. Der eine war ein gelehrter Konfuzianer, Sun Schi, der bereits drei Jahre früher, als man ihn nach seiner Meinung über das „himmlische Buch“ fragte, geantwortet hatte: „ich habe gehört, der Himmel spricht nicht mit Worten (I, 120), wie kann er also ein Buch haben?“, der andere war ein verdienter Krieger, Huang-fu Ki-ming, der sich in den Kämpfen 30 gegen die K'i-tan oft ausgezeichnet hatte; beide rügten in eindringlichen Darlegungen das Unverantwortliche des neuen Unternehmens. Sun Schi führte, gestützt auf Literatur und Geschichte, zehn Gründe an, aus denen der Kultus von Fên-yin abzulehen sei; er sei — das sind die bestimmenden Gedanken — unkanonisch und als ein Verstoß gegen das Volkswohl unzu- 35 lässig. Huang-fu Ki-ming wies auf die gefährdete Lage des Reiches hin, die solche überflüssige Unternehmungen verbiete. Tschên tsung aber verharrte auf seinem Plane. „Er erkannte die Loyalität der Ratgeber an, war aber außer Stande, ihnen zuzustimmen“. Im Frühjahr 1011, nachdem wieder ein „himmlisches Buch“ erschienen war, brach der kaiserliche Zug auf und 40 bewegte sich zunächst auf T'ung-kuan zu, dabei wurden auf dem westlichen der vier heiligen Berge, dem Hua schan unweit südlich davon (III, 7), Opfer dargebracht, dann überschritt man den Wei ho und begab sich nach Fên-yin, wo unter feierlichem Pomp auf einem vorher ausgesuchten Platze die

Kulthandlung vollzogen wurde. Wang K'in-jo und seine Genossen haben Tschên tsung nicht mehr aus den Händen gelassen, und der taoistische Wunderkult hat noch viele erstaunliche Blüten getrieben, bis der Kaiser 1022 starb, nachdem kurz vorher sein Mentor Wang Tan noch in Ungnade 5 gefallen war.

Während Tschên tsung mit seinen „himmlischen Büchern“ sich selbst und sein Volk betrog, ging in den Fremdstaaten die Entwicklung weiter, und nicht zum Vorteil des Reiches. Die K'i-tan hatten durch den Vertrag von 1004 an ihrer Südgrenze ruhige Verhältnisse erhalten und benutzten dies, um ihre 10 Macht nach Osten und Westen auszudehnen. Im Westen hielten sie zunächst weiter auf ein gutes Verhältnis zu dem erstarkenden Si-Hia-Reiche (s. oben S. 134f.), wo seit 1004 (Li) Tê-ming die Herrschaft führte. Beide Nordstaaten scheinen gleichzeitig ihre Oberherrschaft über die Gebiete der Uiguren in Kan-su geltend gemacht zu haben, wenigstens traten beide dort Anfang 15 1009 mit Waffengewalt auf, ob aber in Gegnerschaft zu einander, ist aus den spärlichen Nachrichten nicht zu ersehen (vergl. unten). Li Tê-ming fühlte sich als der Schwächere und zog sich zurück. Der „Gouverneur des Nordwestens“ von Liao aber zwang den Khagan der Uiguren, die Oberhoheit der K'i-tan anzuerkennen. Bald danach, 1010, erfolgte eine neue 20 Strafexpedition, und hierbei wurde die Stadt Su-tschou im äußersten Nordwesten von Kan-su zerstört und die gesamte Bewohnerschaft umgesiedelt nach der alten Stadt T'u-wei k'ou (?), die zu diesem Zwecke wieder aufgebaut werden mußte. Es ist möglich, daß sich hier bereits trotz aller Freundschaftsbezeugungen eine Eifersucht gegen die aufkommende neue 25 Großmacht von Si-Hia anbahnte, die später noch zu erbitterten Kämpfen führen sollte.

f) Machterweiterung der K'i-tan.

Inzwischen aber erhielt Schêng tsung von Liao eine nicht unwillkommene Veranlassung, Korea (Kao-li) seine Hand fühlen zu lassen. Hier hatte sich 1009 eine von jenen blutigen Palastrevolutionen ereignet, wie sie auch in 30 China nur zu gut bekannt sind. Die Gemahlin des Königs Tsch'êng tsung (Wang Tschî, s. oben S. 130f.) aus der Familie Huang-fu hatte ein intimes Verhältnis mit einem entfernten Verwandten namens Kin Tschî-yang gehabt. Als Tsch'êng tsung davon erfuhr, ließ er den Mann ausprügeln und verbannte ihn in eine entlegene Gegend. Nach dem Tode des Königs 997 35 folgte ihm sein Sohn Wang Sung (Mu tsung). Er war zwar bereits siebzehn Jahre alt, aber die Königin-Mutter führte trotzdem für ihn die Regentschaft. Sie ließ sofort ihren Liebhaber zurückkommen, gab ihm ein hohes Amt und zeichnete ihn als ihren Günstling vor allen anderen aus. Aus dem Verhältnis beider ging ein Sohn hervor, dem die Königin den Thron zu 40 verschaffen beabsichtigte. Mu tsung hatte noch keinen Nachkommen,

wohl aber war ein junger Enkel von T'ai tsu, namens Wang Sün, vorhanden, der zwar einer älteren Generation angehörte als Mu tsung, aber von Tsch'êng tsung bereits als Nachfolger des letzteren in Betracht gezogen war. Die Königin-Mutter haßte deshalb den elfjährigen Knaben und schickte ihn in ein buddhistisches Kloster als Novizen. Mehrfach trachtete sie ihm auch 5 nach dem Leben, aber die Mönche nahmen sich seiner schützend an und verbargen ihn vor allen Nachstellungen. Tsch'êng tsung hatte kurz vor seinem Tode einigen seiner Vertrauten von seiner Besorgnis wegen der Thronfolge Mitteilung gemacht und ihnen ans Herz gelegt, dafür zu sorgen, daß „der Thron von Kao-li nicht an andere Familien komme“. Auf seinem Toten- 10 bette ließ er Wang Sung schwören, daß er die richtige Thronfolge innehalten werde. Wang Sung hatte zwölf Jahre regiert, sicher unter dem starken Einfluß seiner Mutter, aber anscheinend auch in gutem Einvernehmen mit ihr, als von persönlichen Feinden 1009 das Gerücht verbreitet wurde, der König sei hoffnungslos krank, und blutige Unruhen wegen der Thronfolge 15 ständen bevor. Tsch'êng tsung's Vertraute beschlossen daraufhin, zu handeln. Sie setzten sich mit dem Statthalter der „westlichen Hauptstadt“ Pyöng-yang, K'ang Tschao, in Verbindung und forderten ihn zum Eingreifen auf. K'ang Tschao zögerte, bis ihm ein Eilbote seines Vaters aus der Hauptstadt die Nachricht von der drohenden Gefahr bestätigte. Er brach 20 nunmehr mit fünftausend gewappneten Reitern auf, erfuhr aber, noch bevor er die Hauptstadt erreicht hatte, daß Mu tsung am Leben und gesund sei. Der Zorn der Königin-Mutter über den Empörer machte es unmöglich, jetzt auf halbem Wege stehen zu bleiben. Er rückte vor, drang in den Palast ein, setzte Mu tsung ab, ließ den Liebhaber der Königin hinrichten und 25 schickte deren gesamten Anhang in die Verbannung. Dann wurde Wang Sün als Thronfolger eingeholt und zum König ausgerufen. (Er führt den Tempelnamen Hien tsung.) Mu tsung entfloh zusammen mit seiner Mutter nach Tschyung-tschyu (südlich von der Hauptstadt Song do), auf dem Wege wurden sie indessen von Leuten K'ang Tschao's festgehalten, wobei Mu 30 tsung getötet wurde oder, nach anderen Nachrichten, Selbstmord beging. Die Kaiserin-Mutter soll dagegen noch bis 1029 in Huang-tschyu (am Daitong-Fluß) gelebt haben.

Bald nach diesen Ereignissen, im Sommer 1010, wurde die Aufmerksamkeit des Liao-Herrschers noch durch ein anderes auf Korea gelenkt. 35 Ein Militär-Beamter auf einer der Inseln in Ho-tschyu, einem Bezirk im Nordosten, nicht weit von der Südgrenze des Ju-tschen-Gebietes, machte sich einer blutigen Gewalttat gegen die nordischen Nachbarn schuldig. Er hatte oft Kämpfe mit ihnen gehabt und hegte einen unversöhnlichen Haß gegen sie. Als nun um diese Zeit eine aus fünfundneunzig Köpfen bestehende 40 Gesandtschaft der Ju-tschen, die sich an den Hof des Königs begeben wollte, seinen Bezirk passierte, ließ er sie festnehmen und sämtlich umbringen. Die Ju-tschen des Südens, die, wie wir früher sahen, den K'i-tan hörig waren (s. oben S. 136), beschwerten sich bei ihren Lehnsherren und baten,

an einem Feldzuge gegen Kao-li teilnehmen zu dürfen. Wohl um den bei den K'i-tan aufsteigenden Unmut über die geplante Gesandtschaft nach Kao-li zu beschwichtigen, überbrachten die Beschwerdeführer zugleich 10000 gute Pferde als Geschenk.

- 5 Die Bitte der Ju-tschen war durchaus zeitgemäß, denn Schêng tsung von Liao war ohnehin bereits im Begriff, Kao-li zur Rechenschaft zu ziehen. Noch bevor die Abgesandten der Ju-tschen eingetroffen waren, hatte er mit seinen Ratgebern — nicht ohne einigen Widerspruch — beschlossen, wegen der Tat des K'ang Tschao von dem neuen König Hien tsung eine Erklärung
10 und Sühne zu fordern. Wenn hier nicht materielle Rücksichten bestimmend waren — das *Sung schi* (Kap. 487 fol. 8r^o) erwähnt kurz, daß die K'i-tan sechs früher von ihnen befestigte Plätze an der koreanischen Grenze verlangt, aber nicht erhalten hätten —, mußte man gewisse mit der konfuzianischen Staatsethik zusammenhängende Anschauungen von Pietät und Strafpflicht des Herrschers als Gründe für das Vorgehen annehmen. Dafür
15 spricht die Tatsache, daß die K'i-tan ihr Vorhaben dem Sung-Kaiser zur Kenntnis brachten. Das *Fa-ming* zum *Kang-mu* (*ta-tschung siang-fu* 3. Jahr 11. Monat) hält den Gedanken für so selbstverständlich, daß es einen Auftrag des strafenden „Himmelssohnes“ an die „Barbaren“ zur Vollstreckung
20 der Strafe fingiert.

- Da der König Hien tsung von Kao-li keine ausreichende Genugtuung gab, überschritt Schêng tsung an der Spitze eines großen Heeres (angeblich 400000 Mann) am Ende des Jahres 1010 den Yalu und drang in Kao-li ein. K'ang Tschao, der ihm mit einer unzureichenden Streitmacht entgegen-
25 trat, wurde zurückgeworfen und setzte sich darauf in T'ong-tschyu (?) fest. Schêng tsung ließ den koreanischen König jetzt auffordern, den „Rebellen“ K'ang Tschao auszuliefern, worauf er seine Truppen zurückziehen wolle. Dieser aber stellte sich aufs neue zum Kampfe, wurde jedoch abermals vernichtend geschlagen und geriet selbst in Gefangenschaft.
30 Schêng tsung ließ ihn hinrichten und verfolgte die fliehenden koreanischen Truppen nach Süden, wobei sie scharenweise getötet wurden. Die nord-westlichen Bezirke ergaben sich den K'i-tan, jeder versuchte Widerstand wurde gebrochen. Hien tsung ließ nunmehr durch eine Gesandtschaft seine Unterwerfung anbieten. Der K'i-tan-Herrscher stellte daraufhin
35 alle weiteren Kriegshandlungen ein und sandte einen hohen Würdenträger mit tausend Mann Bedeckung zur Verhandlung nach der Hauptstadt Kai-syeng, ebenso eine weitere Abteilung, um den König zu empfangen. Als die K'i-tan in der „West-Hauptstadt“ (Pyöng-yang) ankamen und dem Kommandanten den Befehl zur Übergabe vorlegten, verbrannte
40 dieser das Schriftstück und tötete den Überbringer. Dann drangen Truppen von auswärts in die Stadt, machten die K'i-tan-Abteilungen zum großen Teile nieder und zwangen die Gesandten zur Umkehr. Schêng tsung, empört über den Verrat, rückte gegen die West-Hauptstadt und schloß sie ein. Nach wenigen Tagen wurde die Unterwerfung angezeigt, allerdings erst

nachdem es dem Kommandanten gelungen war, zu entfliehen; ohne Zögern setzten jetzt die K'i-tan den Vormarsch auf die Hauptstadt Kai-syeng fort, um dort die Unterwerfung des Königs zu erzwingen. Wo man auf koreanische Truppen stieß, wurden sie geschlagen, so daß Hien tsung die Stadt preisgab und mit seiner nächsten Umgebung nach Huang-tschyu 5 flüchtete. Als die K'i-tan-Truppen im Frühjahr 1011 anlangten, fanden sie die Stadt verlassen; sie wurde angezündet und samt Ahnentempel und Palast in Asche verwandelt. Für die heimkehrenden K'i-tan war die Strafexpedition beendet.

Schêng tsung war aber kaum in die Heimat zurückgekehrt, als die sämt- 10 lichen koreanischen Städte das eben auferlegte Joch der K'i-tan wieder abwarfen. Die Kriegsmüdigkeit der K'i-tan, die sich schon bei Beginn des Feldzuges geltend gemacht hatte, war indessen so stark, daß nichts Neues unternommen wurde, und als 1012 der König von Kao-li einen hohen Be- 15 amten, und zwar einen der ehemaligen Vertrauten Tsch'eng tsung's, der an K'ang Tschao's Vorgehen mitbeteiligt gewesen war, an den Hof der Liao sandte mit der Bitte, das alte Freundschafts- und Tributverhältnis wiederherzustellen, erhielt er nur den unwirschen Bescheid, der König möge selbst kommen. Auf Hien tsung's Mitteilung, er könne wegen Krankheit nicht kommen, ließ ihm Schêng tsung die erneute Forderung auf die sechs befe- 20 stigten Grenzplätze (s. oben S. 152) als Antwort zugehen. Die Forderung wurde diesmal zugestanden, trotzdem hat es noch wiederholte Kämpfe zwischen den beiden Staaten gegeben, ohne daß man über die Ursachen klar zu sehen vermag. Es kennzeichnet jedenfalls die Lage, wenn 1015 Kao-li gemeinsam mit den Ju-tschen eine Gesandtschaft an den Hof der 25 Sung schickt, und um die gleiche Zeit ein neuer Einmarsch in Kao-li erfolgt, der „im Osten Ordnung schaffen soll“; 1017 findet sich in den Annalen das gleiche Zusammentreffen. Mag nun das Bestreben, kein Schutzver- 30 hältnis der Sung über Koreaner und Ju-tschen wirksam werden zu lassen, oder das unbotmäßige Verhältnis der koreanischen Städte in den Grenzgebieten der Grund für die fortgesetzte Feindseligkeit geworden sein, immer wieder wird von Expeditionen der K'i-tan berichtet. Erfolgreich waren diese aber durchaus nicht immer. Eine Proklamation Schêng tsung's von 1018, in der er den Gouverneuren, die sich mit ihren Bevölkerungen unterwerfen würden, reiche Belohnungen in Aussicht stellte, den Wider- 35 strebenden aber „vergebliche Reue“ voraussagte (*Liao schi* Kap. 16 fol. 2r^of.), hatte einen neuen Krieg im Winter 1018/19 zur Folge, der für die K'i-tan mit einer schweren Niederlage endete. Trotzdem beschloß der König Hien tsung 1020, um weitere Kämpfe zu vermeiden, sich zu seinem Tribut- und Vasallenverhältnis dem Liao-Reiche gegenüber für die Zukunft zu 40 bekennen. So wurde der Friede hergestellt und 1021 dies der Sung-Regierung durch eine Gesandtschaft angezeigt. Die Haltung der letzteren war ohnehin eine rein passive gewesen, nur ihre Schwäche hat den K'i-tan die Oberherrschaft über Korea ermöglicht.

g) Sung, Si-Hia und Liao: Internationale Verhältnisse.

- Immerhin blieb, so lange Tschên tsung lebte, der Friede erhalten, und das Sung-Reich genoß trotz der geistigen Verirrungen des Kaisers eine Zeit ruhiger Entwicklung seiner kulturellen Kräfte. Die K'i-tan waren, wenn auch nicht eben sehr ehrenvoll, vorläufig „befriedet“ worden, das Reich von Si-Hia hielt man durch immer neue Ehrentitel und Gastgeschenke bei guter Laune, auch war sein gegenwärtiger Herrscher Li Tê-ming ein friedlicher Mann. Er schickte regelmäßige seine Tributgesandtschaften, und wenn man dem *Sung schi* (Kap. 485 fol. 11r^f.) glauben will, wehrte er sogar 1020 einen von Schêng tsung von Liao mit fünfhunderttausend Mann (?) unter dem Vorwande eines Jagduges unternommenen Angriff auf Liang-tien (in Kan-su?) erfolgreich ab. (Die Chroniken der Liao wissen allerdings nichts hiervon. Vergl. oben S. 150.) Auch der Kaiser Jen tsung, der 1022 auf seinen Vater gefolgt war, änderte nichts an diesen Verhältnissen, wohl aber der Tod Tê-ming's i. J. 1032.
- 15 Tê-ming's Sohn und Nachfolger (Li) Yuan-hao war eine völlig anders geartete Persönlichkeit als sein Vater. Klug, gebildet, der chinesischen wie anderer Fremdsprachen mächtig, mit den Lehren des Buddhismus vertraut, dabei aber tapfer im Kampf, energisch und ehrgeizig, war er unablässig auf die Förderung und die Würde des neuen Staates bedacht. Oftmals
- 20 hatte er seinen Eltern Vorwürfe gemacht wegen ihrer Unterwürfigkeit gegen die Sung-Herrscher, aber sein Vater hatte ihn gewarnt und ihm gesagt: „Ich bin längst des kriegerischen Handwerks müde; seit dreißig Jahren hat unsere Familie sich in seidene Gewänder kleiden können, das verdanken wir der Güte der Sung.“ Yuan-hao aber hatte geantwortet:
- 25 „Sich in Felle kleiden und der Pflege der Herden obliegen, das ist der Art der Westvölker angemessen, aber auch die Quelle für Tapferkeit und Heldenmut; wenn man ein König sein und herrschen will, was frommen da seidene Kleider?“ (*Sung schi* Kap. 485 fol. 12v^o). Sofort, nachdem er die Herrschaft angetreten, zeigte er den Sung, was sie von ihm zu erwarten
- 30 hatten. Jen tsung hatte 1032 die Jahresbezeichnung *ming-tao* gewählt. Da *ming* einen Teil von seines Vaters persönlichem Namen (Tê-ming) bildete, lehnte er diese Bezeichnung als tabu ab und gebrauchte dafür *hien-tao*. I. J. 1034 kamen Meldungen aus den Bezirken von Schen-si, daß Yuan-hao's Truppen wiederholt dort einfielen und brandschatzten,
- 35 und am Ende des Jahres kam es zu ernsteren Kämpfen in K'ing-tschou (K'ing-yang im östlichen Kan-su), die durch die Zerstörung gewisser Erdbefestigungen in Hia-tschou seitens der Provinzialbehörden von Huan-k'ing (Teil von Schen-si) verursacht wurden. Yuan-hao rückte sofort mit 10000 Mann in das Nachbargebiet ein, „um Rache zu nehmen“; eine ganz unzu-
- 40 reichende chinesische Streitmacht trat ihm bei dem Fort Jou-yuan sai, etwa 80 km nördlich von K'ing-yuan, entgegen und wurde von ihm völlig

aufgerieben; ihr Anführer, der Militär-Intendant von Huan-k'ing, wurde gefangen genommen und erst nach längerer Zeit freigelassen. Zugleich nahm Yuan-hao 1034 statt der neuen Jahresbezeichnung der Sung (*king-yu*) eine eigene, *k'ai-yün*, an, änderte sie aber nach einem Monat, so fügt das *Sung schi* (Kap. 485 fol. 13^v) nicht ohne Spott hinzu, als er erfuhr, daß *k'ai-yün* das 5 Jahr (947) bezeichnete, in dem der letzte Tsin-Kaiser durch die K'i-tan in die Verbannung geführt wurde (s. oben S. 55), in *kuang-yün* um. Damit war der Bruch zwischen Si-Hia und dem Sung-Reiche vollzogen und neben dem großen unabhängigen Fremdstaate im Norden ein zweiter im Westen entstanden. Von 1038 ab führte Yuan-hao den Titel „Kaiser von Ta-Hia“. 10

Hatte Li Ki-ts'ien einst die Machtgrundlagen für das Hia-Reich gelegt (s. oben S. 134), so baute Li Yuan-hao, ein Mann mit staatsmännischerem Blick und trotz seiner Rauheit von größerem Kulturverständnis als seine Vorgänger, erfolgreich darauf weiter. Er vergrößerte nicht bloß sein Gebiet, indem er seine Herrschaft über das Ordos-Land und die jenseits des Huang 15 ho daranstoßenden Teile von Schan-si, die Bezirke von Sui-yuan und Tokto, im Süden bis nach K'ing-yang in Kan-su und im Westen, nachdem er 1036 die Uiguren unterworfen hatte, über ganz Kan-su bis nach Kua-tschou und Scha-tschou am Rande der Wüste, ausdehnte, sondern er festigte auch seinen Staat innerlich, indem er ihm nach chinesischem Muster eine orga- 20 nisierte Verwaltung gab, ein gegliedertes Beamtentum, zum Teil mit chinesischen Amtsbezeichnungen, schuf und die chinesische Amtstracht einführte. Seine Hauptstadt hatte er in Hing-k'ing, dem heutigen Ning-hia am Huang ho, eingerichtet, und dorthin zog er alles, was er an geistigen Kräften erlangen konnte. Denn neben seinem Machtstreben bemühte er 25 sich eifrig, sein Volk auf eine höhere Kulturstufe emporzuheben, und zwar mußte ihm hier nicht bloß die konfuzianische Bildung Chinas dienen, sondern auch der Buddhismus. Durch die Eroberung des westlichen Kan-su war er in den Besitz der altberühmten buddhistischen Pflegestätten von Liang-tschou, Scha-tschou u. a. mit ihren großen Klöstern gekommen 30 und damit an die Tore von Turkistan gelangt (s. II, 196 u. 290). Trotz der langen Zerstörungsarbeit der Muhammedaner seit dem 9. Jahrhundert (s. II, 483) waren in den Klöstern von Turkistan noch immer Reste buddhistischer Gelehrsamkeit und Missionstätigkeit übrig geblieben, und wenn auch die Verbindung der chinesischen Buddhisten mit Indien jetzt mehr auf 35 dem Seewege unterhalten wurde (s. II, 552), so kamen doch auch noch während der ersten Hälfte der Sung-Zeit nicht wenige der Sendboten mit Schriften und Reliquien über Land aus Khotän, Kao-tsch'ang (Turfan) und Kutscha, den wichtigsten Sammelpunkten der Sramanas. Sowohl bei den aus Manichäern zu eifrigen Buddhisten gewordenen Uiguren, deren 40 Stammesgenossen ja auch im Turfan-Gebiet wohnten (II, 501), als auch in Si-Hia bei dem Beherrscher Kan-su's fanden die wandernden Mönche gute Aufnahme, sofern sie dort blieben. Das war von den Buddhisten im nordwestlichen Kan-su zunächst nicht erwartet worden. Denn während

der Eroberung durch Yuan-hao 1036 oder unmittelbar vorher hatten buddhistische Mönche in den „tausend Grotten Buddhas“ (*ts'ien Fo-tung*) von Tun-huang bei Scha-tschou am Rande der Wüste, die von einzelnen Familien oder auch religiösen Gemeinschaften angelegt waren und Heiligtümer mit Buddha-Statuen, Wandmalereien und Inschriften-Tafeln enthielten, ihre gesamte Literatur an buddhistischen Manuskripten und Druckwerken in chinesischer, tibetischer, uigurischer und indischer Brāhmī-Schrift, aber auch an konfuzianischem, taoistischem, manichäischem, nestorianischem (II, 564ff.) und anderem Schrifttum, zehntausende von einzelnen Rollen und Packen, ferner zahllose Bilder und Bronze-Statuen, Ritzungen in Si-Hia und mongolischer Quadrat-Schrift u. a. aus Sorge wegen der drohenden Unruhen und Kämpfe versteckt und vermauert. Diese reiche Bibliothek, die ihr Versteck nicht wieder verlassen hat, ist zunächst i. J. 1900 von einem Chinesen, Wang Tao, wiederentdeckt, dann von dem Forschungsreisenden Sir Aurel Stein und dem französischen Sino-
 15 logen P. Pelliot 1907 und 1908 besucht und beschrieben worden (vergl. II, 568 u. 582). Es war die umfangreichste literarische Entdeckung, die jemals gemacht worden ist. Mit welcher Hingabe in Si-Hia der Buddhismus gepflegt wurde, zeigt ein sehr schön ausgestattetes Manuskript des
 20 *Saddharmapundarīka-sūtra*, des wichtigsten Textbuches der nordchinesischen Mahāyāna-Kirche in Si-Hia-Sprache, von dem ein umfangreiches Fragment nach Europa (der größere Teil davon nach Berlin) gekommen ist. Es besteht aus starkem dunkelblauem Papier, auf das der Text mit goldenen Schriftzeichen aufgetragen ist. Lehrer der Tanguten waren hierbei
 25 uigurische Mönche aus den großen Klöstern von Kan-su, die nach der Hauptstadt Ning-hia berufen wurden. Nach dem *Liao schi* (Kap. 115 fol. 10r⁰) übersandte der König (Li) Liang-tsu von Si-Hia, der Sohn und Nachfolger von Yuan-hao, 1067 an den Kaiser von Liao das von einem uigurischen Mönche verfaßte buddhistische Schriftwerk *Kin-Fo fan kio*
 30 *king*, und das *Sung schi* (Kap. 490 fol. 15v⁰) berichtet, daß i. J. 1068 Uiguren nach K'ai-fêng kamen und baten, das *Mahāprajñāpāramitā-sūtra* in goldenen Schriftzeichen erwerben zu dürfen. Die Könige von Si-Hia scheinen in der Tat alle eifrige Buddhisten gewesen zu sein (vergl. III, 22). I. J. 1034, so berichtet das *Pên-mo* (Kap. 10 fol. 31r⁰), „sandte Yuan-hao fünfzig
 35 Pferde als Geschenk und bat um ein Exemplar der Sammlung (*yi tsang*) buddhistischer Schriften (d. h. des Tripitaka), was ihm auch gewährt wurde“. Sogar eine eigene Ausgabe des Tripitaka wurde hergestellt. Aus einer im *Yuan schi* (Kap. 18 fol. 9v⁰) aufgezeichneten Verfügung des Mongolen-Kaisers Tsch'êng tsung (Timur Khan) von 1294 läßt sich entnehmen,
 40 daß damals die Holzplatten für den Druck des Si-Hia-Tripitaka entweder fertig oder in Arbeit waren. Es heißt dort: „Das Militär-Kommissariat (*tsung-kuan fu*, — s. II, 538 — für die Gebiete des ehemaligen Si-Hia) ließ die Arbeit an den im *süan-tsch'êng yuan* (einer unter der Mongolen-Dynastie geschaffenen Behörde für die Angelegenheiten der Buddhisten und die

Gebiete der Tibeter und Tanguten) geschnittenen Platten für das Tripitaka von Ho-si (Kan-su und Schen-si) einstellen“. Trotzdem soll der Druck 1302 fertig gestellt worden sein und das Werk etwa 3620 Teile (*küan*) umfaßt haben.

Genau wie einst Apaoki dem Volke der K'i-tan und zweifellos nach 5 seinem Vorbilde gab auch Yuan-hao seinen Tanguten für ihren Weg zu einer höheren Kultur das Werkzeug mit, das dafür unerläßlich war: ein Schriftsystem, in das er die eigene Sprache kleidete. Das *Sung schi* (Kap. 485 fol. 15r^o) macht darüber folgende Angaben: „Yuan-hao verfertigte selbst eine tangutische (*jan*) Schrift und befahl dem Ye-li Jen-jung (oder 10 Yü-k'i), sie zu erläutern, worauf dieser ein Werk von zwölf Rollen zusammenstellte. Die Form der Schriftzeichen war eckig angeordnet und ähnelte dem *pa-fên* (einer zwischen der „Kanzlei-Schrift“ (*li schu*) und der heutigen stehenden Schriftart (s. I, 234), die einzelnen Striche wiederholten sich sehr oft. Man lehrte die Untertanen, sich, wenn sie etwas aufzeichneten, 15 dieser Tanguten-Schrift zu bedienen. Man übersetzte das *Hiao king*, das *Ör-ya* (III, 7) und verschiedene aus vier Worten bestehende Sprüche (?) in das Tangutische“. Dem *S. T'ung-kien* (Kap. 40 fol. 24r^o) und dem *Si-Hia ki-schi pên-mo* (Kap. 10 fol. 31r^o) zufolge wurde die Schrift i. J. 1036 geschaffen. 20

Auch die Si-Hia-Schrift ist, wie ein flüchtiger Blick lehrt, ebenso wie die K'i-tan-Schrift den chinesischen Schriftzeichen durch Hinzufügung, Weglassung und Veränderung von Strichen nachgebildet worden. Daß Yuan-hao zu seiner Schriftbildung durch das Beispiel Apaoki's angeregt worden ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Zwischen beiden Reichen bestanden 25 enge Beziehungen und mindestens seit den Eroberungen Yuan-hao's unmittelbare Nachbarschaft; Heiratsverbindungen und regelmäßige Gesandtschaften verstärkten diese Beziehungen. Ob der eigentliche Erfinder, wie man aus seinem Familiennamen Ye-li, wenn er richtig wiedergegeben ist (Ye-lü bei den K'i-tan, s. oben S. 86), geschlossen hat, ein K'i-tan gewesen 30 ist, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls läßt aber das Aussehen der beiden Schriftsysteme sofort den gemeinsamen Ursprung erkennen. Was früher über die schweren Nachteile von Apaoki's Schrift gesagt war (s. oben S. 81), gilt natürlich auch für die von Yuan-hao: die agglutinierende Sprache ist in eine Bilderschrift gepreßt, deren Lautwerte mit ihrer Bedeutung nach 35 dem Aussterben der lebendigen Überlieferung nur unvollständig und mit großen Schwierigkeiten annähernd erschlossen werden können.

Die erste Probe der Si-Hia-Schrift, die der abendländischen Wissenschaft vor die Augen kam, war ein buddhistisches Gebet in der sechssprachigen Inschrift von 1345 über dem berühmten Tore von Kü-yung kuan im 40 Nan-k'ou-Paß nordwestlich von Peking (II, 239), und hier wurde sie nicht erkannt. Der englische Sinologe A. Wylie, der zuerst, 1864 und 1870, die Aufmerksamkeit darauf lenkte, hielt sie in Übereinstimmung mit einem älteren chinesischen Archäologen für Ju-tschen-Schrift (s. unten). Er

wurde in seiner Annahme bestärkt durch die Aufschrift auf einer Münze, die er in einem chinesischen Münzwerke wiedergegeben fand. Die Meinung hielt sich bis 1882, als Devéria in einem chinesischen Werke die Wiedergabe einer Inschrift von Yen-t'ai bei K'ai-fêng fand, deren Schriftzeichen zwei-
 5 fellos Ju-tschen waren, aber mit denen von Kü-yung kuan keine Ähnlichkeit hatten. Außerdem stieß Devéria in einem anderen Münzwerke der Chinesen auf eine Abbildung der gleichen Münze, die Wylie gesehen hatte, die aber hier ausdrücklich als Si-Hia-Münze bezeichnet war. Dasselbe Münzwerk sprach aber auch von einer alten Stele im „Tempel der Großen
 10 Wolke“ (Ta-yün ssë) in der Stadt Liang-tschou in Kan-su, die auf der einen Seite eine Inschrift in den gleichen Schriftzeichen wie die auf der Münze trage. Devéria verschaffte sich einen Abdruck der Inschrift, und da sie neben dem fremden auch einen chinesischen Text aufwies, war er im Stande sie zu übersetzen. Sie ist datiert vom 5. Jahre *tien-yu-min-*
 15 *ngan* (=1094), einer Jahresbezeichnung des Si-Hia-Herrschers, und preist in der üblichen geschwollenen Sprache die Geschichte und die Wirksamkeit eines Stüpa im Tempel und die glorreiche Herrschaft der Si-Hia-Könige. Daß der fremde Text auf der anderen Seite Si-Hia sein mußte, war nicht zu bezweifeln. Er zählte etwa 1556 Schriftzeichen gegen etwa 1632 des chi-
 20 nesischen Textes. So hatte man zwar ein umfangreiches Sprachdokument gewonnen, war aber natürlich ausser Stande, den Hebel für das Verständnis der Lautwerte und des Inhalts anzusetzen.

Noch bevor Devéria die Inschrift veröffentlichen konnte (es geschah 1901), hatte der englische Arzt Dr. Bushell sich mit der Geschichte von
 25 Si-Hia beschäftigt und seine Ergebnisse, eine nach dem *Si-Hia ki-schi pên-mo* zusammengestellte Skizze, in einem Aufsätze niedergelegt. Darin konnte er auch zwölf Si-Hia-Münzen aus der Zeit von 1075 bis 1226 abbilden, von denen sieben in seinem eigenen Besitz, die übrigen aus chinesischen Münzwerken entnommen waren. Bushell war immerhin schon in
 30 der Lage, die Bedeutung von siebenunddreißig Schriftzeichen durch ihre chinesischen Gegenstücke festzustellen. Das in Berlin befindliche Manuskript der Si-Hia-Übersetzung des *Saddharmapundarika-sûtra* (s. oben S. 156) konnte zu weiterer Aufhellung nicht beitragen, wenn auch an einigen Schriftzeichen Versuche einer Erklärung unternommen worden sind.
 35 Ein sehr viel reicheres Licht fiel aber in das Dunkel der Sache durch die Funde dreier gelehrter europäischer Forschungsreisender: des russischen Obersten Kozlow, des bekannten Archäologen und Geographen Sir Aurel Stein und des noch bekannteren Asienreisenden Sven Hedin. Kozlow leitete eine von der Kaiserlichen Geographischen Gesellschaft
 40 in Petersburg ausgesandte Expedition von 1907 bis 1909 und unternahm 1908 besonders Ausgrabungen auf der von den Mongolen heute Kara khoto genannten Ruinenstätte am Etsin gol (I, 20, chinesisch Hei ho oder Hei schui) kurz vor seiner Mündung oder Versickerung in die Schilfseen Sokhonor (oder Şogo nor) und Gaschun nor etwa 300 km Luftlinie von

Kan-tschou in Kan-su. Sir Aurel Stein zog im Mai 1914 von Kan-su aus das Tal des Etsin gol entlang nach Kara khoto und durchsuchte die Ruinenstätte unter großen Schwierigkeiten, die durch die Hitze, die Staubstürme und die Indolenz der mongolischen Arbeiter verursacht wurden. Sven Hedin endlich besuchte und durchforschte die Gegend mit einer schwedisch-chinesischen Expedition 1927.

Der Name Kara khoto d. h. „Schwarze Stadt“ ist neu, aber der Ort, den er bezeichnet, hat schon im Altertum eine wichtige Rolle gespielt, bis er von den Mongolen Dschingis Khan's im 13. Jahrhundert zerstört wurde. Es ist das unter dem Han-Kaiser Wu ti i. J. 102 v. Chr. gegen die 10 Hiung-nu erbaute Fort Kü-yen (III, 184), das später, mit einer befestigten Stadt verbunden, ein wichtiger Platz für militärische Unternehmungen sowohl wie für den Verkehr zwischen Kan-su und den Nordvölkern wurde. Im Si-Hia-Reiche war die Stadt Kü-yen ein Militärbezirk (*wei-fu*) geworden, und nach der Zerstörung und Einverleibung durch Dschingis Khan machte 15 man 1286 unter Kublai Khan aus der Gegend einen besonderen Militärbezirk (*tsung-kuan fu*) und eine Provinz Yi-tsi-nai (vielleicht ein Si-Hia-Name) mit einer Ackerbau treibenden Garnison. Infolge der veränderten politischen und kulturellen Verhältnisse, vermutlich aber auch infolge von Wechsel und Austrocknung der Wasserläufe — heute liegt der Ort von 20 dem See eine Strecke entfernt — verfiel die Stadt dem Sande der Wüste und wurde schließlich zur „toten Stadt Kara khoto“, wie Kozlow sie nennt.

Die Ausbeute der drei Expeditionen war eine ganz außerordentlich reiche. In einem Stüpa außerhalb der Festung an einem ausgetrockneten Flußbett, 25 wohl dem Reste eines buddhistischen Klosters, fand Kozlow, wie er schreibt, „Tausende von vollständigen Büchern und eine Menge von Schriftrollen, Heften sowie einzelnen Blättern, dazu Hunderte von Darstellungen Buddhas in Malerei und Skulptur“. Pelliot konnte 1910 die Funde in Petersburg einsehen und später eine kurze Übersicht über die chinesischen Teile ver- 30 öffentlichen. Es sind danach meistens buddhistische, daneben auch taoistische Texte, zum Teil von großem Seltenheitswerte, ferner Stücke vermischten Inhalts, Wörterbücher, geschichtliche Fragmente u. a., meistens Drucke — darunter ein Kolophon vom 16. Mai 1016 datiert — aber auch einzelne Handschriften. Mehrere russische Gelehrte haben die Bearbeitung 35 des Materials begonnen, darunter der Sinologe A. Iwanow, der die Schriftstücke übernommen hat. Er teilt sie in drei Kategorien: 1. Teile des chinesischen Kanons, Werke chinesischer Philosophen, wie Lao tsë, Tschuang tsë u. a., Fragmente amtlicher Schriftstücke und chinesische Übersetzungen buddhistischer Texte; 2. tibetische Texte, 3. buddhistische, histo- 40 rische und andere, noch nicht bestimmte Texte in der Si-Hia-Sprache. Diese Fülle zeigt, eine wie hoch entwickelte Kultur im Si-Hia-Reiche geherrscht haben muß. Sie war im wesentlichen buddhistisch, ruhte aber ganz auf chinesischer Grundlage. Von besonderer Wichtigkeit ist ein Fund,

der geeignet ist, uns den Zugang zu der Sprache zu öffnen, ein Schlüssel, wie wir ihn für die Sprache der K'i-tan bisher nicht besitzen. Es ist ein leider nur unvollständig erhaltenes chinesisch-tangutisches Vokabular und Schul-Übungsbuch, das für die Erlernung des Chinesischen durch
 5 Si-Hia-Leute i. J. 1190 verfaßt worden ist. Das Vokabular ist nach Sachkategorien geordnet und gibt jedes Wort in Si-Hia-Schrift, seine Aussprache mit chinesischen Schriftzeichen und seine Bedeutung im Chinesischen. Versuche im Einzelnen zur Auswertung dieses Hilfsmittels sind sowohl von Iwanow selbst wie von chinesischer Seite gemacht worden, während
 10 Laufer es unternahm, auf Grund des vorhandenen Materials die Sprache auch als Ganzes zu erfassen und durch Vergleich mit anderen in Betracht kommenden Sprachen ihre Zugehörigkeit zu bestimmen. In einer umfangreichen Untersuchung kam er zu dem Ergebnis, daß die tangutische Sprache von Si-Hia nicht einfach ein tibetischer Dialekt sei, wie man zunächst wohl
 15 anzunehmen geneigt sein könnte, esondern ein für sich bestehendes Glied innerhalb der tibeto-birmanischen Sprachfamilie, und daß es eine nähere Verwandtschaft mit den Sprachen der Lo-lo und Mo-so (I, 35f.) aufweise.

Steins Grabungsergebnisse waren nicht weniger reich als die von Kozlow. Die genaue Liste seiner Funde umfaßt Tausende von Stücken.
 20 Es sind Kupfermünzen, meist datiert zwischen 1008 und 1161, merkwürdigerweise fast nur chinesische Stücke, ein Zeichen, wie überwiegend die chinesische Wirtschaft gewesen sein muß. Ferner fanden sich glasierte Tonscherben, Porzellanstücke, Lacksachen, Reste von buddhistischem Kult, Seidenbanner, Skulpturen, Statuen, Reste von Schreinen und Stūpas,
 25 besonders aber auch ein reiches Schrifttum. An 2000 Schriftstücke konnten geborgen werden, meist buddhistischen Inhalts, darunter über 1100 geschriebene und etwa 300 gedruckte, sämtlich in Si-Hia-Schrift und -Sprache, dagegen nur 59 geschriebene und 19 gedruckte Stücke in Chinesisch, ferner
 30 Reste von Verwaltungsdokumenten, datiert zwischen 1290 und 1366, davon 230 in Chinesisch, 57 in Si-Hia oder Tibetisch und 9 in Uigurisch. Auch ein zweisprachiger Text in Si-Hia und Tibetisch hat sich gefunden. Der Bearbeitung dieser Literaturdenkmäler hat sich ein chinesischer Sprachforscher Wang Tsing-ju unterzogen, dem auch noch weiteres Material zu Verfügung stand. Hedins Expedition förderte in Kara khoto zahlreiche „Pa-
 35 pierhandschriften auf Chinesisch, Si-hsia, Uigurisch, Mongolisch, Tibetisch, sowie eine Menge kleiner Funde aus Bronze, Eisen, Holz, Ton und Porzellan“ zutage, so berichtet einer der archäologischen Teilnehmer. Ihre photographische Wiedergabe soll bevorstehen. Dank dieser überraschenden Forschungsergebnissen und ihrer Auswirkung sind wir jetzt über
 40 die Si-Hia-Schrift und -Sprache besser unterrichtet als über die anderen Idiome der nordischen Fremdvölker der Sung-Zeit.

Seit 1038 bestand zwischen dem Kaiserreich Si-Hia (s. oben S. 155) und den Sung offene Feindschaft. Es wird keinen starken Eindruck auf Yuanhao gemacht haben, wenn ihm der Kaiser Jen-tsung den seinen Vorfahren

einst verliehenen Sippennamen nebst allen chinesischen Titeln aberkannte und der Bevölkerung der Grenzgebiete verbot, mit Si-Hia Handel zu treiben. Stärkere Mittel scheinen den Sung nicht mehr zur Verfügung gestanden zu haben, um das weitere Vordringen des mächtigen Gegners nach Schen-si hinein zu verhindern. Aber im Angesicht der beiden neuen Großmächte, 5 K'i-tan und Si-Hia, mußte sich die chinesische Staatskunst auf ihren alten Weisheitsatz von der Bekämpfung der „Barbaren“ durch die „Barbaren“ (I, 333) besinnen. Noch war indessen der Augenblick dafür nicht gekommen, die Lage mußte erst vorbereitet werden. Trotz ihrer gegenwärtigen Ungunst bot sie doch einige aufkeimende Möglichkeiten. Mit den K'i-tan war man 10 dank dem Vertrage von Schan-yuan (s. oben S. 144) in einem gesicherten Frieden, aber deren Verhältnis zu Si-Hia war bislang noch ohne Spannungen, wenngleich aus den Bestrebungen beider in Kan-su — wobei die erwähnte ganz unglaubliche Nachricht über den Zusammenstoß (s. oben S. 154) außer Betracht bleiben kann — solche leicht erwachsen konnten. Zunächst 15 schien es jedenfalls, als ob die K'i-tan vielmehr ihrerseits aus den Feindseligkeiten der Si-Hia gegen das Sung-Reich Nutzen ziehen wollten. Die Frage des „Landes südlich der Pässe“, soweit es durch den Vertrag an die Chinesen zurückgegeben war, blieb für die Liao-Herrscher noch immer ungelöst, und sie zu lösen war auch dem 1031 zur Regierung gekommenen 20 Hing tsung eine Pflicht gegen seine Vorfahren. Jetzt, wo den Sung ein neuer Gegner erstanden war, schien ihm die Zeit dafür günstig. Er erwog einen neuen Zug nach dem Süden, aber sein altvertrauter Ratgeber Tschang Kien, ein Nordchinese, der seit langem in seinen Diensten stand, riet ihm zunächst, durch eine Gesandtschaft in K'ai-fêng seine Forderung friedlich 25 geltend zu machen. Hing tsung entsandte daraufhin 1042 einen Hofbeamten seiner Sippe, Siao T'ê-mo, zusammen mit einem seiner chinesischen Hanlin-Gelehrten, Liu Leo-fu, an den Hof der Sung, um Aufklärung darüber zu verlangen, „warum entgegen dem Vertrage von Schan-yuan, an der Grenze entlang Wasserkanäle ausgehoben und die Truppen verstärkt wurden, 30 und warum gegen Si-Hia Krieg geführt werde“; zugleich sollten die Gesandten zehn südlich von Tsin-yang in Schan-si und von Hiung hien in Tschili gelegene Bezirke in Besitz nehmen. In K'ai-fêng wurde emsig beraten, was in der Lage zu tun sei. Abermals tauchte der Gedanke auf, die Hauptstadt zu verlegen (vergl. oben S. 140), und zwar wurde jetzt vorgeschlagen, 35 Lo-yang wieder neu zu befestigen. Lü Yi-Kien aber, einer jener zahlreichen Hofgelehrten, die alles wußten, aber nichts konnten, meinte in überlegener Weisheit: „Die K'i-tan fürchten die Starken und verachten die Ängstlichen. Die Befestigung von Lo-yang ist nicht dazu angetan, ihnen Respekt beizubringen. Während der Kämpfe in der Periode *king-tê* (1004 bis 1008) hat 40 der Kaiser niemals den Huang ho überschritten, daher war nicht zu erreichen, daß die K'i-tan sich unterwarfen. Man sollte Ta-ming (nördlich vom Huang ho) zur Hauptstadt machen und eine persönliche Expedition des Kaisers in Aussicht nehmen, um die Pläne (der K'i-tan) zu vereiteln.

Andere aber sagten, das sei leeres Geschwätz. Das beste sei, Lo-yang wieder herzurichten. Darauf erklärte Lü Yi-Kien: das ist wieder ein Plan von Tsë-nang, der Ying befestigen wollte (Zitat aus dem *Tso-tschuan*). Wenn die K'i-tan imstande sind, den Huang ho zu überschreiten, was nützen dann
 5 selbst hohe Mauern und tiefe Gräben? Man muß statt dessen eine nördliche Hauptstadt (in Ta-ming) schaffen“. Irgend einen sichtbaren Erfolg haben diese Beratungen nicht gehabt. Auch die Verhandlungen mit den beiden K'i-tan-Gesandten kamen zu keinem Abschluß, und schließlich hielt man es in K'ai-fêng für aussichtsvoller, sie durch chinesische Vertreter
 10 mit dem Liao-Herrscher selbst führen zu lassen. Man wählte dafür einen jüngeren Gelehrten namens Fu Pi, der ein scharfer Dialektiker und eifersüchtig auf die Wahrung der Würde des Reiches und des Himmelssohnes bedacht war. Von seinen langen und zum Teil sehr erregten Verhandlungen mit Hing tsung im Herbst 1042 sind uns ausführliche Berichte überkommen.
 15 Fu Pi wies den Vorwurf einer Vertragsverletzung zurück, die neue Grenzsicherung sei durch die räuberischen Einfälle des Yuan-hao von Si-Hia nötig geworden, und wenn die Bekämpfung dieses Mannes den K'i-tan nicht vorher mitgeteilt sei, wie Hing tsung, wohl gestützt auf seine Suzeränitätsansprüche, tadelnd hervorgehoben hatte, so sei dem entgegenzuhalten, daß
 20 die K'i-tan ihre Bekämpfung von Kao-li den Sung auch nicht mitgeteilt hätten. Einer Abtretung des Landes südlich der Pässe widersetzte sich Fu Pi mit Entschiedenheit. Wenn die K'i-tan dieses Land als das ihrer Vorfahren bezeichneten, so erinnere er daran, daß es ihnen einst von Schi King-t'ang als Bestechung gegeben (s. oben S. 44), von Schi tsung von Tschou aber
 25 zurückerobert worden sei (s. oben S. 72), daß es also als angestammtes Land der Chinesen niemals abgetreten werden könne. Übrigens komme es den K'i-tan doch nur auf die Einnahmen aus dem Lande an, diese würden aber durch die jährlichen Lieferungen an Seide und Silber gedeckt. Schließlich verlangte Hing tsung, daß bei der Übersendung dieser Lieferungen ein
 30 Ausdruck gebraucht wurde, der das Überreichen einer Sache durch einen Niederen an einen Höherstehenden bedeutet. Fu Pi lehnte dieses Ansinnen mit Heftigkeit ab, und da der furchtlose Chinese in Wort und Gebärde immer leidenschaftlicher wurde, so brach Hing tsung die Verhandlung mit dem Bemerken ab, daß er sie durch eigene Gesandte in K'ai-fêng fortsetzen
 35 werde. So wurde denn abermals ein hoher K'i-tan-Beamter namens Ye-lü Jen-sien zusammen mit Liu Leo-fu nach dem Süden entsandt, nachdem Fu Pi zurückgekehrt war. Nach weiteren Debatten einigte man sich schließlich auf eine Erhöhung der jährlichen Abfindung um je 100000 Stück Seide und Silber, wobei ein mehr neutraler Ausdruck für die Ablieferung vereinbart
 40 wurde. Die Forderung einer Landabtretung wurde fallen gelassen, ebenso ein Antrag auf Heiratsverbindung mit einer chinesischen Prinzessin. Der Friede mit den K'i-tan blieb gewahrt, das Weitere mußte man der Entwicklung überlassen.

Die Lage erfuhr für das Sung-Reich zunächst noch keine Entlastung, und

der Kaiser Jen-tsung sowohl wie sein Adoptivsohn und Nachfolger, der i. J. 1063 zur Regierung gekommene Ying tsung, sahen sich noch einer teils offenen, teils versteckten Gegnerschaft der beiden nordischen Mächte gegenüber, an deren Reibungsflächen im Westen zwar schon Zwistigkeiten sich zu entzünden begannen, die aber in ihrem Begehren 5 nach den Ländern der Sung des gleichen Sinnes waren. Beide Sung-Kaiser waren ehrliche und anspruchslose Persönlichkeiten, aber die Beschäftigung mit Wissenschaften und Künsten lag ihnen sehr viel näher als die Anforderungen der auswärtigen Politik. Die hochgespannte Geistigkeit der Sung-Zeit zog auch die Herrscher mehr und mehr in ihren Bann: sie lebten in ihrer 10 eigenen Welt verfeinerten Genießens, umgeben von einer großen Zahl hervorragender Männer der konfuzianischen Gelehrsamkeit, und verloren den Blick für die aufsteigenden Gefahren des Staates.

Der unersättliche Ehrgeiz Yuan-hao's wurde der erste Anlaß zu einem Zusammenstoß mit den K'i-tan. Mehrere Stämme der Tang-hiang (Tan- 15 guten), die südlich vom oberen Huang ho, in dem westlichen Grenzgebiet der K'i-tan — ein Zeichen, wie weit diese ihren Machtbereich bereits ausdehnt hatten — und an der Südgrenze von Si-Hia saßen (II, 501), waren von dem letzteren zur Botmäßigkeit verlockt worden; einer der Liao-Gouverneure in Schan-si mit fünf (tangutischen) Stämmen schloß sich an. 20 Hing tsung entsandte sogleich eine Streitmacht gegen die Empörer, aber Yuan-hao kam seinen neuen Untertanen zu Hilfe und verjagte das Heer der K'i-tan, dessen beide Anführer getötet wurden. Hing tsung setzte sich selbst an die Spitze eines neuen und stärkeren Heeres in der Absicht, Yuan-hao zum Gehorsam zu zwingen. Zu einem großen Kampfe scheint es nicht 25 mehr gekommen zu sein. Yuan-hao hielt es wohl für zweckmäßiger, den Friedensbereiten zu spielen, zumal auch die Sung, die Gunst des Augenblicks benutzend, den K'i-tan Mitteilung machten, sie würden sich dem Kampfe gegen Hia anschließen. Die Folge war, daß Yuan-hao durch Gesandtschaften bei Hing tsung von Liao und Jen tsung seine Unterwürfigkeit 30 versichern ließ. Die tangutischen Stämme blieben indessen was sie waren, im übrigen war der *status quo ante* wiederhergestellt: die K'i-tan betrachteten Si-Hia als eine Art Schutzstaat, die Sung begnügten sich mit dem Phantom einer Vasallenschaft, eine Bundesgenossenschaft gegen einen von beiden war ihnen nicht erstanden. 35

Unerwartet kam Yuan-hao 1048 zu Tode, und zwar, wie glaubhafte Quellen berichten, auf gewaltsame Art im Verlauf von Familienzwiseigkeiten. Er hatte hintereinander fünf, nach anderer Angabe sieben Frauen geheiratet. Die erste war eine Prinzessin der K'i-tan, die aber von dem rauhen Gatten so schlecht behandelt war, daß ihr Tod dem Kaiser Hing tsung Veran- 40 lassung gegeben hatte, deswegen von Yuan-hao Aufklärungen zu verlangen. Die übrigen waren Si-Hia-Frauen und zum Teil von niederer Herkunft. Über die Ereignisse, die Yuan-hao's Tode vorausgingen und ihn begleiteten, herrscht in den Quellen große Verwirrung. Das *S. T'ung-kien*

(Kap. 49 fol. 32r^{ff.}) und das *Ki-schi pên-mo* (Kap. 17 fol. 45v^{ff.}) berichten mit allen Einzelheiten, wie Yuan-hao einen Sohn seiner fünften Frau, einer gewissen Ya-ni (oder Ye-li), mit Namen Ning-ling-ko, zu seinem Nachfolger bestimmt habe, nachdem die früher geborenen gestorben oder getötet 5 waren. Yuan-hao habe aber danach vertrauten Umgang mit der Frau des von ihm hingerichteten Yü-k'i (oder Yü-lo-ts'ien, des Bearbeiters der Si-Hia-Schrift? s. oben S. 157) gehabt, die Ya-ni habe davon Kenntnis erhalten und die Nebenbuhlerin in ein Kloster gesteckt, wo sie den Namen Mi-tsang oder Mo-tsang ta schi erhalten habe. (Sie ist dann eine sehr 10 eifrige Förderin des Buddhismus geworden.) Für Ning-ling-ko sei ein anderes Mädchen namens Mo-yi-k'o (oder Mo-yi) bestimmt gewesen, doch habe Yuan-hao sie, von ihrer Schönheit geblendet, dem Sohne vorenthalten und zu seiner eigenen Gemahlin gemacht. Die Ya-ni und ihr Sohn seien ohnehin von Eifersucht auf die Mo-tsang und von Zorn über ihren 15 Liebhaber erfüllt gewesen, infolge der neuesten Entwicklung hätten beide beschlossen, Yuan-hao zu ermorden. Ning-ling-ko sei in seines Vaters Zimmer eingedrungen und habe ihm die Nase abgeschnitten, woran Yuan-hao Tags darauf gestorben sei. Nach dieser Tat hätten sich die Stammeshäupter geeinigt, nicht den Ning-ling-ko zum Herrscher zu erheben, sondern abzu- 20 warten, ob die zur Zeit von Yuan-hao schwangere Mi-tsang einen Sohn gebären würde. Dies sei in der Tat nach drei Monaten geschehen, und der neugeborene Knabe namens Ye-lü Yen-hi habe danach den Thron bestiegen. Ganz anders das *Sung schi* und das *Liao schi*. Sie wissen nichts von einer Ermordung Yuan-hao's, sondern sagen nur (Kap. 485 fol. 20v⁰ und Kap. 25 115 fol. 9r⁰), daß er 1048 starb und sein ältester Sohn Yen-hi ihm nachfolgte. Das *Sung schi* erklärt dann weiter, Yen-hi habe den Milchnamen Ning-ling-ko gehabt, während seine Mutter Mo-tsang geheißen habe. Es ist natürlich sehr schwer, in diesen widersprechenden Angaben das Zutreffende herauszufinden, sicher ist jedenfalls, daß Yuan-hao's Nach- 30 folger Yen-hi mit posthumem Namen Liang-tsu hieß und bei seiner Thronbesteigung ein kleines Kind war, mag er, wie das *Sung schi* will, 1037, oder, nach den beiden ersten Quellen, erst nach Yuan-hao's Tode geboren sein.

Yuan-hao erhielt als erster kaiserlicher Herrscher über den neuen Großstaat nach chinesischem Muster einen Tempelnamen, King tsung, der von 35 chinesischen Gelehrten in seinem Dienste ausgewählt war. Für Liang-tsu führte seine Mutter Mo-tsang die Regierung; die Aufzucht des Kindes war den Frauen zweier chinesischer Offiziere aus der Umgebung von Yü-k'i anvertraut, so daß also dem Einfluß der Regierung von K'ai-fêng in Si-Hia die Wege geöffnet waren; mit Erfolg betreten scheinen sie allerdings 40 nicht zu sein. Wir wissen nicht viel über die inneren Vorgänge in dem Westreich, auch nicht, wer die leitenden Männer waren; aus dem *Liao schi* (Kap. 115 fol. 9r^{ff.}) erfahren wir nur, daß Liang-tsu's Regierungszeit — er starb bereits 1067, war also nur 30 Jahre alt geworden — in ihrem ersten Teil mit Kämpfen gegen die K'i-tan ausgefüllt war, die erst mit Hing tsung's

Tod i. J. 1055 ihr Ende fanden. Der Gegenstand dieser Kämpfe waren die tangutischen Stämme, die sich noch immer unter der Herrschaft von Si-Hia befanden, und der Erfolg war wechselnd. Wir sind auf die Annalen der K'i-tan angewiesen und müssen deshalb auf Einseitigkeit der Darstellung gefaßt sein, aber selbst hier wird angedeutet, daß die Heere der K'i-tan 5 nicht immer siegreich waren, und zweifellos haben sich die von Si-Hia tapfer gegen die Angriffe gewehrt. Im Winter 1049 gelang es den K'i-tan, im Gebirge Ho-lan schan (westlich und nordwestlich von Ning-hia) die Gemahlin von Yuan-hao und Mutter Liang-tsu's (?) und ihre Umgebung gefangen zu nehmen und ihre Beute gegen eine Abteilung von 3000 Si-Hia- 10 Leuten zu sichern. Zwei Jahre später wurde sie mit allen anderen Gefangenen nach Su-tschou (im südlichen Liao-tung) verbracht, alle sonstige Beute aber, die man den Si-Hia abgenommen hatte, übersandte man den Sung als Geschenk — so berichtet das *Liao schi* (Kap. 20 fol. 3v⁰ und 6r⁰). Mag die Nachricht auf Wahrheit beruhen oder nicht, die Sung taten 15 nichts, die Feindschaft der beiden Bedränger für sich auszunutzen: man beriet in K'ai-fêng und hielt mit Weisheit gesättigte Reden, aber einen Entschluß faßte man nicht.

Die Regentin Mi-tsang war mit zunehmendem Alter friedensbedürftig geworden. I. J. 1051 bot sie Hing tsung die Hand zur Versöhnung: die 20 übergetretenen Tanguten-Stämme samt allen Pferden, Kamelen, Rindern und Schafen sollten unter die Herrschaft der K'i-tan zurückkehren, die an den Grenzen angelegten befestigten Siedlungen aufgegeben und die alten Tributverhältnisse wiederhergestellt werden. Zwei Jahre später wurde dann auf Grund von Liang-tsu's völliger Unterwerfung der Friede geschlos- 25 sen. Bald danach, 1055, starb Hing tsung, kaum vierzig Jahre alt, nach einer erfolgreichen Regierung: er hatte die Sung seine Überlegenheit fühlen lassen und den Tributvertrag erweitert und befestigt, Si-Hia das Vasallenverhältnis neu aufgezwungen und im Inneren Ordnung und kulturellen Fortschritt geschaffen. K'i-tan war zur Zeit das mächtigste unter den drei 30 Reichen. Es muß als ein Zeichen seiner fortschreitenden Sinisierung gewertet werden, wenn Hing tsung's Sohn und Nachfolger Tao tsung 1066 den vierundachtzig Jahre vorher eingeführten Namen Ta K'i-tan (s. oben S. 139) wieder durch das chinesische Ta Liao ersetzte.

In Sung blühten Wissenschaften und Künste auf, jene unübersehbare 35 Schar berühmt gebliebener Männer, die der Zeit und der Dynastie ihren Glanz verliehen haben, fing an sich um den Thron zu versammeln, auch ehrenwerte Männer, lautere Charaktere und kluge Staatsmänner, die ihre Zeit verstanden, waren darunter, aber schwachen Sinnes, entschlußlos, resigniert ließ man die Dinge treiben und überließ sich dem anschwellenden 40 Strome. Unter Ying tsung's Regierung wurden die Kämpfe mit Si-Hia heftiger. Nach dem Tode der Regentin dort nahm unter Liang-tsu die Angriffslust wieder zu, besonders waren es die Grenzgebiete zwischen den heutigen Provinzen Kan-su und Schen-si, die von den Städten K'ing-yang,

Yen-ngan und Sui-tê beherrschten Landschaften, die sich der Einbrüche der Si-Hia zu erwehren hatten. I. J. 1066 hatten die Sung-Truppen unter Führung des Gouverneurs von Yen-tschou (Yen-ngan), Lu Schên, eines in den Grenzverhältnissen erfahrenen Mannes, des Nachfolgers des berühmten Fan Tschung-yen, das vor fünfundzwanzig Jahren erbaute, achtzig km nördlich von K'ing-yang gelegene Fort Ta-schun tsch'êng zurückerobert, wurde aber dann an weiterem Vordringen gehindert. Kurze Zeit danach traf von Si-Hia eine „Entschuldigungs“-Gesandtschaft ein, von der man aber vermuten möchte, daß sie in erster Linie zu dem Zwecke kam, die „geschenkten“ 500 Stücke Seide und 500 Unzen Silber in Empfang zu nehmen. Von besonderer Bedeutung kann dieser Kampf, von dem die chinesischen Chronisten viel Aufhebens machen, nicht gewesen sein. Unmittelbar nach Ying tsung's Tode, 1067, kam es zu einem neuen Konflikt, der zeigte, daß es in Sung wohl unternehmende Offiziere gab, daß aber irgend ein politisch-militärischer Plan nicht vorhanden war. Die Ausdehnung des Si-Hia-Staates, in Schen-si und Schan-si, wie sie von Yuan-hao erreicht worden war (s. oben S. 154), hatte sich unter seinem Nachfolger offenbar nicht halten lassen, insbesondere waren die auf dem Ostufer des Huang ho liegenden Bezirke wieder an Sung oder die K'i-tan zurückgekommen, obwohl wir die Einzelheiten nicht kennen. Auch das Land auf dem Westufer bis zur Ordos-Steppe war strittiges Grenzland. Der Kommandant einer der befestigten Grenzgarnisonen, des in Nord-Schen-si gelegenen Ts'ing-kien (der heutige Bezirk gleichen Namens, etwa 80 km nordöstlich von der Stadt Yen-ngan), Tsch'ung Ngo, dessen Vater bereits lange im Grenzgebiet tätig gewesen war, hatte Verbindung mit dem Bruder des Si-Hia-Gouverneurs Wei-ming-schan von dem Grenzbezirk Sui tschou (das heutige Sui-tê nördlich von Ts'ing-kien) angeknüpft und wußte diesen durch Übereignung einer goldenen Schale zu bewegen, seinen Bruder zur Unterwerfung unter die Sung zu veranlassen. Wei-ming-schan wurde mit Hilfe eines seiner Untergebenen überlistet, indem er sich plötzlich von Tsch'ung Ngo's Truppen in seinem Zelte umstellt sah. Er wollte sich zur Wehr setzen, aber sein Bruder beschwichtigte ihn, zeigte ihm die goldene Schale und rief ihm zu, daß alles bereits abgemacht sei. Wei-ming-schan sah keinen Ausweg, er mußte seinen Verführern nach Süden folgen; ein Fluchtversuch mißlang, und eine nachrückende Streitmacht von Si-Hia wurde von Tsch'ung Ngo vertrieben. So fiel den Sung ein wichtiges Gebiet mit 15000 Familien und 10000 Soldaten zu, das sogleich befestigt und in Verteidigungszustand versetzt wurde. Lu Schên, der Tsch'ung Ngo zwar selbst für seinen Posten empfohlen, ihn aber vor übereilten Schritten gegen die Si-Hia gewarnt hatte, verklagte ihn wegen seiner Eigenmächtigkeit; er wurde zunächst in seinem Range herabgesetzt, bald danach aber von dem inzwischen zur Regierung gekommenen Schên tsung wieder in sein altes Verhältnis aufgenommen. Die Rache von Si-Hia blieb nicht aus. Wenige Wochen später lockten die Si-Hia-Beamten den Kommandanten der Garnison von

Pao-ngan zwischen Sui-tê und Yü-lin über die Grenze und ermordeten ihn samt den Offizieren seiner Umgebung. In K'ai-fêng geriet man in Angst vor dem, was nun kommen würde, und beauftragte Han K'i, ebenfalls eine Autorität in den Grenzfragen des Nordwestens und damals ein mächtiger Minister, die Dinge irgendwie zu regeln. Man wollte Sui-tschou preis- 5 geben, Tsch'ung Ngo hinrichten, eine Katastrophe wurde befürchtet. Nur mit Mühe konnten die Kommandanten von Schen-si die Aufgeregten beruhigen, man wies auf die Folgen hin, die ein solches Zurückweichen für das Ansehen der Regierung haben müsse, und riet, vielmehr die Grenze weiter 10 zu befestigen und Ackerbau-Kolonien für Siedler anzulegen, zumal Wei-ming-schan mit den Seinen sich nunmehr auch ergeben habe. Die Angelegenheit fand ein natürliches Ende dadurch, daß unmittelbar danach, im Januar 1068, Liang-tsu starb, kaum dem Jünglingsalter entwachsen. Tsch'ung Ngo aber wurde für eine Zeitlang nach Süden verbannt.

h) Reformversuche.

Die Lage des Reiches wurde immer bedenklicher, nach aussen wie nach 15 innen. Neue Spannungen zwischen den beiden mächtigen Gegnern im Norden und Nordwesten waren nicht fühlbar geworden, jedenfalls nicht ausgenutzt. Im Inneren wurde die drohende Gefahr wohl erkannt, aber man wandte die Blicke von ihr ab und erging sich in schöngeistigen oder auch sehr viel gröberen Genüssen. Dabei wuchsen die Mißstände in Verwaltung 20 und Wirtschaft ins Ungemessene, weil die feste Hand eines zielklaren Herrschers fehlte. Hatte Tschên tsung sich in die Gaukelei seiner „himmlischen Bücher“ verstrickt (s. oben S. 146ff.), so lebten seine Nachfolger Jen tsung, Ying tsung und der im Jahre 1067 zur Regierung gekommene Schên tsung, der älteste Sohn des letzteren, mehr ihren gelehrten Neigungen als den 25 drängenden Staatsgeschäften. Die führenden Kreise aber, das hohe Beamten- und Gelehrtentum, lähmten sich gegenseitig in erbitterten Kämpfen um Einfluß und Macht; die Cliques in der Hauptstadt und die Gouverneure in den Provinzen stritten in ständigen Intrigen um die besten Plätze, und das mittlere und untere Beamtentum war vor allem darauf bedacht, 30 die eigenen Taschen zu füllen. Es gab Männer genug, die den Stand der Dinge erkannten und warnend auf Abhilfe drängten, aber die Meinungen über die Mittel gingen auseinander, und der Streit der Würdenträger, der vor dem Throne ausgetragen wurde, fand keinen Herrscher, der ihn mit eigenem Urteil und nach eigenem Willen entschieden hätte. 35

Der Mittelpunkt in dem Durcheinander dieser Zeit ist Wang Ngan-schi, eine ungewöhnliche Persönlichkeit, die durch die Klarheit ihrer Erkenntnis und die Unerbittlichkeit ihrer Schlußfolgerungen ihre Umgebung über- 40 ragt, deren Name durch die Jahrhunderte bis heute fortlebt und die ebenso viel bewundernden Beifall wie tödliche Feindschaft auf sich gezogen hat.

- Wang Ngan-schi erkannte bereits als junger Provinzialbeamter — er war 1021 geboren — und richterlicher Kommissar in Kiang-tung (der Gegend südlich von Nanking bis nach Tschê-kiang —, daß die Wurzeln des jämmerlichen Zustandes im Reiche in der Unfähigkeit, Bestechung und Gewissenlosigkeit des Beamtentums lägen, diese aber ihre Ursachen in der falschen Ausbildung, der unrichtigen Auswahl und Verwendung, sowie in dem Mangel einer ausreichenden Besoldung hätten. Statt sachkundiger, tüchtiger Beamter habe man kanonisch geschulte Literaten, die „ein gutes Gedächtnis haben, viel Texte aufsagen können und die Technik der literarischen Auf-
- 10 sätze verstehen“, Leute, die nach ihren Leistungen in den staatlichen Prüfungen ausgewählt und dann für Aufgaben verwendet würden, für die sie ungeeignet seien. Die Besoldung der Beamten sei ungenügend, daher seien diese auf Erpressungen, Geschenke und Handelsunternehmungen angewiesen, und die Erwerbung eines Vermögens für ihre Familien sei ihnen
- 15 wichtiger als die Verpflichtungen ihres Amtes. Dazu komme die völlige Vernachlässigung des Heeresdienstes. Grenz- und Heimatschutz sei eine der wichtigsten Aufgaben im Staate, aber zu ihrer Erfüllung verwende man „Lumpen und Herumtreiber“ als Soldaten, während jeder gebildete Mann es als seine selbstverständliche Pflicht ansehen sollte, im Waffenhandwerk
- 20 geübt zu sein und sich am Schutz des Landes gegen die fremden Feinde zu beteiligen. Alle diese Gedanken unterbreitete Wang Ngan-schi 1058 dem Kaiser Jen tsung in jenem berühmten „Bericht der zehntausend Worte“, von dem ein moderner chinesischer Gelehrter sagt „er sei das bedeutendste Schriftstück seit den Tagen der Ts'in- und Han-Zeit“.
- 25 Die schonungslose Sprache dieses immerhin noch jugendlichen Anklägers machte starken Eindruck auf den Kaiser wie auf die Kreise der Hauptstadt. Nach Beratungen, deren Erregtheit man sich leicht vorstellen kann, wurde Wang Ngan-schi 1060 an die Zentrale berufen, und nun begann sein rascher Aufstieg, aber unter starker Gegnerschaft seiner Amtsgenossen.
- 30 Beim Tode Jen tsung's 1063 schied er aus Anlaß des Todes seiner Mutter aus dem Dienst und kehrte auch unter Ying tsung trotz mehrfacher Aufforderung nicht in ihn zurück. Erst nachdem Schên tsung 1067 die Regierung angetreten hatte, ließ er sich bewegen, wieder in die Hauptstadt zu kommen. Unter Schên tsung, der die Gedanken des großen Erneuerers
- 35 ganz in sich aufnahm, wurde Wang bald Staatsminister und der mächtigste Mann im Reiche. Nunmehr war er in den Stand gesetzt, alle seine grundstürzenden Reformen durchzuführen, im Gebiete der Wirtschaft, die er nach staatssozialistischen Gesichtspunkten formte, wie im Finanzwesen, in der Organisation des Beamtentums, im Heerwesen, im Unter-
- 40 richtssystem und in den Pflichtleistungen der Bevölkerung für den Staat. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß diese Neuerungen Stürme des leidenschaftlichsten Widerspruches in der konfuzianischen Welt hervorriefen: Zweifel an der Durchführbarkeit der tief in das Leben des Volkes eingreifenden Maßnahmen, konfuzianische Denkgewohnheiten, daneben

auch grobe materielle Interessen; vor allem aber Empörung über die Abkehr von den geheiligten Wegen der Überlieferung stellten sich dem waghalsigen Reformator in den Weg. Gewiß hielt der Kaiser Schên tsung vertrauensvoll zu ihm, und auch an begeisterten Verehrern fehlte es ihm nicht, waren doch selbst Männer wie Ngou-yang Siu, Wên Yen-po, Lü Kung-tschu wenigstens zeitweilig seine besonderen Fürsprecher, aber zu seinen Gegnern zählten außer den Scharen der mißvergnügten *dii minores* auch größte Berühmtheiten des Reiches, vor allem der große Historiker Ssë-ma Kuang, ein Vertrauensmann der kaiserlichen Familie, Su Schi, einer der glänzendsten Sterne unter den Dichtern der Sung-Zeit, Han K'ï (s. oben S. 167), ein erprobter Minister von drei Kaisern, Fu Pi, der tapfere Retter des Nordgebietes (s. oben S. 162) und viele andere. Diese Männer sind in ihrer Achtung der bedeutenden Persönlichkeit Wang Ngan-schi's nie wankend geworden, aber sie hielten seine Reformen in ihrer letzten Auswirkung für verderblich, und die Zustände, die sich namentlich auf volkswirtschaftlichem Gebiet entwickelten, gaben ihnen Recht. Der Kampf der beiden Richtungen schwankte lange: bis 1074 war Wang's Übermacht unbestritten, 1070 zog sich Ssë-ma Kuang zurück und widmete sich seinem großen Geschichtswerke, um dieselbe Zeit mußten Fu Pi und Su Schi weichen, und Han K'ï wurde als Gouverneur nach Ta-ming geschickt. Schließlich begann 1074 aber auch Schên tsung unter der Wucht der Anklagen gegen seinen Berater zweifelhaft zu werden, und er gewährte ihm seine Bitte, wieder in die Provinz zurückkehren zu dürfen. Aber schon 1075 rief man ihn zurück an die Zentrale, weil neue ernste Schwierigkeiten mit dem Liao-Reiche entstanden waren (s. unten). Wang war jedoch in dem aufreibenden Kampfe um sein Reformwerk körperlich verbraucht: 1076 bat er dringend um Entlassung aus seinen Ämtern, und Schên tsung gewährte sie ihm nach langem Widerstreben. Er wurde, mit Ehren überhäuft, zum Gouverneur von Kiang-ning (Nanking) ernannt, fühlte sich aber bald auch dieser Stellung nicht mehr gewachsen und schied aus ihr, um sich in ein buddhistisches Kloster zurückzuziehen, wo er noch, mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, bis 1086 gelebt hat.

Wang Ngan-schi's Leben hat gerade lange genug gewährt, daß er Zeuge der völligen Vernichtung seines Reformwerkes werden konnte. Am 31. Januar 1085 starb sein Gönner und Freund Schên tsung. Sein sechster Sohn Hû, ein achtjähriger Knabe (Tempelname Tschê tsung) folgte ihm, die Regentschaft führte seine Großmutter, die Kaiserin Kao, eine kluge Frau, die schon als Kind im Palaste aufgezogen und von Jen tsung einst Ying tsung zur Gemahlin bestimmt war. Ihre erste Regierungshandlung war die Zurückberufung von Ssë-ma Kuang, die von Su Schi (Han K'ï war bereits tot) und vielen anderen Gegnern der Reform folgte alsbald, und ein Reform-Gesetz nach dem anderen wurde aufgehoben. Die Historiker preisen die neunjährige Regentschaft der Kaiserin Kao als eine gesegnete Zeit: „Die Regierung war wie ein heller Frühlingstag, unser herrliches Land hatte

einen gesicherten Frieden..., das Volk nahm die Regentin für einen Yao und Schun unter den Frauen“ (*Sung schi* Kap. 242 fol. r^o).

Aber damit war der innere Zwiespalt durchaus nicht beendet. Er blieb zunächst unter der Oberfläche, aber wenige Jahre später trat er mit verstärkter Heftigkeit hervor und nahm bald Formen bössartiger Gehässigkeit an, indem sich in die sachlichen Meinungsverschiedenheiten persönliche Eifersucht und Rachgier mischten. So lange die Kaiserin-Regentin die Regierung führte, gab es kein Zurück zu den Wegen Wang Ngan-schi's, und seine Anhänger hielten sich im Dunkeln, soweit sie nicht von der energischen Herrscherin aus ihren Ämtern vertrieben waren. Aber als sie 1093 starb, änderte sich das Bild. Der junge Kaiser übernahm selbst die Regierung, und nun drängte alles, was alten Einfluß zu verlieren fürchtete oder neuen zu gewinnen hoffte, mit Ratschlägen und Bitten an den Monarchen heran, wobei für oder gegen Wang Ngan-schi und die Reform das Lösungswort war. Ssë-ma Kuang war seit 1086 tot, aber sein Name war noch immer gewichtig genug, um seinem im gleichen Jahre gestorbenen großen Rivalen als Gegenpol zu dienen. Der rührigeren Wang-Partei gelang es, Tschê tsung auf ihre Seite zu ziehen und damit die sogenannte Yuan-yu-Partei (nach der Jahresbezeichnung *yuan-yu* während der Regentschaft — 1086 bis 1093 — genannt) zu vernichten. Rasch traten jetzt Männer ans Licht wie Tschang Tun, eine der unwürdigen Kreaturen Wang's, Lü Hui-k'ing, der literarische Berater und Haupthelfer des Reformators, zeitweilig aber auch sein heimlicher Gegner, die beiden Brüder Ts'ai Pien, den man 1086 zu den K'i-tan gesandt hatte, und Ts'ai King, ein besonders bössartiger und gewissenloser Intrigant, der erst Ssë-ma Kuang geholfen hatte, die Reformgesetze zu beseitigen, und nun zum schlimmsten Verfolger von dessen Anhängern wurde, und zahlreiche andere, die ihre Segel stellten, wie der Wind ging. Die von der Kaiserin aufgehobenen Gesetze wurden ohne Rücksicht auf die Mißstände, die ihre Durchführung bei aller guten Absicht zweifellos mit im Gefolge gehabt hatte, mit gewissen Abänderungen wieder eingeführt, aber die inneren Kämpfe, die während der nächsten drei Jahrzehnte das hohe Beamtentum und damit die gesamte Regierung zerrissen, waren nicht mehr bloß ein Streit um ein sozial-politisches und kultur-politisches System, sondern sie wurden mehr und mehr ein Ringen einzelner Cliquen um die Macht mit allen Mitteln der Intrige, der Verleumdung und des Betruges. Wang Ngan-schi würde, wenn er noch am Leben gewesen wäre, die Verbindung mit diesem Treiben weit von sich gewiesen haben, das sich an seinen Namen heftete.

Tschê tsung starb am Anfang des Jahres 1100 ohne männlichen Nachkommen. Sein achtzehnjähriger Halbbruder Hui tsung, der elfte Sohn Schên tsung's, folgte ihm. Beiden fehlte jeder größere staatsmännische Zug, es waren schwache Herrscher, denen die eigenen Neigungen und Gelüste wichtiger waren als die Angelegenheiten des Staates. Hui tsung hat sich wenigstens als Maler, Sammler und Mäzen einen rühmlichen Namen gemacht

(s. unten). Aber Ts'ai King und Genossen, „die sechs Banditen, deren Köpfe man nach den vier Himmelsrichtungen senden sollte, um dem Reiche ihre Schuld zu verkündigen“, wie sich 1125 ein gelehrter und mannhafter Akademiker, Tsch'en Tung, in einem Antrage ausdrückte, beherrschten das Feld und ließen ihren Haßgefühlen freien Lauf. Su Schi wurde in die Wildnis 5 von Hai-nan verbannt, Fan Tsch'un-jen, ein maßvoller und rein sachlicher Gegner von Wang Ngan-schi, nach Süd-Hu-nan, sein Freund Lü Ta-fang, der bereits unter Ying tsung gedient hatte, nach Kuang-tung, starb aber auf der Reise dorthin; alles, was einst zu Ssë-ma Kuang's Anhängerschaft gehört hatte, verschwand aus der Hauptstadt, soweit ihm nichts Schlim- 10 meres widerfuhr. Unter Hui tsung i. J. 1102 setzte Ts'ai King es durch, daß eine Proskriptionsliste von 98 Personen aufgestellt wurde mit Wên Yen-po an der Spitze, mit Ssë-ma Kuang, Su Schi und zahlreichen anderen berühmten Namen darunter; diese Liste mußte der Kaiser mit eigener Hand schreiben, dann wurde sie auf eine Steintafel eingraviert und in der 15 Hauptstadt aufgestellt. Nachbildungen sollten in allen Provinzen zugänglich gemacht werden. Zwei Jahre später ließ Ts'ai King noch eine erweiterte Liste von 309 Namen mit Ssë-ma Kuang an der Spitze anfertigen und als Tafel aufstellen, der er alle Personen eingefügt hatte, die seinen Haß erregt hatten, ein Denkmal der Schande, nicht für die Träger der verfemten Namen, 20 sondern für die Verfertiger der Liste. Bis zum Beginn des Jahres 1106 ist die Tafel stehen geblieben, dann gaben vermeintliche Unregelmäßigkeiten in der Planetenstellung Veranlassung, „eine Aufforderung ergehen zu lassen, in offenen Worten Fehler der Regierung aufzudecken“, und so wurde der Befehl erteilt, „die Tafeln der Proskribierten zu vernichten, die Verfemten 25 wieder in ihre Würden einzusetzen und keine Beschuldigungen gegen sie mehr auszusprechen“ (*Sung schi* Kap. 20 fol. 3v^o). Dem Urheber Ts'ai King ist später dasselbe Schicksal zuteil geworden, das er so vielen seiner Amtsgenossen bereitet hat: 1126 starb er auf dem Wege nach seinem Verbannungsorte.

30

Die aufgeregten Fluten konfuzianischer Dialektik und unkonfuzianischen Machthungers kamen auch jetzt nicht zur Ruhe. Sie brandeten weiter unter der Herrschaft des haltlosen und abergläubischen Hui tsung: fast von Jahr zu Jahr stieg und sank der Einfluß Ts'ai King's, und dem entsprechend wechselte die Macht der Cliques. Draußen türmten die Wolken 35 sich höher und höher, der Streit im Innern aber schien wichtiger und verschloß den Regierenden die Augen und Ohren vor dem herankommenden Unheil. Die Nordvölker hatten wenig Mühe, den machtlos gewordenen Gelehrtenstaat zu überrennen, und 1127 flüchtete die kaiserliche Regierung nach Süden (s. unten). Es ging zu Ende mit dem Streit um Wang Ngan-schi, 40 aber zugleich auch mit dem Sung-Reich im Norden. Es ist schwer zu ermessen, wie lange dieser Streit ohne die Katastrophe noch gedauert haben würde.

Auf das große Reformwerk selbst wird später noch zurückzukommen

sein. Hier genügt es zu sagen, daß es sich dabei nicht bloß um die Schaffung neuer Verwaltungseinrichtungen handelte, sondern um eine Veränderung der staatlich-kulturellen Grundlagen durch Umstellung der konfuzianischen Überlieferung im Unterricht der Jugend und in der Ausbildung der Beamten. Diese Aufgabe überstieg bei weitem die Kräfte Wang Ngan-schi's, und sie würde die Kräfte auch jedes anderen im Sung-Reiche des 11. Jahrhunderts überstiegen haben. Es wäre die Umbildung der geistigen und sittlichen Wesenheit des Chinesentums nötig gewesen, wenn der Reformplan wirklich hätte durchgeführt werden sollen. Eine solche Umbildung aber erfordert die Zeit von Generationen, und die aus einer mehr als tausendjährigen Entwicklung hervorgegangene Gesamthaltung des chinesischen Volkes war dafür noch nicht reif. Der erbitterte Widerstand gegen die Reform, namentlich soweit sie gegen die wirklichen oder vermeintlichen Gesetze der Überlieferung verstieß, auch bei solchen Männern, die, frei von persönlicher Voreingenommenheit, die Schäden der Zeit klar erkannten, zeigte deutlich die Grenzen der Möglichkeit. Hier lag das Haupthindernis, an dem die Reform scheitern mußte, dazu kamen der böse Wille des in seinen Interessen bedrohten größten Teiles der Beamenschaft, ein des Augenmaßes entbehrender Doktrinarismus und ein unzweifelhaft überspitzter Reformwille Wang's. Heute wird Wang Ngan-schi in China als einer der größten Staatsmänner der Welt gepriesen, aber für seine Zeit war er um eine Reihe von Jahrhunderten zu früh geboren.

i) Der Süden: Annam.

Seit dem Regierungsantritt Schên tsung's 1067 trieb die Entwicklung im Norden sichtbar der Krisis zu. Die offensichtliche Schwäche des Sung-Reiches mußte sie beschleunigen; aufgehalten werden konnte sie nur durch Fehler oder Uneinigkeit der Gegner. In wie kraftlosen Händen die kaiserliche Macht lag, das zeigen die Vorgänge im äußersten Süden, die mit der Entstehung des Reiches Annam verbunden sind, eines Reiches, das zwar ursprünglich durchaus ein Ergebnis chinesischer Kulturgedanken und mit konfuzianischem Geist gesättigt ist, in seiner weiteren Entwicklung aber bei seiner peripherischen Lage andere Wege eingeschlagen hat. Seit der T'ang-Zeit waren Teile des Gebietes von Tongking, Annam, Kuang-tung und Kuang-si, die von den Stämmen der Lo-lo, Miao tsë, Yao tsë u. a. (I, 35 ff.) bewohnt und von China kolonisiert waren, zu der großen Provinz Kiao-tschou zusammengefaßt, die von einem Generalgouverneur oder Schutzherrn verwaltet wurde, der in der Stadt Kiao-tschu seinen Sitz hatte, ein Name, der dann, verallgemeinert, auch nördliche, mittlere und östliche Teile des heutigen Tongking bezeichnet (s. III, 418). Diese Verwaltung konnte bei den noch wenig geklärten ethnischen Verhältnissen in den entlegenen Ländern nur eine lockere und mehr nominelle sein. Der Statthalter blieb für die Zen-

trale schwer erreichbar, die Versuchung, sich zum selbständigen Territorialfürsten mit dynastischer Erbfolge zu machen, war hier noch größer als in den Innenprovinzen, und die Regierung in der Hauptstadt mochte froh sein, wenn für den eigenmächtig angenommenen Titel die Investitur nachgesucht wurde. Zu verweigern hätte man eine solche selbst dann kaum gewagt, wenn stärkere Herrscher den Thron innegehabt hätten als die der Sung.

Kurz vor und nach dem Sturze der T'ang, als sich die Bande der staatlichen Ordnung lösten, erhoben sich, wie in vielen Gegenden, so auch in Kiao-tschou örtliche Bandenführer unbekannter Herkunft und suchten sich der Herrschaft über Teile der Provinz zu bemächtigen. I. J. 963 starb der Generalgouverneur, und da der eben zur Regierung gekommene Kaiser T'ai tsu zunächst andere Sorgen hatte als die um jene abgelegene Südprowinz, so stritt sich eine Anzahl von Bezirkspräfekten um den Posten. Aus dem blutigen Ringen, das schließlich zu einer allgemeinen Volkserhebung geworden war, ging der Sohn eines Offiziers aus der Leibgarde eines früheren Gouverneurs Namens Ting Pu-ling als Sieger hervor. Nachdem er alle anderen Prätendenten verjagt und auch im Volke die Ruhe wieder hergestellt hatte, machte er sich zum „Kommandanten“ (*schuai*) von Kiao-tschou mit der Bezeichnung „Großer Siegesfürst“ (*Ta schêng wang*) und beauftragte seinen Sohn Ting Lien mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Generalgouverneurs. Damit war tatsächlich eine Dynastie begründet worden, die im Begriffe stand, ihr Gebiet zu einem selbständigen Staate zu machen, dessen Hauptstadt ungefähr 40 km nordwestlich vom heutigen Hanoi war. Nach drei Jahren räumte Ting Pu-ling seinen Platz ganz für seinen Sohn, und nach weiteren sieben Jahren, 973, als man erfahren hatte, daß im Norden wieder geordnete Verhältnisse herrschten, schickte Ting Lien eine Gesandtschaft mit Tributgeschenken nach K'ai-fêng und bat um seine Investitur. Erfreut über diese Loyalität, verlieh ihm T'ai tsu einen hohen chinesischen Titel und ernannte ihn zum „Militärgouverneur von Tsing-hai kün“ (der Titel war schon um 870 dem des Generalgouverneurs hinzugefügt worden) und „Schutzherr von Annam“, das Jahr darauf zum „Fürsten von Kiao-tschu“. I. J. 980 starben Ting Lien und sein Vater kurz hintereinander. Ting Lien's jüngerer Bruder Süan war noch ein Knabe, und diesen Umstand benutzte einer der Generale des Verstorbenen, Li (annam. Lê) Huan, sich dessen Befugnisse eigenmächtig beizulegen. Das unglückliche Kind ließ er einkerkern. T'ai tsung war aufgebracht über die Gewalttat und beschloß, durch eine militärische Expedition in Kiao-tschou das Recht wieder herstellen zu lassen, obwohl der schlaue Li Huan vorgiebig im Namen Ting Süan's mehrere Tributgesandtschaften schickte und demütig die getroffenen Maßnahmen zu rechtfertigen suchte. T'ai tsung wurde unsicher und wollte die bereits auf dem Wege befindlichen Heere zurückhalten, aber der Wunsch kam zu spät: eine starke Streitmacht unter dem Oberbefehl des Präfekten von Yung-tschou (Nan-ning in Kuang-

si), Hou Jen-pao, eines Schwagers des bekannten Ministers Tschao P'u (s. oben S. 123 u. 138), der in Folge der Ungnade des letzteren nach dort abgeschoben war, rückte auf dem Land- und Wasserwege in Kiao-tschou ein und richtete dort unter der Grenzbevölkerung ein großes Blutbad an.

5 Li (Lê) Huan aber lockte Hou Jen-pao in eine Falle und ließ ihn töten. Von dem Heere ging ein großer Teil an Sumpffieber zu Grunde. Li (Lê) Huan hatte nach diesem schlimmen Ausgange der Expedition die Verwegenheit, abermals i. J. 983 unter dem Namen Ting Süan's eine Gesandtschaft an den Hof zu schicken und um seine eigene Bestallung zu bitten. T'ai tsung,

10 sei es aus Furcht vor dem Usurpator, sei es unter dem Einfluß von dessen besänftigenden Worten, verfügte, daß Ting Süan den „Titel“ des obersten Befehlshabers tragen, Li (Lê) Huan aber „die Stellung“ des zweiten haben solle. Li (Lê) Huan dachte nicht an eine Befolgung dieses schwächlichen Kompromisses, sondern ließ 985 seinen Antrag in K'ai-fêng erneuern, indem

15 er ihn mit den Verhältnissen des Landes begründete. Der Kaiser „hatte das Unheil der letzten Expedition als Warnung vor Augen und wollte kein kriegerisches Unternehmen“, daher gab er schließlich seine Genehmigung. Der Erlaß von 986, in dem diese Entscheidung begründet wird, ist von einer zweckbestimmten Kasuistik, die der von Li (Lê) Huan zum wenigsten

20 gleichkommt. Damit gab man die Rechte der Ting-Sippe, die zuerst so laut verkündet waren, in Schwachheit preis und sah nicht, wie das Ansehen der kaiserlichen Macht bei allen Parteien geschädigt wurde. Das Jahr darauf wurde Li (Lê) Huan feierlich als Fürst von Kiao-tschu belehnt. „Meine Vorfahren“, hatte er in einer seiner heuchlerischen Bittschriften gesagt, „waren

25 Häuptlinge bei den Süd-Barbaren und übten ihre Amtspflichten an einem entlegenen Orte am Meeresufer aus“, er selbst war eine rohe und brutale Persönlichkeit, und immer wieder hatten die angrenzenden Bezirke von räuberischen Einbrüchen seiner halbwilden Banden zu leiden. „Mehr und mehr vergaß er die Pflichten eines hohen Grenzbeamten“, sagt das *Sung schi*

30 (Kap. 488 fol. 6v^o) von ihm. Die Provinzialbehörden führten bittere Klage und baten, mit den ihnen zur Verfügung stehenden Truppen gegen die Banditen vorgehen zu dürfen. „Aber T'ai tsung's Sinn war auf Versöhnung der Grenzgebiete gerichtet, er mochte nicht mit Strafen eingreifen“. Unter Tschên tsung, der schon die Anliegen der „Nord-Barbaren“ als eine lästige

35 Störung in seiner Beschäftigung mit okkulten Dingen ansah (s. oben S. 146ff.), wurden die Lage im Süden und die Unwürdigkeit der kaiserlichen Haltung begreiflicherweise noch schlimmer. I. J. 1006 starb Li (Lê) Huan, nachdem er den Kaiser und seine Räte bis zum Ende genarrt hatte. Unter seinen Söhnen brach ein wilder Kampf um die Nachfolge aus; der jüngste,

40 Li (Lê) Lung-t'ing, erschlug den älteren Bruder und nahm die Stelle seines Vaters ein. Die Folge war ein allgemeiner Aufruhr, der schließlich auch in die Grenzprovinz Kuang tschou übergriff. Der dortige Gouverneur beantragte, mit den Provinzialtruppen die Ordnung wiederherzustellen und die ganze Sippe der Li (Lê) auszurotten. Aber Tschên tsung lehnte ab: Li (Lê)

Huan habe immer seine Tributpflicht erfüllt, man solle den Sohn ermahnen, das Gleiche zu tun. Als dann Li (Lê) Lung-t'ing, ganz nach dem Vorbilde des Vaters, 1007, eine Tributgesandtschaft schickte, wurde er auf das gnädigste aufgenommen und in allen seinen Titeln, Ämtern und Lehen, die er sich längst selbst beigelegt hatte, bestätigt; obendrein erhielt er — ein 5 ungewollter Spott — den Namen Tschì-tschung „der höchst Loyale“ verliehen. Der Eindruck, den dies auf die benachbarten Provinzialgouverneure machen mußte, ist leicht zu ermessen. Aber Tschên tsung hatte eine unerschütterliche Vorliebe für den Mann, der ihm Elfenbein, Rhinoceros-Hörner, goldene und silberne Zierstücke und schmeichlerische Adressen in Fülle 10 lieferte, mochten die Klagen und Warnungen der Beamten noch so oft zu ihm dringen. Tschì-tschung stand seinem Vater an Roheit und Grausamkeit in nichts nach, seine Untertanen lehnten sich gegen ihn auf, und im Frühjahr 1010 wurde er von einem seiner hohen Offiziere namens Li Kung-yün ermordet. Tschên tsung blieb auch in diesem Falle sich selbst treu. Er er- 15 klärte zunächst entrüstet: „Li (Lê) Huan war ohne Rechtlichkeit, aber Li Kung-yün hat ihn bei seiner Nacheiferung noch übertroffen. Es ist eine Schande!“ „Aber“, so fügte er, sich selbst rechtfertigend hinzu, „die Sitten dieser Süd-Barbaren sind so, daß man sie nicht zur Verantwortung ziehen kann“. Er nahm auch von Li Kung-yün den Tribut entgegen, verlieh ihm 20 dieselben Titel und Würden wie einst Li Huan und belehnte ihn als Fürsten von Kiao-tschì (*Sung schi* a. a. O. fol. 10v^o). Damit begann die annamitische Li-Dynastie ihre Regierung, die bis zum Jahre 1224 gewährt hat.

So blieben die Dinge während der folgenden Jahre: regelmäßig kamen die erwünschten Geschenke aus Kiao-tschì, und jedesmal erfolgte die Ver- 25 leihung eines neuen Titels an ein Mitglied der regierenden Li-Familie, ebenso regelmäßig aber wiederholten sich die Beutezüge in die benachbarten Provinzen. Die Gouverneure erwehrt sich der räuberischen Horden so gut sie es vermochten, während den Kaisern dadurch keine weitere Belästigung erwuchs. Als „Fürst von Nan-p'ing“ starb Li Kung-yün im Jahre 30 1028. Sein Sohn Li Tê-tschêng übernahm alle seine Würden in gerader Erbfolge. Die Grenzverhältnisse blieben in dauernder Unruhe; wie nach Norden, so begann der neue Gewalthaber jetzt auch nach Süden, nach dem Staate Tschan-tsch'êng (Tschampa, das ehemalige Lin-yi III, 272), seine Hände auszustrecken (s. unten). Damit aber griff er in ein Gebiet älterer und höhe- 35 rer Kultur ein (vergl. II, 420), und Vergrößerungen nach dieser Richtung können dem neuen Staate nur förderlich gewesen sein. Li Tê-tschêng's Sohn Li Ji-tsun, der 1055 seinem Vater nachfolgte, erklärte nach seiner Belehnung durch Jen tsung Kiao-tschou zum Kaiserreich Ta Yüë, verlieh seinen Vorfahren kaiserliche Ehrentitel und führte eigene Jahresbezeich- 40 nungen. So war auch im Süden ein großer unabhängiger Staat entstanden, der sich von den Nord-Staaten nur dadurch unterschied, daß er, länger und stärker von der konfuzianischen Tradition erfaßt als jene, noch eine formale Tribut- und Lehenspflicht gegenüber den Sung-Kaisern anerkannte, so

wenig diese auch inhaltlich bedeuten mochte. Sie hat auch nicht verhindert, daß die Beunruhigung der angrenzenden Bezirke, besonders von Yung-tschou (Nan-ning) und K'in-tschou (südöstlich davon, nahe der Küste), weiter fortgesetzt wurde. Sie steigerte sich, nachdem Li Ji-tsun 1072 gestorben und sein Sohn K'ien-tê ihm gefolgt war. Schon vordem waren in K'ai-fêng mehr und mehr Stimmen laut geworden, die auf das schamlose Doppelspiel der annamitischen Fürsten hinwiesen und auf ein energisches Vorgehen drängten. Einer dieser Mahner, ein etwas ruhmrediger Kriegermann namens Su Tschu aus Kiang-si, der in Kuang-tung Erfahrungen mit den 10 „Barbaren“ gemacht hatte, sagte in einem Berichte: „Die Fürsten von Kiao-tschu bringen zwar in Ehrfurcht ihren Tribut, aber in Wirklichkeit hegen sie eine auf Unheil bedachte Gesinnung, und wie die Seidenraupen die Maulbeerblätter, so fressen sie beständig des Kaisers Land weg“. Andere Sachkenner meinten, „Kiao-tschu bedrücke augenblicklich Tschampa, sein Heer sei 15 deshalb nicht völlig verfügbar, man könne es mit Sicherheit erobern“. So wurde Su Tschu zum Präfekten von Kuei-tschou (Kuei-lin) ernannt, damit er von dort seinen Plan ausführe. Als er aber auf seinem Posten angekommen war, suchten ihn die Ältesten der Stämme auf und verwickelten ihn in endlose Gespräche, in deren Verlauf seine Absichten erkennbar wurden. Li K'ien-tê 20 erfuhr auf diese Weise davon und machte Mitteilung nach K'ai-fêng. Dort war man bereits wieder von dem gefährlichen Unternehmen abgekommen, Schên tsung wollte keine Aufregung und entsetzte Su Tschu seines Amtes. An seine Stelle kam 1073 Schên K'î, ein Literat, der in Schansi und anderen Provinzen sich Verdienste erworben und wegen der Geschäfts-führung Wang Ngan-schi's um Verwendung in den Grenzgebieten 25 nachgesucht hatte. Er war indessen in der Kiao-tschou-Frage mit Su Tschu eines Sinnes und hielt es für unerlässlich, dem annamitischen Staate, „diesem kleinen Teufel“, ein Ende zu machen. Er rüstete deshalb heimlich Landtruppen und Schiffe für einen Überfall aus und bereitete alles für die Eroberung vor. Schên K'î's Amtsgenosse, der Präfekt von Yung-tschou, Su 30 Kien, ein seit vielen Jahren in dem Verkehr mit den Südvölkern erfahrener Mann und seit 1071 auf seinem gegenwärtigen Posten, riet dringend von dem Vorhaben ab. Tatsächlich wurde Schên K'î von der immer ängstlichen Regierung abberufen und durch einen Beamten ersetzt, der jeden Handels-verkehr mit den Bewohnern von Kiao-tschou verbot. Durch diese Halb- 35 heit und Gegensätzlichkeit der Maßnahmen wurde ein Unheil größeren Maßstabes herbeigeführt als das, welches man hatte beseitigen wollen. Im Winter 1075 brachen die Scharen, die von Schên K'î's Plänen Kenntnis hatten, in die ganzen Süd-Bezirke zwischen dem Meere und dem Westfluß 40 herein und wüteten schlimmer als je zuvor. Im Frühjahr 1076 belagerten sie die Stadt Yung-tschou, das von Su Kien auf das tapferste verteidigt wurde. Als keine Hilfe von außen kam und er sah, daß die Stadt nicht zu halten war, ließ er die sechszunddreißig Personen seines Haushaltes Selbstmord begehen und die Leichen in einer Grube verbergen. Er selbst zündete

das Haus an und verbrannte darin. „Er wolle nicht durch die Hand der Banditen sterben“, hatte er erklärt. Die massakrierten Bewohner der vier betroffenen Bezirke hätten nach Hunderttausenden gezählt, so berichten die Chroniken. In K'ai-fêng raffte man sich auf, eine Strafexpedition nach Kiao tschou zu entsenden; sie soll den Feinden 1077 eine siegreiche Schlacht 5 am Flusse Fu-lang kiang („Roter Fluß“ in Tongking I, 16) geliefert und „mehrere tausend“ von ihnen getötet haben, darunter den präsumptiven Thronfolger, aber die Berichte sind so dürftig und unklar, daß man, namentlich im Hinblick auf die Folgen, ihr irgend eine Bedeutung nicht beizumessen vermag. Das Heer der Sung, das achtzigtausend Mann stark gewesen 10 sein soll, habe mehr als die Hälfte durch Krankheit verloren und das Land geräumt, ebenso wie die Feinde die eroberten Bezirke geräumt hätten. Danach erklärte Li K'ien-tê, wie üblich, seine Unterwerfung, entrichtete seinen Tribut und wurde durch kaiserliche Gnade aller Schuld ledig gesprochen. Alles blieb wie es gewesen war; die Chronisten zählen gewissenhaft 15 die Tributgesandtschaften Li K'ien-tê's auf, wissen aber sonst nichts mehr zu melden, außer daß seit 1077 keine Unruhen in Kiao-tschü wieder stattgefunden hätten, und daß man daher „in der Frage des Handelsverbots sehr milde gewesen sei.“ I. J. 1174 verlieh der Kaiser Hiao tsung an den Enkel Li K'ien-tê's, Li T'ien-tsu, den Titel „König von Annam“ (*Ngan-nan kuo* 20 *wang*), ein Name, der nach der Amtsbezeichnung *Ngan-nan tu-hu* (III, 418) zeitgemäß umgestaltet worden ist. Für den „Kaiser von Ta Yüë“ besagte diese chinesische Auszeichnung nur, daß er von den Sung keine Schwierigkeiten zu befürchten hatte. Tsch'ên Pang-tshan (Ende des 16. Jahrhun- 25 derts), der Verfasser des *Sung-schi ki-schi pén-mo*, macht am Schlusse seiner Darstellung (Kap. 15) die folgende bittere Bemerkung: „Die immer wiederkehrenden Empörungen in Kiao tschou zur Sung-Zeit begannen unter Hou Jen-pao (s. oben S. 174) und setzten sich fort unter Schên K'ï (s. oben S. 176). Hou Jen-pao fand den Tod, und Schên K'ï flüchtete. Das ist eine Warnung für Grenzbeamte, die kein Gewicht auf Frieden und gutes Einvernehmen legen, 30 sondern Unruhen hervorrufen. Wenn auch Kiao tschou nur ein „kleiner Teufel“ war (s. oben S. 176), so konnten doch die Truppen im Dienst des Kaisers keinen Erfolg erringen, das lag an der großen Gleichgültigkeit der Sung“. Es gibt in der Tat kein anschaulicheres Beispiel für jene politische Willensschwäche der Sung-Kaiser, die schließlich ihre ganze Herrschaft zu Fall 35 gebracht hat, als die Entstehungsgeschichte des annamitischen Staates.

k) Neue Krisen im Norden.

Weit schlimmer als im Süden waren die Folgen dieser Schwäche im Norden. Die Landforderungen der K'ï-tan, die man 1042 durch verstärkte Tributzahlungen mühsam und notdürftig beschwichtigt hatte, waren von Hing tsung's Sohn und Nachfolger Tao tsung als Erbteil übernommen worden und 40

wurden in anderer Form unter dürftigen Vorwänden von ihm aufs neue erhoben. Im Frühjahr 1074 übersandte er durch einen Angehörigen der Siao-Sippe, der die meisten Kaiserinnen der Liao entstammten, namens Siao Hin, ein Schreiben nach K'ai-fêng, in dem er Beschwerde darüber erhob, daß im 5 Gebiete von Ho-tung, dem heutigen nördlichen Schan-si, neue Befestigungen erbaut seien und Grenzverletzungen vorgenommen würden. Es handelte sich um die drei Bezirke (*tschou*) von Wei (heute Ling-k'iu in Schan-si, südöstlich von Ta-t'ung), Ying (heute Ying hien, südlich von Ta-t'ung) und So (heute So hien, westlich von Ying), also um einen zusammenhängen-

10 den Streifen an jenem Zweige der Großen Mauer, den einst T'ai-wu ti von Wei i. J. 446 gegen die Jou-juan als „Grenzwandlung für das hauptstädtische Gebiet“ hatte erbauen lassen (II, 201). Tao tsung ersuchte um Beseitigung der Anlagen und um eine andere Grenzziehung. Schên tsung's Antwort war sehr versöhnlich: er schlug vor, von beiden Seiten eine Kommission

15 von Beamten zu entsenden, die am Orte selbst die Dinge klarstellen sollte. Sie würde feststellen können, daß die vorhandenen Befestigungen bereits seit dreizehn Jahren bestanden und seitdem nichts neues mehr hinzugekommen sei. Sollte sich dennoch irgendwo ein neues Wachthaus oder ein neuer Militärposten vorfinden, so stände dem nichts im Wege, beides zu beseitigen.

20 Im Herbst desselben Jahres trafen sich die beiderseitigen Vertreter in Tai bei dem Paßtor von Yen-mên an der Großen Mauer (III, 122), kamen aber bei ihren Ortsbesichtigungen zu keiner Entscheidung, so daß Siao Si nochmals nach K'ai-fêng zu weiteren Verhandlungen entsandt wurde. Der vielfach gelehrte Astronom und Geograph Schên Kua wies dabei auf

25 Grund alter Karten auf die Große Mauer als die gegebene Grenzlinie hin. Aber eine Einigung war auch hier nicht zu erreichen, und so wurde, ähnlich wie bei den Verhandlungen von 1042 (s. oben S. 162), von Schên tsung 1075 ein gelehrter, in Grenzangelegenheiten erfahrener Beamter seiner Umgebung, Han Tschên, „mit Akten- und Kartenmaterial“ an den Hof von Liao ge-

30 schickt. Unverrichteter Dinge kehrte er zurück, Tao tsung war angesichts der Schwäche des Gegners entschlossen, die Frage auf seine Weise zu lösen. Er hatte Befehl gegeben, die in Betracht kommenden Gebiete zu besetzen, wenn die Sung noch weiter widerstrebten. Die Lage war kritisch, Schên tsung rief Wang Ngan-schi zurück und fragte ihn um seine Meinung (vergl.

35 oben S. 169). Wang wußte, wie es um die Macht der Sung stand. „Wenn die K'i-tan das Land nehmen wollen“, sagte er, „so wird uns nichts übrig bleiben als es ihnen zu geben“. So wurde denn auf einer Karte, nachdem man vorher etwas summarisch den Kamm des Gebirges Fên-schui ling (d. h. „die Wasserscheide“), der sich im wesentlichen südlich der Großen

40 Mauer hinzieht, als Grenze erörtert hatte, das Gebirge Huang-wei, das südlich von Ning-wu und ein beträchtliches Stück südlich der Wasserscheide ist, als endgültige Grenze festgesetzt. Ein Gebietsstreifen von 700 Li Länge wurde damit den K'i-tan abgetreten, und wenn er auch kleiner war als die im Osten geforderten Bezirke, so kam doch damit die wich-

tige Nordstraße durch den Paß von Yen-mên in den Bezirk des Liao-Reiches.

Demütigend und verlustreich wie die Auseinandersetzungen mit dem Nordreiche waren, schlimmer noch in ihren unmittelbaren Folgen wurden die mit dem Nordwesten. Seit dem gefährlichen Handstreich Tsch'ung Ngo's gegen Sui-tê 1067 (s. oben S. 166) herrschte in den Grenzgebieten von Si-Hia zwischen dem Huang ho und dem Ordos-Gebiet (im nordöstlichen Schen-si) keine Ruhe mehr. Der Thronwechsel in Si-Hia — auf den Anfang 1068 gestorbenen Liang-tsu war sein sechsjähriger Sohn Ping-tsch'ang gefolgt, für den seine Mutter die Regentschaft führte —, hatte nur eine kurze Unterbrechung in den von da ab ständigen Grenzkämpfen bewirkt. Tsch'ung Ngo war inzwischen wieder in seine Ämter eingesetzt und spielte eine Hauptrolle in den feindseligen Handlungen. Er hatte sich in seiner prahlenden Art anheischig gemacht, den Ping-tsch'ang, „diesen Säugling, der von seiner Mutter in Gewahrsam gehalten wird, am Arm zu nehmen und herzubringen“. Nach den Angaben des *Sung schi* müssen bei den Überfällen und Beutezügen, die sich zwischen Yü-lin und Ning-hia bewegten, größere Truppenmengen beteiligt gewesen sein, aber das Ganze macht mehr den Eindruck von Einzelunternehmungen Abenteuer und Ruhm suchender Generale als von einem planmäßigen Kriege. Sui-tê befand sich noch in den Händen der Kaiserlichen, und im Herbst 1081 rückte Tsch'ung Ngo angeblich mit 93000 Mann von dort gegen die nördlich davon gelegene Stadt Mi-tsch'i an dem kleinen Flusse Wu-ting tsch'uan jenseits der Grenze und schloß sie ein. Ein von Hia zum Entsatz herbeieilendes Hilfsheer schlug er in die Flucht und besetzte die Stadt. Angetrieben durch diesen Sieg, wandte er sich nach Westen, um die Stadt Ling-tschou, südlich von Ning-hia, anzugreifen und so vielleicht einen entscheidenden Schlag zu führen. Hier aber gab es einen heftigen Rückschlag. Die Si-Hia-Truppen leiteten den Huang ho ab, überschwemmten das Lager der Chinesen und schnitten ihnen die Zufuhr ab. In Scharen ertranken die Soldaten, erfroren in den inzwischen gefallenen Schneemassen oder starben an Erschöpfung; mit 13000 Mann, dem Rest seines großen Heeres, trat Tsch'ung Ngo den Rückweg an, ständig bedrängt von den verfolgenden Truppen. Nicht besser erging es seinem Waffengefährten Wang Tschung-jen, einem Eunuchen, der durch die Gunst Jen-tsung's emporgestiegen und wegen seiner militärischen Neigungen öfter im Grenzdienst in Ssö-tsch'uan verwendet worden war, jetzt aber neben Tsch'ung Ngo an der Ordos-Steppe wirkte. Er war, von Lin-tschou im Norden (bei dem heutigen Schên-mu), an der Großen Mauer entlang (I, 195) auf Si-Hia-Gebiet gezogen, geriet aber in der Gegend des heutigen Tsing-pien an den Salzseen des Ordos-Landes in große Nahrungsschwierigkeiten, so daß ein Drittel seines Heeres von 60000 Mann zu Grunde ging. Erschüttert von der Katastrophe bat er selbst um seine Abberufung. Die Vorgänge zeigten den Heerführern an der Grenze, daß auch jetzt, wo die Verhältnisse in Si-Hia für eine Vernichtung der fremden Dynastie günstig zu sein schienen, der Geg-

ner nicht zu unterschätzen war. Dazu kam, daß man mit diesen offenbaren Eroberungsabsichten auch die K'i-tan wieder auf den Plan rief. Anfang 1082 traf ein Schreiben von Tao tsung ein, in dem mitgeteilt wurde, daß Si-Hia über unmotivierter Angriffe der Sung-Truppen Beschwerde führe. Die Antwort, 5 die Schên tsung erteilte, spricht mehr für die Korrektheit seiner konfuzianischen Vorstellungen als für die Erfassung der wirklichen Gesamtlage: Si-Hia sei chinesischer Lehenstaat; die chinesischen Grenzbeamten aber hätten berichtet, daß Ping-tsch'ang von dem Anhang seiner Mutter in Gewahrsam gehalten werde, und so sei es selbstverständlich, daß deswegen Rechen- 10 schaft verlangt werden müsse. Die Übeltäter hätten jedoch nicht einmal geantwortet. Auch seien wiederholt mit größeren Truppenmengen Einbrüche in die chinesischen Grenzgebiete unternommen worden, und natürlich müsse dagegen eingeschritten werden. Wenn den Si-Hia nun blutige Niederlagen zu Teil geworden seien und sie Gesandte mit Beschwerden (zu 15 den K'i-tan) geschickt hätten, so zeige das ihre ganze hinterlistige und doppelzüngige Art. Die Lehenshoheit über Si-Hia, die hiernach noch immer von beiden Seiten beansprucht wurde (s. oben S. 133f. u. 145), mußte Schên tsung als Deckmantel dienen für die gefährlichen Vorstöße seiner Generale mit ihrer übertriebenen Vorstellung von der militärischen Macht der Sung.

20 Um an der jetzt so besonders umkämpften Stelle zwischen dem Huang ho und dem Rande der Ordos-Steppe eine dauernde Sicherheit gegen Si-Hia zu schaffen, beantragte Tsch'ung Ngo, den Bergzug des Hêng schan (im Süden der heutigen Präfektur Yü-lin) zu befestigen, weil die dort befindlichen Salz-Seen und Eisenlager für die Gegner von großer Wichtigkeit 25 seien, die anzulegenden Forts aber die Gegend völlig beherrschen würden. Auch Schên Kua, der Geograph, der in allen technischen Fragen gehört wurde (vergl. oben S. 178), stimmte diesem Plane bei; er schlug vor, die alte Gebirgsfestung Wu-yen (südlich von Huai-yuan) wieder auszubauen, und meinte, der Hêng schan würde dann „wie ein Sack“ den Teil des Grenz- 30 gebietes einschließen. Ein anderer militärischer Sachverständiger, Sü Hi, der zur Gefolgschaft Wang Ngan-schi's gehörte, arbeitete daraufhin zusammen mit Schên Kua einen größeren Befestigungsplan aus, der die Grenzbezirke endgültig sichern sollte. Man wollte ein System von drei größeren und drei kleineren Forts sowie Wallbefestigungen von verschiedener Größe 35 anlegen und die Arbeiten sofort in Angriff nehmen. Zweihundertunddreißigtausend Arbeiter wurden alsbald angesetzt. Der große Plan hatte zur Voraussetzung, daß die Regierung von Si-Hia seiner Ausführung tatenlos zusehen würde. Im Herbst 1082 war das größte und wichtigste der Forts vollendet. Etwa 50 km nordwestlich von Mi-tsch'i lag auf dem Gebiet von Si- 40 Hia ein vom nördlichen Tschou einst erbauter Ort Yin-tschou; in einer Entfernung von etwa 15 km davon hatte man die neue Feste angelegt und ihr den Namen Yung-lo tsch'êng oder auch Yin-tsch'uan tschai gegeben. Schên Kua verkündete, daß, wenn die Truppen von Si-Hia Yung-lo angreifen sollten, sie beim bloßen Anblick der kaiserlichen Heere den Rückzug

antreten würden. Tsch'ung Ngo aber hatte der Anlage dieser Festung eindringlich widerraten, da in diesem Teile des Gebirges kein Wasser sei, und diese Warnung sollte sich als nur zu berechtigt erweisen. Sü Hi selbst hatte den Bau überwacht und sich dann nach Mi-tschi begeben; wenige Tage darauf erschien ein starkes Heer von Si-Hia — die Quellen sprechen von 300000 Mann — vor der neuen Festung, Sü Hi eilte zurück und fand die kaiserlichen Truppen in höchster Aufregung ob der feindlichen Macht. Er bemühte sich, ihnen Mut zu machen, und führte stolze Reden, die ihnen ihre Überlegenheit beweisen sollten. Aber Soldaten wie Offiziere wiesen auf den Wassermangel hin und hielten einen Kampf für aussichtslos. So zog sich das gesamte Heer der Sung hinter die Wälle zurück und wurde von den Si-Hia-Truppen eingeschlossen. Die Lage wurde zusehends kritischer: man begann an Wassermangel zu leiden, das Graben nach Brunnen erwies sich als erfolglos, ein vom Süden heraneilendes Ersatzheer wurde von dem Gegner abgeschnitten, die belagerten Truppen verloren die Disziplin, die Katastrophe war unaufhaltsam. Schên Kua versuchte, von K'ai-fêng aus Verhandlungen mit Si-Hia einzuleiten, gab es aber als aussichtslos auf. Es währte nicht lange, bis die Belagerer in die Festung eindringen und mit den vom Durst bereits dezimierten Massen aufräumen. Ein wildes Chaos setzte ein; im Tumult der meuternden Truppen wurden die Führer, Sü Hi und seine Offiziere, erschlagen, was sich retten konnte, flüchtete nach Süden, aber die Hauptmasse wurde niedergemacht. Hunderte von Offizieren, Zehntausende, nach manchen sogar Hunderttausende, von Soldaten und riesige Vorräte gingen verloren. Schwerer waren noch die weiteren Folgen: nicht bloß die jetzt umstrittenen Bezirke von Mi-tschi, Yung-lo tsch'êng und Yin-tschou wurden von Si-Hia zurückgenommen, sondern das ganze Gebiet zwischen dem Huang ho und dem Ordos-Land mit dem von Tsch'ung Ngo einst durch List gewonnenen Sui-tê (s. oben S. 166) ging wieder verloren.

Die Katastrophe von Yung-lo 1082, so rasch auf die von Ling-tschou und Tsing-pien folgend, machte in K'ai-fêng einen niederschmetternden Eindruck. Man berechnete, daß die Kämpfe mit Si-Hia seit dem Regierungsbeginn Schên tsung's 600000 Menschen und an „Geld, Korn und Seide“ „ungezählte Zehntausende“ gekostet hätten. Schên Kua, dessen Kenntnisse so oft die kaiserliche Bewunderung erregt hatten, wurde auf einen niedrigen Provinzposten nach Hu-peï geschickt, und Schên tsung bemerkte bitter: „Schên Kua rechnete mit der Untüchtigkeit der Feinde. Aber als sie erschienen, kam niemand heraus, um sie zu bekämpfen. Wie sollten sie sich da eiligst zurückziehen wollen? Man muß eine starke Kriegsmacht im Rücken haben, dann trifft dies zu“. Wang Ngan-schi hatte die starke Kriegsmacht schaffen wollen (s. oben S. 168), aber er saß jetzt weltabgewandt in einem buddhistischen Kloster (s. oben S. 169), und schöngeistiger Pazifismus beherrschte nach wie vor den Hof der Sung. Schlimmer freilich noch war jene Politik der ungeschickten Offensive ohne die nötigen Machtmittel, wie man sie Si-Hia gegenüber getrieben hatte, sie entsprach weder den pazi-

fistischen Theorien noch den Bedingungen der Wirklichkeit. Einer der wenigen kühl beobachtenden und dabei dem Heeresdienst zugetanen Beamten am Hofe verurteilte die Behandlung von Si-Hia als verfehlt und empfahl ein der Lage entsprechendes freundschaftliches Verhältnis, wie es früher
 5 bestanden habe. „Das Mittelreich“, sagte er in einem Berichte, „ist ein Land, wo geregelte Ordnung und schöne Künste gehegt werden und von wo Güte und Zuverlässigkeit ausgehen. Politische Pläne von ihm müssen deshalb auf Recht und Wahrheit beruhen. Auf falsche Angaben hören, Hetze-
 reien dulden, listige Ränke anwenden, mit Aufbietung aller militärischen
 10 Kräfte in das Land anderer einbrechen und gewaltsam die Massen der Bevölkerung mißhandeln, das geht wider das Wesen des Mittelreiches und ist eine Schande vor den fremden Staaten“ (*Sung schi* Kap. 486 fol. 7r^{ff.}). Man nahm es nicht ernst mit den Grundlehren konfuzianischer Weisheit.

In den folgenden Jahren konnten die Si-Hia noch eine Reihe erfolgrei-
 15 cher Unternehmungen in Kan-su und Schen-si durchführen, die ihre Stellung dort auf Kosten der Chinesen sicherten, und als Schên tsung 1085 starb, stand die Herrschaft der Sung im ganzen Nordwesten nur noch auf schwachen Füßen. Im ersten Regierungsjahre Tschê tsung's schlug Hui tsung von Si-Hia, um den Kämpfen ein Ende zu machen, der Regierung in K'ai-fêng
 20 vor, die von den Chinesen angelegten Forts zwischen Lan-tschou in Kan-su und Mi-tschü in Schen-si abzutreten, damit eine endgültige und sichere Grenze geschaffen werde. Der Vorschlag fand bei den wieder zu Einfluß gelangten Staatsmännern Ssê-ma Kuang und Su Schi (s. oben S. 169) Befürwortung: man solle den Si-Hia das doch nicht zu verwertende Grenzland überlassen,
 25 um so der Sorgen wegen der endlosen Kriegszüge ledig zu werden. Aber gewichtige Gründe wurden von anderen dagegen geltend gemacht, und mit Hilfe einer Reichskarte wies man nach, daß die Grenze des Si-Hia-Reiches nördlich einer Linie von Hi tschou (Ti-tao in Kan-su am T'ao Fluß) nach T'ung-yuan (bei P'ing-liang in Kan-su) sei (also weit westlich von den
 30 begehrten Gebieten). Die Entscheidung wurde zunächst ausgesetzt, jedoch beschloß man einige Jahre danach, als 1090 abermals eine Gesandtschaft von Si-Hia die Überlassung der Forts und eine neue Grenzziehung verlangte, dem nunmehr stattzugeben. Indessen kam ein friedliches Verhältnis trotz allem nicht zu Stande, bis schließlich der Kaiser T'ien-tsu von Liao Frieden
 35 stiftete. I. J. 1102, so berichtet das *Liao schi* (Kap. 27 fol. 2v^{ff.}), hatte der König von Si-Hia, K'ien-schun, der, ein dreijähriges Kind, 1086 auf seinen Vater Ping-tsch'ang (s. oben S. 179) gefolgt war, bis 1094 unter der Regentschaft seiner Mutter, eine Prinzessin von Liao zur Frau erbeten und erhalten. (K'ien-schun war es, unter dem die früher erwähnte Stele von Liang-
 40 tschou mit der zweisprachigen Inschrift gesetzt war — s. oben S. 158). Gleich darauf bat er T'ien-tsu wiederholt um Hilfe gegen die Angriffe der Sung, und 1105 ließ dieser in Anbetracht des neu begründeten Verwandtschaftsverhältnisses nach K'ai-fêng die Aufforderung ergehen, die Feindseligkeiten einzustellen und das neuerlich besetzte Gebiet zurückzugeben.

Am Hofe der Sung, wo man damals mehr Energie auf die innerpolitischen Kämpfe der Literaten-Cliquen verwendete als auf die Lebensfragen des Reiches (s. oben S. 170f.), wirkte diese Aufforderung wie ein Befehl, dem man Folge leisten müsse. Noch in demselben Jahre ließ man dem Liao-Herrscher melden, daß man mit Si-Hia über den Frieden verhandeln werde. Wie diese Verhandlungen verliefen, erfahren wir nicht, aber das Jahr darauf erschien am Hofe der Liao eine Gesandtschaft von K'ien-schun und überbrachte einen Dank für die geleistete Hilfe. Es ist nicht schwer zu erraten, wie der Friede gestaltet war. Die Sung-Herrschaft bestand in der Tat nur noch, soweit die beiden Reiche im Norden und Westen es zuließen. 10

1) Der Staat der Ju-tschen.

Wider alles Erwarten aber und ohne Zutun der Staatsmänner von Sung, ja anfangs nicht einmal von ihnen bemerkt, änderte sich plötzlich das politische Gesamtbild des Nordens. Die in der östlichen Mandschurei, am Sungari, wohnenden „wilden“ Ju-tschen waren, wie früher erwähnt wurde (s. oben S. 136), seit 1032, ebenso wie ihre südlichen Stammesgenossen, die „gezähmten“ Ju-tschen, ganz unter die Herrschaft der K'i-tan gekommen, und diese übten, seitdem sie durch die chinesische Zivilisation zu höheren Lebensformen gelangt waren, über das noch urwüchsige Jägervolk ein nicht eben sanftes Regiment. Die Ju-tschen mußten ihren Herren für ihre Jagd auf Wildgänse die hierfür verwendeten Jagdfalken liefern, die sie selbst den östlich 20 von ihnen am Meeresufer wohnenden Völkerstämmen, meist mit Gewalt, abzunehmen hatten. Auch als Jäger für ihre „fünf Tiergehege“ gebrauchten die Herrscher der Liao ihre wilden Untertanen, da diese mit den Gewohnheiten des Wildes vertraut waren und im besonderen den Schrei der Hirsche nachzuahmen verstanden. Schließlich waren es auch noch andere 25 Dinge, die von den Liao geschätzt wurden: Perlen aus Seemuscheln, Ginseng, Gold vom Amur, Wachs, Zobelfelle u. a. Alle diese Waren wurden im Frühjahr auf dem nördlich von Kirin am Sungari an der Süd-Grenze des Ju-tschen-Gebietes gelegenen Marktplatze Ning-kiang den Kommissaren der K'i-tan übergeben. Dabei pflegten diese ihre vermeintlichen Rechte über die 30 „Wilden“ und ihre Frauen und Töchter in herrischer Weise geltend zu machen und sie in jeder Weise zu betrügen und zu demütigen. Die Ju-tschen haßten ihre Bedrucker, sie hatten, so lange es ihnen möglich war, ihre Beziehungen zu Kao-li und selbst zu den Sung aufrechterhalten und, wie wir sahen, den letzteren sogar ein Bündnis gegen den gemeinsamen Feind angeboten (s. 35 oben S. 136). Aber die K'i-tan hatten ihnen schließlich alle Wege nach dem Süden versperrt, und so mußten sie das schimpfliche Joch tragen, bis die Möglichkeit sich bot, es abzuwerfen und an ihren Peinigern Rache zu nehmen.

Diese Möglichkeit wurde gegeben durch einen unerschrockenen und stolzen Sohn ihres Volkes namens Aguda. Über die Herkunft dieses Mannes 40

sind die verschiedenen Quellen zwar sehr gesprächig, wenn auch nicht durchweg übereinstimmend, aber die Angaben bestehen zumeist aus Namen, die uns nichts sagen, und aus so viel legendärem und phantastischem Beiwerk, daß ihnen ein geschichtlicher Wert nicht beizumessen ist. Offenbar
 5 haben Aguda's Nachfolger auf dem Throne den üblichen Stammbaum mit Wunder- und Heldengeschichten für ihn anfertigen lassen. Wenn nicht als sicher, so doch als wahrscheinlich kann danach angenommen werden, daß Aguda's Geschlecht unter Führung eines Mannes namens Han-p'u einst aus Kao-li nach Norden auswanderte (wohl im Anfang des 11. Jahr-
 10 hunderts während der Kämpfe zwischen Kao-li und den K'i-tan, s. oben S. 130) und, wenn es nicht selbst den Namen Wan-yen (angeblich gleichbedeutend mit chinesisch *wang* „Fürst“) hatte, sich in dem Gebiete eines Stammes Wan-yen an den Flüssen Lai-liu ho und Altschuka oder A-schi ho, zwei Nebenflüssen des Sungari, südlich von Harbin, niederließ.
 15 Dort wußte er sich durch Heirat mit einer einheimischen Frau und durch einen gewissen zivilisatorischen Einfluß, den er von Korea mitgebracht haben mochte, bei dem offenbar noch ganz wilden Volke eine überragende Stellung zu schaffen, so daß Wan-yen zum Familiennamen des eingewanderten Geschlechts wurde. Von Han-p'u stammte Aguda angeblich in
 20 der siebenten Generation ab.

Durch sein stolzes und selbstbewußtes Verhalten erregte er den Zorn der hochfahrenden K'i-tan und im besonderen den des Liao-Kaisers T'ien-tsu. Die Geschichtswerke berichten von einem Vorgange, der an sich von geringer Bedeutung, doch kennzeichnend ist für das Verhältnis zwischen den
 25 K'i-tan und den Ju-tschen, für die hochmütige Verständnislosigkeit bei den einen, die gefährliche Gegenwirkung bei den anderen. Wie alljährlich so war auch 1112 im Frühjahr T'ien-tsu mit seinem Gefolge zum Fischen und Jagen zum Sungari gekommen. Dabei war es üblich, daß die Stammesführer der „wilden“ Ju-tschen aus dem Grenzgebiete erschienen und ihren
 30 Tribut darbrachten. T'ien-tsu, dem Jagen und Trinken wichtiger waren als seine Staatsgeschäfte, feierte damals das Fest des „ersten (gefangenen) Fisches“ mit einem besonders ergiebigen Bankett. Als alles betrunken war, forderte T'ien-tsu jeden einzelnen Ju-tschen-Stammeshäuptling auf, seinen heimischen Tanz vorzuführen. Alle folgten dem Befehle, nur Aguda
 35 „stand aufrecht, blickte geradeaus und weigerte sich, indem er sich für außerstande erklärte“. T'ien-tsu wiederholte seinen Befehl, Aguda verharrte auf seiner Weigerung. Der Kaiser war zornig, er kannte Aguda's trotzigsten Sinn und wollte ihn bei Gelegenheit umbringen lassen, weil er noch künftiges Unheil herbeiführen würde. Aber sein Halbbruder Siao
 40 Fêng-sien, ein Mann, der mit seinen großsprecherischen Reden und törichten Ratschlägen einen großen Teil der Schuld an dem Unheil der kommenden Jahre hatte, beruhigte ihn: Aguda sei ein Barbar und ungefährlich, seine Brüder seien vorzügliche Jagdgehilfen. Etwa zwei Jahre nach diesem Vorfall begann Aguda seine militärisch-politische Tätigkeit, deren Ziel die Be-

freierung seines Volkes von der Herrschaft der K'i-tan war. Natürlich war er nicht die Ursache des beginnenden Kampfes, aber er läßt die Demütigungen erkennen, denen die Ju-tschen seit langem ausgesetzt waren. Sie hatten schon oft zu Zusammenstößen mit den Bedrückern geführt und einen verborgenen Haß in den Bedrückten angesammelt. Frühere Versuche, mit 5 den Sung gemeinsame Sache gegen Liao zu machen, waren gescheitert und konnten jetzt nicht wieder aufgenommen werden (s. oben S. 136). Ein Ereignis von besonderer Bedeutung — obwohl nicht das einzige seiner Art — war ein Eingriff der K'i-tan in Zwistigkeiten zwischen verschiedenen Sippen der Ju-tschen. Ein Führer der Ho-schi-lie-Sippe namens A-su 10 hatte einem Oheim und Vorgänger Aguda's, der mit einem anderen Geschlecht in Streit geraten war, mit seinen Leuten den Weg versperrt, so daß dieser in eine schwierige Lage kam. Als sich der Wan-yen-Stamm nunmehr mit seinen Kriegern gegen A-su wandte, floh dieser in das Liao-Reich und wurde dort aufgenommen und unterstützt. A-su's Wohnplatz 15 wurde zerstört und sein Sohn getötet. Es folgte eine heftige Intervention von Liao und der Befehl an die Wan-yen, vollen Ersatz für den Schaden zu leisten. Durch eine Reihe von Überlistungen täuschte man die K'i-tan, so daß es nicht zum Kampfe kam, aber Asu blieb unter dem Schutze von Liao. Indessen hatten die Wan-yen, insbesondere Aguda, einen Einblick 20 in die militärische Schwäche von Liao erhalten und beschlossen, danach zu handeln.

In dem Geschlecht der Wan-yen war das Amt eines Gouverneurs (*tsie-tu schi*) erblich und wurde im Todesfalle jedesmal dem erbberechtigten Nachfolger vom Liao-Kaiser verliehen. Die Würde hob ihren Träger über 25 das Niveau der Stammesführer hinaus und machte ihn wenigstens zu einem *primus inter pares*. I. J. 1114 kam das Amt an Aguda, nachdem sein älterer Bruder gestorben war, und nun setzte er, was schon sein Bruder begonnen hatte, seine ganze Kraft daran, die Stammeszersplitterung zu beseitigen und die Ju-tschen zu einem Volke zu vereinigen. Nur so konnte die Hoff- 30 nung bestehen, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Aguda machte sich sofort daran, aus den Kriegern der Stämme ein Heer aufzustellen, indem er ihnen die Notwendigkeit des Kampfes gegen den gemeinsamen Feind in bewegten Worten vorstellte. Dabei galt ihm — ob in Wirklichkeit oder nur als Vorwand, muß zweifelhaft bleiben — neben den schimpf- 35 lichen Übergriffen der K'i-tan die Unterstützung des A-su als der wichtigste Beweggrund. Er forderte die Auslieferung des Übeltäters, erhielt aber nur eine hochmütige Ablehnung. Aguda's Streitmacht war nicht groß, die von Liao um ein mehrfaches überlegen, aber durch seine leidenschaftliche Beschwörung wußte er seine Leute bis zum äußersten zu entflammen. Noch 40 1114 begannen die Feindseligkeiten, indem Aguda sich gegen den Marktplatz Ning-kiang wandte und eine Heeresabteilung der Liao zurücktrieb. Die Kämpfe, die sich während der folgenden Jahre zwischen den Ju-tschen und den K'i-tan abspielten, waren eine ununterbrochene Kette von Nieder-

lagen der letzteren, das können selbst die Annalen von Liao nicht leugnen. Die ganze Entwicklung nahm einen verblüffend raschen Verlauf. Nachdem Ning-kiang eingenommen und ein Heer der Liao vernichtet war, erklärte sich Aguda 1115 unabhängig, legte sich den Titel Kaiser bei und 5 machte sich daran, nach Westen und Süden vordringend, ein Stück nach dem anderen von dem Liao-Reiche zu erobern. Noch in dem gleichen Jahre fiel Huang-lung-fu (Fu-yü s. oben S. 94), Aguda's Streitkräfte vermehrten sich rasch nach seinen Erfolgen, während sich die der K'i-tan durch Abkehr großer Teile bedenklich verminderten. T'ien-tsu erfreute sich infolge 10 seines Lebenswandels keiner großen Achtung, und wie die Ereignisse zeigten, war der ehemals so kriegerische Sinn des K'i-tan-Volkes, sei es unter dem Einfluß der übernommenen chinesischen konfuzianisch-buddhistischen Kultur, sei es durch die Mißwirtschaft der in sich vielfach gespaltenen Ye-lü-Sippe, erschlaft und der Naturkraft der Ju-tschen nicht mehr gewachsen.

15 „Wenn das Land der Ju-tschen auch klein ist“, hatte einer von den Beratern T'ien-tsu's nach dem Fall von Ning-kiang erklärt, „so sind seine Bewohner doch tapfer und tüchtige Bogenschützen. Unsere Soldaten aber sind seit langem nicht mehr geübt, und wenn sie auf einen starken Feind stoßen, so werden sie wohl wenig Erfolg davonzutragen. Dann aber werden 20 unsere Stämme uneinigen Sinnes werden und nicht mehr in Ordnung gehalten werden können“ (s. *T'ung-kien* Kap. 91 fol. 58v^o). Dieser Mann hatte die Lage richtig beurteilt. I. J. 1116 brach in der Ost-Hauptstadt (Liao-yang, s. oben S. 96), ehemals zu dem Gebiete von P'o-hai gehörend, ein Aufstand gegen die Liao aus, und die Folge war, daß die Stadt mit dem 25 ganzen Bezirke sich Aguda unterwarf. Intrigen und Streitigkeiten zwischen T'ien-tsu's eigenen Söhnen und deren Anhang ließen die Lage bald hoffnungslos erscheinen. Von T'ien-tsu wiederholt angebahnte Friedensverhandlungen scheiterten an der Weigerung des Liao-Herrschers, sich als Besiegter zu geben und an dem festen Sinne Aguda's. Die nunmehr auf-

30 gebotenen großen Heere der Liao — es wird von 200 000 Reitern und 700 000 Fußsoldaten gesprochen — wurden geschlagen und verjagt, soweit ihre Verbände nicht meuterten oder sich auflösten. Das große Reich schien wehrlos geworden zu sein. I. J. 1120 wurde die „Obere Hauptstadt“ mit dem berühmten Westturm (s. oben S. 90 u. 96) genommen, dabei 35 gingen die großartigen Hallen, Gräber und Kultbauten von Tsu-tschou (s. oben S. 90), Huai tschou (etwa 60 km südwestlich von der Oberen Hauptstadt) und K'ing tschou (Pai t'a-tsë oder Tsagan soborgan, die Ruinenstätte am Tsagan muren, einem nördlichen Nebenflusse des Schira muren, s. oben S. 83), die nicht übermäßig weit von einander entfernt waren, 40 in Flammen auf. Hohe militärische Befehlshaber aus T'ien-tsu's Verwandtschaft gingen zu den Ju-tschen über, und mehr und mehr erkannte Aguda, daß die Macht des Liao-Reiches völlig unterhöhlt war. 1122 wurde die Mittlere Hauptstadt (Tschung king im östlichen Jehol-Gebiet, s. oben S. 96) besetzt. T'ien-tsu hatte sich, wie man sagte, in der Stadt befunden,

war aber, als er von dem Anrücken der Feinde hörte, in der Nacht mit zweien seiner Söhne, einigen Vertrauten und mehreren hundert Reitern nach Nordwesten zum See Anguli nor (nördlich von Kalgan) geflohen. Die Ju-tschen setzten ihm nach, und der Gehetzte floh weiter nach Yüntschung (bei So-p'ing in Nord-Schan-si, s. III, 255), was für die Verfolger 5 der Anlaß wurde, auch die West-Hauptstadt (Ta-t'ung fu) zu besetzen. Weiter ging die Flucht, bis T'ien-tsu sich in der Einsamkeit der Berge des Yin schan in Sicherheit glaubte. In dieser äußersten Not kam den Liao noch einmal Hilfe von einer Seite, auf der immer noch die meiste Anhänglichkeit an das verwandte Haus zu finden gewesen war, von Si-Hia, bis 10 zu dessen Grenzen die Truppen Aguda's nunmehr in Schan-si vorgestoßen waren.

Im Sommer 1123 sandte der König K'ien-schun, der allen Grund zur Dankbarkeit gegen T'ien-tsu hatte (s. oben S. 182f.), ein Heer von dreißigtausend Mann gegen die Ju-tschen, doch wußten diese unter ihrem General 15 Wan-yen Tsung-wang, dem zweiten Sohne Aguda's, ihre Angreifer so in die Lößschluchten und „die wilden Täler von T'ien-tê“ (bei Sui-yuan in Nordwest-Schan-si, s. III, 414) zu verstricken, daß fast die gesamte Streitmacht in den Wasserfluten und Engpässen zu Grunde ging. K'ien-schun ließ danach an den Herumirrenden eine Einladung gelangen, in 20 seinem Lande eine Zuflucht zu suchen, und T'ien-tsu nahm die Einladung an, zugleich den Herrscher von Si-Hia zum Kaiser (*huang-ti*) ernennend. Aber noch in demselben Jahre kehrte er über den Huang ho zurück und fand bei den Schi-wei (III, 417) und anderen Stämmen Aufnahme und Hilfe. Der heimatlose Flüchtling scheint jedoch schließlich jeden Halt 25 verloren zu haben. Törichten oder bössartigen Ratgebern, vor allem dem unheilbringenden Siao Fêng-sien sein Ohr leihend, von seinen eigenen Sippengeossen und nächsten Verwandten preisgegeben, die sich an Stelle des Abwesenden zu Kaisern ernannten, unfähig oder unschlüssig, etwas zu tun, auch wenn sich ihm kampfeswillige Truppen in Schan-si zur Verfügung 30 stellten, zog er umher und beraubte auch seine letzten Anhänger jeglicher Hoffnung. „Die Herzen der Menschen waren voll von Erregung und Furcht, niemand wußte, was geschah“. Das Reich der Liao war in gänzlicher Auflösung. Auch der frühzeitige Tod Aguda's 1123 — er war nur sechsundfünfzig Jahre alt geworden — hemmte das weitere Vordringen seines Volkes 35 nicht. Ohne Kampf fielen den Ju-tschen immer größere Landgebiete zu, 1124 erklärte auch K'ien-schun von Si-Hia seine Unterwerfung. Im Anfang des Jahres 1125 bot dem landlosen Herrscher ein Stammeshäuptling der Tanguten (Tang-hiang, s. II, 501) im Westen einen Zufluchtsort an, und T'ien-tsu machte sich sogleich auf die Reise. Aber er war kaum über die 40 Gebiete von Schan-si hinausgekommen, als ihn in T'ien-tê (III, 414) im Lande der Urat-Mongolen, am Rande der großen Wüste, eine Abteilung der Ju-tschen-Truppen aufspürte. Hilflos dem Schnee und Eis preisgegeben und von Nahrungsmitteln entblößt, setzte er mit wenigen Begleitern

die Flucht fort und wußte sich noch eine Zeit lang zu verbergen. Im folgenden Monat aber wurde er in dem Bezirk von Ying tschou (südlich von dem heutigen So hien) von einem hohen Offizier der Ju-tschen gefangen genommen und nach dem Stammlande am Lai-liu ho gebracht. Dort
 5 wurde im Ahnentempel des Aguda Bericht erstattet, und T'ien-tsu zum Fürsten von Hai-pin d. h. „Fürst der Meeresküste“ ernannt. Ob der Titel in Beziehung zu seinem ihm angewiesenen Wohnort „östlich vom Tsch'ang-pai schan“ (im Norden von Korea), also wohl nicht weit von der Meeresküste, stehen soll, muß unentschieden bleiben. Wie das *K'i-tan kuo*
 10 *tschi* (Kap. 12 fol. 5r^o) berichtet, ist er dort nach einem Jahre (also 1126) gestorben. Damit endete die einst den Waldbergen des Nordostens entstiegene Liao-Dynastie.

Die Aufgabe, die Aguda nach seinen Eroberungen zufiel, war leichter als die, mit der sich einst Apaoki hatte abmühen müssen. Der Ju-tschen-
 15 Führer fand einen fertigen Staat vor, den jener gegründet und den er übernehmen konnte. An die Stelle der Liao trat einfach eine neue Dynastie, und selbst ihren Namen erhielt sie durch Nachahmung des von den K'i-tan gegebenen Beispiels. Wir haben früher gesehen (s. oben S. 84 u. 95 f.), daß die K'i-tan ihrem Staate den Namen des großen Flusses Liao gaben, der
 20 ihr Stammland durchfloß. Aguda wußte nichts besseres als das Gleiche zu tun. Die Sippe der Wan-yen hatte ihre Wohnsitze an dem Flusse A-schi-ho oder Altschuka, ein Name, der von den Chinesen auch mit A-lu-tsu oder An-tsch'u-hu umschrieben wird (s. oben S. 84). Das Wort *altschuhu* oder *altschun* aber bedeutet in der Sprache der Ju-tschen „Gold“, chine-
 25 sisch *kin*. Ob das Wasser des Flusses goldhaltig ist, wie die chinesischen Chronisten meinen, kann auf sich beruhen bleiben. Als Aguda 1115 nach seinem ersten größeren Siege seinen neuen Staat proklamierte und sich selbst als „Kaiser“ bezeichnete, erhielt dieser Staat und seine Dynastie den Namen Ta Kin „das Große Kin“. „Der Bezirk der Oberen Haupt-
 30 stadt“ (s. unten), sagt das *Kin schi* (Kap. 24 fol. 1v^o), „ist das Land am Hai-ku (Name eines rechten Nebenflusses des Altschuka) und das alte Gebiet der Kin. Wenn der Staat Kin heißt, so bedeutet dies An-tsch'u-hu. Der An-tsch'u-hu hat hier seine Quelle, daher leitet sich der Name ‚Quelle‘ oder ‚Ursprung von Kin‘, die Bezeichnung bei der Staatsgründung, von
 35 dort her“. Die Proklamation selbst, so wie sie von dem Chronisten geschildert wird, vollzog sich i. J. 1115 ganz nach chinesischem Muster: Aufforderung der Soldatenführer, Brüder und Anhänger an Aguda, den Thron zu besteigen, Ablehnung des Erkorenen und schließliche Annahme. Ein chinesischer Literat aus Liao-tung namens Yang P'o, der ein Beamter im Liao-
 40 Reiche gewesen und jetzt sich der neuen Herrschaft unterstellt hatte, hielt dabei eine aufmunternde Rede, die wohl seine Kenntnis des konfuzianischen Kanons verrät, aber von seinen Zuhörern in der Form kaum durchweg verstanden sein dürfte.

Der neue Kaiser wußte, was er seinem Staate schuldig war. Wie sein

Vorbild Apaoki einst hundert Jahre früher ein notwendiges Werkzeug zum Aufbau der Kultur in der Herstellung einer nationalen Schrift erkannt hatte (s. oben S. 80ff.), und wie später, 1036, Yuan-hao von Si-Hia dem Beispiele gefolgt war (s. oben S. 157), so begnügte sich auch Aguda nicht damit, wie bisher die Schrift der K'i-tan zu benutzen, sondern er wollte 5 für die eigene Sprache auch ein eigenes Schriftsystem. Infolge der unglücklichen Wahl einer Bilderschrift nach dem Muster der chinesischen für eine dafür ungeeignete Sprache war dieser Wille begreiflich, denn bei der Verwendung der K'i-tan-Schriftzeichen mit ihren festen Bedeutungen und Funktionen waren Zweifel und Mißverständnisse unvermeidlich. Ein Mann, 10 der im Verein mit einigen wenigen anderen dank seiner Bildung bei den militärischen, politischen und kulturellen Aufgaben der neuen Entwicklung die wichtigste Arbeit leistete, war ein Sippengenosse Aguda's, Wan-yen Hi-yin, auch Wu-schi oder Ku-schen genannt. Er war an den zahlreichen Kämpfen hervorragend beteiligt und einer der höchsten Beamten in der 15 Umgebung des Herrschers. Seine Lebensbeschreibung im *Kin schi* (Kap. 73 fol. 13v^off.) sagt über die Schaffung der neuen Schrift folgendes: „Die Kin hatten anfänglich keine Schrift. Als nun die Macht des Staates beständig wuchs und ein Verkehr mit den benachbarten Staaten sich entwickelte, benutzte man die Schrift der K'i-tan. T'ai tsu (Tempelname 20 des Aguda) gab daher dem Hi-yin den Auftrag, ein System von eigenen nationalen Schriftzeichen herzustellen. Hi-yin bildete darauf eine besondere Ju-tschen-Schrift nach dem Vorbilde der Normalschrift (*k'iai tsë*) der Chinesen und in Anlehnung an die Schrift der K'i-tan, aber mit Anpassung an die eigene Landessprache. Im 8. Monat des 3. Jahres *t'ien-fu* (= 1119) 25 war das Werk beendet. T'ai tsu war sehr erfreut, er ließ die Schrift verbreiten und belohnte Hi-yin mit einem Pferde und einem Gewande. Später ließ der Kaiser Hi tsung (1135 bis 1149) ebenfalls Ju-tschen-Schriftzeichen anfertigen, die mit denen von Hi-yin gleichzeitig in Gebrauch waren. Man nannte die von Hi-yin gebildeten „große Schrift“, die von Hi tsung gebildeten 30 „kleine Schrift“. Einige weitere, aber nicht sehr klare Angaben fügt noch das *S. T'ung-kien* (Kap. 93 fol. 12v^o) hinzu. „Am 21. September 1119 verbreiteten die Kin ihre Ju-tschen-Schrift in China. Die Ju-tschen hatten anfänglich keine Schrift. Bei gefangenen K'i-tan-Leuten und Chinesen lernten sie zuerst deren Schrift kennen. Darauf erlernten dann Tsung- 35 hiung (ein Neffe Aguda's und ebenfalls ein erfolgreicher Heerführer) und Hi-yin sie systematisch. Tsung-hiung war danach zwei Monate krank und befaßte sich während dessen mit den großen und kleinen Schriftzeichen. Dann setzte er, zusammen mit Tsung-kan (einem Sohne Aguda's von einer Nebenfrau und Inhaber einer hohen Ministerstellung, *kuo-lun po-ki-lie*; er 40 war es, der den Kaiser T'ien-tsu 1125 gefangen nahm) und anderen, bestimmte Regeln und Gesetze (wofür?) fest. Der Schriftverkehr mit Liao und Sung wurde immer von Tsung-hiung und Hi-yin geleitet, deshalb gab der Herrscher von Kin dem Hi-yin den Auftrag, nach dem Vorbilde der üblichen

Schrift der Chinesen und in Anlehnung an die Schrift der K'i-tan, aber mit Anpassung an die eigene Landessprache die Ju-tschen-Schrift herzustellen und zu verwenden“. Unzweifelhaft haben die drei genannten Persönlichkeiten zusammen mit (Wan-yen) Tsung-han, meist Nien-han genannt, 5 ebenfalls einem Abkömmling Han-p'u's (s. oben S. 184), als die ersten und wichtigsten Organisatoren des neuen Staates zu gelten.

Aus denselben Ursachen wie die Sprache der K'i-tan und der Si-Hia ist uns auch die längst ausgestorbene der Ju-tschen im Ganzen unbekannt geblieben, wenn wir auch dank einem glücklichen Funde und vor allem wegen 10 ihrer engen Verwandtschaft mit dem als lebendes Organ bis in unsere Tage und in alphabetischer Schrift überlieferten Mandschu über etwas genauere Kenntnis, namentlich des Vokabulars verfügen. Die Tatsache der Schaffung einer Ju-tschen-Schrift war schon dem französischen Sinologen Abel-Rémusat 1820 bekannt, aber kein Dokument in dieser Schrift war ihm zu- 15 gänglich. Daß Wylie 1864 die Si-Hia-Schrift in der Inschrift von Kü-yung kuan für Ju-tschen hielt, wurde bereits erwähnt, ebenso daß Devéria 1882 die Inschrift von Yen-t'ai richtig als Ju-tschen erkannte (wenngleich er Zweifel hatte, ob es sich nicht um K'i-tan-Schriftzeichen handelte), ohne aber natürlich imstande zu sein, sie zu deuten (s. oben S. 158). Erst ein 20 literarischer Fund von Wichtigkeit, der Hirth in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in China gelang, brachte Licht in das Dunkel der Sprache selbst. Er konnte ein handschriftliches Glossar erwerben, das vermutlich dem Institut zur Ausbildung von Dolmetschern für den Verkehr mit den Fremdvölkern, dem *Hui-t'ung kuan* in Peking, entstammte, 25 das, schon eine Einrichtung der Yuan- und Ming-Zeit, von der Mandschu-Dynastie 1644 erneuert worden war. Hirth nahm an, wahrscheinlich mit Recht, daß das Glossar der Ming-Zeit, und zwar dem 16. Jahrhundert, spätestens aber dem Jahre 1644 angehörte. Es hat den Titel *Hua-yi yi-yü* „Übersetzungen vom Chinesischen und den Barbarensprachen“ und 30 enthält neben einer Anzahl von Vokabularen anderer Fremdsprachen auch ein solches der Ju-tschen-Sprache. Ähnlich wie das von Kozlow gefundene Si-Hia-Vokabular (s. oben S. 160) ist es nach Sachkategorien geordnet und gibt jedes Wort in Ju-tschen-Schrift, seine Aussprache mit chinesischen Schriftzeichen und seine Bedeutung im Chinesischen. Außerdem sind 35 zwanzig kurze Texte in chinesischer und Ju-tschen-Sprache beigelegt, sämtlich Gesuche an den Kaiser um Beförderung, Auszeichnungen u. ä. Ausgewertet ist das — vollständig erhaltene — Vokabular von W. Grube, der 1894 auf dem Internationalen Orientalisten-Kongreß in Genf die erste Mitteilung über seine Forschungen machte. Zwei Jahre später veröffentlichte 40 er dann in einem besonderen Werke eine eingehende Bearbeitung des Ganzen und konnte dabei feststellen, daß die Ju-tschen-Sprache dem Mandschu eng verwandt ist, daß sich aber, da der Verfasser des Glossars offenbar weder von dem letzteren noch von der ersteren eine über eine elementare und beschränkte Vokabel-Kennntnis hinausgehende Vorstel-

lung hatte, über den Bau und die Grammatik nur sehr wenig ermitteln ließ. Der „Übersetzer“ hatte mechanisch neben jedes Ju-tschen-Wort das entsprechende chinesische gesetzt, ohne Rücksicht auf Wortstellung und grammatische Funktionen, so daß der Ju-tschen-Text ohne Kenntnis des Chinesischen überhaupt nicht verständlich wäre. Das Glossar erweckt 5 wenig Vertrauen hinsichtlich der Art, wie in dem *Hui t'ung kuan* die Sprachstudien betrieben wurden. Natürlich bleibt auch das System der Zeichenbildung dunkel wie zuvor, und es besteht wenig Aussicht, daß dies Rätsel der drei nordischen Schriftsysteme, die wegen ihrer Unzweckmäßigkeit nur eine kurze Lebensdauer gehabt haben, je mit Sicherheit gelöst werden wird. 10 Vermutlich wird man sich auch in den drei Staaten, je mehr sie von chinesischer Bildung durchsetzt wurden, in zunehmenden Maße, namentlich für literarische Zwecke, des Chinesischen bedient haben. Der chinesische Beamte Hü K'ang-tung, der 1125 von der Sung-Regierung an den Hof der Kin gesandt wurde, um dem Nachfolger Aguda's, seinem Bruder Wu-k'i-mai, die 15 Glückwünsche zu seiner Thronbesteigung zu überbringen (s. unten), und der eine Beschreibung seiner Reise hinterlassen hat, äußert sich auch über diese Sprachenfrage. „Als die Macht der K'i-tan sich zu ihrer Höhe erhoben hatte und sie die Angehörigen anderer Länder zu Gefangenen machten“, heißt es (*San-tsch'ao pei-mêng hui-pien* Kap. 20 fol. 11r^o), „siedelten 20 sie diese an verschiedenen Orten hier (d. h. in dem Gebiet von Huang-lung fu) an. So wohnen im Süden P'o-hai-Leute, im Norden T'ie-li (Unterworfenen der P'o-hai) und T'u(-yü-)hun (II, 84f.), im Südosten Kao-li- und Mo-ho-Leute, im Osten Ju-tschen und Schi-wei (III, 417), im Norden Wu-sché (nicht näher bekannt), im Nordwesten K'i-tan, Uiguren und Tang-hiang 25 und im Südwesten Hi (III, 260 u. 399). Daher sind in dieser Gegend die Sitten aller dieser Völker durch einander gemischt, und da wo die Leute in Mengen zusammenkommen, können sie sich sprachlich nicht verständigen. Sie machen deshalb das Chinesische zum Verständigungsmittel für ihre Verhandlungen. Man ersieht daraus, daß China die Sitten und Ord- 30 nungen der alten Herrscher unentbehrlich gemacht hat, und daß auch für die Barbaren die chinesische Sprache bestimmend geworden ist“. Noch i. J. 1191 mußte allerdings angeordnet werden, daß „hinfort die Beamten bei wörtlicher Übertragung von Ju-tschen-Schrift (in das Chinesische?) chinesische Schriftzeichen anzuwenden hätten. Wenn das Chronistenarchiv 35 (*kuo-schi yuan*) K'i-tan-Schrift benutze, so sei dies einzustellen“. Und einige Monate später wurde verfügt, daß „der Gebrauch von K'i-tan-Schrift überhaupt einzustellen sei“ (*Kin schi* Kap. 9 fol. 12r^o u. 14r^o). Die K'i-tan-Schrift scheint hiernach den Kin-Leuten doch bequemer gewesen zu sein als die chinesische.

m) Kara Khitai (Si-Liao).

- Unrühmlich wie das Ende des Liao-Reiches in Nord-China war, hat sich doch ein Sproß der Ye-lü-Sippe gefunden, der die von dem letzten Kaiser verschuldete Schmach nicht schweigend hinnahm. Ye-lü Ta-schi, auch Ta-schi Lin-ya genannt, d. h. in der K'i-tan-Sprache Ta-schi, der Han-lin-
 5 Akademiker, ein Nachkomme Apaoki's in der achten Generation, beschloß, den Untergang des Staates an seinen Feinden zu rächen und das Volk der K'i-tan zu neuem Ruhme zu führen. I. J. 1120 (nach *S. T'ung-kien* Kap. 94 fol. 20v^o i. J. 1122), als T'ien-tsu auf der Flucht in den Steppen und Bergen der Mongolei herumirrte und niemand wußte, wo er sich be-
 10 fand, rief Ta-schi mit mehreren anderen Würdenträgern einen Sohn des Kaisers Hing tsung namens Schun, den Fürsten von Ts'in-tsin, in Yen-king (Peking) zum Kaiser aus. Aber das Unternehmen war von vornherein zum Scheitern verurteilt, da der neue Kaiser gleich darauf starb und seine Gemahlin, die für den Nachfolger, einen Sohn T'ien-tsu's, die Regent-
 15 schaft führen sollte, zu dem inzwischen wieder aufgetauchten Kaiser zurückkehrte, nachdem Yen king von den Ju-tschen erobert war. T'ien-tsu ließ voll Wut die Unglückliche hinrichten und fuhr Ta-schi ob seines Verhaltens zornig an. Aber dieser ließ sich nicht einschüchtern. „Mit der Macht des ganzen Staates“, erwiderte er dem Kaiser, „seid Ihr nicht imstande ge-
 20 wesen, dem Feinde für einen Augenblick Widerstand zu leisten, sondern Ihr habt Euer Reich verraten und Euch weit ab verkrochen, das Volk aber zu Staub und Asche werden lassen. Wenn wir daher zehn Schuns auf den Thron erhoben hätten, so wären sie alle Nachkommen T'ai tsu's gewesen. Ist das aber nicht besser als unser Leben von anderen Leuten zu erbetteln?“
 25 „Der Kaiser wußte darauf nichts zu erwidern“ (*Liao schi* Kap. 30 fol. 4v^o).
 Ta-schi sah, daß die Lage des Reiches in Folge der Unfähigkeit und Passivität T'ien-tsu's verzweifelt geworden war. Er entwarf Pläne über Pläne, um einen Ausweg zu finden, aber die Eroberungen der Ju-tschen schritten um so schneller vorwärts, je weniger sich Möglichkeiten boten, sie aufzuhalten.
 30 Ratschläge, die er dem Kaiser gab, wurden nicht befolgt, und so entschloß er sich, allein und selbständig zu handeln. Er sammelte eine kleine Schar gepanzerter Reiter um sich —, es sollen nicht mehr als zweihundert gewesen sein —, ernannte sich 1122 (nach *S. T'ung-kien*) zum „Fürsten“ (*wang*) und zog nach Norden ab, einem unbekannten Schicksal entgegen.
 35 Nach drei Tagen überschritt er den „Schwarzen Fluß“ (Hei schui?) und gelangte in das Land der „Weißen Tataren“ (Ongut). Hier rüstete ihn der Verwaltungschef (*siang-yin*) mit Pferden, Kamelen und Schafen aus, so daß er weiter nach Westen bis zu der Stadt K'o-tun (oder Ho-tun?) kommen konnte. In Bischbalik, dem heutigen Dsimsa, nördlich von Turfan
 40 am östlichen T'ien schan, das, ebenso wie das Turfan-Gebiet, unter der Herrschaft der Toghuzghuz der Uiguren war (II, 501), konnte er sich vor

den versammelten Anführern der zahlreichen Stämme über seine Ziele aussprechen und um ihre Hilfe werben. Die Rede, die ihm die Historiker zuschreiben, zeigt deutlich die Beweggründe, die für sein Handeln vorausgesetzt werden mußten. Es heißt im *Liao schi* (Kap. 30 fol. 5r^{of}): „In Not und Bedrängnis haben meine Ahnen einst ihr Reich gegründet. Neun 5 Herrscher haben es im Laufe der Zeit zweihundert Jahre lang regiert. Jetzt bedrängen die Kin, unsere Knechte, unsere Regierung, mißhandeln unser Volk und zerstören unsere Städte. Sie haben den Kaiser T'ien-tsu gezwungen, in der Fremde herumzuirren, Tag und Nacht schmerzen ihm Kopf und Herz. Im Vertrauen auf die Gerechtigkeit komme ich jetzt nach 10 dem Westen und habe den Wunsch, um eure Hilfe zu werben, damit wir unsere Feinde vernichten und unser Reich wieder herstellen. Ich hoffe, daß auch ihr mit unserer Regierung Mitleid habt und um die Götter unseres Landes Sorge tragt, und ich denke, ihr werdet unserem Fürsten und Vater Rettung bringen und unserem Volke in seiner Not beistehen“. Hiernach 15 hätte also Ta-schi damals noch den naheliegenden Plan gehabt, die aufstrebende Macht der Kin zu zerschlagen und die Dynastie der Liao wieder aufzurichten. In der Tat stellten ihm auch die Stämme ein Heer von über 10000 Reitern zur Verfügung. Im nächsten Jahre (?) setzte er sich aber mit dem Fürsten der Uiguren (in Kan-su?) in Verbindung und bat ihn um 20 die Genehmigung zum Durchzug durch sein Land, da er nach Westen zu den Arabern ziehen wolle, worauf ihn der Fürst durch Lieferung von vielen hundert Pferden, Kamelen und Schafen unterstützte. Der ursprüngliche Plan ist also aufgegeben, statt dessen wird ein Eroberungszug in die entgegengesetzte Richtung unternommen. Welche Ereignisse und Erwägungen 25 hier bestimmend gewesen sind, wissen wir nicht, wie denn alle Nachrichten der Chinesen über den Zug des Ta-schi viel später aus ganz unsicheren Quellen zusammengestellt sind (vergl. die Bemerkungen über das *Liao schi* oben S. 2f.), und zwar ohne Verständnis und Kritik, so daß nicht viel mehr als ein unklares Fabulieren vorliegt. Was vollends über die weiteren Er- 30 eignisse in Mittelasien berichtet wird, kann meist ganz außer Betracht bleiben, zumal es mit den Angaben der muhammedanischen Quellen nicht zu vereinigen ist.

Nach den letzteren zogen die K'i-tan durch das Land der Kirgisen, die damals wohl nördlich vom Schwarzen Irtysch wohnten (II, 371), und dann 35 nach Südwesten in die Gegend des heutigen Tschugutschak und zum See Alakul; hier bauten sie am Imil, einem östlichen Zufluß des Sees, eine Stadt gleichen Namens, die heute verschwunden ist. Hier könnte es gewesen sein, vorausgesetzt, daß diese Stadt gleichbedeutend wäre mit dem Orte K'i-ör-man des *Liao schi*, wo Ta-schi sich 1124 (nach *S. T'ung-kien* Kap. 95 40 fol. 32v^o i. J. 1125) zum Kaiser ausrief und seine neue Dynastie als Si-Liao („das westliche Liao“) proklamierte, während die Mongolen sie als Kara Khitai (die „schwarzen Khitai“) bezeichneten. Seine Hauptstadt aber schuf sich Ta-schi 1126 (oder 1127) in der fruchtbaren Ebene am oberen Tschu-

Fluß, sie hatte den arabischen Namen Baläsughün, die K'i-tan selbst scheinen sie „Residenz der Gürkhane“ d. h. Groß-Khane genannt zu haben, nach dem Titel, den die Herrscher der Kara Khitai bei den Muhammedanern führten.

- 5 Zwistigkeiten zwischen dem Khan von Samarkand und den Karluk-Türken, in deren Verlauf die Kara Khitai von den letzteren zu Hilfe gerufen wurden, hatten es Ta-schi ermöglicht, in das Gebiet von Baläsughün einzudringen. Nach einer siegreichen Schlacht wurde es ihm möglich, sich in Transoxanien festzusetzen und diesen Teil des Sultanats von Samarkand
10 sich dauernd zu unterwerfen. Von hier aus wurden dann im Süden Ferghana, Kaschgar und Khotän erobert, im Osten das Land der Uiguren und Bischbalik, schließlich im Westen Samarkand und sogar Chwārezm (südlich vom Aral-See) unterworfen, so daß sich das Reich der Gürkhane vom Jenissei im Norden bis an das nördliche Afghanistan im Süden, von Chwārezm im
15 Westen bis Bischbalik im Osten erstreckte. Es ist verständlich, wenn der Gürkhan von den Muhammedanern als Khān-i Khānān „Khan der Khane“ bezeichnet wird (D'Ohsson, *Histoire des Mongols* I, 441f.).

- Es würde nicht zu unserer Aufgabe gehören, die Entstehung und weitere Geschichte des Reiches der Kara Khitai im einzelnen zu verfolgen, auch
20 wenn dies bei unserer sehr lückenhaften Kenntnis möglich wäre, wohl aber müssen wir die Loslösung des Ye-lü Ta-schi aus den Trümmern des zusammenbrechenden K'i-tan-Reiches in China, seinen Zug nach Westen und seine wohl schwerlich vorher geplante Unterwerfung von Mittel-Asien als eine gewaltige Leistung — schon im Hinblick auf die riesigen Entfernungen
25 — von Kühnheit, Feldherrnkunst und politischer Klugheit bewundern. Selbst wenn es zutreffen sollte, was der persische Chronist Ibn al-Aṭīr berichtet, daß schon einige Zeit vor dem Zuge des Gürkhan zahlreiche Scharen von K'i-tan-Leuten aus China ausgewandert und von verschiedenen Khanen in Turkistan in Sold genommen seien, wie denn auch muhammedanische
30 Quellen von einer schweren Niederlage sprechen, die den Khitai im Gebiet von Kaschgar beigebracht sei, ehe die Eroberung von Norden her „vermutlich durch einen anderen Zweig der Khitai“ erfolgte, so wird der Ruhm und der Erfolg des Ta-schi dadurch nicht geschmälert. Gewiß haben dem verwegenen Abenteurer die Krieger von Hilfsvölkern zu Gebote ge-
35 standen — von den Uiguren und Karluk-Türken wissen wir es —, vielleicht sind auch noch Teile der in China zurückgebliebenen K'i-tan später zu ihm gestoßen, aber es muß großer Klugheit bedurft haben, in der muhammedanischen Welt eine solche Stellung der „Ungläubigen“ zu erreichen.

- Da das Liao-Reich weitgehend nach dem Vorbilde des Sung-Reiches
40 organisiert und von chinesischen Kulturgedanken durchsetzt war, so wird vieles davon mit nach Zentral-Asien gewandert und dadurch den muhammedanischen Völkern bekannt geworden sein. Hier würde eine neue Brücke zu erkennen sein, auf der chinesische Staats- und Bildungsideale während des Mittelalters nach dem Westen gelangt sind, wie vorher durch die chine-

sisch gebildeten Türken. Daß die Sprache der Regierenden im Reiche der Kara Khitai chinesisch gewesen sein sollte, wie man vermutet hat, ist unwahrscheinlich. Die Gründe, die man dafür angeführt hat, sind ganz unzureichend; die Gebildeten unter den K'i-tan verstanden chinesisch, wie es uns gerade von Ta-schi ausdrücklich bezeugt wird, aber daß sie ihre eigene Sprache auch im schriftlichen Verkehr beibehielten, beweist ihre eigene Schrift. Es hängt mit den von den chinesischen Dynastien hergenommenen Formen des Ahnenkultes zusammen, wenn Ta-schi nach seiner Ausrufung zum Kaiser sich selbst, seiner Gemahlin und seinen Ahnen chinesische Ehren- und Tempelnamen beilegt, unter denen sie in die Geschichte eingehen sollen. Diese sowie die chinesischen Jahresbezeichnungen gehörten nun einmal zur Ausstattung einer vom Himmel legitimierten Dynastie, ein Zeichen von der zwingenden Gewalt chinesischer Anschauungen und Kultformen.

Was wir sonst noch aus den chinesischen Annalen über die kurze Geschichte von Si-Liao erfahren, ist wenig mehr als die Namen von Ta-schi's oder, wie sein Ehrenname war, T'ien-yu huang-ti's Nachfolgern. Da die Kara Khitai niemals Tributgesandtschaften an den Hof der Sung geschickt haben, sah man dort auch keine Veranlassung, sich mit ihnen zu beschäftigen. Dagegen hatten die Kin-Herrscher allen Grund, ihre Taten mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, denn sie mußten darauf gefaßt sein, daß die zu neuer Macht gelangten K'i-tan die Wiedererhebung ihres Herrscherhauses versuchen würden. Die neue Dynastie hat daher sorgsam alle Informationen gesammelt, die sie über Ta-schi und das westliche Reich erhalten konnte, und sie in ihren Annalen, dem *Kin schi*, verwertet. Genaueres und Zuverlässiges erfährt man aber auch hier nicht. Ta-schi starb 1135 (nach *S. T'ung-kien* 1136), sein Tempelname wurde Tê tsung. Für seinen unmündigen Sohn mußte seine Mutter die Regentschaft führen, bis er sieben Jahre später selbst den Thron bestieg. Er regierte noch dreizehn Jahre (bis 1155), worauf abermals eine Regentschaft, und zwar einer Schwester des verstorbenen Jen-tsung — so war sein Tempelname — für den unmündigen Sohn nötig wurde. Aus den Berichten uigurischer und anderer innerasiatischer Kaufleute erfahren wir, daß der Name Ta-schi lin-ya bei den Völkern dort auch nach dem Tode seines Trägers noch für alle seine Nachfolger im Gebrauch war, ein Zeichen, welche Berühmtheit der kühne Abenteurer erlangt hatte (s. unten). Wie aber so oft in solchen Fällen, untergruben blutige Kämpfe in der Familie die Macht der Dynastie und damit des Staates. Die Regentschaft endete 1169 mit der Ermordung der Regentin, der Thronerbe scheint nie zur Regierung gelangt zu sein, vielmehr folgte Jen-tsung's zweiter Sohn Tschu-lu-ku, dessen Herrschaft i. J. 1203, nach anderen 1201, dadurch zu Ende kam, daß er von dem Khan der Naiman-Mongolen, K'ü-tsch'u-lü (dem Kučuluk her Mongolen und Küčlük der Araber), gefangen genommen und seines Thrones beraubt wurde. Ta-schi's Erbe ist von seinen Nachkommen in der fremden Welt

nicht lange gehalten worden, nicht einmal so lange, bis der große Mongolen-Herrscher diese Welt völlig umstürzte (s. unten).

Die Kara Khitai haben weder Inschriften noch Bauten noch ähnliche Spuren ihrer Herrschaft in Mittelasien hinterlassen, dafür aber ein Zeugnis
 5 ihrer Macht, das mit lauterer Stimme spricht als jene. Ihr Name lebt noch heute in einem großen Teil nicht bloß der asiatischen, sondern auch der abendländischen Welt weiter: wie wir früher gesehen haben (s. oben S. 85), ist bei den Bewohnern von Turkistan, den Persern, Griechen, Türken und Russen Kitai die Bezeichnung für China; lange nach der Vernichtung des
 10 Reiches der Gürkhane war die Erinnerung daran noch so stark, daß sie am Ende des 14. Jahrhunderts bis nach Rußland gelangte und, wenn auch verdunkelt, bis zu diesen Tagen weiter lebt. Und zwar ist es die Form des Namens, die das tapfere Volk von seinem Ausgangslande in Nordchina mitgebracht hatte und in seiner fremdsprachigen Umgebung beibehielt.
 15 Man mag wohl zuweilen geglaubt haben, daß das große Reich in Zentralasien mit dem noch größeren in Nordchina eine Einheit bildete, bis schließlich beide in dem Namen und in der Vorstellung der Westländer zu einer wirklichen Einheit verschmolzen. Die wagemutigen Franziskanermönche trugen den Namen in der Form Kitaia oder Cataya weiter nach Europa
 20 hinein, und auch hier hat er sich gehalten, bis man im 16. und 17. Jahrhundert über seinen Ursprung belehrt wurde. Auch die Mongolen unter Dschingis Khan nennen das von ihnen bis zur Vernichtung bekämpfte Kin-Reich das Reich der Kitat, übertragen also den berühmteren Namen ohne weiteres auf die Nachfolger der K'i-tan in Nordchina, die Ju-tschen (s. unten).
 25 Die großen Ereignisse im Norden, die sich seit 1112 angebahnt und seit 1114 vollzogen hatten, machten schließlich auch in K'ai-fêng die zankenden Literaten, das intrigierende Schmarotzertum am Hof und die sich ewig um die Beute streitende Beamtenschaft (s. oben S. 167) aufhorchen, wenn gleich der unfähige, in seine taoistischen Wahnvorstellungen eingehüllte
 30 Kaiser Hui tsung vorerst wenig Interesse dafür aufbrachte. Die Art, wie die Kunde von dem Wandel der Dinge verwertet wurde, ist kennzeichnend für die Zustände im Reiche und für das Maß der politischen Einsicht bei seinen bestimmenden Persönlichkeiten. Die Folgen, die jener Wandel für die Herrschaft der Sung mit sich brachte, waren denn auch kaum anders,
 35 als es unter solchen Umständen erwartet werden mußte.

n) Das Ende: Flucht nach Süden.

Schon der Weg, auf dem die erste Kunde von den Vorgängen nach dem Süden gelangte, hatte etwas Ungewöhnliches. Zu den Günstlingen des berücktigten und damals allmächtigen Ts'ai King (s. oben S. 170f.) gehörte auch der nicht minder berücktigte T'ung Kuan, ein Eunuch von un-
 40 bekannter Herkunft, „ein Mensch gerissener und einschmeichelnder Art“,

wie seine Lebensbeschreibung sagt, „der von seinem Dienst in den Frauengemächern her erfahren in der Kunst der Intrigen war und für den Herrscher auf einen leisen Wink das Gewünschte tat, noch ehe es ausgesprochen war“. Wie Ts'ai King gehört auch er zu den „sechs Banditen“, die als solche in den Annalen der Sung weiter leben (s. oben S. 171). Die beiden 5 gleichgestimmten Seelen fanden sich rasch und stützten sich gegenseitig, so daß ihnen der haltlose Monarch schnell zur Beute fiel. Der Eunuch machte eine glänzende Laufbahn: Er wurde der oberste Verwaltungsinspizient von fünf Bezirken in Schen-si und Kan-su und hatte die Verfügung über die dortigen bedeutenden Militär-Kontingente, denen die Sicherung der 10 Grenzgebiete gegen die Tanguten oblag. Er war es, auf dessen Anstiften zwischen 1102 und 1105 die Überfälle auf die Si-Hia-Bezirke erfolgten, die schließlich zu der Vermittelung durch den Liao-Herrscher führten (s. oben S. 182f.). Die zweifelhaften Erfolge jener Unternehmungen unter dem offenbar friedliebenden König K'ien-schun von Si-Hia müssen den Größenwahn 15 des Eunuchen ins Ungemessene gesteigert haben, denn i. J. 1111 erweiterte er seinen Plan für die Unterwerfung von Sia-Hi zu einem solchen für die Vernichtung von Liao. Jedenfalls bat er Hui tsung, ihn nach Liao zu entsenden, damit er die Lage dort auskundschaften könne. Die Einwände, die dagegen erhoben wurden, wies der durch erlogene Siegesmeldungen ge- 20 täuschte Kaiser mit dem Bemerkten zurück, daß der Liao-Herrscher vernommen habe, wie T'ung Kuan „die Tanguten vernichtet habe, und daß dieser ihn deshalb zu sehen wünsche“. So wurde denn ein hoher Würden-träger im Herbst 1111 nach Liao abgeordnet und T'ung Kuan ihm beigegeben. Über den Verlauf dieser Mission hören wir nichts weiter als ein paar 25 spöttische Bemerkungen in den Geschichtswerken und die Angabe, daß T'ien-tsu und T'ung Kuan sich gegenseitig mit Kostbarkeiten überhäuft und prahlerische Reden gewechselt hätten. Trotzdem hatte die Reise ein wichtiges Ergebnis, das allerdings durch einen Zufall herbeigeführt wurde. Das sehr zuverlässige *San tsch'ao pei-mêng hui-pien*, das nur wenige Jahr- 30 zehnte nach diesen Ereignissen abgefaßt wurde, macht ausführliche Angaben darüber.

T'ung Kuan machte auf der Reise die Bekanntschaft eines aus Yen-king (Peking) stammenden Beamten von Liao aus vornehmer Familie, namens Ma-tschi, der in astrologischen Künsten bewandert war und viel von Liao 35 erzählte. Er sagte, daß die K'i-tan jetzt von den Ju-tschen arg bedrückt würden und zahllose Räuberbanden das Land unsicher machten. Das Reich Liao sei dem Untergange verfallen, er selbst wolle sich den Chinesen ergeben. T'ung Kuan berichtete dem Kaiser, Ma-tschi wurde in Audienz empfangen, wiederholte hier seine Angaben und gab den Rat, „von Schan-tung aus Ge- 40 sandte über das Meer zu den Ju-tschen zu schicken und mit ihnen ein Abkommen zu treffen, gemeinsam das Liao-Reich anzugreifen“. Hui tsung war hochofrenut über den Gedanken und verlieh dem Überläufer zum Dank den Namen Li Liang-ssë, später den eigenen Tschao Liang-ssë und ernannte

ihn zum Direktor im Geheimarchiv. T'ung Kuan aber faßte daraufhin weitreichende Pläne, die auf nichts Geringeres hinausliefen, als die ganzen dem Reiche entrissenen Gebiete in Ho-peï und Schan-si zurückzuerobern, zugleich aber, die Si-Hia zu vertreiben und den Nordwesten ebenfalls wieder 5 zu gewinnen.

Auf seinen Posten in Schen-si mit erweiterten Machtbefugnissen zurückgekehrt, begann er sogleich, auf seine Weise den Krieg gegen Si-Hia zu organisieren. Im Frühjahr 1115 veranlaßte er zwei seiner Generale, Liu Fa und Liu Tschung-wu, mit bedeutenden Streitkräften, 150 000 und 50 000 10 Mann, trotz ihres Widerstrebens gegen Si-Hia im Angriff vorzugehen, und zwar Liu Fa von Huang-tschou (dem heutigen Nien-po, östlich von Si-ning in Kan-su) vom Westen aus, Liu Tschung-wu von Hui-tschou (dem heutigen Tsing-yuan am Huang ho nordöstlich von Lan-tschou) vom Osten aus. T'ung Kuan selbst setzte sich mit einem dritten Heere in Lan-tschou, also 15 in der Mitte, vorläufig fest. Man war also weit in das Si-Hia-Gebiet eingedrungen. Liu Tschung-wu rückte nach Süden vor, legte an dem kleinen, bei der heutigen Stadt Kin hien vorüberfließenden Ts'ing-schui ho ein Fort an und zog sich dann kampfflos zurück. Liu Fa aber geriet mit Si-Hia-Truppen in ein Gefecht, das für ihn siegreich verlaufen sein soll. 20 Noch in dem gleichen Jahre rückte daraufhin der General Wang Hou, ein erfahrener Offizier, der schon unter seinem Vater in den Grenzlanden gegen Si-Hia gedient hatte, zusammen mit Liu Tschung-wu zu einem neuen Angriff vor. Südöstlich der Stadt Si-ning kam es zu einer großen Schlacht, in der Wang Hou's Heer völlig vernichtet wurde. Die Hälfte wurde er- 25 schlagen, der Rest flüchtete, soweit er nicht in den Flüssen umkam. Ein Einbruch der tangutischen Truppen bis über die Stadt K'ing-yang hinaus, fast an der Grenze der heutigen Provinz Schen-si, und die Besetzung eines großen Teiles des östlichen Kansu waren die Folge. Die Katastrophe wurde aber verheimlicht, und T'ung Kuan wußte sogar noch reiche Bestechungs- 30 gelder von dem für seinen Kopf fürchtenden Wang Hou zu erpressen. Noch einmal, i. J. 1119, zwang T'ung Kuan den General Liu Fa trotz seines dringenden Abratens zu einem Vorstoß südöstlich von Lan-tschou. Das Unternehmen ging ebenso übel aus wie das von 1115. Liu Fa stieß mit überlegenen Streitkräften von Si-Hia zusammen, sein Heer wurde völlig auf- 35 gerieben, er selbst flüchtete zu Fuß während der Nacht, wurde aber eingeholt und niedergemacht, sein Kopf als Trophäe eingebracht. T'ung Kuan verheimlichte auch diese Niederlage, doch machte sich starker Unwille über das Ende des sogar bei seinen Feinden hoch geachteten Heerführers bemerkbar. Nur der Friedfertigkeit des Königs K'ien-schun war es zu danken, 40 daß der neue Schlag nicht weitere Folgen hatte.

So endete der erste Teil des großen Programms von T'ung Kuan. Auf T'ung Kuan's Schultern vor allem liegt in dieser Zeit die Verantwortung für die außenpolitische Entwicklung, seitdem Ts'ai King's Machtstellung unsicher geworden — erst 1112 war er aus der Provinz in die Hauptstadt

zurückgerufen worden — und seine Aufmerksamkeit mehr durch die wachsende Gegnerschaft im Innern in Anspruch genommen war.

Inzwischen war eine neue Kunde über die Ereignisse im Liao-Reiche eingegangen, durch die Tschao Liang-ssë's Angaben bestätigt wurden. Es ist nur durch die Zustände am Hofe zu erklären, daß man sich dort nicht ernsthafter bemühte, Kenntnis von der neuen Entwicklung zu erhalten, die doch von lebenswichtiger Bedeutung für das Reich war. Im Sommer 1117 berichtete der Präfekt von Têng tschou, an der Nordspitze von Schan-tung, daß eine Gruppe von etwa 200 Liao-Leuten, von dem gegenüberliegenden Lande kommend, gelandet seien. Sie hätten erzählt, daß zwischen Liao und den Ju-tschen bereits seit mehreren Jahren Krieg sei. Auch in P'o-hai fänden heftige Kämpfe statt, nachdem die Ju-tschen den Liao ho überschritten hätten. Sie (die Ankömmlinge) hätten deshalb nach Kao-li flüchten wollen, seien aber durch einen Sturm auf dem Meere verschlagen und nach Schan-tung gekommen. Der Kaiser, so berichtet das *San tsch'ao pei-mêng hui-pien* weiter, beauftragte darauf Ts'ai King und T'ung Kuan, die Frage zu prüfen, und diese erklärten, daß man früher oftmals von den Ju-tschen Tribut empfangen und Pferdehandel mit ihnen getrieben habe. Die Beziehungen seien dann abgebrochen, aber es empfehle sich, sie jetzt wieder aufzunehmen. Man könne sehr wohl unter dem Vorwande des Pferdehandels durch Abgesandte feststellen lassen, was an den Erzählungen Wahres sei. Der Präfekt von Têng tschou erhielt den entsprechenden Befehl, die Schiffbrüchigen über das Meer zurückzusenden und weitere Erkundigungen einziehen zu lassen. Später sollte dann mit den Ju-tschen ein freundschaftliches Abkommen getroffen werden, um den Krieg gemeinsam zu führen und das Liao-Reich zu vernichten. „Das Unglück unseres Reiches“, so schließt der Verfasser, „hat hier seinen Ausgang genommen.“ Wenn man sich in K'ai-fêng auf den alten Grundsatz besann, die Barbaren mittels der Barbaren zu bekämpfen (I, 333), so entsprach diese Vorbereitung dazu durchaus der Höhe der politischen Einsicht am Sung-Hofe.

In der Tat wurden auch sogleich weitere Schritte unternommen, um mit den Ju-tschen in Verbindung zu kommen. Noch in demselben Jahre 1117 wurden einige untere Beamte mit mehreren der Liao-Leute auf einer Kriegsdunke hinübergesandt, angeblich um Pferde zu kaufen. Sie wurden aber an der Küste von Liao-tung höchst unfreundlich empfangen und von den Wachen mit dem Tode bedroht, so daß sie nicht wagten, das Schiff zu verlassen, und es vorzogen, nach Schan-tung zurückzukehren. Hui tsung beauftragte nunmehr T'ung Kuan mit der Weiterführung der Angelegenheit. In der Hauptstadt mochte niemand seine Hände in das gefährliche Unternehmen stecken, und so wurde denn der Präfekt von Têng tschou angewiesen, geeignete Leute für die Expedition ausfindig zu machen. Seine Wahl fiel auf einen Militärbeamten namens Ma Tschêng, der mit mehreren unteren Funktionären und denselben Flüchtlingen aus Liao 1118 die Seereise zu den Ju-tschen antrat. Der Empfang, der ihnen zuteil wurde,

so berichteten sie nach ihrer Rückkehr 1119, war ebenfalls wenig ermutigend. Man nahm die Gesandten bei ihrer Landung fest, bemächtigte sich ihrer Habseligkeiten und wollte sie zunächst umbringen. Dann aber legte man ihnen Fesseln an und brachte sie zur Residenz des Ju-tschen-Herrschers 5 am Lai-liu-Fluß, einem Nebenfluß des Sungari (s. oben S. 184). Nachdem sie sich über den Zweck ihres Kommens ausgewiesen hatten, übergaben sie ein amtliches Schreiben, in dem, wenn man dem *Kin schi* (Kap. 2 fol. 12v⁰) glauben wollte, bereits rundheraus gesagt worden wäre, daß man nach der Vernichtung der Liao die chinesischen Gebiete, die zur Zeit der „Fünf Dy- 10 nastien“ in das K'i-tan-Reich einverleibt worden seien (s. oben S. 44) zurückzuerhalten wünsche. Wir sind zwar über die Ergebnisse der Mission des Ma Tschêng ohne Nachrichten — vermutlich wird nicht viel zu melden gewesen sein —, aber so niedrig man auch die Weisheit der Staatslenker der Sung einschätzen mag, ihnen eine solche Tölpelei zuzuschreiben wie hier 15 die Kin-Annalen tun, ist man nicht berechtigt. Ma Tschêng sollte über Pferdekauf verhandeln und dabei beobachten, wie es mit den Machtverhältnissen bestellt sei. Darüber hinaus wird sich seine Tätigkeit nicht erstreckt haben, und insofern kann seiner Mission eine besondere Bedeutung nicht beigelegt werden.

20 Die Angelegenheit bekam erst ein ernsteres Gesicht, als Tschao Liang-ssë selbst sich ihrer annahm. Er hatte durch einen Beamten bei Aguda angeregt, einen Vertreter nach Têng tschou zu schicken, damit man dort einen Freundschaftsvertrag besprechen könne. Aguda, der mit Nien-han (s. oben S. 190) und Wu-schi (s. oben S. 189) sich beriet, gab eine unwirsche Ant- 25 wort: es sei nicht die Gewohnheit seiner Sippe, über das Meer zu fahren, um Freundschaft zu suchen; einen gemeinsamen Kampf gegen Liao zu führen, habe man früher den Sung vorgeschlagen, aber die Sung hätten es verächtlich abgelehnt (s. oben S. 136). Wenn man von dort eine regelrechte Gesandtschaft schicken würde, um einen Verkehr zwischen den beiden 30 Reichen herzustellen, so würde man dem nicht widerstreben. Aber Befehle von den Sung entgegenzunehmen, nicht einmal in schriftlicher Form, sei den Verhältnissen nicht angemessen. Sollte der Kaiser wirklich den Wunsch haben, ein Bündnis zur gemeinsamen Vernichtung des Liao-Reiches zu schließen, so erwarte man ein schriftliches Angebot. Es war das Jahr 1119, 35 vier Jahre vorher hatte Aguda die Kaiserwürde angenommen: nur völlige Unkenntnis von dem, was geschehen, könnte das Verhalten der Chinesen erklären. Man sah nunmehr, daß man sich bei der Bedeutung, die jetzt die „wilden“ Ju-tschen erlangt hatten, zu anderen Verkehrsformen bequemen müsse.

40 Im Frühling 1120 trat Tschao Liang-ssë an der Spitze einer Gesandtschaft, mit geheimen Vollmachten ausgerüstet, von Têng tschou aus die Reise nach dem Norden an. Über drei Punkte sollte er mit den Ju-tschen verhandeln: gemeinsamer Kampf gegen die K'i-tan, Rückgabe der Nordprovinzen und die Jahresleistungen an Gold und Seide. Vorwand sollte

aber der Ankauf von Pferden bleiben. Verhandelt sollte nur mündlich werden, doch könnte eine kaiserliche Verfügung abgegeben werden. Aguda hatte eben die Obere Hauptstadt von Liao eingenommen (s. oben S. 186), die chinesische Gesandtschaft traf deshalb nicht weit davon, in Lung-kang nördlich vom Dolon-nor, mit ihm zusammen. Die Verhandlungen gestalteten 5 sich nicht einfach, aber auch nicht aussichtslos. Aguda stimmte dem gewünschten Bündnis zur völligen Niederkämpfung von Liao zu, obwohl er den größten Teil ihres Reiches bereits unterworfen hatte. Auch die Überlassung des Gebietes im Norden mit Peking als Hauptstadt an die Sung lehnte er nicht ab. Im Laufe der Verhandlungen ergaben sich allerdings 10 noch mancherlei Schwierigkeiten, besonders nachdem Nien-han auf einzelne wichtige Punkte (Operationsgebiet der beiden Truppenkontingente, künftiges Verhältnis der Sung zu den K'i-tan, Abgrenzung der Gebiete, Zollverhältnisse u. a.) hingewiesen hatte, aber im Grundsätzlichen war man einig geworden. Die jährlichen Tributeleistungen der Sung an die K'i-tan 15 wurden von den Ju-tschen als den Rechtsnachfolgern beansprucht und von den ersteren auch zugestanden. Bei den Vertretern von Kin offenbarte sich immerhin ein gewisses Mißtrauen in die Vertragstreue der Sung, der Ruf der Politiker von K'ai-fêng war kein guter. Sie bestanden deshalb auch auf den Austausch förmlicher Staatsurkunden zur Festlegung der verein- 20 barten Punkte. Nachdem Aguda noch in freundlichster Weise Tschao Liang-ssë einige Tage als Gast bei sich behalten hatte, kehrte dieser mit guten Aussichten für den Erfolg der Verhandlung zurück. Bald danach sandte Aguda seine Urkunde durch einen Ju-tschen-Beamten und einen P'o-hai-Mann (wohl als Dolmetscher) nach K'ai-fêng. In diesem Schriftstück 25 war gesagt, daß der Vereinbarung mit Tschao Liang-ssë gemäß „Yen-king (Peking) nebst den davon abhängigen Bezirken und Städten“, die ursprünglich chinesisches Gebiet gewesen seien, an die Sung überlassen werden sollten; Bedingung sei, daß die Sung jedes Friedens- und Freundschaftsangebot der K'i-tan ablehnen und ein Heer zur gemeinsamen Bekämpfung des 30 Gegners aufstellen würden. Die jährlichen Abgaben an Geld und Seide, die bisher den K'i-tan geleistet wären, sollten hinfort den Ju-tschen zukommen. Die Urkunde der Sung wurde sogleich aufgesetzt. Darin wurde zugesagt, daß kein Freundschaftsangebot der K'i-tan, „der Banditen, die im Aufruhr wider den Himmel sind“, berücksichtigt werden würde, daß 35 das Mitglied des Geheimen Staatsrates T'ung Kuan ein Heer aufgestellt habe, das zum gemeinsamen Kampfe bereit stehe. Was „die seit der Zeit der Fünf Dynastien geraubten Gebiete von Yu und Ki“ (alte und unsichere Namen für die nördlichen Provinzen) betreffe, die altes chinesisches Land seien, so sei ihre Rückgabe nunmehr vereinbart. Geld- und Seidenlieferungen würden auch künftig jedes Jahr erfolgen. Im Spätherbst wurde 40 die Urkunde durch den für diesen Zweck im Range erhöhten Ma Tschêng an Aguda überbracht.

Die Verschiedenheit in der Bezeichnung der zu überlassenden Gebiete

und die damit verbundene Unklarheit sollte zu verhängnisvollen Konflikten führen. Ma Tschêng erklärte im Laufe der Verhandlungen, daß die Sung ursprünglich nur das Gebiet von Yen-king beansprucht hätten, Tschao Liang-ssë aber habe nach seiner Rückkehr berichtet, er habe den Kin-
 5 Herrscher gefragt, ob auch „die West-Hauptstadt“ (Ta-t'ung in Schan-si, s. oben S. 96) darin einbegriffen sei, und diese Frage sei insofern bejaht worden, als Aguda gemeint habe, für ihn habe die Stadt keinen Wert, die Sung könnten sich mit dem König von Liao, der dort einen Zufluchtsort habe, aus-
 einandersetzen. (Die West-Hauptstadt war damals noch nicht von den Ju-
 10 tschen besetzt). Aguda, jetzt wohl die bevorstehende Besetzung der Stadt vor Augen habend, bestritt, eine derartige Äußerung getan zu haben. Ebenso lehnte er ab, die im Osten von Yen-king gelegenen Bezirke des heutigen Yung-
 p'ing einzubeziehen, da sie nicht von Yen-king abhängig seien. Den Hinweis auf Tschao Liang-ssë's Bericht ließ er auch hier nicht gelten. So spitzten
 15 sich die Verhandlungen mehr und mehr zu, der Hauptzweck, den die Sung bei ihrer Annäherung an die Ju-tschen verfolgten, schien bedroht.

Bei der Wichtigkeit, die dieser Zwiespalt der Meinungen für die folgende katastrophale Entwicklung gehabt hat, drängt sich die Frage auf, wie er entstanden sein kann. In den nicht mehr erhaltenen Aufzeichnungen Tschao
 20 Liang-ssë's über seine Reise sollen die ihm zugeschriebenen Mitteilungen enthalten sein, von da sind sie in verschiedene amtliche Dokumente, sowie in das *T'ung-kien tsch'ang-pien*, wie durch Zitate erwiesen wird, über-
 nommen worden. Sind die Mitteilungen zutreffend, so hätte sich Aguda eines groben Wortbruches schuldig gemacht. Ein solcher würde auch er-
 25 wiesen sein, wenn die Angaben der chinesischen Quellen über die Erwägungen der Ju-tschen-Führer richtig sind. Danach habe Aguda im Kreise seiner Vertrauten gesagt: Wenn wir das Liao-Reich vernichtet haben, wird uns das ganze Land gehören. Warum sollen wir dem Südreich Teile davon überlassen? Wir sind stark, und das Südreich ist schwach; „wenn wir
 30 Nachbarn der Sung geworden sind, und wir durch militärischen Druck auf ihr Gebiet die Grenzen weiter nach Süden verschieben, was würde uns daran hindern?“ Nien-han aber habe warnend bemerkt: „Die südliche Dynastie hat auf allen vier Seiten durch die Grenze zu leiden. Hätte sie keine militärische Macht, wie könnte sie ihren Staat so mächtig und groß
 35 erhalten, wie er doch ist. Man sollte das nicht gering schätzen und die guten Absichten etwas hinauschieben.“ Andererseits hat man auch den Verdacht geäußert, Tschao Liang-ssë habe seinen Bericht bewußt gefälscht, um den Kaiser zu betrügen, und so das Unglück des Staates herbeigeführt. Mit Bestimmtheit entscheiden läßt sich die Frage nicht, sicher ist aber,
 40 daß die Ju-tschen zunächst, so lange sie den Sieg nicht in der Hand hielten, bereit waren, mit den Sung zusammen zu gehen, ihnen die Bezirke von Peking zu überlassen und mit ihnen in demselben Verhältnis zu leben wie die K'i-tan, vorausgesetzt, daß sie den gleichen jährlichen Tribut an Geld und Seide erhielten.

Dieses Tributverhältnis, mit dem sich die schwachen Regierungen in K'ai-fêng den Frieden erkaufte hatten, ging zurück auf den Vertrag von Schan-yuan 1004, in dem bestimmt war, daß die Chinesen hinfert jährlich 200 000 Rollen Seide und 100 000 Unzen Silber an die K'i-tan abzuführen hätten (s. oben S. 143f.). Diese Leistungen waren dann durch einen Zusatz- 5 Vertrag 1042 um 100 000 Rollen Seide und 100 000 Unzen Silber erhöht worden (s. oben S. 162). Die Chinesen scheinen die Forderung der Ju-tschen, dieses Anrecht nunmehr ohne weiteres auf sich übertragen zu erhalten, für eine Selbstverständlichkeit gehalten zu haben, jedenfalls ist eine Verweigerung nirgends ausgesprochen. Dagegen machten die Ju-tschen von Anfang 10 an geltend, daß die Leistungen für die Überlassung der Landgebiete in Ho-peï entsprechend erhöht werden sollten. Tschao Liang-ssë schlug später vor, man solle, wenn man im Westen Ta-t'ung und im Osten die Bezirke von Yung-p'ing mit erhalte, die Lieferungen um 50 000 Stück Seide und um 50 000 Unzen Silber erhöhen. Aber je weiter die Zeit vorschritt, um so 15 größer wurden die Schwierigkeiten, zu einer wirklichen Einigung zu gelangen. Die Verhandlungen zogen sich die ganzen Jahre 1121 und 1122 hin, Unterhändler waren zwischen K'ai-fêng und dem Zelte Aguda's beständig unterwegs, der Hauptträger der Vermittlung blieb Tschao Liang-ssë. Weit aus das größte Hindernis war die Frage des Umfangs der Landabtretungen, 20 und hier versteifte sich die Haltung der Ju-tschen um so mehr, je weiter ihre Eroberung des Liao-Reiches fortschritt und je weniger die Sung im Stande waren, ihnen wirksame Hilfe zu bringen. Nach den Abmachungen sollten die Sung ein Heer nach dem Norden schicken und die Bezirke von Yen-king und Yung-p'ing erobern. Mit der Durchführung dieser Aufgabe 25 war T'ung Kuan betraut. Im Sommer 1122 rückte er zwischen den heutigen Städten Pao-ting und Ho-kien mit zwei Staffeln vor. Hier trat ihm Ye-lü Ta-schi mit seinen Liao-Truppen entgegen und vernichtete unweit der Stadt Sin-tsch'êng zuerst die eine Staffel, dann die andere westlich davon marschierende. T'ung Kuan beschuldigte einen seiner Unterführer, den 30 Feind unterstützt zu haben, und entzog sich so der Bestrafung. Anfang 1123 zog er mit einem neuen Heere gegen Yen-king, war aber nicht im Stande, gegen die Stadt etwas auszurichten, obwohl dort in Folge der Ausrufung eines neuen Liao-Kaisers und seines alsbaldigen Todes völlig ungesicherte Zustände herrschten (s. oben S. 192). So sandte er heimlich 35 Nachricht zu den Kin und bat dringend um Hilfe. Aguda, dem dieses Gesuch sehr gelegen kommen mußte, eilte selbst mit einem seiner Söhne und 7000 Mann Truppen bis Kü-yung kuan (II, 239), das die Liao-Truppen besetzt hatten, nachdem ein Gesuch der eben eingesetzten Regentin um Unterstützung von Aguda abgelehnt war. Infolge eines Bergsturzes zogen 40 die führerlos gewordenen Liao kampflös ab, und Aguda besetzte die Stadt Yen-king. Die noch dort befindlichen Heerführer und Würdenträger mit Ausnahme der Regentin, Ta-schi's und einiger anderer ergaben sich, Aguda ließ sie frei und befahl allen Beamten, ihre Stellungen zu behalten. Damit

war auch die letzte der fünf Hauptstädte der Liao in den Besitz der Kin gelangt.

Daß diese durch die Unfähigkeit des Eunuchen T'ung Kuan verursachten Ereignisse eine grundstürzende Verschlechterung der Verhandlungsgrundlage für die Sung bewirkten, ist leicht zu ermessen. Als Tschao Liang-ssë nach dem Fall von Yen-king mit Aguda zusammentraf, merkte er bald, daß die Lage eine völlig andere geworden war. Die Überlassung der Bezirke von Yung-p'ing, die bereits zugestanden war, wurde zurückgezogen: diese Bezirke seien zu Grenzplätzen bestimmt. Außerdem aber müsse Ersatz geleistet werden für den mit der Abtretung von Yen-king verbundenen Wegfall der Steuer-Einnahmen, die sechs Millionen Geldschnüre betrügen. Man wolle sich aber mit einer Million begnügen. Wollten die Sung hierauf nicht eingehen, so sollten sie die zu Yen-king gehörigen Bezirke, Tschotschou und Yi tschou (südwestlich von Peking), die einzigen Bezirke, die von den Sung-Truppen eingenommen waren, wieder herausgeben. Als Begründung wurde angegeben, daß die Sung-Truppen nicht im Stande gewesen seien, den gemeinsamen Kampf gegen Liao zu führen, daß die Ju-tschen mit eigener Kraft hätten Yen-king nehmen müssen, und daß mithin ihnen auch die Steuereinnahmen zuständen. Tschao Liang-ssë erwiderte, daß der Kaiser von Sung die Zahlung von zweihunderttausend Unzen Silber zugestanden habe, und daß er nicht ermächtigt sei, den Betrag zu erhöhen. Die Chinesen sahen zwar nunmehr, daß die Ju-tschen entschlossen waren, die getroffenen Abmachungen keinesfalls mehr einzuhalten, erklärten sich aber schließlich bereit, außer den 200 000 Unzen Silber und 200 000 Seidenrollen noch eine Million Geldschnüre jährlich als Ersatz für den Steuer-Ausfall von Yen-king zu zahlen. Als Tschao Liang-ssë darauf fragte, ob man nun, nachdem auch die Bezirke von Yung-p'ing wieder einbehalten seien, wenigstens auf die Überlassung von Ta-t'ung rechnen könne, erhielt er zur Antwort, daß die Eroberung der West-Hauptstadt eine harte Arbeit für die Ju-tschen-Truppen gewesen sei, und daß diese sie daher als gute Beute behalten müßten. So blieb bisher als einziger Gewinn, den die Sung aus dem Bündnis mit den Ju-tschen davongetragen hatten, Yen-king und das dazu gehörige Land, und auch dies nicht vollständig. Alles übrige, besonders die Bezirke in Nord-Schan-si, blieb in der Schwebe. Aus der Stadt hatten die Kin „alles was an Gold und Seide, an Kindern und Frauen, an Beamten und Volk vorhanden war, aufgepackt und nach Osten geschafft“, die Bezirke Tschotschou und Yi tschou aber stand Nien-han im Begriff in gleicher Weise auszuräumen. Als T'ung Kuan bald nach der Eroberung nach Yen-king kam, erhielt er eine leere Stadt und von Aguda den Rat, daß „man ein über See geschlossenes Bündnis nicht vernachlässigen dürfe“.

Im September 1123 starb Aguda unerwartet, als er sich mit seinem Heere in Schan-si befand, um den Angriff von Si-Hia abzuwehren und den flüchtigen Liao-Herrscher einzufangen (s. oben S. 187). In seinem Reisezelte, inmitten seiner nächsten Sippengeossen beendete der noch im besten

Mannesalter Stehende sein inhaltreiches Leben. Man gab ihm den Tempelnamen T'ai tsu, den Ahnentempel hatte man zunächst in der „West-Hauptstadt“ (Ta-t'ung) erbaut, 1135 wurde aber seine Grabstätte in Yen-king hergerichtet. Sein von ihm bestimmter Nachfolger wurde sein jüngerer Bruder Wu-k'i-mai (späterer Tempelname T'ai tsung). 5

Der Tod rief kaum eine Unterbrechung der Verhandlungen mit den Chinesen hervor, und Aguda's Nachfolger war kein bequemer Gegner. Immer neue Einwände und Forderungen erhoben die Ju-tschen gegen die Freigabe der Bezirke um Yen-king, und Tschao Liang-ssë, der Unermüdliche, sah kein Ende des sich nun durch Jahre hinziehenden Handels. Die Ju-tschen 10 hatten die ganze Schwäche des Sung-Reiches erkannt und hegten offensichtlich überhaupt nicht mehr den Wunsch, zu einer Einigung zu gelangen. In K'ai-fêng wetterten die Literaten gegen die Heimtücke und Unersättlichkeit der Barbaren, aber ein wirksames Mittel wußte niemand, am wenigsten T'ung Kuan und seine Clique. 15

Inmitten dieser ohnehin schon starken Spannungen trat ein Ereignis ein, das diese zum katastrophalen Bruch verstärkte. In P'ing-tschou (Yung-p'ing) saß noch ein Militärgouverneur der Liao namens Tschang Kio. In Yen-king befand sich zur gleichen Zeit ein anderer hoher Würdenträger der Liao, Tso K'i-kung, der zu der nächsten Umgebung von T'ien-tsu 20 gehört hatte. Er hatte seinem Herrscher vergebens die Flucht nach dem Westen widerraten, war dann nach Yen-king gegangen, hatte sich, als dort 1120 der Fürst von Ts'in-tsin zum Kaiser von Liao ausgerufen war (s. oben S. 192), diesem zur Verfügung gestellt und war mit dem Titel „Herzog von Yen-kuo“ zum Minister ernannt worden. Nach dem mißglückten 25 Unternehmen T'ung Kuan's gegen Yen-king 1123 (s. oben S. 203) verhinderte er, daß Gewaltmaßnahmen gegen vermeintliche Anhänger der Sung ergriffen wurden. Als dann Aguda die Stadt besetzte, unterstellte er sich der neuen Herrschaft und wurde mit einer Anzahl anderer hoher Beamter der Liao in die Dienste von Kin übernommen. Da Aguda dem 30 Verträge mit den Sung gemäß diesen die Stadt überlassen wollte, obwohl Tso K'i-kung davon abriet, und da er froh war, den klugen Mann gewonnen zu haben, so ordnete er an, daß er mit den anderen Beamten sich nach Kuang-ning (nordöstlich von Kin-tschou in der südlichen Mandschurei) begeben solle, wo zunächst die neue Reichskanzlei eingerichtet war. Aguda 35 wollte ihnen zu ihrer Bedeckung eine Truppenabteilung mitgeben, aber Tso K'i-kung lehnte mit der Begründung ab, daß dies nur Unruhen hervorrufen könne. Auf dem Wege nach dem neuen Bestimmungsorte übernachteten die Reisenden in P'ing-tschou. Hier hatte die von Yen-king ausgesiedelte Bevölkerung (s. oben S. 204), bittere Klage geführt über die Leiden, die über 40 sie verhängt seien, und bei Tschang Kio dringend um Schutz gebeten. Tschang Kio beriet sich mit seinen Beamten; diese hielten die Klagen für berechtigt, Tso K'i-kung und seine Genossen seien Verräter und verdienten den Tod. T'ien-tsu habe ein neues Heer aufgestellt, man solle mit den

eigenen Truppen zu ihm stoßen und die Herrschaft der Liao wieder auf-
 richten. Sollten die Kin etwa Truppen aufbieten, so könne P'ing tschou
 sich den Sung unterstellen, und von ihnen würde dann unzweifelhaft Hilfe
 gewährt werden. Tschang Kio ließ daraufhin den zweiundsiebzigjährigen
 5 Tso K'i-kung und die übrigen, nachdem er ihnen eine Liste ihrer Verbrechen
 vorgehalten, sämtlich hinrichten. Die ausgesiedelten Bewohner von Yen-
 king wurden zu ihrer Freude in ihre Heimatstätten zurückgesandt. Gleich
 darauf wurde nach K'ai-fêng Meldung von dem Geschehenen erstattet. Hui
 tsung befahl zunächst, daß man der zurückgewanderten Bevölkerung jede
 10 Hilfe angedeihen lassen und für drei Jahre Steuerfreiheit gewähren solle.
 Tschang Kio aber erhielt unter der Hand den Rat, sich unverzüglich den
 Sung zu unterstellen, und in der Tat erfolgte auch daraufhin die Meldung,
 daß der Bezirk P'ing-tschou sich unter die Herrschaft des Kaisers zu be-
 geben wünsche. Bei Hofe waren die Ansichten geteilt. Einer der gelehrten
 15 Literaten, Wang Fu, ein Anhänger Ts'ai King's, der am zornigsten über die
 Barbaren im Norden redete, empfahl dringend die Annahme der Unter-
 werfung dieses Bezirks, um den am härtesten mit den Ju-tschen gerungen
 wurde. Tschao Liang-ssë aber widerriet ebenso dringend, indem er auf
 den eben vereinbarten Vertrag mit den Ju-tschen hinwies und vor den un-
 20 ausbleiblichen Folgen warnte. Hui tsung folgte dem ersten Ratgeber;
 P'ing-tschou kam zu Sung, Tschang Kio blieb dort, Tschao Liang-ssë wurde
 im Range herabgesetzt.

Wie diese Vorgänge auf die Ju-tschen wirken mußten, war nicht schwer
 vorauszusehen. Als die Kunde davon in das Heerlager gelangte, wurde
 25 eine Truppe von zweitausend Reitern nach P'ing-tschou gesandt, um
 Tschang Kio zur Rechenschaft zu ziehen. Tschang hatte genügend Truppen
 zur Verfügung, um Widerstand zu leisten, die Ju-tschen kehrten deshalb
 zurück, schrieben aber an das Stadttor, daß sie im Winter wiederkommen
 würden. Der auf den Tod Aguda's folgende Thronwechsel verursachte eine
 30 kurze Stockung in den kriegesischen Unternehmungen, und diese Stockung
 benutzte Hui tsung dazu, sich einreden zu lassen, daß die Lage im Norden
 nunmehr geklärt sei. Er ernannte Tschang Kio zum Militärgouverneur in
 P'ing-tschou, Wang Ngan-tschung, bisher ein Direktor des Han-lin-Kolle-
 giums und Vizepräsident in der Regierungskanzlei, wurde General-Gouver-
 35 neur der Provinz (*lu*) Yen-schan fu, die neun zu dem Gebiet von Yen-
 king gehörende Bezirke umfaßte, also auch die bisher noch strittig ge-
 wesenen; der noch von Liao eingesetzte, jetzt ebenfalls zu den Sung über-
 getretene Präfekt Kuo Yo-schi wurde ihm beigegeben.

Die Ruhe dieser Sommermonate von 1123 war die Ruhe vor dem herein-
 40 brechendem Sturm des Winters. Im Dezember erschien ein Heer der Ju-
 tschen vor P'ing-tschou und fiel über die Stadt her. Tschang Kio's Frau
 und Mutter wurden massakriert, ihm selbst gelang es, nach Yen-king zu
 entkommen, wo ihn Kuo Yo-schi aufnahm. Die wütenden Feinde verlangten
 von Wang Ngan-tschung die Auslieferung der Rebellen. Wang zauderte

und wandte sich um Weisungen nach K'ai-fêng. Auch dort war man unschlüssig, aber die Ju-tschen begannen zu drohen. Wang sandte das abgeschlagene Haupt eines ähnlichen Menschen an den feindlichen Führer, aber der Betrug wurde erkannt, ein Kampf schien aussichtslos, und so blieb nichts übrig als Tschang Kio zu enthaupten und den Kopf einzusenden. 5 Kuo Yo-schi war erbittert über die feige Preisgabe des einstmals so Willkommengeheißenen; er sagte öffentlich: „die Kin haben Tschang Kio verlangt, und man hat ihn ihnen gegeben; wenn sie mich verlangen, wird man mich ihnen auch geben?“ Wang Ngan-tschung geriet in Furcht vor dem Zornigen und bat um seine Absetzung. Kuo Yo-schi aber, der erkannte, 10 wie es mit den Sung bestellt war, und daß er mit seinen Truppen gegen die Ju-tschen nichts ausrichten konnte, ergab sich dem Heerführer von Kin. Man nahm ihn gerne auf, und nachdem die Kin-Truppen die ganze Provinz Yen-schan fu in kurzer Frist unterworfen hatten, setzte man ihn in Yen-king als Gouverneur ein. 15

Aber jetzt ging es den Ju-tschen nicht mehr bloß um die Sühne für den Fall Tschang Kio. Die Politik der Sung-Regierung hatte zu deutlich offenbart, daß es ihr lediglich auf die Wiedergewinnung der an die K'i-tan einst abgetretenen Gebiete ankam. Hilfe hatte sie zwar den Ju-tschen versprochen, aber nicht geleistet, und nun, wo das Liao-Reich zertrümmert 20 war, galt ihr der eine Barbar nicht mehr als der andere, sie hielt es sogar für angängig, die Ju-tschen in schlimmster Weise herauszufordern, noch ehe sie ihren Gewinn in Sicherheit gebracht hatte. Tsung-han, der klügste und entschlossenste unter den Lenkern des neuen Kin-Staates, sprach sich, seiner Lebensbeschreibung zufolge (*Kin schi* Kap. 74 fol. 4r°), scharf über 25 das Verhalten der Sung-Regierung und die dagegen zu treffenden Maßnahmen aus. „Als der verstorbene Kaiser“, so stellte er Wu-k'i-mai vor, „zuerst den Plan entwarf, Liao zu unterwerfen, sollten die Sung ihre Kräfte mit den unsrigen zu gemeinsamem Angriff vereinigen. Dafür versprach man ihnen das Gebiet von Yen. Nachdem das Bündnis geschlossen war, 30 schlugen sie vor, die Abgaben zu erhöhen und ihnen dafür auch die Bezirke in Schan-si zu überlassen. Der verstorbene Kaiser hatte die Erhöhung der Abgabe abgelehnt. Nun heißt es in dem Bündnisvertrage: Es soll nicht gestattet sein, flüchtigen Personen Unterschlupf zu gewähren oder die Grenzbevölkerung zu beunruhigen. Die Sung aber haben in mehreren Pro- 35 vinzen Rebellen aufgenommen und mit Wohltaten überhäuft; verantwortungslosen Empörern haben sie Sippenamen verliehen, und als wir sie zurückforderten, wies T'ung Kuan darauf hin, daß die Frist in dem Eidbriefe nach Monaten und Tagen bemessen sei, daß es aber zu einem Bündnisvertrage für Jahre überhaupt nicht gekommen sei. Wenn das schon 40 jetzt geschieht, wie soll man da auf ein Einhalten der Verpflichtungen für Generationen hoffen können? Die westlichen Gebiete sind noch nicht beruhigt, geben wir aber die Bezirke von Schan-si ab, so verlieren unsere Truppen ihre Garnisonen und Stützpunkte, und es wird schwer sein, unsere

Verwaltung aufrecht zu erhalten. Ich bitte, vorläufig alles zu belassen und die Bezirke nicht aufzugeben“. Wu-k'i-mai stimmte zu.

In K'ai-fêng schien man ahnungslos dem Glauben zu leben, daß sich nunmehr im Norden alles in Frieden entwickeln werde. Am Anfang 1125 hatte
 5 man noch die Gesandtschaft unter Hü K'ang-tsung nach Hui-ning fu, der in Bau begriffenen neuen Residenz der Kin am Altschuka (s. oben S. 184), geschickt, die dem König Wu-k'i-mai die Glückwünsche zu seiner Thronbesteigung und die im Verkehr mit den K'i-tan üblich gewesenen Geschenke überbringen sollte (vergl. oben S. 191). Schon auf dem Hinwege
 10 hatte sie die wirklichen Zustände in Yen-king zu sehen bekommen, und als sie zurückkam, stand der Zusammenbruch vor ihren Augen. T'ung Kuan war in seinen Wirkungskreis in Schan-si zurückgekehrt und hielt sich in T'ai-yuan auf. Er versuchte dort, mit den Ju-tschen über die Rückgabe der Bezirke von Ta-t'ung und südlich davon bis Ning-wu zu verhandeln,
 15 und berichtete, daß in Kin nicht, wie man wohl gerüchtweise vernommen hatte, die Absicht bestehe, nach Süden vorzudringen, obwohl Tsung-han die Chinesen immer wieder auf den Vertragsbruch in ihrem Verhalten zu Tschang Kio hinwies. Anfang 1125 war der König T'ien-tsu gefangen genommen (s. oben S. 188), und damit das Reich Liao verschwunden, die
 20 Ju-tschen aber waren rückenfrei geworden. Tsung-han begann seine Pläne zu entwickeln, die auf die Ausdehnung des Kin-Reiches nicht nach Westen, wie sie einst das der Liao erstrebt, sondern nach Süden zielten. Mehrere Garnisonen in Schan-si gingen zu den Kin über, allgemein hieß es, die Sung seien zu keinem ernstesten Widerstande fähig, auch Kuo Yo-schi, der
 25 die Verhältnisse in K'ai-fêng gut kannte, äußerte sich in demselben Sinne. Die Einwilligung des Königs Wu-k'i-mai wurde durch den Hinweis erlangt, daß die Sung den von seinem Bruder eingegangenen Vertrag nicht hielten, und daß man sich gegen weitere Möglichkeiten sichern müsse. Der Krieg gegen die Sung war beschlossen.

30 Alles was nunmehr folgte, ist eine einzige Anklage gegen die Verblendung, den Hochmut und die politische wie militärische Unfähigkeit der Sung-Regierung. Die Ju-tschen brauchten keine großen Schlachten zu schlagen, die Städte in Schan-si öffneten ihre Tore, mit dem Übertritt Kuo Yo-schi's gingen die Bezirke in Ho-peï verloren, kampflös wurden die
 35 ganzen Provinzen überlassen, und da Tsung-han auf Ordnung hielt, seine Truppen meist überhaupt nicht in die Städte ließ, jedes unnötige Blutvergießen verbot und selbst die Gefangenen schonte (so berichten chinesische Chronisten), so kam ihm das Beamtentum wie die Bevölkerung vertrauensvoll entgegen. Nur bei T'ai-yuan wurde gekämpft; aus Schen-si waren
 40 40 000 Mann chinesischer Truppen zum Schutze der gefährdeten Stadt herangezogen, sie wurden am oberen Fên ho vernichtend geschlagen, über 10 000 getötet. Im Herbst 1125 wurde die Stadt belagert, T'ung Kuan konnte sich noch eben nach K'ai-fêng retten. Von T'ai-yuan nahm der Führer der zweiten Kin-Armee, Wan-yen Tsung-wang, mit dem Ju-tschen-

Namen Wo-lu-pu, ein Sohn Aguda's, unmittelbar Richtung auf Pien (K'ai-fêng). Lo-yang fiel bald danach, ebenso die anderen Städte auf der Nordseite des Huang ho.

In K'ai-fêng herrschte Entsetzen, Panik und Chaos. Die Ju-tschen standen, nur durch den Strom getrennt, vor den Mauern der Hauptstadt, 5 Mut und Mittel zur Abwehr waren nicht vorhanden; man raffte 20 000 Söldner zusammen und sandte sie an den Strom, damit sie die Brücke verteidigten, aber ihre Haltung war so, daß sie das Gelächter der Bevölkerung erregten. In der Stadt selbst wühlten Furcht, Scham und Zorn in den Kreisen der Würdenträger und Gelehrten. Die Wut aller ergoß sich gegen 10 die Kreaturen am Hofe, die durch ihre verbrecherischen Umtriebe und ihre heillose Unfähigkeit diesen Zustand verschuldet, Tsch'ên Tung und seine Freunde schleuderten ihre berühmt gewordene Anklage gegen „die sechs Banditen“, Ts'ai King, Wang Fu (s. oben S. 206) und T'ung Kuan an der Spitze, und forderten ihre sofortige Hinrichtung (s. oben S. 171). Früher 15 und später, innen und außen hätten sie verbrecherische Ziele verfolgt, im Westen und im Osten Feindschaft gegen das Reich erregt, seit Jahren bestehende Verträge mit anderen Staaten gebrochen und China um seine Ehre und sein Ansehen gebracht. Sie alle hat im nächsten Jahre ihr Schicksal durch den Henker erreicht. Eine der letzten Amtshandlungen von T'ung 20 Kuan war gewesen, den Kaiser zu mahnen, in einem Edikt sich selbst für schuldig an dem Unheil zu erklären, um auf die Gemüter des Volkes einzuwirken. Hui tsung tat dies bereitwillig, doch unmittelbar danach, auf die dringende Bitte Li Kang's, eines gelehrten Literaten, aber eines Mannes von unbeugsamem Mut, einer der wenigen starken Persönlichkeiten in- 25 mitten des traurigen Gewimmels von Schmarotzern, Intriganten und Phantasten, wurde am 18. Januar 1126 durch Edikt bekanntgegeben, daß der Thron an des Kaisers Sohn übergeben werde. Aber Hui tsung erfuhr noch eine Ehrung, die seiner Geisteshaltung entsprach. I. J. 1117 war er im „Saal der Gesänge des tao“ zum „Herrn der Lehre und Fürsten 30 des tao“ (*kiao-tschu tao-kün huang-ti*) proklamiert worden, der Titel sollte allerdings nur in Schriftstücken angewendet werden, die „mit der Lehre zusammenhängen“. Nach der Thronbesteigung wurde dieser Titel erhöht auf „Herr der Lehre und Fürst des tao, allerhöchster Kaiser“ (*kiao-tschu tao-kün t'ai-schang huang-ti*). Das nächste Jahr machte dem Gaukel- 35 spiel ein Ende.

Hui tsung's Nachfolger, sein ältester, fünfundzwanzigjähriger Sohn mit dem Tempelnamen K'in tsung, sah sich der unlösbaren Aufgabe gegenüber, mit dem andrängenden äußeren Feinde irgendwie zum Frieden zu kommen und im Innern unter dem desorganisierten Beamtentum Ordnung zu halten. 40 Die „sechs Banditen“ waren bestrebt, möglichst in der Verborgenheit zu verschwinden, einigen gelang es zunächst, aber andere traf schon jetzt Verbannung oder Todesurteil. Wang Fu, Ts'ai King und T'ung Kuan behielten noch amtliche Funktionen, aber der unerbittliche Tsch'ên Tung sorgte

durch immer neue Anträge dafür, daß nach kürzester Frist auch ihre
Häupter fielen, zahlreiche andere mit ihnen, darunter auch — unverdienter-
weise — das von Tschao Liang-ssë. Man wollte alle treffen, die irgendwie
die Verbindung mit den gewalttätigen Kin gegen die „friedlichen“ Liao
5 gefördert hatten. Während dessen setzte Tsung-wang unter Führung des
landeskundigen Kuo Yo-schi seinen Vormarsch gegen den Huang ho fort.
Im Februar 1126 wurde der Strom überschritten und Hua-tschou, heute
weit nördlich davon, aber damals unmittelbar daran oder gar südlich davon
(III 259f. u. 272) in Besitz genommen. Man stand unmittelbar nördlich
10 der Hauptstadt. Die Panik steigerte sich, der entthronte Kaiser zog es
vor, sich in Sicherheit zu bringen und flüchtete nach Tschên-kiang am
Yang-tsë. Der einzige Mann in K'ai-fêng, der noch den Mut zum Handeln
aufbrachte, war Li Kang. Er wurde mit der Verteidigung der Hauptstadt
betraut, und obwohl er erklärte, daß er von militärischen Dingen nichts
15 verstehe, machte er sich sofort daran, eine kampffähige Truppe zu bilden,
und setzte die Stadt in Verteidigungszustand. Kleinere Kämpfe zogen
sich bis an die Tore der Stadt, aber ein ernsthafter Angriff wurde von den
Kin nicht unternommen. Sei es, daß die Ju-tschen sich einer Belagerung
der großen Stadt noch nicht gewachsen fühlten, sei es, daß sie ihre Erobe-
20 rungen über den Huang ho nicht auszudehnen wünschten, Tsung-wang war
Friedensbesprechungen nicht abgeneigt. Abgesandte beider Parteien trafen
sich nachts außerhalb der Mauer und nahmen die Verbindung auf. Die
Anregung dazu war jedoch im Gegensatz zu den Angaben mancher Chro-
nisten von chinesischer Seite ausgegangen. In den Verhandlungen, die
25 sogleich begannen, stellten die Ju-tschen harte Bedingungen: Zahlung von
fünf Millionen Unzen Gold und fünfhundert Millionen Unzen Silber, Liefere-
rung von zehntausend Stück Rindern und Pferden, sowie einer Million
Stück Seide, Abtretung der drei „Machtbereiche“ von T'ai-yuan,
Tschung-schan (Tschêng-ting in Ho-peï) und Ho-kien (in Ho-peï), Stellung
30 eines Prinzen von Geblüt als Geisel. Diese Bedingungen übertrafen die
schlimmsten Erwartungen. Li Kang, der erst selbst die Anregung, in
Friedensverhandlungen einzutreten, unterstützt hatte, weil er hoffte, wäh-
rend eines zeitweiligen Friedens eine ausreichende Rüstung für den Krieg
zu beschaffen, widersprach mit Leidenschaft der Annahme. Die geforderten
35 Beträge könnten im Reiche überhaupt nicht aufgebracht werden; die Ab-
tretung der drei Machtbereiche bedeute den Verlust von mehr als zehn
Bezirken und zugleich der wichtigsten Grenzsicherungen. Aber die Mög-
lichkeit, einen längeren Frieden zu erkaufen, erschien im Rate K'in tsung's
zu verlockend, als daß man den Beschwörungen Li Kang's hätte statt-
40 geben können. Der tapfere Kämpfer wurde unsanft darauf verwiesen, daß
diese Frage nicht zu seinen Obliegenheiten gehöre, und zog sich gekränkt
zurück. Die Bedingungen Wo-li-pu's wurden angenommen. Alles, was man
an Gold, Edelsteinen und Perlen zusammenbringen konnte, wurde den Kin
ausgeliefert. Der Prinz von K'ang, ein Halbbruder des K'in tsung, ging

zusammen mit dem Ministerialvizepräsidenten Tschang Pang-tsch'ang (s. unten) als Geisel in das feindliche Lager. Aber Li Kang blieb nicht untätig. Er rüstete immer neue Truppen aus und bereitete alles zu einem Schlage gegen die Bedränger vor. Es gab weiter blutige Zusammenstöße mit den Ju-tschen, bis Wo-li-pu anfragen ließ, zu welchem Zweck man jetzt noch 5 die Rüstungen betriebe. Man gab zur Antwort, daß die Rüstungen von Li Kang ausgingen, aber nicht im Sinne der Regierung lägen. Um keinen weiteren Schwierigkeiten ausgesetzt zu werden, entließ man den Unbequemen aus seinem Amt. Tsch'en Tung erzwang allerdings alsbald durch eine Kundgebung von Hunderten seiner Anhänger vor dem Palaste, daß 10 das schmachvolle Edikt zurückgenommen und Li Kang zurückgerufen wurde (vergl. unten).

Im Lager der Kin erregte dieser Widerruf einiges Mißtrauen; nachdem aber auch die Abtretung der drei Bereiche durch Edikt des Kaisers verkündet und statt des inzwischen „aus Besorgnis vor Verwicklungen“ (nach 15 anderen wegen Zweifels an seiner Würde) entlassenen Prinzen von K'ang ein Vetter des K'in tsung, der Prinz Schu von Su, als Geisel im Lager eingetroffen war, zog Tsung-wang, obwohl die auferlegten Leistungen noch nicht ganz erfüllt waren, mit seinem Heere nach Norden ab. In K'ai-fêng atmete man auf. Hui tsung kehrte von seinem Zufluchtsort am Yang-tsë 20 zurück, und sein Anhang mochte wohl glauben, daß nun wieder alles wie ehemals werden würde. Aber Hui tsung hatte während seiner Abwesenheit erkannt, wer an allem dem Unheil, von dem er jetzt hörte, die Schuld trug, und nun wurde auf sein Geheiß an seinen ehemaligen Günstlingen Ts'ai King, T'ung Kuan und allen, die dazu gehörten, das Strafgericht vollzogen; 25 sie wurden verbannt, aber in der Verbannung oder auf dem Wege dorthin umgebracht. Ts'ai King war im achtzigsten Jahre, seine dreiundzwanzig Söhne und Enkel flohen nach allen Himmelsrichtungen; wo einer von ihnen begnadigt wurde, durfte er nicht in die Hauptstadt zurück.

Der Glaube, daß mit dem Abschluß des Vertrages der Friede gesichert 30 sei, wurde rasch und gründlich zerstört. Je mehr die Bedingungen bekannt wurden, unter denen man zu dem Abkommen gelangt war, um so gewaltiger schwoll die Erbitterung darüber an, zwar nicht am Hofe, aber in den Kreisen der aufrechten Männer um Li Kang, des Literatentums um Tsch'en Tung und bei den Volksmassen in den Provinzstädten. Als Wo-li-pu die abgetretenen 35 Gebiete im Norden, d. h. T'ai yuan, Tschung-schan und Ho-kien, in Besitz nehmen wollte, traf er auf erbitterten Widerstand bei „Soldaten und Volk“, die sich weigerten, die Tore der Städte zu öffnen. Sowohl der Prinz von Su, der dadurch an der Rückkehr verhindert wurde, wie die zur Regelung der Übergabe mitgesandten chinesischen Beamten versuchten vergeblich, an 40 den Mauern zu verhandeln, sie wurden mit Steinen beworfen und mußten unverrichteter Sache zurückkehren. In allen Bezirksstädten erlebte man dasselbe Schauspiel. Tsung-wang sandte seine Boten mit einer Meldung über den Zustand nach K'ai-fêng. Hier aber war die Erregung ebenfalls

auf das höchste gestiegen. Tsch'ên Tung hatte schon vorher auf das heftigste gegen den Vertrag protestiert: mit der Abtretung der drei Bereiche gingen die gesamten Gebirgszugänge zum Reiche im Norden verloren. Damit sei es unmöglich geworden, die Hauptstadt in Ta-liang (K'ai-fêng I, 184) zu halten, weil feindliche Heere jederzeit vom Norden eindringen könnten. Ebenso wenig könne natürlich Lo-yang als Hauptstadt noch in Betracht kommen, und das tausend *li* entfernte Tsch'ang-ngan würde nach der Preisgabe von T'ai-yuan gleichfalls zu den Füßen der Feinde liegen. Es bleibe dann nichts übrig, als die Hauptstadt nach Kin-ling (Nanking III, 229 u. 10 275) zu verlegen, damit aber sei das Land nördlich vom Yang-tsë für die Dynastie verloren. Zudem, wenn in Kin-ling T'ung Kuan und seine Genossen (die damals noch am Leben waren) Unruhen und Umsturz hervorriefen, wohin wolle man dann die Hauptstadt verlegen? Wer wisse überdies heute, ob die Kin den eben geschlossenen Vertrag nicht bald wieder 15 umstoßen würden? Vor allem sei es unerläßlich, daß Li Kang sofort wieder in sein Amt eingesetzt werde (vergl. oben).

Die Empörung über die erlittene Schmach kam bei den Sung zu spät und äußerte sich in einem Verhalten, das wieder jedes Augenmaß für die eigene Kraft vermissen ließ. Li Kang plante, ähnlich wie man es einst 20 nach dem Vertrage von Schan-yuan (s. oben S. 144) getan habe, den abrückenden Kin-Truppen ein chinesisches Heer nachzuschicken, um sie vom Plündern abzuhalten, und sie, wenn dies mit Vorteil geschehen könne, unversehens anzugreifen. Der Plan wurde verhindert, dagegen erhielt der Vizegouverneur von Ho-peï und Ho-tung (Schan-si) Tsch'ung Schi-tschung, 25 den Auftrag, Tschung-schan und Ho-kien unter seinen Schutz zu nehmen, während der Gouverneur Yao Ku T'ai-yuan halten sollte. Diese und andere Maßnahmen, in denen die Ju-tschen einen neuen Vertragsbruch sehen mußten, veranlaßten sie sogleich zu einer veränderten Haltung. Tsung-han, der mit seinem Heere in Schan-si geblieben war, hatte kaum 30 von den Abmachungen Tsung-wang's gehört, als er durch Abgesandte in K'ai-fêng einen Anteil der Beute forderte. Man lehnte selbstverständlich dieses Ansinnen ab, und da inzwischen auch die militärischen Unternehmungen der Chinesen bekannt geworden waren, hielt der Ju-tschen-Führer sich durch nichts mehr gebunden und begann sofort seinen Eroberungszug in Schan-si. Er besetzte die Bezirke von Hin tschou und Tai tschou im Norden und drang im Süden bis Kao-p'ing vor, alles was dazwischen lag, wurde unterworfen. Danach warf er sich auf T'ai-yuan und schloß es regelrecht ein. Tschung-schan (Tschêng-ting) und Ho-kien widerstanden ebenfalls dem Zugriff Tsung-wang's. Tsch'ung Schi-tschung rückte 40 mit seinen Truppen ein, und Tsung-wang zog weiter nach Norden ab. Unter diesen Umständen hielten die chinesischen Heerführer es für das Gegebene, gemeinsam, aber auf verschiedenen Wegen dem bedrängten T'ai-yuan zu Hilfe zu kommen. Sie verfehlten jedoch ihre rechtzeitige Vereinigung und so wurde zuerst Tsch'ung Schi-tschung bei Yü-ts'ë (s. oben S. 125), süd-

östlich von T'ai-yuan, vernichtend geschlagen, wobei er selbst im Kampfe fiel, Yao Ku's Truppe aber floh, als sie mit den Ju-tschen südlich von T'ai-yuan, unweit K'i hien, in Berührung kam und löste sich auf. Der unglückliche Feldherr wurde zur Strafe nach Kuang-tung verbannt. Damit war das Schicksal von T'ai-yuan besiegelt, zugleich aber auch das von K'ai-fêng 5 und seiner Regierung.

Tsung-han begab sich in Anbetracht der neuen Lage zur Beratung mit Tsung-wang nach Ta-t'ung und überließ dem oft bewährten General Wanyen Yin-schu-k'o die weitere Belagerung von T'ai-yuan. Die Stadt hielt sich in zähem Widerstande gegen die Belagerer, denen wohl auch die Erfahrung in dieser Art der Kriegsführung fehlte. K'in tsung ernannte nunmehr Li Kang zum Generalgouverneur von Ho-tung und Ho-peï, damit er die Stadt entsetzen könne. Aber Li Kang wehrte sich heftig gegen diese Aufgabe, der er nicht gewachsen sei: „er verstehe sich nur auf die Bücher, aber nicht auf militärische Dinge und würde die Interessen des Staates 15 nur schädigen“. So verging wertvolle Zeit, und man fand keine Mittel, dem belagerten T'ai-yuan Hilfe zu bringen.

Die Unmöglichkeit, die Bestimmungen des Vertrages wirksam zu machen — man hatte weder die Abtretung der drei Bereiche bisher durchsetzen können, noch waren die Leistungen an Geld und Seide auch nur zum 20 größeren Teile erfolgt — veranlaßte die Kin zu einem neuen Eroberungszuge nach dem Süden. Zwei Heere unter Tsung-han und Tsung-wang traten im Spätsommer 1126 den Marsch gegen die Hauptstadt der Sung an, das eine unter Tsung-han von Yün-tschung (Ta-t'ung) in Schan-si, das andere von Pao-tschou (Pao-ting) in Ho-peï. Schon im September mußte sich T'ai- 25 yuan dem durchziehenden Tsung-han ergeben, während der folgenden Wochen besetzte er die wichtigeren anderen Städte von Schan-si ohne größere Kämpfe. Mitte Dezember überschritt er den Huang ho, kurz danach stand er vor K'ai-fêng und traf dort mit dem Heere Tsung-wang's zusammen. Auch dieser hatte sich den Weg nach Süden erkämpft und die Städte von 30 Ho-peï, vor allem das wichtige Tschung-schan (Tschêng-ting) erobert, allerdings, wenn man seiner Lebensbeschreibung glauben darf, mit starkem Blutvergießen: die besiegten und getöteten Truppen der Sung mußten nach Zehntausenden gezählt haben. Von Tschêng-ting eilte er über Ta-ming nach Süden, überschritt Ende November den Huang ho und war bald da- 35 nach ebenfalls vor K'ai-fêng. Der Widerstand, der hier noch von Sung-Truppen der hauptstädtischen Garnison — es sollen 10 000 Mann, nach anderen 57 000 gewesen sein —, geleistet wurde, mußte zuletzt in Einzelkämpfen an den Toren gebrochen werden, eine ernste Kampffähigkeit, vielleicht auch der Kampfwille scheint innerhalb wie außerhalb der Stadt 40 gefehlt zu haben.

Die chinesischen Geschichtswerke, vor allen das *San tsch'ao*... (Kap. 65 bis 69), das *S. T'ung kien* (Kap. 97) und das *Tsch'ang pien* (Ergänzungen Kap. 57) schildern in größter Ausführlichkeit die Kämpfe vor der Stadt,

an den Toren und im Innern. Sie zeichnen dramatische Bilder von den Zuständen in der belagerten Stadt, dem wilden Durcheinander der verängstigten Massen, die nun von jenen verräterischen Staatsführern, die das Elend verschuldet, drohend Rechenschaft verlangten, von der Rat- und 5 Hilflosigkeit des Kaisers und des Hofes, den verzweifelten, aber aussichtslosen Versuchen einiger beherzter Männer — darunter besonders des Prinzen von K'ang —, die Ruhe aufrechtzuerhalten und einen militärischen Widerstand zu organisieren, von den erbitterten, aber immer erfolglosen Kämpfen der einzelnen Truppenabteilungen auf den vereisten Gräben und Flüssen, 10 an den Toren, den Bastionen und auf der Mauer, bis, wie das *Sung schi* (Kap. 23 fol. 16r^o) sagt, „den Soldaten der Mut immer mehr und mehr sank“, schließlich auch von den maßlosen Brandschatzungen der beute-gierigen Ju-tschen, die alles, was es an Wertsachen im Palast und in der Bevölkerung gab, ausgeliefert haben wollten, und von den unerhörten De- 15 mütigungen, die dem Kaiser und seiner Familie wie den höchsten Würden-trägern und ihren Angehörigen auferlegt wurden. Es ist ein furchtbares Strafgericht, das hier an dem Hochmut und der Pflichtvergessenheit einer korrupten Gesellschaft vollzogen wurde.

Am 9. Januar 1127 wurde K'ai-fêng erobert. Die Ju-tschen haben aber 20 ihre als ungefährlich erkannten Gegner, von denen sie sich verhöhnt und betrogen glaubten, schon vorher das *vae victis* gründlich fühlen lassen. Noch ehe von den Heeren der Kin der Huang ho erreicht war, hatten mehrere der Minister dem Kaiser vorgestellt, daß, wie die Dinge gegenwärtig ständen, es das beste sei, den Kin vorzuschlagen, künftig den Huang ho zur Grenze 25 der beiden Reiche zu machen, damit ein längerer Krieg vermieden würde. K'in tsung stimmte dem schließlich zu und sandte einen seiner altvertrauten Freunde, der immer die Abtretung der nördlichen, doch nicht haltbaren Gebiete befürwortet hatte, zu Tsung-wang, um ihm diesen Friedensvorschlag zu überbringen. Tsung-wang war einverstanden, sandte aber eine 30 Woche darauf die Botschaft nach K'ai-fêng (der Überbringer war ein Chinese, der früher im Dienste von Liao gestanden hatte, dann aber vermittelnd für die Sung zu wirken versuchte), daß es notwendig sein werde, daß der Kaiser sich in Person zu Verhandlungen vor der Hauptstadt einfinde. In K'ai-fêng wies man darauf hin, daß die Verhandlungen von gleich zu gleich, 35 also von den beiderseitigen Truppenkommandanten geführt werden müßten. Aber unmittelbar danach kam eine neue, schärfere und ultimative Forderung: die Sung hielten ihr Wort nicht, wie sich an der Weigerung gezeigt habe, die drei „Bereiche“ vertragsgemäß abzutreten; man werde deshalb jetzt, wo der Huang ho als Grenze bestimmt sei, darauf bestehen, daß der Kaiser 40 selbst zu den Friedensverhandlungen erscheine, ehe das Heer zurückgezogen werden könne. Im Weigerungsfalle werde das für die Belagerung ausgerüstete Heer die Stadt bis zu ihrer Übergabe angreifen. Offenbar war dies inzwischen von Tsung-wang mit Tsung-han vereinbart worden. In K'ai-fêng war die Bestürzung groß: gegen die Zumutung, daß der Kaiser vor die Stadt kommen

solle, sträubte man sich nach wie vor, man verfiel auf sonderbare Auswege: der Vater der Kaisers (Hui tsung), der Thronfolger (ein Knabe) und zwei Prinzen sollten sich als Geiseln in das feindliche Lager begeben, aber man verwarf dies alsbald wieder und einigte sich auf die beiden Prinzen. Tsung-wang blieb unerbittlich: jetzt, wo man das ganze Ho-tung und Ho-peï bekommen sollte, müßte die Abtretung erst vollzogen sein, ehe man von Frieden reden könne. Die hinausgesandten Prinzen wurden zurückgeschickt, die Belagerung begann in schärfster Form mit dem geschilderten Ausgange.

Nach der Eroberung der Stadt bestanden die Heerführer der Kin sogleich darauf, daß der Vater des Kaisers als Bürge für die Abtretung der Nord-10 gebiete im Lager erscheine. K'in tsung erklärte, daß für seinen Vater die Fahrt — es war Winter mit hohem Schnee — zu anstrengend und aufregend sein würde, er werde deshalb statt seiner selbst kommen. In der Tat begab sich zwei Tage später der Kaiser mit kleinem Gefolge nach Ts'ing-tsch'eng, einem Kultusgelände außerhalb der Stadt, wo die beiden Heerführer 15 der Kin ihr Hauptquartier hatten. Die Unterredung, die hier geführt wurde, war nur kurz und förmlich, der Kaiser kehrte in die Stadt zurück. Man gewinnt den Eindruck, daß die Kin noch in Verlegenheit waren wegen des anzuwendenden Zeremoniells. Erst allmählich wurden die neuen Forderungen formuliert und in weiteren Unterredungen mit dem Kaiser im Lager vor-20 gebracht. Zehn Millionen Barren Gold (1 Barren etwa 10 Unzen), zwanzig Millionen Barren Silber, ungeheure Mengen an Seidenstoffen, Pferden und Lasttieren, sowie sonstige Wertgegenstände und Geräte wurden verlangt. K'in tsung tat, was er vermochte, um die Unersättlichen zu befriedigen, dagegen unternahm der Prinz von K'ang auf eigene Hand Schritte, um 25 eine neue Armee zu bilden, und wählte dafür die Stadt Tschang-tê im südlichen Ho-peï. Von dort besuchte er die Städte östlich davon bis nach Schan-tung hinein und warb für Widerstand gegen die Kin. Die Eroberer versuchten, ihn durch Reiter-Patrouillen abzufangen, und lenkten die Aufmerksamkeit K'in tsung's auf das Wirken des Prinzen. Die Behörden in 30 K'ai-fêng erklärten, den Aufenthalt des Gesuchten nicht ermitteln zu können. Der Wille zum Widerstande war noch vorhanden, aber es fehlten die organisatorischen Kräfte; die Wirkungen der langen Erschlaffung waren nicht so schnell zu beseitigen.

Die Lage begann im Februar 1127 sich mehr und mehr zuzuspitzen. Die 35 Kin drängten immer heftiger mit ihren Forderungen, die Bevölkerung, auch die Ärmsten nicht ausgenommen, wurden ausgepreßt, um wenigstens größere Teile der verlangten Summen aufzubringen. Die Schatzkammern des Palastes waren leer, kein Besitz, selbst nicht der der buddhistischen und taostischen Klöster, wurde geschont. Ständig war der unglückliche K'intsung 40 zwischen der Stadt und dem Lager in Ts'ing-tsch'eng unterwegs, er bat und flehte, gestand alles zu, was man von ihm verlangte, die ausgeplünderten Bewohner standen klagend und hilflos den Weg entlang, den der Kaiser fast täglich zu ziehen hatte. Es gab wilde Szenen im Lager der Ju-tschen,

die höchsten Beamten wurden beschimpft und mißhandelt, wiederholt kamen Würdenträger, die zu widersprechen wagten, zu Tode.

Im März bereitete sich der letzte Akt des Dramas vor. Der Kaiser war seit mehreren Tagen aus dem Lager nicht zurückgekehrt; zugleich wurde
5 durch zwei bis dahin unbekannte untere Beamte der schriftliche Befehl der Heerführer verkündet, „das Mitglied einer anderen Familie als künftigen Herrscher vorzuschlagen“. Der Vater des Kaisers (Hui tsung) wurde aufgefordert, sich gleichfalls nach Ts'ing-tsch'êng zu begeben. So zogen denn am 21. März der kaiserliche Vater, die Prinzen und Prinzessinnen
10 und mehr als dreißig hohe Beamte in das Lager der Ju-tschen hinaus, vier Tage später folgten die Kaiserin und der Thronfolger unter dem lauten Wehklagen der Bevölkerung. Die beiden gemieteten Agenten der Kin suchten zu beruhigen, aber die Erregung stieg weiter an, je deutlicher die Pläne der Kin erkennbar wurden. In Ts'ing-tsch'êng wurde bekanntgegeben,
15 daß man beschlossen habe, den obersten Minister Tschang Pang-tsch'ang als Kaiser einzusetzen, seiner Dynastie den Namen Ta Tsch'u zu geben und die Hauptstadt nach Kin-ling (Nanking) zu verlegen. Eine ständig größer werdende Zahl hoher Beamter, darunter auch der später noch zu großer Bedeutung gelangte Ts'in Kuei (s. unten), fand sich in Ts'ing-
20 tsch'êng zusammen und bemühte sich dort, wenigstens zum Teil, die Dynastie zu retten.

Mit großem, von den Kin befohlenem Zeremoniell wurde Tschang Pang-tsch'ang als Kaiser eingesetzt und das Beamtentum gezwungen, ihm zu huldigen. Bei der Einsetzung waren sieben Punkte vereinbart worden:
25 Gräber und Ahnentempel der Tschao-Familie dürfen nicht zerstört werden, weitere Geld- und Seidenlieferungen werden eingestellt, die Wachttürme an der Grenze werden erhalten, die Hauptstadt wird innerhalb von drei Jahren nach Kiang-ning (Nanking) verlegt, sobald die Zurichtungsarbeiten dort beendet sind; in fünf Tagen werden die Truppen zurückgezogen, der
30 Kaiser führt die Bezeichnung „Kaiser von Ta Tsch'u“, es wird Gold und Silber vorgestreckt, um die Soldaten zu entlohnen. Hiernach kam es den Kin jetzt vor allem darauf an, eine neue Dynastie einzusetzen, die von vornherein den Stempel eines Vasallen erhielt, und den Mittelpunkt des Reiches nach Süden zu verschieben, damit ihnen der Norden um so gesicherter zu-
35 fiele. Diese weitgesteckten Ziele haben sie zu Anfang natürlich nicht gehabt, sie sind erst im Laufe der Zeit, wahrscheinlich erst nach der Eroberung von K'ai-fêng vor ihnen erstanden, als sie die Schwäche und Haltlosigkeit der Sung in ihrem ganzen Umfange erkannten: mit den Erfolgen wuchs der Ehrgeiz. Zur Sicherung dieser Ziele schien es den Kin unerläß-
40 lich, den Sung-Kaiser mit seiner gesamten Familie zu entfernen, damit keine Möglichkeit bleibe, die Einsetzung der neuen, von ihnen abhängigen Dynastie zu verhindern oder ihren Bestand zu gefährden. Nachdem die Liao-Dynastie endgültig vernichtet war — gerade jetzt, 1126, war der ebenfalls entfernte letzte Herrscher gestorben (s. oben S. 188) —

und nachdem 1124 Si-Hia (s. oben S. 187), 1126 Kao-li unter seinem König Wang K'iai (*Kin schi* Kap. 135 fol. 5v^o) ihre Unterwerfung erklärt hatten, war die Herrschaft der Kin in den Ländern nördlich des Huang ho nur noch in den Nordprovinzen der Sung angefochten, wo das Beamtentum und die Truppen der wankenden Dynastie den fremden Eroberern Widerstand leisteten. Um diesen Widerstand zu beseitigen, mußte die Dynastie verschwinden, dann war die Loyalität gegenstandslos geworden. Das Vorbild des Königs Tê-kuang von Liao, der einst die Tsin-Dynastie für seine Zwecke schuf (s. oben S. 44 und 95), wird hier bei den Kin oder ihren historisch geschulten Beratern mitbestimmend gewesen sein, ebenso das des Königs Tê-kuang von Liao, der den letzten Tsin-Kaiser mit seiner Familie nach Norden in die Mandschurei abführte (s. oben S. 55).

So traten auch die beiden Kaiser Hui tsung und K'in tsung mit den Prinzen und den Damen des Harems inmitten des Heeres von Wo-lu-pu (Tsong-wang) am 10. Mai 1127 über Hua-tschou die Reise nach dem Norden an. Die Kaiserin mit dem Thronfolger folgte am 13. Mai mit dem Heere von Nien-han (Tsong-han) über Tschêng-tschou, westlich von K'ai-fêng, noch auf dem rechten Ufer des Huang ho. Tschang Pang-tsch'ang mit dem Beamtentum und eine unübersehbare Volksmenge sahen unter leidenschaftlichen Klagen vom Südtore aus dem traurigen Schauspiel zu. 20

Das verlassene Lager der Ju-tschen bot einen erschütternden Anblick. Was man in monatelangen Erpressungen und Vergewaltigungen an Beute zusammengesammelt hatte, das lag, so weit man es nicht hatte verladen können oder nicht zu verwenden wußte, in wüstem Durcheinander auf dem Boden. „Elfenbeinstücke bis zu zwei Zentnern Gewicht, Dinge, auf die man keinen Wert legte, wie die Bücher der kaiserlichen Bibliothek — auch das Original von Ssê-ma Kuang's *Tsê-tsch'i t'ung-kien* soll darunter gewesen sein —, lagen in wildem Gewirr im Schmutz, Gold und Seide war wie Unrat in den Staub getreten“, dafür waren alle Magazine und Schatzkammern, alle Bibliotheken und Archive „eine einzige Leerheit“ (*Tsch'ang pien* Kap. 30 fol. 10r^o).

Über das weitere Schicksal der beiden Kaiser sind wir mangelhaft unterrichtet. Die beiden zunächst getrennt reisenden Gruppen trafen erst im August in Yen-schan (bei Peking) zusammen, wo wieder ein Aufenthalt bis zum 20. Oktober gemacht wurde. Von dort wurden die Verschiedenen weiter bis zu der angeblich noch 950 li entfernten „Mittleren Hauptstadt“ (Tschung king, östlich von Pa-kou im Jehol-Gebiet, s. oben S. 96) gebracht. Hier blieben sie jedenfalls vorläufig, doch müssen sie später weiter nach der nordöstlichen Mandschurei in die Gegend des heutigen San-sing geschafft worden sein, wenigstens berichtet das *Sung schi* (Kap. 22 fol. 13v^o), 40 daß Hui tsung am 4. Juni 1135 in Wu-kuo tsch'êng, der „Stadt der fünf Staaten“ (unweit San-sing am unteren Sungari) gestorben sei. Von K'in tsung sagt das *Sung schi* (Kap. 23 fol. 18r^o) nur, daß sein Tod am 14. Juni 1161 durch einen Gesandten der Kin am Hofe der Sung mitgeteilt

worden sei. Die Behandlung der Gefangenen war nicht schlecht, die Ju-tschen scheinen ihnen auch alle gebührende Ehrfurcht gezeigt zu haben, doch erlag von dem viele Hunderte zählenden Gefolge ein großer Teil sehr bald dem rauen Klima und der ungewohnten Lebensweise.

- 5 Zu ihrem Troste erreichte die Verbannten während ihres Aufenthaltes in Yen-schan die Nachricht, daß wenigstens ihre Dynastie gerettet, und dieser Teil des politischen Programms der Kin also nicht erfüllt war. Als die Heere der Kin abgezogen waren, legte Tschang Pang-tsch'ang die ihm aufgenötigte Kaiserwürde nach einer „Regierung“ von dreiunddreißig
10 Tagen ab, und die „Kaiserin-Mutter“, die Gemahlin Tschê tsung's und Schwägerin Hui tsung's (s. oben S. 170), die allein, weil sie einst ihrer Würde entkleidet wurde, der Verbannung durch die Ju-tschen entgangen war und nun notgedrungen zu neuer Ehre gelangte, übernahm einstweilen die Regentschaft. Mit Tschang's Zustimmung wurde in größter Eile eine
15 Botschaft in der Form eines Befehls der „Kaiserin-Mutter“ an den Prinzen von K'ang gesandt, die ihn bat, nunmehr den Thron der Sung zu besteigen. Der Prinz hielt sich noch in Schan-tung auf und war allen Nachforschungen der Kin entgangen. Auf die Nachricht hin begab er sich auf die Reise nach Süden, und zwar, um dem Kin-Heere auszuweichen, weit östlich von K'ai-fêng
20 fêng über Yen-tschou in Süd-Schan-tung und durch das östliche An-hui zum Yang-tsë. Denn daß die Hauptstadt nicht in K'ai-fêng, der Reichweite der Kin-Herrschaft, bleiben konnte, war allen klar, ebenso daß nur Nanking jenseits des Yang tsë als neue Residenz in Frage kam (vergl. oben S. 212). Durch ein Edikt der Kaiserin-Regentin wurde am 27. Mai dem
25 Reiche die Verlegung der Hauptstadt nach einem geeigneteren Platze verkündet, nachdem die bisherige unter dem Druck des feindlichen Heeres verloren sei. So wurden das Beamtentum und der Rest des Hofstaates mit Tschang Pang-tsch'ang an der Spitze nach Nanking vorausgesandt, um den neuen Herrscher dort zu empfangen, und am 12. Juni 1127 bestieg
30 der Prinz von K'ang an einer besonders hergerichteten Kultstätte den Kaiserthron.

Welche Bedeutung diesem Ereignis nicht bloß von dem rückschauenden Betrachter beigelegt wird, sondern auch in den Augen der zeitgenössischen Chinesen innewohnen mußte, das zeigen zwei Beurteilungen, die wir früher
35 kennengelernt haben. Als i. J. 1004 am Hofe von K'ai-fêng bei dem Heranrücken der K'i-tan die Frage angeregt wurde, ob es nicht zweckmäßig wäre, die Hauptstadt nach Nanking oder nach Tsch'êng-tu zu verlegen, fiel die Antwort, daß den die Todesstrafe treffen sollte, der solche Preisgabe der Ahnentempel in Erwägung ziehe (s. oben S. 140). I. J. 1126 aber
40 erklärte Tsch'ên Tung, daß mit einer Verlegung der Hauptstadt nach Nanking auch das Land nördlich vom Yang-tsë für die Dynastie verloren sein würde (s. oben S. 212). Diese beiden Meinungsäußerungen zeigen den Weg, den das Schicksal der Sung-Dynastie durch ihr eigenes Verschulden im Laufe des 11. Jahrhunderts gegangen ist. Schon einmal, i. J. 318, hatte

die chinesische Herrschaft den Norden preisgegeben und zum Yang-tsö abwandern müssen (II, 51 ff.), und fast drei Jahrhunderte hat es gewährt, bis die klassischen Stätten des Wei-Tales wieder die Reichshauptstadt aufnahmen. Die Abwanderung von 1127 aber hat eine viel tiefere Bedeutung gehabt: jetzt wurde der gesamte Norden einer fremden, noch halb barbarischen Großmacht preisgegeben, und die glanzvollen Metropolen am Huang ho und Wei, die Jahrtausende hindurch die Brennpunkte der chinesischen Kulturwelt gewesen waren, sind für immer halbvergessene Trümmerstätten geblieben. Das Ereignis von 1127 bildet einen tiefen Einschnitt in der chinesischen Geschichte. In weit größerem Maße als im 4. Jahrhundert wirkt jetzt die Verlegung der Hauptstadt auf die gesamte Entwicklung des Südens, vor allem auf die kulturelle und geistige, ein; so stark ist diese Entwicklung, daß der Norden demgegenüber zeitweilig ganz in den Schatten tritt. Eine westliche und eine östliche Tsin-Dynastie hatte die chinesische Geschichtsschreibung einst unter dem Zwang konfuzianischer Vorstellungen konstruiert (II, 54 f.), jetzt waren diese Vorstellungen durch den Druck der Wirklichkeit soweit verwässert, daß im Einklang mit dieser von einer nördlichen und einer südlichen Sung-Dynastie gesprochen wird. Gerade unter der südlichen aber entfaltet sich in Folge der Erschließung neuen Kulturbodens der chinesische Genius in allen Künsten und Wissenschaften, in Bildung und Geschmack wie in den Formen einer verfeinerten Lebenshaltung zu seinem höchsten Glanze, zu einem Glanze, dessen Strahlen bis in das ferne Europa hinüber dringen. Der Norden, namentlich solange seine Herren noch von halbbarbarischer Art sind, kann dem nichts Gleichwertiges an die Seite stellen, und sicher würde die Gefahr bestanden haben, daß das chinesische Reich in zwei große, aber ungleiche Hälften zerfiel, wenn nicht die ungeheure Kraft des konfuzianischen Bildungssystems wiederum für Ausgleich und Angleichung gesorgt hätte. Der Konfuzianismus hat schließlich über alle Zerreißungskräfte wieder gesiegt, selbst über die Preisgabe des Nordens.

Drittes Kapitel.

Südliche Sung-Dynastie.

Entfaltung des Südens, Verfestigung des Nordens.

a) Der neue Mittelpunkt.

Im Sommer des Jahres 1127 hatte der Prinz von K'ang, Hui tsung's neunter Sohn, in Kin-ling (Nanking) den Thron der Sung eingenommen. Er führt den Tempelnamen Kao tsung. Seit Nanking als Hauptstadt des Staates Nan T'ang 975 durch T'ai tsu erobert war (s. oben S. 110), hatte
5 die Stadt, ja das ganze Yang-tsë-Gebiet keine politische Bedeutung mehr gehabt. Ihre Mauern, Palastbauten und Amtsgebäude waren verfallen, der Hof und die Behörden konnten nur notdürftig untergebracht werden. Für die feierliche Thronbesteigung und Meldung an den „Herrscher in der Höhe“ mußte ein provisorischer Altar errichtet werden, die Ahnentafeln der Dy-
10 nastie hatte man — was später scharf gerügt worden ist — in einem buddhistischen Kloster untergebracht, und als Palast mußte zunächst ein heute nicht mehr nachweisbares Gebäude in der Stadt dienen. Für das große Stadtflur-Opfer (I, 130) wählte man gar einen Platz außerhalb des Süd-Tores von Yang-tschou, der blühenden Handelsstadt Yang-tsë abwärts
15 (II, 550), wo ein Himmelsaltar aushilfsweise hergerichtet wurde.

Auch die Sicherheit vor den nordischen Bedrängern, die man durch die Flucht nach dem Süden erreichen wollte, war dem Himmelssohne und seiner Regierung in Nanking nicht beschieden. In Ho-peï, Ho-nan und Schan-si leisteten noch zahlreiche ummauerte Städte unter ihren Gouver-
20 neuren den Heeren der Kin tapferen, aber meistens erfolglosen Widerstand. Ganz besonders ragt hier der unermüdliche Tsung Tsë hervor, ein Literat aus Tschê-kiang, der mit seiner Gelehrsamkeit große militärische Fähigkeiten, einen unerschrockenen Mut und einen leidenschaftlichen Haß gegen die Feinde seines Landes verband. Er hatte schon unter dem Prinzen
25 von K'ang gegen die Kin gekämpft, war dann bei der Belagerung von K'ai-fêng im Rücken der Feinde tätig gewesen und wurde nun, 1127, zum Generalgouverneur der verlassenen Hauptstadt gemacht. Vergebens bemühte er sich dort, den Kaiser zur Rückkehr zu bewegen, in der Umgebung Kao tsung's beherrschte trotz aller mahnenden Reden Li Kang's und anderer
30 Planemacher ängstliche Vorsicht die Gemüter, und wie die Dinge nun einmal lagen, wäre auch ein Erfolg eines Rückeroberungsversuches wenig wahrscheinlich gewesen. Tsung Tsë, der seiner Lebensbeschreibung zufolge in

dreizehn Gefechten gegen die Kin siegreich gewesen sein soll, gelang es zwar Anfang 1128, einen neuen Angriff des Generals Wan-yen Tsung-pi, auch Wu-schu genannt, gegen K'ai-fêng erfolgreich abzuwehren, aber das alles fiel nicht mehr ins Gewicht. Noch vor Ende des Jahres 1127 war fast ganz Ho-peï im Besitz der Kin, und im Laufe des nächsten Jahres erfolgten 5 weit ausholende Vorstöße nach Osten durch Schan-tung, nach Süden bis zum Huai-Fluß und nach Westen durch Schan-si und Schen-si bis Tsch'anggan und in das nördliche Hu-peï hinein. Langer Widerstand wurde kaum noch geleistet. Wan-yen Tsung-wang, einer der Höchstkommandierenden der Kin, war im Sommer 1127 an einer Erkältung gestorben, die er sich durch 10 Begießen mit kaltem Wasser nach dem erhitzenden Ballspiel zugezogen hatte, und Wan-yen Tsung-han sowie ein Sohn Aguda's, Wan-yen Tsung-yao, leiteten seitdem die weiteren Operationen gegen das Sung-Reich. Ein Jahr später starb auch Tsung Tsé, und damit fiel die stärkste Stütze, die den Sung verblieben war. Noch 1128 wurde unter anderen Städten das 15 wichtige Ta-ming fu in Ho-peï, das man früher sogar einmal hatte zur „nördlichen Hauptstadt“ machen wollen (s. oben S. 161), von Tsung-han besetzt, nachdem er vorher die „West-Hauptstadt“ von Liao, Ta-t'ung fu (s. oben S. 96), völlig zerstört und die Bevölkerung nach Ho-peï umgesiedelt hatte.

20

Kao tsung und sein Hof befanden sich während dessen in tausend Ängsten in Nanking, man sah die Gefahr unaufhaltsam näher rücken, wußte aber nicht, wie man ihr begegnen sollte. Immer wieder hatte Tsung Tsé gedrängt, nach K'ai-fêng zurückzukehren und dem Feinde die Stirn zu bieten, tatsächlich war auch im Sommer ein Edikt erschienen, das die Rückkehr an- 25 ordnete, aber Folgen hat dieser wohl kaum ernst gemeinte Entschluß nicht gehabt. Das höhere Beamtentum war wie gewöhnlich in Klüngel geteilt, von denen die einen dafür, die anderen dagegen waren. Die Zustimmung zu Tsung Tsé's Mahnungen war von jeher schwächer als der Widerstand. Besonders waren es zwei Ratgeber Kao tsung's, die sich mit Leidenschaft 30 dem Gedanken einer Rückkehr entgegenstellten, Huang Ts'ien-schan und Wang Po-yen, beides Literaten, die unter dem Prinzen von K'ang gegen die Kin im Felde gestanden hatten und jetzt fast unbeschränkt sein Ohr besaßen. Sie rieten dringend von einem solchen Unternehmen ab, da es höchst zweifelhaft sei, ob die chinesischen Truppen den Kin würden standhalten 35 können, und nach einem Fehlschlag die Lage weit schlimmer sein würde als jetzt. Ihnen traten die mutigen und ehrliebenden, aber unerfahrenen Eiferer von früher, Li Kang, sein Helfer Tsch'ên Tung (s. oben 209 S. u. 171) und andere entgegen, aber Kao tsung selbst war durch alles, was er in Nanking erfuhr, so eingeschüchtert, daß er nach Tsung Tsé's Tode nicht mehr 40 auf den Gedanken einer Rückkehr nach dem Norden zurückkam. Li Kang wurde entlassen, der feurige Tsch'ên Tung widersprach dem heftig und verlangte die Absetzung und Bestrafung der staatsgefährlichen Räte Huang Ts'ien-schan und Wang Po-yen. Die Beschuldigten, empört über den Vor-

witzigen, setzten bei dem Kaiser durch, daß Tsch'en Tung zusammen mit einem Gesinnungsgenossen öffentlich hingerichtet wurde. Das Urteil rief allgemeines Entsetzen hervor, und Kao tsung hat es später bitter bereut. Das Edikt vom Sommer 1128 über die Rückkehr war offenbar nur erlassen worden, um dem verdienten Tsung Tsé zu Willen zu sein. Zwei Monate später war er tot.

Tatsächlich hatte man, wie die Lage im Norden sich weiter entwickelte, in Nanking allen Grund, besorgt zu sein. Nach einzelnen Vorstößen setzte sich die Gesamtbewegung der Kin-Heere weiter nach Süden fort, und nichts stand dem entgegen, daß diese in absehbarer Zeit den unteren Yang-tsé erreichen würden. Kao tsung ließ Vorsorge treffen, soweit es ihm möglich war: die unruhigen Garnisonen an den Yang-tsé-Plätzen und am Huai-Fluß wurden zur Ordnung gebracht, in Yang-tschou, der wichtigen Handelsstadt am Nord-Ufer des Stromes (II, 550), wurden Ende 1127 die Mauern ausgebessert und neue Gräben ausgehoben, gegenüber, in Tschên-kiang (Tschinkiang) konnte ein Soldaten-Aufstand mit harter Hand niedergeschlagen werden. Der Kaiser selbst bereiste die wichtigsten Orte, blickte aber angesichts der Zustände beim Heer und in der Hauptstadt mit wenig Vertrauen in die Zukunft. Tsung Tsé hatte 1128 die Feinde nur kurze Zeit aufhalten können, im folgenden Jahre drang Tsung-han gegen den Huai-Fluß vor. Gleich zu Beginn wurde das wichtige Sü-tschou (in Ngan-hui) erobert, das ganze Gebiet zwischen Huang ho und Huai gebrandschatzt, und bald erschienen die ersten Abteilungen am Yang-tsé. Viel Widerstand fanden die Kin auch hier nicht, und dieser Umstand, sowie die zunehmende Wohlhabenheit der Städte veranlaßten sie zu immer weiterem Vordringen nach Süden, weit über die Grenzen hinaus, die sie jemals im Auge gehabt hatten. In Nanking entwarf man Pläne, tat aber nichts. Kao tsung hatte schon vorher die Kaiserin-Mutter und seine eigene Familie nach Hang-tschou bringen lassen, da auch am Yang-tsé die Sicherheit zweifelhaft wurde und die weiter südwärts gelegene Stadt im Mündungsgebiet des Ts'ien-t'ang-Flusses schwer zugänglich war (I, 14). Er selbst flüchtete im Frühling stromabwärts nach Tschên-kiang und entging dabei nur mit Mühe der Gefangenschaft durch eine Reiter-Abteilung der Kin, die in Yang-tschou eingedrungen war und den Kaiser dort zu finden meinte. Die Soldaten plünderten und verbrannten die Stadt und zogen sich dann zurück. Die Bevölkerung, von Panik ergriffen, flüchtete in die Berge oder über den Strom, Kao-tsung fand auch in Tschên-kiang schon einen menschenleeren Ort. Man beriet, was weiter zu tun sei, dabei ergab sich als die allgemeine Ansicht, daß der Aufenthalt auch auf dem Süd-Ufer zu gefährlich sei und daß es sich empfehle, jedenfalls vorläufig nach Hang-tschou überzusiedeln. Indessen trat jetzt, vielleicht aus militärischen Gründen, eine Pause von mehreren Monaten in dem Vormarsch der Kin ein, und Kao tsung kehrte nach Nanking zurück. Hier enthüllte sich das Bild des kraftlosen Herrscherhauses in seiner ganzen Trostlosigkeit. Das hohe Beamtentum, in sich zer-

klüftet und feindselig bis zur Anwendung von Gewalt, umdrängte den Thron mit dem willenschwachen Herrscher, während das Getümmel der unersättlichen Feinde vom Norden sich bereits den Toren näherte. Kao tsung wußte sich nicht zu helfen, mehrere seiner Großen drangen in ihn mit dem Antrage, er möge den Thron an einen Prinzen abtreten und die Kaiserin-Mutter (s. oben S. 218) die Regentschaft führen lassen. Diese, anscheinend die einzige klarblickende Persönlichkeit in dem Gewühl, lehnte den Antrag entschieden ab: der Kronprinz sei ein Kind von drei Jahren, und angesichts der mächtigen Feinde draußen könne man nicht an solche Änderungen denken. Sie sei aber bereit, mit dem Kaiser gemeinsam die Regierung zu führen. Nach mehreren Wochen erst ließ sich der tief gekränkte Kao tsung bereit finden, an den Geschäften wieder teilzunehmen. Aber das Leben dieses Sung-Herrschers wurde jetzt zu einer Tragikomödie, wie die chinesische Geschichte kaum eine zweite ihrer Art kennt. Waren die beiden letzten Kaiser von den „Barbaren“ aus ihrer Hauptstadt herausgeholt und in die Gefangenschaft verschleppt worden, so jagte man den jetzigen von Stadt zu Stadt, so daß die Regierung des Reiches überhaupt keinen festen Sitz mehr hatte. Im Herbst 1129 zog Tsung-pi mit einem großen Heere abermals nach Süden, um sich des Kaisers zu bemächtigen. Im Spätherbst überschritt er den Yang-tsë und fand, nachdem er die Truppen der Sung bei Kiang-ning (Nanking) vertrieben, den Weg zur Hauptstadt frei. Die Kaiserin-Mutter war bereits wieder nach Hang-tschou zurückgekehrt, dem man nunmehr den amtlichen Namen Lin-ngan fu beigelegt hatte, Kao tsung aber war weiter nach Süden über die Hang-tschou-Bucht nach Yüe-tschou (dem heutigen Schao-hing) geflohen. Der Kommandant von Nanking übergab die Stadt den Kin, dann eilte Tsung-pi weiter dem flüchtigen Kaiser nach. Er nahm die Stadt Hu-tschou (nördlich von Hang-tschou), gelangte nach Hang-tschou, fand aber auch weder dort noch in Yüe-tschou den Gekjagten vor. Kao tsung war nach Ming-tschou (bei Ning-po) entkommen, und als ihm auch dorthin die Feinde nachsetzten, requirierte er See-Dschunken und segelte hinüber nach Ting-hai auf dem Tschusan-Archipel. Hier blieb er für die mandschurischen Reiter unerreichbar wie ein Vogel auf dem Ast. „Der Sung-Herrscher verschwand im Meere“, sagen die Kin-Annalen ärgerlich am Ende ihres Berichts (Kap. 3 fol. 14r^o u. Kap. 77 fol. 2v^o). Aber schließlich entschlossen sich auch die Kin, auf die Schiffe zu steigen und so den Kaiser abzufangen. Im Frühjahr 1130 sollen sie sogar bis nach Ting-hai gelangt sein, das gehetzte Wild war aber bereits entwischt und segelte zwischen den Inseln an der Küste des südlichen Tschê-kiang und nördlichen Fu-kien. Tsung-pi gab das Rennen auf und zog es vor, die wohlhabenden Städte des Festlandes wie Hang-tschou, Ning-po, Schao-hing, sowie die des nördlichen Kiang-si ausgiebig zu plündern.

Kao tsung und die Kaiserin-Mutter übten während dessen die Regierung von ihren Schiffen aus, der jeweilige Aufenthalt des einen war nicht einmal dem anderen, geschweige denn den Beamten immer bekannt, meist war

das kaiserliche Hauptquartier in der Gegend von Wên-tschou, wurde aber auch zuweilen nach Süden bis nach Fu-tschou verlegt. Es fehlte während des Jahres 1130 nicht an Widerstandsversuchen auf Seiten der Sung, und da den Ju-tschen das Klima und die Geländeverhältnisse des Südens ungewohnt waren, konnten auch kleinere Erfolge erzielt werden. Zwei Namen sind es, die hier genannt werden und in der chinesischen Erinnerung weiter leben: Tschang Tsün aus dem östlichen Kan-su, ein Mann mit heißblütigem Temperament, der in jungen Jahren seinen Tatendurst in Räuberbanden zu stillen versucht hatte, dann aber Soldat geworden war, 1119 gegen Si-Hia mitgekämpft hatte (s. oben S. 198) und seitdem ständig auf dem Kriegspfade gegen die verhaßten Ju-tschen wandelte; und Han Schitschung aus dem nördlichen Schen-si; „er war von ungewöhnlichem, imponierendem Auftreten, seine Augen sprühten wie Blitze und schon früh überragte er alle durch seine adlerartige Kühnheit“. Auch er hatte sich in den Kämpfen gegen Si-Hia ausgezeichnet und suchte nun gemeinsam mit Tschang Tsün den Kin Abbruch zu tun, wo immer er konnte. Erfolge von Bedeutung sind aber beiden auf die Dauer nicht beschieden gewesen, wenn auch die Chronisten ihre Taten mit Ruhmesglanz umgeben. Es gab wenig damals, woran sich das nationale Empfinden aufrichten konnte, und so steigerte man das Wenige durch leuchtende Farben.

Es war eine schwere Zeit für die Bevölkerung der südlichen Provinzen, als Tsung-pi's Horden dort hausten. Es ist nicht leicht, eine Vorstellung davon zu erhalten, wo die immer weiter wachsenden Ziele der Kin schließlich ihr Ende fanden. Mit dem Überschreiten des Yang-tsö waren sie in eine neue Welt gelangt, die sie nicht kannten und deren Reichtum ihr Staunen und ihre Habgier erregte. Wollten sie mit ihrer Jagd hinter den Sung her ihre Herrschaft so weit ausdehnen, wie deren Gebiet reichte? oder wollten sie die Dynastie beseitigen, um an ihre Stelle eine neue, ganz von ihnen abhängige zu setzen (vergl. oben S. 216f.), so wie es zweihundert Jahre früher der K'i-tan-Herrscher Tê-kuang mit der Späteren T'ang-Dynastie gemacht hatte? (vergl. oben S. 44). Einen großen Plan sucht man in ihren Kreuz- und Querzügen, die mehr den Überfällen von Räuberbanden gleichen, vergeblich; Vergewaltigung der Bewohner, Plünderung und Zerstörung bildeten den Kreis ihrer Tätigkeit, politische Bestrebungen sind nicht mehr erkennbar. Der Gedanke drängt sich auf, daß es Tsung-pi, der ebenso wie die anderen Mitglieder von Aguda's Sippe, nicht bloß Heerführer, sondern auch politischer Ratgeber war, ebenso erging wie einst Tê-kuang (s. oben S. 58): er erkannte an der Fremdartigkeit der Verhältnisse, an der Schwierigkeit der Verwaltung, der offenen oder versteckten Feindseligkeit der Beamten und der Bevölkerung, daß die Kin den hier an sie herantretenden Aufgaben nicht gewachsen seien und daß es daher geraten sei, diese südlichen Gebiete aufzugeben und sich auf den Norden zu beschränken (vergl. auch unten). „Der Himmel selbst hat mit diesem Strome den Süden vom Norden getrennt“, soll Ts'ao P'ei gesagt haben (II, 10). Den Norden mit K'ai-

fêng hatten die Kin in der Tat fest in der Hand, und dort bemühten sie sich auch um eine Neuordnung der Verwaltung. Sie behielten das chinesische Grundgefüge bei, teilten aber die Provinzialbezirke, ohne Grundsätzliches zu ändern, mehrfach anders ein, gaben ihnen andere Namen, hielten sich jedoch dabei an chinesische Bezeichnungen und gestalteten die militärische Sicherung neu. Für eigene kulturelle Leistungen fehlte vorläufig noch die Möglichkeit. Natürlich mangelte es überall an geeigneten Beamten, darum war ihnen jeder Chinese willkommen, der in ihre Dienste trat. Nur diesem Umstande und der eigenen Unklarheit ist es zuzuschreiben, daß sie einen höheren chinesischen Beamten, den Gouverneur von Tsi-nan 10 in Schan-tung, Liu Yü, der sich bei der Eroberung von Schan-tung, entgegen dem Willen der Bevölkerung, den Kin zur Verfügung gestellt hatte, 1130 zum „Kaiser von Ts‘i“ ernannten mit der Hauptstadt in Ta-ming fu, später in K‘ai-fêng. Es scheint, daß mit Liu Yü der Versuch erneuert werden sollte, der drei Jahre vorher mit Tschang Pang-tsch‘ang als „Kaiser 15 von Tsch‘u“ erfolglos gemacht war (s. oben S. 216). Aber auch Liu Yü, ein charakterloser und unfähiger Genußmensch, erwies sich als untaugliches Objekt: nach acht Jahren, als er sich außer Stande gezeigt hatte, den Angriffen der Sung-Generale Widerstand zu leisten, ließen ihn die Kin fallen und entsetzten ihn seiner Würde (vergl. unten). Wie sicher sich im übrigen 20 die Kin in ihrer Herrschaft im Norden fühlten, zeigt eine Verordnung vom Ende 1129, die in einer Sammlung zeitgenössischer Aufzeichnungen überliefert ist. Darin wird „der Bevölkerung das Tragen chinesischer Kleidung verboten und das Abschneiden der Haare verfügt. Auf Zuwiderhandlungen stand die Todesstrafe“. Wie alle nordischen Völker vor ihnen haben sich 25 denn auch die Kin schließlich auf den Norden beschränkt.

Im Frühjahr 1130 trat Tsung-pi, nachdem er die Städte am Yang-tsë-Delta und an der Hang-tschou-Bucht nochmals geplündert und verbrannt hatte, über Tsch‘ang-tschou und Tschên-kiang den Rückweg an. Im Yang-tsë aber, bei der Insel Tsiao schan („Silver Island“), verlegte ihm Han 30 Schi-tschung mit einer großen Flotte den Weg. Mit seinen Schiffen, die „sich auf dem Strome unter ihren Segeln im Winde wie mit Flügeln herumbewegten“, tat er dem Gegner, der auf seine Pferde und Streitwagen angewiesen war, viel Abbruch. Tsung-pi war ratlos, wagte aber den Übergang über den Strom nicht. In seiner Bedrängnis, so berichten die einen, begann 35 er mit Han Schi-tschung wegen freien Abzuges zu verhandeln. Er versprach die gesamte mitgeschleppte Beute herauszugeben, wenn er bei der Überfahrt nicht behindert werde. Han Schi-tschung lehnte das Angebot ab, wußte aber nicht, wie er die Gunst der Lage ausnutzen sollte, oder wagte es nicht allein. Die Verhandlungen zogen sich hin; während Tsung-pi 40 bei Tschên-kiang stand, belagerte ein anderes Heer der Kin gegenüber auf dem Nordufer des Yang-tsë die Stadt Yang-tschou. In Kao tsung’s Umgebung fürchtete man, daß die chinesischen Truppen auf beiden Ufern zusammen mit Han Schi-tschung’s Flotte dem an Zahl immer noch über-

legenen Gegner nicht gewachsen sein würden, und zauderte mit einem Entschluß. Während dessen wurde Tsung-pi immer dringender mit seinen Vorschlägen wegen des Hinüberschaffens seines Heeres. Schließlich sagte ihm Han Schi-tschung bei einer Unterredung, die bei einem Becher Weines geführt wurde: „Die Angelegenheit ist leicht zu erledigen. Ihr braucht nur die beiden Kaiser zurückzuführen, die (besetzten) Gebiete von ehemals zu räumen und Euch dem erleuchteten Oberherrscher wieder zu unterwerfen, und alles wird in Ordnung sein“. Über die Wirkung dieser Worte sagt der Chronist nichts. Andere Quellen erwähnen nichts von diesen Verhandlungen, doch melden auch sie, daß Tsung-pi, verzweifelt über die ausweglose Lage, schließlich in einem öffentlichen Aufrufe eine hohe Belohnung ausgesetzt habe, wenn ihm jemand einen Plan zur Vernichtung der Flotte unterbreiten würde. In der Tat wurde durch diesen Aufruf ein in Nanking wohnender Reishändler aus Fu-tschou bewogen, den Kin einen solchen Plan mitzuteilen. Man solle, so sagte er, Kähne durch aufgelegte Bretter eben machen und mit Truppen besetzen, leere Boote mit Rudern versehen und daneben legen (der Text ist sehr unklar). Bei Windstille solle man dann auf den Strom hinausfahren. Die großen Dschunken der Chinesen könnten nicht mit Rudern fortbewegt werden und seien daher bei Windstille manövriereunfähig. Dann solle man Brandpfeile in die Bambussegel der letzteren schießen und so die Vernichtung der Flotte herbeiführen. Tsung-pi folgte dem Rate. Er ließ eine große Zahl von Brandpfeilen herstellen und fuhr an einem sonnigen Tage bei völliger Windstille hinaus. Die großen Dschunken waren bewegungsunfähig, durch die Brandpfeile fingen sie Feuer, und da sich an Bord nicht bloß Soldaten, sondern auch Pferde, Vorräte an Waffen und Nahrungsmitteln, sowie die Angehörigen der Mannschaften befanden, so entstand eine furchtbare Panik; was im Feuer nicht umkam, fiel ins Wasser und wurde von den auf leichten Ruderbooten heraneilenden Kin-Truppen getötet. Trotz dieses gelungenen Streiches zog aber Tsung-pi nach Norden ab, und die Ju-tschen haben seitdem den Yang-tsë nicht wieder überschritten. Auf der anderen Seite verminderte die Katastrophe das Selbstvertrauen der Chinesen noch weiter: am Hofe meinten nicht wenige resigniert, daß man gegen die Barbaren mit Gewalt nichts ausrichten könne. Aber immer wieder fanden sich doch Männer, die das Schicksal zu wenden suchten und, freilich mit unzureichenden Kräften, sich bemühten, den Feind wenigstens am weiteren Vordringen zu hindern. Der Norden bis zum Huang ho war aufgegeben, die Provinzen zwischen Huang ho und Huai-Fluß gingen eine nach der anderen verloren, zwischen Huai und Yang-tsë wurde noch gekämpft, und die chinesischen Heerführer waren jetzt nur darauf bedacht, das Land im Westen südlich vom Wei-Tale und dem Ts'in ling zu halten. In Schan-si und Schen-si führte nach Tsung-han's Abzug und dem Tode von Tsung-wang (s. oben S. 221) der vorhin erwähnte Tsung-yao den Oberbefehl. Unter ihm hatten die beiden Generale Yin-schu-k'ö (s. oben S. 213) und Lou-schi, der ebenfalls dem Stamme der Wan-

yen angehörte, die Bezirke zu beiden Seiten des Huang ho bis zum Wei-Tal unterworfen. Während Tsung-yao bei Fu-p'ing, westlich von dem Paß-Tore T'ung-kuan, gegen Tschang Tsün kämpfte, stand Lou-schi noch etwas weiter westlich. Der Kampf muß ungünstig für die Ju-tschen gestanden haben, darauf deuten Tsung-yao's Dankesworte und reiche Geschenke an 5 Lou-schi, der, selbst ein todkranker Mann, durch seinen Heldenmut den Sieg erzwang und bald danach starb. Die Folge der Schlacht bei Fu-p'ing war, daß die Städte des Wei-Tales bis über Fêng-siang hinaus unter die Herrschaft der Kin kamen. Hier trat aber Tsung-yao ein Verteidiger des Sung-Reiches entgegen, der sich nunmehr als dritter zu den beiden 10 Kämpfern, Tschang Tsün und Han Schi-tschung, gesellte und sie beide an Ruhm überstrahlte: Yo Fei. Er ist eine jener Gestalten, die von der Phantasie der Generationen ins Übermenschliche entrückt sind. Ähnlich wie die Heldenfiguren aus der Zeit der „drei Reiche“ (III, 229) ist auch Yo Fei zu einem Sinnbild von unwiderstehlicher Tapferkeit und nie getrübt 15 Siegesruhm geworden. Geschichtsschreiber und Dichter wetteifern, seine Taten zu preisen, und das tragische Schicksal, das ihm bereitet wurde, hat nur dazu gedient, seinen Heldenmut und seine Treue noch leuchtender zu machen.

Yo Fei, Tschang Tsün und Han Schi-tschung, zu denen als vierter Wu 20 Kie trat, ein Kriegermann von Beruf, der ebenfalls bereits gegen Si-Hia lange gekämpft hatte, führten durch ihren Mut und ihre Entschlossenheit in der Tat allmählich eine Wendung in der militärischen Lage herbei. Sie vertraten, freilich nicht immer einhellig, auch am Hofe die Politik energischer Abwehr der Ju-tschen und womöglich einer Rückeroberung der 25 verlorenen Gebiete, aber ihr Bemühen wurde stark gehemmt durch die pazifistische Strömung, die um jeden Preis Frieden haben wollte. Kao tsung, ein Schwächling, nicht viel besser als seine Vorgänger, neigte bald zu der einen, bald zu der anderen Seite. Ihren stärksten Vertreter hatte die Friedenspartei in dem früher erwähnten Ts'in Kuei (s. oben S. 216), 30 der schon in Ts'ing-tsch'êng ständig für den Frieden gewirkt und die kaiserlichen Verbannten 1127 nach dem Norden begleitet hatte. Dieser Mann tauchte plötzlich im November 1130 wieder im Süden am Hofe auf. Er erzählte eine abenteuerliche Geschichte, wie er seine Wächter erschlagen, wie aber der General Wan-yen T'a-lan, ein Verwandter des Königs Wu-k'i- 35 mai, in dessen Diensten er gestanden; ihn freigelassen habe und wie er dann zusammen mit seiner Frau und seiner Dienerschaft in einer Kriegsdachunke über das Meer nach Süden gereist sei. Man nahm diese Erzählungen mit starken Zweifeln auf, aber Kao tsung, der erfreut war, Nachrichten über das Befinden der beiden Kaiser zu erhalten, glaubte alles, 40 erklärte Ts'ien Kuei für einen ungewöhnlich loyalen Mann und machte ihn zum Präsidenten des Kultus-Ministeriums. Ts'in Kuei wurde nunmehr der leidenschaftlichste Anwalt des Friedens mit den Kin. „Wenn im Reiche Frieden herrschen soll“, erklärte er dem Kaiser, „so müssen Süden und

Norden für sich bleiben“, er legte sogar den mit T'a-lan bereits besprochenen Entwurf eines Friedensvertrages vor. „Die Bewohner von Ho-peï sollten dem Reiche der Kin angehören, die von Tschung-yuan, d. h. von Ho-nan und Schan-tung aber Liu Yü (s. oben S. 225). Diese summarische Zertrümmerung des Reiches war allerdings selbst für den weichmütigen Kao-tsung ein starkes Ansinnen. Ts'in Kuei stammte aus Kiang-ning, und so mag für ihn ein Abschied vom Norden leichter gewogen haben als für den Kaiser, dessen Heimat in der Nähe von Peking war (s. oben S. 66). „Du meinst“, sagte Kao tsung zu dem unbedachten Ratgeber, „daß die Süd-Leute in den Süden, die Nord-Leute in den Norden gehören. Ich bin Nordländer, wohin soll ich gehören?“ Ts'in Kuei blieb trotz dieser landesverräterischen Ansichten mit kurzer Unterbrechung weiter in Gunst und stieg sogar auf die höchste Stufe des bestimmenden Einflusses. „Das Hin- und Herschwan-
 10 ken zwischen Widerstand und Friedensangeboten“, heißt es in seiner Lebensbeschreibung (*Sung schi* Kap. 473 fol. 7r⁰), „das Sinnen auf Beendi-
 15 gung der Feindschaft mit den Kin und auf Abschluß eines Friedens hat mit Ts'in Kuei seinen Anfang genommen“. Die folgenden Jahre waren nicht bloß mit unablässigen Kämpfen gegen die Kin, sondern anfangs auch mit lokalen Aufständen in den Provinzen südlich vom Yang-tsë ausgefüllt.
 20 Die Kin, die den Strom nicht mehr überschritten, wurden mehr und mehr aus den Gebieten zwischen Yang-tsë und Huai-Fluß, dann auch aus dem südlichen Ho-nan und dem südlichen Schen-si bis zum Ts'in-ling hinausgedrängt. 1131 gelang es Wu Kie, den bis über Fêng-siang vorgedrungenen Ju-tschen-Truppen, die jetzt Tsung-pi selbst befehligte, den Zugang zu den
 25 Gebirgspässen bei Pao-ki (III, 117) zu wehren und so das Eindringen nach Hu-peï und Ssë-tsch'uan für diesmal zu verhindern. Aber 1133 nahm Tsung-pi den nördlichen Paß-Eingang und rückte in die nordöstlichen Vorlande von Ssë-tsch'uan ein. Zweifellos hatten die Kin von dem Reichtum der westlichen Gebiete gehört und sich nun in ihrem immer höher steigenden
 30 Ehrgeiz darauf versteift, auch von ihnen Besitz zu ergreifen. Tsung-pi hatte 1134 den Ts'in-ling überschritten und stand südwestlich der Stadt Fêng, am Passe Sien-jen kuan an der Quelle des Kia-ling-Flusses (III, 95), bereit, in das Becken von Han-tschung (I, 26) einzufallen. Hier stieß er wieder auf Wu Kie, der entschlossen war, den Zugang zu Han-tschung bis
 35 aufs äußerste zu verteidigen. Tsung-pi ließ ihm sagen, das Haus der Sung sei doch nicht mehr zu retten, er solle sich ein ihm zusagendes Gebiet aus-
 40 suchen und dies als Fürst beherrschen. Wu aber wies diese Vorschläge von sich, und als die Ju-tschen ihn in seinem verschanzten Lager angriffen, erlitten sie so schwere Verluste, daß sie gezwungen waren, den Rückmarsch nach Fêng-siang anzutreten. „Seitdem richteten sie ihre Pläne nicht mehr auf Ssë-tsch'uan.“

Während dessen bemühten sich Han Schi-tschung und Yo Fei mit Erfolg, den Kin die Städte nördlich vom Yang-tsë in Ngan-hui und Hu-peï wieder zu entreißen, und lieferten ihren Gegnern wiederholt siegreiche Gefechte.

I. J. 1136 hatten sie auch die wichtigsten Städte von Süd-Ho-nan wie Ts'ai-tschou (Ju-ning), Huai-yang (Tsch'en-tschou) wieder in ihren Besitz gebracht, und nachdem auch die Truppen des in K'ai-fêng sitzenden Usurpators Liu Yü (s. oben S. 225) bei T'ang-tschou (Pi-yang hien, westlich von Ju-ning) vernichtet waren, wurde bei der Zentrale von neuem angeregt, 5 die Wiedereroberung von Ho-nan mit K'ai-fêng ins Auge zu fassen. Kao tsung, ganz unter dem Einfluß von Ts'in Kuei, lehnte wiederum ab. Liu Yü selbst aber geriet in Angst und bat die Kin um militärische Hilfe. Dort hatte inzwischen, nachdem Wu-k'i-mai (T'ai tsung) 1135 gestorben war, sein Neffe, Wan-yen Tan (Hi tsung), die Herrschaft angetreten (er ist 10 der Schöpfer der sogenannten „kleinen“ Ju-tschen-Schrift, s. oben S. 189). Die Antwort, die Liu Yü, der Kaiser von Ts'i, von seinen Gönnern erhielt, wird nicht von ihm erwartet worden sein. Am Hoflager der Kin erklärte man: „Unser voriger Herrscher hat Yü eingesetzt, weil er wünschte, daß dieser die Grenzlande unter Kultur bringen und unser Gebiet schützen 15 solle, damit wir die Heere entlassen und dem Volke den Frieden bringen könnten. Aber Yü vermag beim Vorgehen nicht zuzufassen und beim Zurückgehen nicht festzuhalten. Mit seinen militärischen Leistungen hat er Unheil auf Unheil bewirkt, und für einen Frieden besteht keine Aussicht. Wenn man ihm nachgibt, so hat er den Vorteil, und wir den Schaden. Wie 20 sollte man das weiter dulden?“ (*Sung schi* Kap. 475 fol. 12r^o). So erschienen denn im Winter 1137 die Generale Tsung-pi und T'a-lan in Kai-fêng und verkündeten dem als nutzlos erkannten Gegenkaiser vor dem gesamten Beamtentum seine Absetzung. Liu Yü scheint in der Tat seine Herrschertätigkeit vor allem darin gesehen zu haben, möglichst viel Reichtümer 25 zusammenzuraffen und den Freuden des Palastes zu leben. Die Ju-tschen nahmen ihm mehr als 40 000 Pferde ab, fast 100 Millionen Geldschnüre, 1 Million 200 000 Unzen Gold, 16 Millionen Unzen Silber, große Mengen von Seide, Korn u. a., sowie 290 Haremsdamen mit ihren Kammermädchen (darunter 9 in Schwangerschaft). Er selbst wurde zum Prinzen von Schu, 30 später von Ts'ao ernannt und nach Lin-huang fu, der ehemaligen „Oberen Hauptstadt“ von Liao verschickt. Diese Entwicklung der Lage im Norden ließ abermals den Gedanken einer Rückeroberung von K'ai-fêng aufkommen. Einwohner der preisgegebenen Hauptstadt kamen im Frühjahr 1137 an den Hof, meldeten von dem (damals noch bevorstehenden) Sturze Liu 35 Yü's und schilderten, wie das Volk die Rückkehr des Herrscherhauses ersehne. Diese Berichte, was immer ihr Ursprung und ihr Wert sein mochten, veranlaßten, daß man jetzt über einen neuen großen Angriff gegen das Nordreich beriet. In den langen Verhandlungen wurden verschiedene Ansichten laut. Von den vier großen Feldherren war Han Schi-tschung dafür, 40 Tschang Tsün erklärte vorsichtig, das zu tun was befohlen würde. Wu Kie war abwesend und schon krank (er starb 1139, anscheinend an Lungen-Tuberkulose) in Ssë-tsch'uan, Yo Fei allein war dagegen. Des näheren befragt, legte er dar, daß, wenn man mit hunderttausend Mann Hu-peï-Trup-

pen, über Schang und Kuo (d. h. das Grenzgebiet Schen-si-Ho-nan) vorgehend, von der Flanke her das Land der Kin abschneiden könne, es möglich sei, das Gebiet von Tschung-yuan wiederzuerobern. Aber drei Jahre seien dafür nötig. Yo Fei wußte, daß bei den Zuständen unter Kao tsung 5 alle derartigen Pläne aussichtslos und müßig waren. Ihm wie den anderen Sachkennern schien das im günstigsten Falle Erreichbare zu sein, daß man das Land bis zum Huang ho hielte. Ts'in Kuei und seine Anhänger brachten ein aufschlußreiches Gegenargument vor. Sie meinten, „die Zusammenziehung so vieler Truppen sei eine verdächtige Sache“, Kao tsung 10 aber erklärte schließlich: „Die Gegend, wo ich jetzt meine Residenz habe, wird durch das Huai-Gebiet als Schutzwand abgeschlossen. Wenn im Huai-Gebiet die kriegerischen Handlungen zum Stillstand kommen und statt dessen Tschung-yuan unterworfen wird, wie sollte ich dagegen etwas einzuwenden haben? Aber ich fürchte, wenn Tschung-yuan nicht zurück- 15 gewonnen wird und das Huai-Gebiet verloren geht, hat unsere wandernde Dynastie überhaupt keine Möglichkeit mehr, ihr Haupt in Frieden zu betten“. Damit waren alle Pläne abgelehnt. Bei solcher Gesinnung war es nicht zu erwarten, daß die Sung jemals das preisgegebene Land ihrer Väter wiedergewinnen würden. Ein Erlaß Kao tsung's, der wenige Monate 20 nach jener Erklärung erschien und der „für das Ende des Frühlings des nächsten Jahres“ (1138) die Übersiedlung nach K'ai-fêng anordnete, kann nicht ernst genommen werden, man ist nie wieder darauf zurückgekommen (s. unten).

Die Aufmerksamkeit Kao tsung's und seines Hofes wurde übrigens jetzt 25 auch durch ein Ereignis in Anspruch genommen, das ihnen wichtiger schien als die politisch-militärischen Fragen, das aber bald für diese von großer Bedeutung werden sollte. Im Anfang des Jahres 1137 hatte Tsung-pi durch Beamte in den Grenzgebieten nach Su-tschou (in Kiang-su), wo Kao tsung sich aufhielt, die schriftliche Nachricht gelangen lassen, daß i. J. 1135 30 der Kaiser Hui tsung und bald danach die Kaiserin gestorben seien (vergl. oben S. 217). Die Kunde rief große Aufregung hervor, es folgte eine Reihe von großen Feierlichkeiten des Staatszeremoniells: Verleihung der posthumen Ehren- und Tempelnamen, Aufstellung der Ahnentafeln im Tempel und die großen Trauerzeremonien. Das wichtigste aber war, daß ein im 35 Verkehr mit den Kin bereits erfahrener Mann, Wang Lun, den Auftrag erhielt, die Leichen der Verstorbenen nach dem Süden zu überführen. Wang Lun entstammte einer armen Familie und war ohne literarische Bildung, hatte sich aber während der Belagerung von K'ai-fêng so verdient um die Ruhe in der Stadt gemacht, daß er Vizepräsident im Kriegsministerium geworden war. I. J. 1128 hatte man ihn zu den Kin entsandt, damit 40 er sich nach dem Verbleib der verschleppten Kaiser erkundigte. Er gelangte auch nach Huang-lung fu und konnte dort mit den Gesuchten die Verbindung aufnehmen. Aber Tsung-han, der mit ihm zusammentraf und dem er Vorhaltungen wegen des vertragswidrigen Eindringens der Ju-tschen

in das Reich des Südens machte, hielt ihn fest und verweigerte ihm die Rückreise. Wang Lun erhielt während dessen Gelegenheit, mit T'a-lan über die Lage zu sprechen, und bat, im Interesse des Friedens die besetzten Gebiete südlich vom Huang ho und im Süden von Schen-si an die Sung zurückzugeben. Jahre hindurch blieb die Lage wie sie war, bis plötzlich 5 i. J. 1132 Tsung-han seine Haltung änderte: er äußerte ein Verlangen nach Frieden und ließ Wang Lun abreisen. Die Friedensgedanken blieben aber zunächst ohne Folgen, obwohl ein Verlangen nach Beendigung des Krieges auf beiden Seiten zweifellos vorhanden war. Jedenfalls hatte man 1137 keinen besseren Mann für die neue Mission als Wang Lun. Das Ergebnis 10 war sehr überraschend. Wang Lun, der jetzt, nachdem Tsung-han in demselben Jahre gestorben war, die Verhandlungen fast ausschließlich mit T'a-lan führte, brachte zwar die Leichen nicht mit, aber statt dessen ein neues Friedensangebot. Einsichtige Männer argwöhnten vorher, daß die Kin die Frage der Rückführung der Leichen zu neuen Erpressungen benutzen 15 würden, und wiesen darauf hin, daß diese Frage, so wichtig sie sei, doch keine Lebensfrage des Staates berühre und deshalb keine Handhabe für weitere Forderungen des Feindes werden dürfe. Um so mehr war man erstaunt, als Wang Lun, der Anfang 1138 zurückkam, meldete, daß die Kin sowohl die Auslieferung der Leichen als auch die Rückgabe der besetzten 20 Bezirke südlich des Huang ho zugestanden hätten, eine Großzügigkeit, die bald ihre allzu natürliche Erklärung finden sollte.

Wang Lun mußte gleich nach seiner Rückkehr abermals die Reise nach dem Norden antreten, um die Särge in Empfang zu nehmen, und schon nach kurzer Zeit traf er in Begleitung zweier Abgesandter der Kin wieder 25 am Hofe ein, wo angeblich Friedensverhandlungen aufgenommen werden sollten. Die Gäste aus Kin traten aber mit einer solchen Anmaßung auf, daß selbst Ts'in Kuei darüber empört war und Wang Lun Vorwürfe über die Einführung derartiger Unterhändler machte. Das schlimmste aber waren Form und Inhalt des Schreibens, das sie überbrachten. Darin war 30 nicht mehr vom „Sung-Reiche“, sondern von „Kiang-nan“ die Rede, die Mitteilungen des Kin-Herrschers hießen „Erlasse“ oder „Befehle“, ferner sollte von Kao tsung ein Lebensbrief der Kin entgegengenommen werden und die Absendung zweckloser Gesandtschaften hinfort unterbleiben. Die Forderung der Kin ging also nunmehr auf das Ganze: Anerkennung der 35 Oberherrschaft der Kin und Vasallenverhältnis der Sung, die aber nur noch Fürsten von Kiang-nan sein sollten. Kao tsung erklärte Ts'in Kuei, der ihm das Schreiben schonend zur Kenntnis brachte: „Wir haben seit zweihundert Jahren das Erbe unserer Vorfahren inne, und über zehn Jahre habe ich die Herrschaft über das Volk ausgeübt, wie könnte ich da zustimmen? 40 Wenn die gemeinsamen Grenzen abgesteckt sind, kann jeder der beiden Staaten sein Landgebiet selbst bewahren, die einzelnen Angelegenheiten des einen gehen den anderen nichts an. Außer den Neujahrs- und Geburtstagsgesandtschaften bin ich auch sonst jeder Zeit zu beiderseitigem Verkehr

bereit. Das ist mein fester Entschluß“ (*Kien-yen yi lai hi-nien yao lu* Kap. 124, S. 11009 und *Sung schi* Kap. 29 fol. 3v^o).

Die Chinesen, denen es schwer wurde, noch an den Ernst der Friedensbereitschaft ihrer verschlagenen Gegner zu glauben, machten jetzt Wang Lun zum Gouverneur von K'ai-fêng (*in partibus infidelium!*) mit dem Auftrage, die Herausgabe der Leichen und der besetzten Gebiete zu veranlassen. Im Sommer 1139 traf er mit Tsung-pi in K'ai-fêng zusammen, aber dieser verließ darauf die Stadt und kehrte nach Yen-king zurück, wo der Kin-Herrscher damals residierte. Als Wang Lun die Weiterreise antreten wollte, wurde sie ihm von den Kin verboten, er selbst festgenommen. Auch bei den Kin nahmen die Dinge eine plötzliche Wendung. Tsung-pi trug dem König Hi tsung vor, daß der älteste Sohn des verstorbenen Königs Wu-k'i-mai, Tsung-p'an zusammen mit T'a-lan u. a. heimlich über die Abtretung von Teilen des Staates an die Sung verhandelt und hochverräterische Pläne verfolgt habe. Daraufhin wurde die Hinrichtung von Tsung-p'an verfügt und vollstreckt, T'a-lan indessen wegen seiner großen Verdienste zunächst freigelassen, später aber wegen angeblicher neuer Umtriebe ebenfalls hingerichtet. Erst im Winter wurde Wang Lun vom König Hi tsung empfangen und danach von einem Untersuchungsbeamten vernommen. Er leugnete jede Schuld bei seinen Verhandlungen über Herausgabe der Leichen und der besetzten Gebiete; sie seien nicht heimlich, sondern mit den legitimierten Vertretern der Kin-Regierung ganz offen geführt worden, und keine Veranlassung zur Verheimlichung habe vorgelegen.

Das Verhalten der Ju-tschen, das völlig dunkel erscheint, läßt sich nur durch innere Zwistigkeiten, Eifersucht und Feindschaft zwischen den Heerführern erklären. Sicherlich hatten bereits zwischen Ts'in Kuei und T'a-lan Besprechungen wegen des Friedens stattgefunden (vergl. oben S. 227), wie denn dieser auch während der Verhandlungen mit Wang Lun ebenso die eigentliche treibende Kraft der Friedenspartei bei den Kin gewesen war (s. oben S. 231) wie Ts'in Kuei bei den Sung. Doch scheint selbst dem letzteren die Forderung der Kin über das erträgliche Maß hinausgegangen zu sein. Unklar ist die Rolle, die Tsung-pi bei den Vorgängen gespielt hat. Er muß von den keineswegs verhüllten Bemühungen Wang Lun's und dessen Verhandlungen mit Tsung-han, T'a-lan u. a. längst Kenntnis gehabt haben, sagt doch das *Kin schi* (Kap. 77 fol. 14v^o) ausdrücklich, daß, „als T'a-lan mit ihm in Ho-nan war, Wang Lun als Gesandter der Sung die Rückgabe der Gebiete von Ho-nan und Schen-si forderte“, und wenn er plötzlich, aber nach dem Tode Tsung-han's, den wohl ganz unselbständigen Herrscher zu dem scharfen Vorgehen gegen die Friedensbestrebungen veranlaßte, so müssen persönliche Feindschaften hier mitgespielt haben. Man braucht bei T'a-lan durchaus nicht an hochverräterische Pläne zu denken, sonst würde Tsung-han sich ihm nicht beigegeben haben, es ist vielmehr sehr wohl möglich, daß beide Männer das unbegrenzte Vorgehen der Ju-tschen nach Süden für verhängnisvoll und ein

friedliches Dauerverhältnis zu den Sung für unerläßlich hielten. Jedenfalls waren alle Friedensaussichten jetzt bis auf weiteres zerschlagen, nicht einmal die Herausgabe der kaiserlichen Leichen konnte erlangt werden.

Der unglückliche Wang Lun erntete gleichfalls schlimmen Lohn für seine Aufträge. Nachdem seine Vernehmung beendet war, wurde er in 5 Ho-kien (in Ho-peï) festgesetzt. Fünf Jahre, bis 1144, blieb er dort in Haft und vergab allem Bedrängen durch seine Kerkermeister nichts von seinem chinesischen Stolz. Die Ju-tschen preßten ihn zum Eintritt in ihren Staatsdienst, aber er lehnte alle ihre Ansinnen ab. „Ich bin hierher gekommen in kaiserlichem Auftrage“, sagte er, „aber nicht um mich zu unter- 10 werfen“. Schließlich, als er zu keinem Nachgeben zu bewegen war, erdrosselte man ihn.

Hatten während dieser Jahre mit ihren Friedensversuchen die Feindseligkeiten geruht, so begannen sie im Sommer 1140 von neuem. Die Kin besetzten die Provinzen, von deren Rückgabe so lange die Rede gewesen, 15 abermals mit ihren Truppen, und Tsung-pi schlug sein Quartier in K'ai-fêng auf. Die chinesischen Generale aber griffen jetzt den wieder einrückenden Gegner mit mehr Geschick, größerer Leidenschaft und besserem Erfolge an als je zuvor. Bei Fu-fêng (nördlich vom Wei-Fluß, südöstlich von Fêng-siang), bei Schun-tsch'ang (Ying-tschou in Ngan-hui), in dem hügeligen 20 Gelände des südlichen Ho-nan und in der Ebene des nördlichen Ngan-hui und Kiang-su, überall kamen die Ju-tschen jetzt in Bedrängnis, Tsung-pi, der die Kämpfe im Süden geleitet hatte, mußte wieder nach K'ai-fêng zurückweichen. Yo Fei brachte fast das ganze Land südlich des Huang ho wieder in chinesischen Besitz, Han Schi-tschung entriß den Feinden das 25 wichtige Hai-tschou in Kiang-su, und Ende August gelang es Yo Fei, die größte Streitmacht Tsung-pi's bei Yen-tsch'êng (in Ho-nan westlich von Tsch'ên-tschou) in die Flucht zu schlagen. Er verfolgte die Fliehenden bis Tschu-sien tschên, 45 li südwestlich von K'ai-fêng, und verschanzte sich dort. Tsung-pi hatte nach den zahlreichen Niederlagen wenig Hoffnung, 30 Ho-nan halten zu können; man begann, die Nichtkämpfer der Ju-tschen nach dem Norden zu schicken, und erwog die endgültige Preisgabe von K'ai-fêng und damit von Ho-nan. In diesem Augenblick trat eine Wendung ein, für die es schwer ist, eine andere Erklärung zu finden als die von einer Erzählung in Yo Fei's Lebensbeschreibung (*Sung schi* Kap. 365 fol. 17v^o) 35 gebotene. „Als Wu-schu (Tsung-pi) die Stadt Pien (K'ai-fêng) aufgeben wollte“, heißt es dort, „hielt ein Literat sein Pferd vor ihm an und sagte: geht nicht fort, Yo Fei wird sich zurückziehen“. Als Tsung-pi erstaunt fragte, wie und warum das geschehen solle, erwiderte der Mann: „Seit dem Altertum hat es noch niemals einen machtvollen Minister im Innern und 40 gleichzeitig einen großen Feldherrn draußen gegeben, der ruhmvolle Taten hätte vollbringen können. Auch Yo Fei wird dem nicht entgehen, wie soll er danach streben, Ruhm zu erlangen?“ Man könnte geneigt sein, in diesem Literaten eine Fiktion des Historikers zu sehen, der er die bittere Wahrheit

in den Mund legt, die er selbst nicht auszusprechen wagt. Aber mag dem sein wie es wolle, das Schicksal Yo Fei's könnte jedenfalls ein überzeugendes Beispiel für den Satz sein.

Ts'in Kuei war mehr denn je von seinen Friedensplänen beherrscht und ging davon aus, daß der Huai-Strom die Grenze des Reiches bilden solle, alles Land nördlich davon den Kin zu überlassen sei. Als nun die Siegesmeldungen von den zwischen Huai und Huang ho kämpfenden Heerführern eintrafen, drohten diese sein ganzes Friedenswerk zu zerstören. Mit Aufbietung seines großen Einflusses bei Kao tsung setzte er es durch, daß die sämtlichen Heere in die Garnisonen südlich vom Huai und am Yang-tsé zurückgenommen wurden. Dieser Befehl wird Zustimmung bei keinem der Generale gefunden haben, Yo Fei aber, der einem entscheidenden Siege am nächsten zu sein glaubte und im Begriff stand, den Huang ho zu überschreiten, erhob die lautesten Einwände: man stehe jetzt vor der Möglichkeit, den gefährlichen Feind ganz zu vernichten, eine Gelegenheit wie diese werde nicht wieder kommen, und es sei unverantwortlich, sie leichtfertig zu verpassen. Aber alle Vorstellungen und Bitten fruchteten nichts, Yo Fei „vergoß Tränen in seiner Verzweiflung und sagte: die Arbeit von zehn Jahren wird jetzt an einem Tage vernichtet“ (*Pén-mo* Kap. 70 fol. 43v⁰). So zog er zum Schmerze der wieder preisgegebenen Bevölkerung nach Süden ab, sein Heer wurde entlassen, er selbst war an die Zentrale befohlen. Mit den übrigen Heerführern wurde ebenso verfahren: nachdem sie die Truppen nach Süden geführt und zum größten Teil entlassen hatten, wurden sie mit ehrenvollen Sinekuren bedacht oder sonstwie der Macht entkleidet. Ts'in Kuei's Bestreben war es, die militärische Kommandogewalt ganz in seine Hände zu bekommen, damit er in seinen Friedensplänen nicht behindert würde. Einen Bundesgenossen hierfür gewann er in Tschang Tsün. Der wendige General hatte erkannt, daß die Zentralregierung keinen Krieg mehr wollte, und stellte sich 1141 als erster unter den Heerführern Ts'in Kuei bei Herbeiführung des Friedens zur Verfügung. Andere schlossen sich an, nur Yo Fei beharrte auf seinem Widerspruche. Tschang Tsün war seit langem eifersüchtig auf Yo Fei's Erfolge, zumal dieser der jüngste unter den großen Heerführern war, und Ts'in Kuei's Zorn über den Widerspenstigen kam ihm nicht ungelegen. Tsung-pi wußte von diesen Vorgängen und mag hier eine Möglichkeit gesehen haben, sich seines gefährlichen Gegners zu entledigen. Die Lebensbeschreibung Yo Fei's erzählt, daß Tsung-pi an Ts'in Kuei habe ein Schreiben gelangen lassen, in dem es hieß: „Tag und Nacht sinnt Ihr auf Friedensvorschläge, aber Yo Fei hegt zu gleicher Zeit Pläne auf Ho-peï. Man muß Yo Fei töten, dann wird man zum Frieden kommen“ (*Sung schi* Kap. 365 fol. 19r⁰). Es mag dahingestellt bleiben, ob ein solches Schreiben wirklich von dem Kin-General verfaßt worden ist, jedenfalls sah Ts'in Kuei in dem eigenwilligen Heerführer das Haupthindernis für seine Politik und beschloß seine Beseitigung. Ein Zensor, der ein Zerwürfnis mit Yo Fei gehabt hatte, fand

sich bereit, eine Anklageschrift gegen ihn einzureichen, in der er grober Pflichtverletzungen in den Kämpfen mit den Kin beschuldigt wurde. Es war die unter schwachen Herrschern übliche Art, sich mißliebiger Personen zu entledigen. Erlogene Zeugnisse, Zwischenträgereien und private Rachebedürfnisse, an denen auch Tschang Tsün stark beteiligt war, ermöglichten es, daß Yo Fei im November 1141 samt seinem Sohne eingekerkert wurde. Zwei Monate später, innerhalb deren sich brauchbares Beweismaterial nicht hatte zusammenbringen lassen, ging Ts'in Kuei eigenmächtig vor. Im Januar 1142 erteilte er dem Kerkermeister auf einem selbstgeschriebenen Zettel den Befehl, Yo Fei zu töten. Das geschah ohne Verzug, Ts'in Kuei aber meldete, Yo Fei sei im Gefängnis gestorben. Sein Sohn wurde hingerichtet. Han Schi-tschung hat dieses Verfahren mit Heftigkeit gebrandmarkt, und man hat nicht gewagt, ihn deshalb zur Rechenschaft zu ziehen.

Auf diesem Hintergrunde, wie er sich uns darstellt, wenn wir die chinesischen Quellen für glaubwürdig halten, hat die Phantasie des Volkes den strahlenden Helden gemalt, wie wir ihn gekennzeichnet haben (s. oben S. 227), und ihm Ts'in Kuei als eine der finstersten und verabscheuungswürdigsten Gestalten der Geschichte gegenübergestellt. So leben beide Figuren bis zur Gegenwart in den Vorstellungen der Zeit. Es ist kaum möglich, sich auf Grund des vorhandenen Quellenmaterials ein Urteil über Schuld oder Unschuld der Hauptpersonen in dem Drama zu bilden. Die chinesischen Nachrichten stehen sichtlich, je später, um so mehr, unter dem Einfluß einer allgemeinen, später auch amtlichen Annahme (Yo Fei wurde 1162 rehabilitiert). Unter diesem Einfluß mögen auch die beiden Anekdoten von dem landesverräterischen Literaten und von dem Schreiben Tsung-pi's entstanden sein, die wenig glaubwürdig sind. Es hat vieles für sich, daß Ts'in Kuei nicht allein von Eifersucht auf den siegreichen General getrieben wurde, sondern daß er von der Aussichtslosigkeit eines weiteren Kampfes der schwachen Sung gegen die kriegerischen Ju-tschen trotz der Siege zwischen Huang ho und Huai überzeugt war und Yo Fei's Überstreiten des Huang ho für verderblich hielt. Seine Friedenspolitik erschien ihm als die allein noch mögliche, und die anderen Heerführer traten ihr schließlich bei. Wenn er sich dann Yo Fei's als des allein Widerstrebenden auf eine hinterlistige Art entledigte, so ist das ein verwerfliches, aber nicht bloß in China übliches Mittel einer überspannten Staatsraison. Am Ufer des schönen „West-Sees“ in der Stadt Hang-tschou befinden sich — eine in China ungewöhnliche Art der Ehrung — die eisernen Statuen von Ts'in Kuei und seiner Frau, kniend und mit Ketten gefesselt.

Nach der Zurücknahme der Sung-Heere aus Ho-nan und der Beseitigung Yo Fei's begannen in der Tat alsbald Friedensverhandlungen, nach denen die Kin ebenso Verlangen trugen wie die Sung. Tsung-pi rückte zwar nach der Wende von 1141 von K'ai-fêng sogleich wieder nach Süden vor, besetzte mehrere Plätze in Ngan-hui und Kiang-su wie Sse-tschou auf der Nordseite des Huai, Tsch'u tschou (Huai-ngan am Kaiserkanal) und Hao

(Fêng-yang) auf der Südseite des Huai und schuf sich damit eine günstige Lage für die Verhandlungen. Aber Ts'in Kuei schickte noch in demselben Jahre eine Gesandtschaft an Tsung-pi, um die Verbindung aufzunehmen, und Tsung-pi sandte nach deren Rückkehr im Winter 1141 einen Bevoll-
 5 mächtigten mit Friedensvorschlägen: der Huai als Grenze zwischen beiden Reichen, weitere Abtretung der Bezirke von T'ang tschou, Têng tschou in Ho-nan (südlich von Nan-yang) und Schang tschou in Schen-si. Die Grenze verlief also in der Richtung des Huai weiter nach Westen im Bogen bis zum unteren Wei-Tal und stieß damit an die Gebiete von Si-Hia. Das Kin-
 10 Reich erhielt bei Annahme dieser Vorschläge eine Ausdehnung nach Süden, die weit über die des ehemaligen Liao hinausgriff. Außerdem sollte eine jährliche Abgabe von 250 000 Unzen Silber und ebenso vielen Seidenstücken geleistet werden. Im Februar 1142 wurde der Friede geschlossen, den Sommer über erfolgte die genauere Grenzziehung. Ts'in Kuei und seinen
 15 Helfern schien die Bedeutung des Geschehenen kaum ganz zum Bewußtsein gekommen zu sein. Die Kin hatten freilich ein Druckmittel in der Hand, das in der ethischen Gefühlswelt der Chinesen, und zur Sung-Zeit ganz besonders, von starker Wirkung war: die Leichen des Kaisers Hui tsung, der Kaiserin-Mutter und der Kaiserin befanden sich noch immer im
 20 Barbarenlande, fern der Heimat, für das uralte heilige Gefühl der kindlichen Ehrfurcht (I, 207) ein unerträglicher Gedanke. Die Aussicht auf die endliche Rückführung der drei Särge, die von den Kin bei Annahme der Vorschläge zugesagt war, mag alle Bedenken zum Schweigen gebracht haben. Vom Mai 1142 ab fand die feierliche Einholung der Leichen statt, im Sep-
 25 tember trafen sie ein. Kao tsung war so voll Dankbarkeit für das Erreichte, daß er Ts'in Kuei zum Herzog von Wei ernannte.

Den Gipfel der Demütigung, der in der chinesischen Geschichte kaum seines gleichen findet, bildet ein Sendschreiben, das Hi tsung, der Herrscher von Kin, im April 1142 an Kao tsung durch einen hohen Beamten in feier-
 30 lichster Form übersandte, und das — wir wissen nichts Näheres darüber — mit Ts'in Kuei vorher vereinbart worden sein muß. Dieses Schreiben war nichts anderes als der Lebensbrief, den Kao tsung vier Jahre früher entgegenzunehmen sich geweigert hatte, die Bestallungsurkunde eines Souveräns an seinen Vasallen, und zwar in besonders beleidigender Form. Es
 35 ist, nach seinem Stil mit den altertümlichen Wendungen aus dem *Schuking* und anderen kanonischen Schriften zu schließen, von einem chinesischen Literaten verfaßt und wird dem Absender unverständlich geblieben sein. Der Wortlaut ist im *S. T'ung-kien* (Kap. 125 fol. 28r^o) aufbewahrt und lautet dort folgendermaßen: „So verkündet des Kaisers Majestät.
 40 Du, Tschao Kou (der persönliche Name von Kao tsung), Prinz K'ang von Sung, der erbarmungslose Himmel hat Trauer über dein Land verhängt. Oftmals ist das geschlossene Bündnis verletzt worden, und so hast du selbst Umsturz und Verderben geerbt, indem du gezwungen wurdest, in das Land jenseits des Yang-tsé zu gehen. Meine Heere aber haben dir achtzehn Jahre

hindurch ihre Tapferkeit gezeigt, und du bist vom Unglück erschüttert worden. Welche Schuld aber trägt das Volk daran? Jetzt nun hat der Himmel das Unheil der Missetaten gewandt. Er hat dein Herz weithin gehend geleitet und dich so gedrängt, daß du wünschest, dich in die Reihe der schützenden Grenzvasallen einzureihen. Ich habe daher Liu Kuo 5 (folgen die verschiedenen Amtstitel) mit einem Diplom abgesandt, in dem du dahin beschieden wirst, daß dein Staat ein Kaiserreich mit der Bezeichnung Sung und für Generationen ein gehorsamer Untertan sein soll mit der Verpflichtung, für ewige Zeiten ein Schutzschirm und eine Stütze zu sein. Vom Kaiser gegeben. Ich hoffe, du wirst meinen Weisungen ehr- 10 furchtsvolles Gehör geben“.

Dieses für die chinesischen Vorstellungen ungeheuerliche Schreiben wird aus verständlichen Gründen von den sonstigen amtlichen Chroniken entweder verschwiegen oder nur mit wenigen Worten angedeutet. Aber die Wirklichkeit blieb kein Geheimnis. Um dieselbe Zeit, wo der Lehensbrief über- 15 reicht wurde, „ward innerhalb und außerhalb verkündet, daß die Sung zu Untertanen gemacht seien“, heißt es in den Kaiser-Annalen der Kin (*Kin schi* Kap. 4 fol. 9r⁰). Welche Wirkung dieses Ergebnis der Friedenspolitik auf die vielen illustren Geister der Zeit gehabt hat, erfahren wir nur mittelbar aus ihren Äußerungen; Einbuße erlitten hat das glänzende Leben am Hofe, 20 das mit anderen Dingen beschäftigt war als mit den Notwendigkeiten des Krieges, durch die nationale Schmach vorläufig nicht. Kao tsung hatte sich mit dieser neuen Zertrümmerung des universalistischen Dogmas, die schlimmer war als die einstmals von den Tibetern erfahrene (II, 400f. u. 484), stillschweigend abfinden müssen. 25

Nachdem die Kin im Frühjahr 1130 über den Yang-tsé zurückgegangen waren, konnte man am Sung-Hofe, der bisher zwischen Nanking, Yangtschou, Tschên-kiang, Su-tschou, Schao-hing, Hang-tschou, Ning-po, Wên-tschou und anderen Plätzen hin und her gewandert war (s. oben S. 223f.), allmählich wieder an ein festes Domizil denken, namentlich seit die Erfolge 30 chinesischer Heerführer und die beginnenden Friedensverhandlungen den Himmel etwas zu klären schienen. Eine Rückkehr nach K'ai-fêng kam schon nach den Entschlüssen von 1137 (s. oben S. 231), ernstlich nicht mehr in Frage. Kao tsung selbst war für Hang-tschou oder, wie 'es jetzt hieß, Lin-ngan fu. Schon 1135 hatte er dort den Ahnentempel erbauen 35 und die Ahnentafeln, die bis dahin in Wên-tschou gewesen waren (vergl. oben S. 224), dorthin überführen lassen. Aber in der Umgebung erhob sich, im Gegensatz zu der verzagteren Stimmung von 1129 (s. oben S. 223), lauter Widerspruch. Tschang Hün, ein einflußreiches Mitglied des Staatsrats, der sich auch als Truppenführer gegen die Kin ausgezeichnet 40 hatte und ein entschiedener Gegner von Ts'in Kuei und seiner Friedenspolitik war, sprach im Sommer 1136 seine Ansicht darüber deutlich aus. „Wenn man die Verhältnisse im Südosten bedenkt“, erklärte er, „so ergibt sich, daß Kien-k'ang dort der wichtigste Platz ist. Von ihm muß der Wieder-

aufbau des Reiches ausgehen. Wenn dort der Herrscher wohnt, so blickt er im Norden auf das Herzstück des Reiches (*tschung-yuan*), er trägt beständig die Empfindungen des Zornes und der Sorge mit sich und wagt nicht, der Lässigkeit und Ausschweifung sich hinzugeben. Wenn man da-
5 gegen in dem versteckten Winkel Lin-ngan (*Hang-tschou*) lebt, so herrscht im Innern die unbekümmerte Leichtfertigkeit, nach außen aber ist man nicht im Stande, das Entfernte sich zu vergegenwärtigen und die auf das Herzstück gerichteten Gedanken sich nahe zu bringen. Ich bitte deshalb Euer Majestät, den Herbst und Winter in Kien-k'ang zu verbringen“.

10 Im Frühling 1138, als Kao tsung die Absicht aussprach, von Nanking wieder nach *Hang-tschou* zurückzukehren, fand eine große Auseinandersetzung statt. Die einen tadelten, daß man eine Rückkehr nach *Tschung-yuan* damit endgültig aufgeben. Andere, vor allen Li Kang, meinten, daß der Kaiser, der gerade im Begriff war, wieder nach P'ing-kiang (*Su-tschou*)
15 aufzubrechen, nicht „leichterziger Weise“ Aufenthaltsveränderungen vornehmen dürfe, d. h. in Nanking bleiben solle, wo er sich befand. Seine Übersiedlung weiter nach Süden (P'ing-kiang lag halbwegs zwischen Nanking und *Hang-tschou*) nehme sich aus wie ein Rückzug und eine Preisgabe des *Yang-tsë-Ufers*; das mache einen schlimmen Eindruck auf die Bevölkerung.

20 Überhaupt trat den zeitgenössischen Berichten zufolge die Mehrheit für Nanking ein, und zwar teilweise mit ähnlichen Argumenten, wie sie einst 319 bei der Abwanderung der Tsin-Dynastie zum *Yang-tsë* (II, 117f.) und 553 für eine Rückkehr des Liang-Kaisers nach Nanking (II, 173f.) geltend gemacht worden waren, zum Teil aber auch aus nüchterneren Erwägungen
25 heraus. Die Zeiten hatten sich doch geändert. I. J. 319 bestanden noch ernste Zweifel, ob man die großen Opferaltäre für Himmel und Erde überhaupt fern von den altheiligen Stätten des Nordens errichten könne; 1138 dachte man darüber weniger ängstlich, wir finden solche Bedenken überhaupt nicht erwähnt. Den großen Strom aber hielt man 319 noch für einen Schutz
30 gegen die Feinde vom Norden, 553 war es ein Nachteil, daß „Kien-k'ang (Nanking) von den Barbaren nur durch den Strom getrennt sei“, und 1129 hatten die „Barbaren“ gezeigt, daß der Strom kein unüberwindliches Hindernis mehr war (s. oben S. 223). In Nanking dauernd zu bleiben, hielt Kao tsung deshalb für ein Unternehmen, für das sein Mut nicht ausreichte
35 (vergl. oben S. 230). Auch jetzt wie damals wurden Gründe der geomantischen Mystik vorgebracht: das „Herrscher-Fluidum“ von Nanking wurde angeführt (s. II, 180), und ebenso versicherte man jetzt, daß „die Erscheinungsformen des Fluidums die der Heldenhaftigkeit seien“. Realistischer waren die Einwände derer, die meinten, als Hauptstadt „müsse man einen
40 Platz auswählen, der von strategischer Wichtigkeit sei“, wogegen ein anderer betonte, daß es „mehr auf tugendhaftes Verhalten als auf Strategie ankomme“. Alles zusammengefaßt wurde das, was man für Nanking geltend machte, durch den Groß-Sekretär (*ta hūo-schi* II, 534) Tschang Schou, einen Mann, der schon als Zensor wegen seiner scharfen Sprache berühmt gewesen

war. „Schon unter den Sechs Dynastien“ (II, 146), sagte er, „war Kien-k'ang die Hauptstadt der Kaiser und Fürsten. Das Wasser des Stromes erschwert durch seine Breite den Zugang, und die Erscheinungsformen des Fluidums sind die der Heldenhaftigkeit. Indem man sich das Zentrale der Hauptstadt zu Nutzen macht, kann man das Mittelstück des Reiches 5 (*tschung-yuan* d. h. Ho-nan) im Auge behalten, und indem man sich auf die schwere Zugänglichkeit der Lage stützt, kann man die grimmigen Feinde abwehren. Wenn man sich von der Hauptstadt (Nanking) abwendet, wird man bei den Plänen des Wiederaufbaus die Dreifüße (Symbole der Reichsherrschaft) nicht halten können. Ich bitte deshalb dringend, 10 dorthin zu gehen“. Ganz ähnlich Li Kang: „Kien-k'ang hieß seit alters der Wohnort der Kaiser und Fürsten. Strom und Berge sind imposant, das Landschaftsbild ist weiträumig. Die Minister der „Sechs Dynastien“, die einen Wechsel der Hauptstadt vornahmen, meinten: wenn man früher die Verhältnisse des Reiches in Erwägung zog, so erklärte man das Gebiet 15 „innerhalb der Pässe“ (d. h. das Wei-Tal, II, 542) für das vornehmste; wenn man heute von den Verhältnissen des Südostens spricht, so muß man Kien-k'ang für das vorteilhafteste erklären“. Li Kang, seinem Temperament entsprechend, stellte dann gleich den bestimmten Antrag, sofort die Wiederherstellung von Mauern und Gräben, Palästen und Amtsgeläuden in Nanking für die endgültige Übersiedlung des Hofes anzuordnen. 20

Kao tsung selbst war jedoch in seinem Herzen längst entschieden. Sein Erlaß vom 30. Januar 1138, in dem er seinen Entschluß kundgab, die Hauptstadt wieder nach K'ai-fêng zu verlegen (s. oben S. 230), scheint nur dem Drängen des Augenblicks seine Entstehung zu verdanken; trotz seiner 25 sich sehr gewaltig gebenden Sprache hat er zu nichts geführt. Er erklärt „die Kaiserresidenz Pien“ (K'ai-fêng) für den „alles überragenden Platz des Weltreiches“, und bei der Wahl der richtigen Hauptstadt sei er unersetzbar. Das Treiben der Banditen sei jetzt beendet worden (s. oben S. 231), und die Zeit sei gekommen, die Erneuerung des Staates vorzunehmen. „So 30 verkündige ich hiermit meinen Willen, und alle sollen ihn vertrauensvoll vernehmen: das Ende des Frühlings im nächsten Jahre (1138, der Erlaß ist datiert vom 12. Monat des chines. Kalenders) ist der festgesetzte Zeitpunkt, wo die Hauptstadt nach Pien verlegt wird. Ihr alle fern und nah sollt wissen, daß dies mein Entschluß ist“. Die Umstände waren stärker 35 als Kao tsung's starke Worte. Als sehr bald nach dem Erlaß die große Beratung stattfand, war Kao tsung, der ewig schwankende, zu einem entschlossen: denjenigen Platz für seine Hauptstadt auszusuchen, in dem er die größte Sicherheit vor seinen Bedrängern zu haben glaubte, alle anderen Rücksichten fielen für ihn nicht ins Gewicht. Dieser Platz war aber nicht 40 Nanking, das unmittelbar am Strome lag — von K'ai-fêng nicht zu reden —, sondern Hang-tschou, das inmitten der großen und kleinen Wasserläufe des Yang-tsë-Deltas und des Ts'ien-t'ang-Flusses für die nordischen Reiter sehr viel schwerer zu erreichen war. Dazu kam noch die landschaftliche Schön-

heit und der Reichtum der blühenden Handelsstadt mit ihrem bis zum fernen Westen reichenden Seeverkehr, die seit der großen Verschönerung durch den König Ts'ien Liu von Wu-Yüe im Anfang des 10. Jahrhunderts „den ganzen Südosten überstrahlten“ (s. oben S. 36f.). Schon die Kaiserin-
 5 Mutter hatte sich mit Vorliebe dort aufgehalten und war auch 1135 dort gestorben. Die Erinnerung an diese schlichte, aber kluge und durch eine untadelige Gesinnung ausgezeichnete Frau (vergl. oben S. 222), deren Verlust — sie war 58 Jahre alt geworden — Kao tsung seiner wertvollsten Stütze beraubt hatte, mag mitbestimmend für seinen Entschluß gewesen
 10 sein. Seine Antwort auf die Vorstellungen seiner Räte war entscheidend: am 19. März 1138 verließ er Nanking, und am 3. April traf er in Hang-tschou ein. „Damit war Hang-tschou zur Hauptstadt bestimmt worden“, heißt es in den Kaiser-Annalen der Sung (*Sung schi* Kap. 29 fol. 4r⁰ u. *Pên-mo* Kap. 63 fol. 24v⁰), und hier, in der im Stillen emporgeblühten Metropole
 15 der gesegneten Provinz Tschê-kiang, beginnt nunmehr die glänzende Entfaltung des chinesischen Genius am Hofe der südlichen Sung-Dynastie.

b) Das Kin-Reich.

Die alte Frage, wie das Weltreich einheitlich regiert werden kann (I, 157), schien durch die Entwicklung wieder einmal neu beantwortet werden zu sollen, und zwar schlechthin verneinend: durch seine Auflösung. Wir haben
 20 bereits erwähnt (s. oben S. 77f.), wie die Fremdstaaten, die sich im 10. bis 12. Jahrhundert auf chinesischem Boden bildeten, anderer Art waren als ihre Vorgänger in der Vor-T'ang-Zeit. Ähnlich wie sich einst vom 9. Jahrhundert ab aus dem Weltreich der Karolinger als Folge des Vertrages von Verdun mehrere Teilreiche lösteten, darunter ja auch das ostfränkische,
 25 aus dem durch eine Reihe weiterer Akte schließlich der deutsche Staat hervorging, so lösten sich nach der Vernichtung der T'ang-Dynastie aus der von ihr hinterlassenen Erbmasse die Staaten der Liao, der Kin und der Si-Hia los, die, von einem eigenen, seiner selbst bewußten Volkstum getragen, bereits die Merkmale und den Lebenswillen geschlossener National-
 30 staaten zeigen. Hätte das Südreich der Sung sich auf den gleichen Linien weiter entwickelt, so würde wie in Europa so auch in Ostasien an die Stelle der Einheit des Weltreiches das Nebeneinander nationaler Individualstaaten getreten sein und die Geschichte eine völlig andere Prägung erhalten haben. Zwei Dinge haben diese Entwicklung verhindert: der ungeheure
 35 Wirbelsturm der mongolischen Herrschaft, der im 13. Jahrhundert die Staaten erfaßte und zertrümmerte, und der universalistische Gedanke des Konfuzianismus, der, stärker als alle anderen Kräfte, auch als der mongolische Sturmwind, über alle triumphierte und die Einheit wiederherstellte.

Als 1138 die Sung in Hang-tschou ihr Südreich neu aufzubauen begannen,
 40 bestanden im Norden in voller Selbständigkeit das Reich der Kin und das

Reich Si-Hia. Nachdem die Kin die Unmöglichkeit einer Beherrschung des Südens erkannt und daher 1130 über den Yang-tsë zurückgegangen waren (s. oben S. 225f.), nachdem dann 1142 der Friede mit Sung ihnen alles gebracht, was sie je erhofft, und die Sung sogar in ein formales Lehensverhältnis hineingezwungen waren, konnten sie sich, von außen ungestört, 5 der Festigung ihres Staates widmen. Mit der Eroberung des Liao-Reiches hatten die Ju-tschen auch dessen Verwaltung übernommen und bauten, was sie vorfanden, weiter aus. Hatten ihre Ämter und Beamten in der älteren Zeit ihre Funktionen und Namen noch fast ganz aus der Liao-Verfassung und Sprache übernommen, so änderte sich dies unter der Regierung 10 von Hi tsung (s. oben S. 229). Der Aufbau der Zentralregierung erfolgte ganz nach chinesischem Vorbilde, und wenn wir auch von den Obliegenheiten der großen Ämter keine klare Vorstellung erhalten, so finden wir sie doch alle außer mit den einheimischen auch mit den bekannten chinesischen Namen bezeichnet (vergl. unten). Das ganze Gefüge, die Schöpfung Hi 15 tsung's, mit Titeln und Rangordnung der Beamten, so wie es im *Kin schi* dargestellt ist, glich bis in die Einzelheiten dem Vorbilde der Sung (s. unten). Natürlich hat hier eine große Anzahl von Chinesen mitgewirkt, und wie früher die Liao-Fürsten (s. oben S. 87f.), so nahmen auch die der Kin chinesische Beamte und Gelehrte mit Freuden in ihren Dienst, sie schreck- 20 ten sogar, wie wir gesehen haben, nicht davor zurück, sie mit Gewalt dazu zu zwingen (s. oben S. 233). Nach einer Beamtenstatistik vom Jahre 1193, die das *Kin schi* (Kap. 55 fol. 2r^o) mitteilt, waren unter 11499 Beamten 4705 Ju-tschen und 6794 Chinesen. Nimmt man dazu noch die K'i-tan, 25 die sich darunter befanden — darauf deuten schon die bekannten Ki'-tan-Namen unter den höchsten Beamten des Reiches (z. B. Ye-lü, s. oben S. 86) —, so ergibt sich, daß das einheimische Element keine bevorrechtigte, sicherlich keine ausschlaggebende Stellung im Staatsbau gehabt haben kann. Grundlage dieses Staates sollte nach Hi tsung's Willen der Kon- 30 fuzianismus sein, das zeigt seine Rede, die er 1141 bei dem Opfer im Tempel des Konfuzius an die Beamten hielt und die im *Kin schi* (Kap. 4 fol. 7v^o u. Kap. 35 fol. 1r^o) wiedergegeben ist. „In meiner Jugend“, so sagte er, „habe ich mich müßig herumgetrieben und verstand nicht, meinen Sinn auf die Wissenschaft zu richten. Aber dann, wie die Monate und Jahre dahingingen, kam die Reue. Und wenn Konfuzius auch keinen Thron innehatte, 35 so muß doch seine Lehre in Ehren gehalten werden. Zehntausend Generationen sollen in Ehrfurcht zu ihm aufblicken, und es ist die Pflicht aller, sich zu mühen, immer gut zu handeln“. „Seitdem“, so heißt es weiter, „studierte er eifrig das *Schu-king* und das *Lun-yü*, sowie die Geschichte der *Wu-tai* und der *Liao*, auch des Nachts unterbrach er dies nicht“. Schon 40 1140 hatte er dem Enkel des Konfuzius in der neunundvierzigsten Generation namens (K'ung) Fan-si, dessen Wohnsitz jetzt in das Reich der Kin gekommen war, den Titel Yen-schêng kung („der höchst heilige Herzog“) verliehen oder, da er bereits 1055 vom Sung-Kaiser verliehen war (s. unten),

bestätigt. Es spricht für die Stärke des Volkstums der Ju-tschen, daß ihr Staat und ihr Kulturleben trotz dieser chinesischen Grundlage ihre Eigenart im Gegensatz zu dem Süd-Reich immer noch bewußt gewahrt hat. Man wird freilich gut tun, Liao und Kin in dieser Hinsicht als eine Einheit 5 aufzufassen, wobei es dahingestellt bleiben muß, wer von beiden den größeren Beitrag zum Ganzen geleistet hat. Bedenkt man noch, welche hohe Bedeutung der Buddhismus für die kulturelle, soziale und politische Durchbildung der beiden Reiche gehabt hat, so wird die Synthese in ihrem Wesen völlig klar (vergl. unten).

- 10 Wie die Liao so hatten auch die Kin fünf Hauptstädte (*king*), die sich aber nur zum Teil mit denen ihrer Vorgänger deckten (s. oben S. 96). Als „Obere Hauptstadt“ (*Schang king*) galt Hui-ning fu, dicht bei dem Orte A-tsch'eng hien in der Mandschurei, südlich von Harbin, der alten Heimat der Ju-tschen-Herrscher (s. oben S. 184). Wu-k'i-mai (T'ai tsung) 15 hatte sie zu seiner Residenz gemacht (vergl. oben S. 208), aber die Bezeichnung „Obere Hauptstadt“ hat sie erst 1138 erhalten. Die „Östliche Hauptstadt“ war, wie bei den Liao, Liao-yang fu. Die „Nördliche“ hieß ursprünglich „Obere Hauptstadt“ und war in Lin-huang fu, der „Oberen Hauptstadt“ der Liao (s. oben S. 90); 1138 aber, als dieser Ehrenname 20 seine neue Verwendung fand, erhielt sie die einfache Bezeichnung nach der Himmelsrichtung, bis ihr 1153 auch diese wieder entzogen und auf die Stadt Ta-ting fu im östlichen Jehol-Gebiet, die „Mittlere Hauptstadt“ der Liao (s. oben S. 96) übertragen wurde. Von da ab hieß sie einfach Lin-huang fu. Die „Westliche Hauptstadt“ blieb wie unter den Liao Ta-t'ung 25 fu. Die „Süd-Hauptstadt“ endlich war unter den Liao in Yu tschou, der Gegend des heutigen Peking, führte aber seit 1012 den Namen Yen-king. I. J. 1153 verlegte Hi tsung's Nachfolger, Hai-ling wang (s. unten), seine Residenz dorthin, und nun war der Name Yen, weil er einen alten Lehenstaat bezeichnet hatte (I, 136), seiner Trägerin nicht mehr würdig und wurde 30 ersetzt durch die Bezeichnung *Tschung tu* d. h. „Residenz der Mitte“. Die bisherige „Obere Hauptstadt“ führte den einfachen Namen Hui-ning fu. Spuren der alten Wälle sind im Südwesten der sogenannten „Tartaren-Stadt“ des heutigen Peking noch sichtbar, das Tschung tu der Kin muß danach in seinem nordöstlichen Teile noch in die heutige „Chinesen-Stadt“ 35 hineingereicht haben (vergl. unten). Der Bezirk der „Residenz der Mitte“ hieß seit 1153 Ta-hing fu, dagegen wurde der Name Nan-king fu dem Bezirk von Pien king d. h. K'ai-f'eng beigelegt, das 1214 zur wirklichen Hauptstadt gemacht wurde (s. unten).

Im übrigen war das Reich, das sich nunmehr von der Meeresküste im 40 Osten durch die südliche Mandschurei und Nord-China über den Yin schan bis in die Gegend von Ho-tschou (jetzt Lin-hia hien) und im Süden bis zum Huai-Fluß erstreckte, nicht mehr, wie unter den Liao, in fünf *tao* eingeteilt, sondern in neunzehn kleinere Gebiete, die nach dem Vorbilde der Sung (s. unten) *lu* (Provinzen) genannt wurden. Sie gliederten sich wieder in

fu (Präfekturen) und *tschou* (Bezirke), diese nochmals in *hien* (Kreise) und *tschên* (Marktflecken). Dabei fiel das System der Militärbezirke (*kün*) der Liao-Zeit allmählich fort, indem diese in die *tschou* eingereiht wurden; ebenso hörten die Stadtgebiete (*tsch'êng*) der Liao auf, als solche zu bestehen, indem sie Kreise wurden. So wurde schließlich das Sung-System 5 im ganzen übernommen, und zahlreiche chinesische Bezeichnungen der Verwaltung und ihres Apparates gelangten damit gleichzeitig in die einheimische Sprache. Fester und besser geordnet als im Sung-Reiche war das Militärwesen, auf dem ja, wenigstens während der Kampfzeit in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, das ganze Gebäude des neuen Staates ruhte. 10 Das *Kin schi* schickt seinem Kapitel über das Heer einige wichtige allgemeine Bemerkungen voraus. Darin heißt es (Kap. 44 fol. 2r⁰): „Die Stämme der Kin hatten in den ersten Jahren keine andere staatliche Arbeitsverpflichtung als den Heeresdienst für die gesunden Männer. In Friedenszeiten konnten sie sich dem Ackerbau, dem Fischfang, dem Bogen- 15 schießen und der Jagd hingeben, das Ausüben dieser Tätigkeit war ihre mühsame Beschäftigung. Gab es Alarm, so wurden die Stammesorganisationen davon verständigt; Boten wurden an die Stammeshäupter geschickt, daß sie die Truppen aufriefen und alles Nötige an Waffen und Proviant für Fußvolk und Reiterei beschafften.“ Über die Aushebung er- 20 fahren wir aus einem anderen zeitgenössischen Werke noch folgendes Grundsätzliche: „Das System der Aushebung des Volksheeres (*min ping*) bei den Kin ist ein doppeltes. Das eine heißt Sippentruppe und bestimmt sich nach der Größe des Sippengutes, das andere heißt Kopftruppe und bestimmt sich nach der Kopfbzahl (der Sippe). Spricht man von einer Sippentruppe, 25 so hat dies mit der Kopfbzahl nichts zu tun; meint man die Kopftruppe, so hat das Sippengut nichts damit zu tun. Wenn die Kontingente zusammengestellt werden, so gehen von der Oberkommandantur die Weisungen an die Unterführer der Provinzen (*lu*). Die Unterführer lassen die Weisungen der Reihe nach an alle Zweigämter und dadurch an alle Kreise gehen, und 30 diese stellen die Kopfbzahlen und Sippengüter fest. Dann werden Pferde, Kriegsgerät und Proviant bereit gemacht. Reicht die Zahl der Ausgehobenen nicht aus, so muß sie durch Werbung vervollständigt werden. Wohlhabende können sich durch Arme (gegen Bezahlung) vertreten lassen“. Bei aller Urwüchsigkeit war dieses Rekrutierungssystem, wie die Erfolge 35 in den Kriegen zeigten, dem planlosen Anwerben von Soldaten im Sung-Reiche noch immer überlegen.

Die erstaunlich rasche Machtentwicklung der Kin begann unter Hi tsung ihre größte Höhe zu erreichen. Nach dem Abschluß des Friedens von 1142, der dem Kin-Herrscher ein wenigstens formales Lehensrecht über den Sung- 40 Staat zugesprochen hatte, blieb das Verhältnis zwischen beiden ein statisches, äußerlich ruhiges. Wie die ehrliebenden unter den Chinesen in Wirklichkeit dachten, ist leicht zu ermessen, die Literatur jener Zeit spiegelt es deutlich genug wider. Si-Hia und Kao-li (Korea) hatten sich gleich-

falls als fügsame Vasallen erwiesen (s. oben S. 217), und so glaubte Hi tsung es unternehmen zu können, ähnlich wie die Liao es getan hatten, seine Macht auch nach dem fernen Westen auszudehnen. In Verkennung der Lage schickte er 1146 eine Gesandtschaft zu den Kara Khitai (Si-Liao), 5 über die er sehr unklare Nachrichten erhalten hatte, und ließ sie zur Unterwerfung auffordern. Die Antwort Jen tsung's, des damals regierenden Gürkhans (s. oben S. 195), war kurz und klar: er ließ Hi tsung's Gesandten den Kopf abschlagen und würdigte ihn selbst keiner weiteren Botschaft. Gerüchte, die der Sung-Regierung durch Späher zugetragen wurden 10 und nach denen „Ta-schi Lin-ya von Liao (s. oben S. 192) bei Si-Hia um Durchzugsgenehmigung nachgesucht habe, um Kin anzugreifen“, bestätigten sich nicht, jedenfalls erfolgte nichts.

Nicht im Westen, aber im Norden begann jetzt am Horizonte ein Gegner sich fühlbar zu machen, der, noch ohne Bedeutung und kaum beachtet, 15 sehr bald lästig werden und dann einen fast ebenso schnellen, aber weit gewaltigeren Machtaufstieg nehmen sollte als einst die Ju-tschen am Rande des Liao-Reiches. Schon zur T'ang-Zeit war in China das Volk der Schiwei bekannt, das in der nordöstlichen Mongolei und der nordwestlichen Mandschurei, zwischen den Flüssen Keruleng und Amur, wohnte (II, 500f.) 20 und mit den K'i-tan verwandt gewesen sein soll (III, 417f., vergl. aber auch III, 411). Ein Stamm von ihnen waren die Manghol, chinesisch Mêng-wu oder Mêng-wa (III, 418), später Mêng-ku genannt. Seine Wohnsitze waren im Quellgebiet des Onon-Flusses, in den Tälern des Kentei-Gebirges, südöstlich vom Baikalsee und reichten im Süden an das Reich der Kin, 25 denen sie zwar tributpflichtig sein wollten, mit denen sie aber bald in örtliche Reibereien gerieten. Die gewaltigen Eroberungen der benachbarten Ju-tschen im Süden müssen auch auf jene Jägervölker anregend gewirkt haben. „Jahre hindurch“, sagt das *Ta Kin kuo tshi* (Kap. 12 fol. 3r^o), „hatten die Kin die Mêng-ku (wie sie von jetzt an heißen) zu vernichten 30 gesucht, aber hatten sie nicht überwältigen können (vergl. unten). Im 8. Monat des 6. Jahres *huang-t'ung* (1146) entsandte man Siao Pao-schou, um mit ihnen Frieden zu schließen. Er trat ihnen 27 Forts nördlich vom Si-p'ing ho (Keruleng?) ab, und gestand ihnen eine jährliche Abgabe an Rindern, Schafen, Reis und Bohnen zu. Man ernannte ihr Stammeshaupt 35 Ao-lo-po-ki-lie (Oro bögilä?) zum Fürsten der Mêng-ku. (Dies war der erste Friedensschluß zwischen beiden Völkern, in dem sehr umfangreiche jährliche Abgaben vereinbart wurden). Ao-lo-po-ki-lie ernannte sich dann selbst zum Kaiser mit dem Titel Tsu-yuan huang-ti und nahm die eigene Jahresbezeichnung *t'ien-hing* an. Die Kin bekämpften die Mêng-ku Jahre hindurch, 40 konnten sie aber am Ende nicht überwältigen. Sie schickten auserwählte Truppen ab und besetzten die strategisch wichtigsten Punkte, dann zogen sie ab.“ Das *S. T'ung-kien* (Kap. 127 fol. 43v^o u. 44v^o) hat den gleichen Bericht mit dem Hinzufügen, daß der Stammesfürst der Mêng-ku die Ernennung durch die Kin nicht annahm, sondern sich selbst seinen eigenen

hohen Titel beilegte. Auch das *Kien-yen i lai tsch'ao ye tsa-ki* von 1202 (Kap. 19 S. 590f.) gibt wertvolle und etwas ausführlichere Nachrichten gleichen Inhalts. Danach begannen die Kämpfe der Mongolen mit den Kin um 1131, und kein anderer als Tsung-pi hätte sie Jahre hindurch geführt. Ihren neuen Staat nannten die Mongolen *Ta Mêng-ku kuo*, und die Beamten an der Grenze übernahmen davon den Namen Mêng-ku für das Volk, während sie vorher irrtümlicherweise mehr den Ausdruck Ta-ta(n) („Tataren“ vergl. III, 422) dafür gebraucht zu haben scheinen. Der Friedensschluß zeigt, daß er nach einer Niederlage der Kin zu Stande gekommen sein muß, und das *Ta Kin kuo tshi* (a. a. O. fol. 2r^o) berichtet denn auch, daß i. J. 1146 „der Zehntausendschaftsführer der Ju-tschen Hu-scha Hu (vergl. unten) im Norden die Mêng-ku angegriffen habe, aber wegen Mangels an Proviant habe zurückgehen müssen. Er wurde dann von den Mêng-ku überfallen, die bis nordwestlich der Oberen Hauptstadt (s. oben S. 242) vordrangen und ihm bei Hai-ling eine schwere Niederlage beibrachten“ 15 Die Mêng-ku müssen auf die Kin einen unheimlichen Eindruck gemacht haben, denn dasselbe Geschichtswerk erzählt weiter: „Diese Leute sind acht Fuß groß (das wären über 2½ Meter!), sie fangen Hirschwild lebendig und verspeisen es. Ihre Augen sind so scharf, daß sie ein Fädchen mehrere zehn *li* weit sehen können. Sie rauchen keinen Tabak, 20 daher kommt diese Sehschärfe. Von dem Kin-Reiche sind sie durch einen Fluß getrennt; sie pflegen auf das südliche Ufer des Flusses hinüberzugehen und dort zu plündern. Wehrt man sie ab, so kehren sie zurück. Es gibt kein Mittel dagegen“. Diese Nachrichten — es sind die ersten genaueren, die wir über die Mongolen haben — zeigen, daß der bis dahin kaum bekannte 25 Volksstamm von Hirten und Pelzjägern in der Mitte des 12. Jahrhunderts von einem starken Machtstreben ergriffen worden sein muß und den Kin schon anfang gefährlich zu werden. Unter dem energischen Fürsten Ao-lo-po-ki-lie d. i. Yesugai, dem Vater Dschingis Khans, machte die Konsolidierung der Stämme große Fortschritte. Sie nahmen jetzt die Kin selbst zum Vorbild in ihrem Drange zur Erringung der Macht. Die Kaiserwürde der Sung wurde auch den Mongolen der leuchtende Stern auf dem Wege dazu. Yesugai starb nach Sanang Setsen (S. 65) 1205, nach anderen 1165 durch Gift, das ihm die Tataren beigebracht hatten, sein Sohn Temudschin aber wurde der große Dschingis Khan. 35

Die Kin waren kaum in den Vollbesitz der kaiserlichen Macht gelangt, als auch ihre Herrscherfamilie wie so manche vor ihr vom Geist des Neides und Haders ergriffen wurde. Hi tsung, ursprünglich ein den Wissenschaften und einer friedlichen Entwicklung zuneigender Jüngling, wurde mit zunehmendem Alter ein Trunkenbold, der im Rausch die wildesten Grausamkeiten verübte. Dem Wein und der Jagd fröhnend, ließ er lediglich aus Blutgier die Menschen in seiner Umgebung töten, besonders die Damen seines Harems verfielen seiner ungehemmten Mordlust. Auch der verdiente Staatsmann und Erfinder der Ju-tschen-Schrift, Hi-yin, mußte unter ihm

sein Leben lassen (vergl. oben S. 189). Mit seinen schönen Worten über die Verpflichtungen aus der konfuzianischen Lehre (s. oben S. 241) stand sein Leben wenig im Einklang. I. J. 1148 war Tsung-pi, der letzte der großen Heerführer aus Aguda's Familie, gestorben, damit entfiel
 5 für die jüngere Generation die stärkste Hemmung in ihren geheimen Wünschen. Der Statthalter von Ta-ting fu (s. oben S. 242), Wan-yen Liang, mit dem persönlichen Namen Ti-ku-nai, war oder wurde der Führer dieser Mißvergnügten. Er war ein Sohn Tsung-kan's (s. oben S. 189), also ein Enkel Aguda's und von „selbstsüchtiger, habgieriger Art“. Zur gleichen
 10 Zeit mit ihm war ein Mann vom Volke der Hi (s. III, 398f. u. 422) namens Siao Yü Militärkommandant in Ta-ting. Dieser Mann, ein heimtückischer Intrigant, erinnerte in heimlichen Gesprächen Liang daran, daß sein Vater der älteste Sohn Aguda's gewesen sei; „wenn aber der Ruf des sittlichen Gesetzes so klar sei wie hier, dann müßten menschliches Fühlen und gött-
 15 licher Wille das haben, was ihnen gehöre“. Diese und andere Andeutungen genügten, um Liang zu veranlassen, sich das zu nehmen, „was ihm gehörte“ und was jetzt sein Vetter besaß: den Thron.

Er scharte bald seine Anzahl Unzufriedener, Schmeichler und Glücksritter um sich, mit denen er seine Pläne besprach. Hi tsung hatte in Folge
 20 seiner blutigen Gräulichkeiten viele Feinde in seiner Umgebung, und die Rachbegier bedurfte keiner langen Überredung. Das Ende des Jahres 1149 war durch eine Reihe besonders brutaler Gewaltakte des jetzt immer mißtrauischer werdenden Tyrannen gekennzeichnet: er ließ wieder mehrere Mitglieder der Hofgesellschaft, darunter seinen Bruder, verschiedene Ha-
 25 remsdamen und schließlich die Kaiserin selbst ohne wirklichen Anlaß hinhängen, die letztere, weil sie durch ihre Eifersucht und ihre heftigen Vorgehaltungen seinen Zorn erregt hatte. Liang war dadurch, daß er den Herrscher bei manchen seiner brutalen Maßnahmen noch unterstützt hatte, in dessen Vertrauen um so höher gestiegen und Minister in der Hauptstadt
 30 geworden. Jetzt hielt er die Zeit für gekommen, seine Getreuen mit seinem Plane bekannt zu machen: der grausame Gewaltmensch sollte beseitigt, er selbst sein Nachfolger werden. Man schritt rasch zur Tat. Ein Kammerdiener Hi tsung's, Ta Hing-kuo, der grundlos eine schwere Prügelstrafe hatte erleiden müssen, wurde gewonnen; er führte die Verschworenen in der Nacht
 35 des 11. Januar 1150 in das Schlafzimmer des Herrschers, nachdem er vorher das Schwert entfernt hatte, das dieser nachts neben sich zu legen pflegte. Unter den Hieben und Stichen der Mörder hauchte der dreißigjährige Hi tsung sein Leben aus.

Es war selbstverständlich, daß Liang oder der Prinz von Hai-ling, wie
 40 er meist genannt wird, nach der vollbrachten Tat den Thron bestieg. Seine Mittäter wurden mit hohen Stellen belohnt, den Hauptanstifter Siao Yü ernannte er zum Direktor des Geheimarchivs, später zum ersten Berater, den Kammerdiener Ta Hing-kuo zum Präfekten von Kuang-ning (in der südlichen Mandschurei, westlich von Mukden). Im Besitze der Gewalt,

entwickelte sich der Hai-ling wang zu einem der größten Scheusale auf dem Throne, die wir in der Geschichte kennen. Als Folge des Verbrechens, durch das er zur Herrschaft gelangt war, blieb ihm die ständige Angst, sie durch die Rache der Erbberechtigten wieder zu verlieren. Er rottete deshalb alles in seiner Sippe aus, von dem er sich einer Gefahr zu versehen glaubte. 5 Zunächst entzog er dem ermordeten Hi tsung seine kaiserliche Würde und machte ihn zum „Prinzen von Tung-hun“ (d. h. „Wirrnis des Ostens“). Dann ließ er alle Nachkommen von T'ai tsung (Wu-k'i-mai) umbringen, selbst solche, die ihm bei seinem Verbrechen behilflich gewesen waren, es folgten die Nachkommen Tsung-han's, die weiteren Abkömmlinge von 10 Aguda's Brüdern und sonstige Verwandte, alle mit ihren Frauen und Kindern, es sollen weit über hundert Personen gewesen sein. Siao Yü war auch hier behilflich, indem er die Anklagen wegen versuchter Auflehnung beschaffen mußte. Die Mordlust des Hai-ling wang kannte schließlich keine Grenzen mehr: Prinzen und Würdenträger, Diener und Haremsdamen, was 15 immer seinen Ärger erregte, mußte sterben. Die Frauen und Töchter seiner Opfer, wenn sie ihm gefielen, wanderten in seinen Harem, oft ließ er auch die Männer umbringen, um sich ihrer Frauen zu bemächtigen. I. J. 1161 ließ er sogar die Kaiserin-Mutter, die rechtmäßige Gemahlin seines Vaters Tsung-kan, die zwar nicht seine leibliche Mutter war, aber mit seiner 20 eigenen Mutter in enger Freundschaft lebte, hinrichten, weil sie seinen kriegerrischen Plänen gegen die Sung (s. unten) widerriet.

Diese Pläne gingen zurück bis in das Jahr 1150. Im Sommer dieses Jahres hatte er, wie das *Ta Kin kuo tshi* (Kap. 13 fol. 2r^o) erzählt, eine Anzahl seiner Berater bei einem Bankett um sich versammelt. Er klagte einem der 25 Anwesenden sein Leid, daß von zweihundert Lotus, die er gepflanzt habe, nicht einer angekommen sei. Der Angeredete sagte: „Von jeher wuchs in Ho-nan die süße Apfelsine, in Kiang-pei aber die bittere. In der Oberen Residenz (*Schang tu*, Hui-ning fu) ist der Erdboden kalt, in Yen-king ist er warm, dort kann man Lotus pflanzen“. Der Herrscher erwiderte: „Nach 30 dem, was du vorschlägst, sollte man einen günstigen Tag auswählen und dorthin übersiedeln.“ Ein anderer meinte mißbilligend: „Das geht nicht an. Das Land mit der Oberen Residenz gibt unserem Staate die stärkende Kraft, außerdem ist es der Urgrund, aus dem wir stammen, wie könnte man das preisgeben?“ Wieder ein anderer sagte: „Bei Yen-king ist das 35 Land weithin eben, der Erdboden fest (kein Sand), die Lebewelt üppig und fruchtbar. Auch ist es eine Gegend, wo Ordnung und Regel herrschen. Der Herrscher kann sehr wohl die Hauptstadt dorthin verlegen. Hier in der Oberen Residenz bei den Völkerstämmen des Nordens besteht der Erdboden aus gelbem Sand, das ist kein Wohnort für einen Kaiser“. Der erste 40 Sprecher sagte schließlich: „Man sollte sich nicht um das kümmern, was dienstbare Beamte meinen. Euer Majestät sollten einfach die verschiedenen Bezirke anweisen, die nötigen Arbeiter zu stellen, um die Palastgründe herzurichten, und dann die Hauptstadt verlegen.“ Der Herrscher befolgte

diese Worte. Der Drang nach dem wärmeren und verfeinerten Süden, der alle jene nordischen Völker beseelte, tritt hier deutlich zu Tage. Das genannte Werk fährt denn auch fort: „Der Herrscher (Hai-ling wang) hatte das Verlangen, die kanonischen und historischen Schriften genau kennen zu lernen, und wenn er einmal etwas las, so vergaß er es sein ganzes Leben lang nicht. Als er in Kiang-nan die dortige Kleidung sah, die Riten und die Musik, die Vorschriften bei Hofe und die Rangordnungen kennen lernte, wollte er sie nachahmen. Er erließ ein Edikt, in dem er zu freimütigen Äußerungen darüber aufforderte. Die Beamten in der Hauptstadt und 10 außerhalb reichten darauf zahlreiche Berichte ein, in denen sie erklärten, die obere Hauptstadt liege versteckt in einem Winkel, der Verkehr sei sehr behindert, die Lage für die Bevölkerung unbequem. Dagegen liege Yen-king im Mittelpunkt der Welt, man solle die Hauptstadt nach Yen verlegen, wo den Bedürfnissen Genüge getan werde. Das paßte zu den Absichten 15 des Herrschers, und er war deshalb hocherfreut.“ Ungesäumt wurden nunmehr Befehle an die in Betracht kommenden Bezirke erteilt, die Paläste und Amtsgebäude in Yen-king herzurichten, und im Frühjahr 1153 erfolgte die Übersiedlung nach der neuen Hauptstadt. Die nach einem großen Plane fast ganz neu aufgebaute Stadt mit Mauern und Gräben, Palästen, 20 Tempeln und Amtsgebäuden erhielt den Namen Tschung tu, d. h. „die Residenz der Mitte“. Der neue Name hatte die Umbenennung der übrigen Hauptstädte zur Folge (s. oben S. 242).

Die Hauptbeschäftigung des Hai-ling wang während der folgenden Jahre scheint, nach den Annalen zu schließen, der Ausbau seiner Paläste und 25 Gärten, sowie die Tötung unbequemer Personen gewesen zu sein. So ist es nicht unwahrscheinlich, daß auch der unglückliche Kaiser K'in tsung von Sung, dessen Tod unter dem Jahre 1156 kurz verzeichnet wird, ein gewaltsames Ende gefunden hat (s. oben S. 209 und 217). Fünf Jahre hindurch hielt man es, wie wir gesehen haben, nicht für nötig, dem Süd- 30 reiche davon Mitteilung zu machen. Der Friedensvertrag von 1142 war noch in Kraft und wurde von Kao tsung mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit gehalten, Höflichkeitsgesandtschaften von Hang-tschou werden immer wieder in den Kin-Annalen vermerkt. Aber alle Bemühungen des friedfertigen Kao tsung blieben ohne Erfolg. Der unersättliche Hai-ling wang 35 wurde von Jahr zu Jahr ruheloser, auch das Blut der Höchstgestellten, das in Strömen floß, genügte ihm nicht mehr, und immer weiter griff er in seinen überstürzten Einfällen und Entschlüssen. Das Jahr 1161 brachte endlich die unvermeidliche Krisis und Katastrophe.

Drei Jahre vorher hatte er dem Gesandten der Sung, der die Neujahrs- 40 wünsche Kao tsung's überbrachte, sagen lassen, daß er vielfache Gründe zur Klage über das Südreich habe, daß er aber nur zwei hervorheben wolle. Flüchtlinge, die von dort in das Kin-Reich kämen, würden immer zurückgeschickt, dagegen würden flüchtige Verbrecher aus Kin von den Sung-Beamten zurückgehalten und ausgeforscht. Ferner würden an der Grenze

ungesetzlicher Weise Reitpferde für Kriegszwecke gekauft. Wenn die Sung sich auf diese Weise zum Kriege rüsteten, so müsse man in Kin dasselbe tun, es würde aber ein leichtes sein, das Südreich einfach einzuverleiben. Seit dem Tode des Ministers Ts'in Kuei (s. oben S. 227f., er war 1155 gestorben) sei die Haltung von Sung ohnehin nicht mehr so, wie sie zu dessen 5 Zeit gewesen sei. Die Begierde des Hai-ling wang nach den erträumten Schätzen des Sung-Reiches, die durch die Verlegung der Hauptstadt nach dem Süden bedeutend gesteigert war, beherrschte ihn jetzt ganz; was er an den Gesandten von Hang-tschou an Bildung und Schmuck sah, erregte immer wieder seinen Neid. Aber daß die beiden angegebenen Gründe nicht 10 einmal zu einer äußeren Rechtfertigung ausreichten, war sogar ihm bewußt. Er befragte deshalb einen seiner Vertrauten, den Vizepräsidenten im Geheimarchiv, Tschang Tschung-k'ö, „einen vagabundierenden Gassen-
 jungen“, den er aufgelesen hatte, um sich an seinen Witzen zu vergnügen, und allmählich zum hohen Beamten gemacht hatte. Tschang wußte 15 natürlich ebenso wie die anderen Vertrauten um die heimlichen Wünsche seines Herrn und kam ihnen mit Schmeicheleien entgegen. In der Unterredung meinte Hai-ling wang herausfordernd: „Das Lehnsgbiet der Han (s. oben S. 237) ist doch nur sieben bis achttausend *li* lang, mein Reich aber in seiner Ausgedehntheit über 10000 *li*, das kann man doch groß 20 nennen.“ Tschang Tschung-k'ö bemerkte dazu: „Gewiß ist das Gebiet unserer Dynastie groß, aber es gibt vier Herrscher in der Welt: im Süden Sung, im Osten Kao-li, im Westen Si-Hia. Wenn man sie alle vereinigen könnte, das wäre dann groß“. Hai-ling wang fragte dann nach Gründen für einen Angriff gegen Sung. Tschang wußte freilich keine neuen, hielt 25 aber die angegebenen für ausreichend, doch fügte Hai-ling wang hinzu, daß sich in Sung eine Haremsdame von berühmter Schönheit befinde und diese dann in seinen Besitz übergehen werde — ein kennzeichnendes Argument für den Mann. So wurde ein Krieg gegen den Süden beschlossen. „Ich brauche für die Vernichtung von Sung nicht mehr als zwei bis drei Jahre“, 30 meinte am Schluß Hai-ling wang, „alsdann werde ich Kao-li und Si-Hia unterwerfen und alles zu einer Einheit verschmelzen“. Der universalistische Gedanke hatte auch die Ju-tschen bereits erfaßt, wenn auch die Vorstellung von dem Universum noch stark beschränkt war. Das Programm sollte sich als etwas voreilig erweisen. Tschang Tschung-k'ö erlebte seinen Beginn 35 nicht mehr, er starb bald nach jener Unterredung, 1159. Hai-ling wang aber beschäftigte sich eingehend mit den Kriegsvorbereitungen: er befahl in allen Bezirken Truppen aufzustellen, Brückenmaterial für den Huai-Fluß und Yang-tsö zu beschaffen und alle wichtigen Plätze und Zugänge dort zu besetzen. Ob diese Maßregeln wirklich alle ausgeführt wurden, ist 40 freilich zweifelhaft, da die Unruhe unter der Bevölkerung überall stark zu Tage trat.

Diese Unruhe wurde noch vermehrt, als bekannt wurde, daß Hai-ling wang abermals die Hauptstadt zu verlegen beabsichtigte. Im Frühjahr

1161 hatte er sich nach Ho-nan begeben und dort das Land und die Paläste besichtigt, gleich danach drang die Nachricht bis nach Hang-tschou, daß die Hauptstadt des Kin-Reiches nunmehr nach Pien (K'ai-fêng) verlegt werden solle. Man war dort aufs höchste bestürzt über die drohende Grenznach-
 5 barschaft und ermannte sich zu einer Botschaft an Hai-ling wang, daß eine solche Umsiedlung militärische Schutzmaßnahmen am Huai-Fluß zur Folge haben müßte, man hoffe jedoch, daß es sich nur um einen vorübergehenden Besuch handle. Der Kin-Herrscher gab keine Antwort, aber unmittelbar danach begann der Ausmarsch der Behörden von Tschung-tu
 10 nach der „Süd-Hauptstadt“ (K'ai-fêng). Im Sommer ließ er in Hü-yi am Huai-Flusse als Herausforderung an die Sung-Regierung durch ein Edikt, das die Bevölkerung knieend anhören mußte, feierlich verkünden, daß er ursprünglich erst im 8. Monat habe die Hauptstadt verlegen wollen, daß dies nun aber, da ihm die Vollendung der Bauten gemeldet sei, bereits in
 15 der Mitte des 6. Monats geschehen werde. Die Süd-Hauptstadt werde hinfort Pien tu heißen. Diese Verkündigung rief eine solche Panik in der Bevölkerung hervor, daß die Leute, in Erinnerung früherer Zeiten, scharenweise die Flucht ergriffen und die Beamten von Huai-nan (südlich vom Huai-Fluß) sich nach Kiang-nan (südlich vom Yang-tsé) zurückzogen.
 20 In Hang-tschou wußte man, was diese Verlegung nach dem äußersten Süden bedeutete, und traf Kriegsvorbereitungen.

Hai-ling wang wütete während dessen gegen alles, was eine eigene Meinung über seine Unternehmungen äußerte. Schon 1154 hatte er eine grimme Enttäuschung mit seinem Vertrauten und Mordgehilfen Siao Yü
 25 erlebt. Wie dieser, so waren noch eine größere Anzahl von Mitgliedern der Siao-Sippe, die zum Volke der Hi gehörte (s. oben S. 246), höhere Beamte im Kin-Reiche. Empört über die Bluttaten des Hai-ling wang, hatten diese, die den K'i-tan sehr viel näher standen als den Ju-tschen, ein Komplott unter der Leitung des Gouverneurs von Tschên-ting (heute Tschêng-
 30 ting in Ho-peï), Siao Fêng-kia-nu, geschmiedet, um einen Nachkommen von Ye-lü Yen-hi, d. h. dem letzten Kaiser Liang-tsu von Liao (s. oben S. 146), und damit die Dynastie der K'i-tan wieder auf den Thron zu bringen. Der Plan wurde verraten, und dabei stellte sich heraus, daß auch Siao Yü daran beteiligt war. Hai-ling wang war erschüttert bei dieser Entdeckung, ob-
 35 wohl er schon lange den Freund mit Mißtrauen beobachtet hatte. Die Verschwörer verfielen natürlich sämtlich dem Henker, und Siao Yü wurde nach einer dramatisch-sentimentalen Szene, in der er selbst um seinen Tod bat und Hai-ling wang ihn mit seinem eigenen Blute benetzte, ihnen zugesellt. Vielleicht hing es mit dieser Entdeckung und dem dadurch geweck-
 40 ten Mißtrauen gegen die Fremdstämmigen in seinem Reiche zusammen, daß Hai-ling wang 1161 eine Strafaktion gegen alle K'i-tan-Stämme anordnete und die noch vorhandenen Mitglieder der Ye-lü-Sippe von Liao und der Tschao-Sippe von Sung, über hundertunddreißig Personen, sämtlich umbringen ließ. Ein anderer seiner hohen Beamten, Präsident in der Reichs-

kanzlei, Siao Yü (nicht mit dem Hingerichteten zu verwechseln), mußte seinen Freimut ebenfalls büßen. Bei einem Bankett fragte ihn der Herrscher, was er von seinem Plane halte, Kiang-nan anzugreifen. Zu Hai-ling wang's maßlosem Erstaunen mißbilligte Siao Yü das Unternehmen. Auf die Frage nach seinen Gründen erwiderte er: „Der Himmel hat den Yang-tsë zur Grenze zwischen Süden und Norden gesetzt (II, 10), und wir sind im Handhaben von Schiff und Ruder nicht bewandert. Fu Kien wollte mit einer Million Soldaten Tsin angreifen und konnte nicht einen einzigen Reiter hinüberbringen, daher weiß man, daß man solches nicht unternehmen soll“ (s. II, 91 ff.). Hai-ling wang geriet in solche Wut, daß er Siao Yü unter 10 Schimpfreden hinausjagte und mit dem großen Bambus prügeln ließ. „Siao Yü hat mich mit Fu Kien verglichen“, erklärte er, „ich sollte ihm die Zunge abschneiden, ihn annageln und in Stücke schneiden lassen; nur seine Verdienste veranlassen mich zur Nachsicht“. Daß er die Kaiserinmutter, die es gewagt hatte, die Verlegung der Hauptstadt von dem „seit Generationen 15 von dem Herrscherhause innegehabten Wohnsitz“ nach Tschung-tu, von dort wieder nach Pien-king und nun die geplante „Überschreitung des Huai und Yang-tsë, um Sung anzugreifen und das Mittelreich zu zerstören“, mit mahnenden Worten zu tadeln, durch einen Offizier der Palastwache erdrosseln ließ, wurde bereits erwähnt (s. oben S. 247). In seiner Wut ließ 20 er die Leiche dann verbrennen und die Überreste in den Strom werfen. Die Damen ihres Gefolges teilten das Schicksal ihrer Herrin.

Hai-ling wang's vom Zaun gebrochener Krieg gegen Sung, ein brutaler Bruch des Vertrages von 1142 (s. oben S. 236), für den nicht einmal ein Vorwand gesucht wurde, sollte seine letzte Schandtat werden. Mit drei Ar- 25 meen, die er während der Jahre vorher hatte aufstellen lassen, rückte er im Herbst 1161 nach Süden vor. Die mittlere, bei der er sich selbst befand, ging bei Schou-tschou über den Huai-Fluß und besetzte Lü-tschou; eine zweite, westliche, kam von Ts'ai tschou (heute Sin-ts'ai hien) an dem nördlichen Quellfluß des Huai, die dritte, östliche, von Huai-ngan auf dem 30 Wasserwege. Hai-ling wang soll sich mit dem Gedanken getragen haben, mit einer Flotte in den Ts'ien-t'ang-Fluß einzulaufen und Hang-tschou vom Wasser aus anzugreifen. Dort wußte man längst, was sich im Norden vorbereitete. Schon im Frühjahr hatte der durch Mut und Entschlossenheit ausgezeichnete Minister Tsch'en K'ang-po in flammenden Worten darauf 35 hingewiesen, daß ein Zurückweichen vor den vertragsbrüchigen Barbaren nicht in Frage kommen dürfe, daß des Kaisers Sinn festbleiben und man unverzüglich die Grenze am Huai-Fluß befestigen müsse. Aber Kao tsung's Sinn war auch diesmal alles andere als fest, der kaiserliche Befehlshaber, der den Kin bei Hü-yi entgegentrat, wurde geschlagen und zog sich auf 40 Yang-tschou zurück, eine andere Abteilung wurde von der Lü-tschou-Armee südlich von Tsch'ao hien vernichtet. In Hang-tschou bereitete man die Flucht vor: die Beamten sandten ihre Familien fort, und die öffentliche Ordnung begann sich aufzulösen. Kao tsung selbst war ein

Hauptopfer der Panik. Er erließ ein Edikt, in dem er „für den Fall, daß der Feind sich nicht zurückzöge, die Beamten von ihren Pflichten entband“. Tsch'ên K'ang-po, empört über diese Haltlosigkeit, verbrannte das Edikt, erklärte dem Kaiser, daß, „wenn die Beamtenschaft aufgelöst würde, die
 5 Autorität des Herrschers verloren sei“, und erzwang ein neues Edikt, in dem der Kaiser selbst die Ordnung zu sichern versprach. Hai-ling wang rückte inzwischen von Lü-tschou nach Ho-tschou am Yang-tsë (gegenüber von T'ai-p'ing) vor und rüstete sich dort zum Übergang über den Strom. Im November langte die von Huai-ngan gekommene Armee vor Yang-tschou
 10 (Tschên-kiang gegenüber) an, hier aber trat ihnen der erfahrene Feldherr der Sung, Liu K'i, der bereits gegen Tsung-pi rühmlich gekämpft hatte, entgegen und schlug sie in dem wasserreichen Gelände zwischen Yang-tschou und dem Yang-tsë, so daß hier die unmittelbare Gefahr abgewehrt war. Er nahm sogar den Befehlshaber der Kin gefangen und ließ ihn hinrichten.
 15 Es war Liu K'i's letzte Tat. Er war schon krank, als er das Unternehmen begann, und nach seinem Siege mußte er um seine Enthebung vom Dienste einkommen. Im Frühjahr 1162 starb er. Sein Neffe trat zunächst an seine Stelle. Während Hai-ling wang bei Ho-tschou sich um den Stromübergang abmühte, rückte ein anderes Heer der Sung unter Yü Yün-wên, einem durch
 20 literarische Kenntnis wie durch militärisches Geschick gleich ausgezeichneten Manne und Gesinnungsgenossen Tsch'ên K'ang-po's, gegen Tang-tu (T'ai-p'ing) vor. Den Kin fehlte es an geeignetem Schiffsmaterial, ihre Führer sahen, daß auf dem jenseitigen Ufer eine bedeutende Streitmacht ihrer wartete, und trugen deshalb Bedenken, den Übergang zu wagen.
 25 Hai-ling wang tobte vor Wut über das Zaudern und überantwortete jeden, der ihm Vorhaltungen zu machen wagte, dem Henker. Schließlich drohte er, alle, die nicht innerhalb von drei Tagen über den Strom hinüber seien, zu Tode zu bringen. Yü-Yün wên hatte sich bei Ts'ai-schi, einer Anhöhe etwa 12 km nordwestlich von Tang-tu, festgesetzt und wartete dort auf
 30 den Übergang der Feinde. Was an Kin-Truppen über das Wasser kam, wurde vernichtet, die Unglücklichen hatten nur die Wahl zwischen dem Tode auf dem einen oder dem anderen Ufer. Aber trotz der wohl stark aufgebauchten Siege von Liu K'i und Yü Yün-wên kann kaum ein Zweifel sein, daß die Kin-Macht, militärisch der der Sung weit überlegen, auch die
 35 Stadt Hang-tschou erreicht und der Dynastie schon jetzt ein Ende gemacht haben würde, wenn der blutdürstige Berserker im Norden nicht sein eigenes Volk gegen sich aufgebracht hätte.

Nachdem Hai-ling wang nach Süden aufgebrochen war, traten im Oktober mehrere einflußreiche Persönlichkeiten der Kin-Sippen, verstärkt
 40 durch zahlreiche Deserteure, die sich weigerten, nach Süden zu ziehen, in der Ost-Hauptstadt (Liao-yang) zusammen, um der unerträglichen Mordgier des Herrschers ein Ende zu machen. Viele von den K'i-tan, gegen die noch eben wegen ihrer Weigerung, an dem Kriege teilzunehmen, eine Strafexpedition ausgesandt worden war, schlossen sich an, und so war in Liao-

yang eine Menge versammelt, die entschlossen war, einen neuen Fürsten zu wählen. Alle Schandtaten des Massenmörders wurden noch einmal aufgezählt, und man bat den Statthalter der Ost-Hauptstadt, Wu-lu, Prinzen von Ts'ao, an Stelle des Unwürdigen den Thron zu besteigen. Wu-lu folgte dem Rufe und wurde unter dem Wechsel der Jahresbezeichnung der neue 5 Kaiser von Kin. Die Nachricht hiervon gelangte an die Front im Süden, gerade als Hai-ling wang im Dezember den Übergang über den Yang-tsë erzwingen wollte. Für die gepeinigten Truppen war die Kunde das Signal zur allgemeinen Meuterei. Sie stürmten gegen das Zelt des Verhaßten, und unter den Händen seiner Soldaten hauchte er sein Leben aus. Eine An- 10 zahl seiner Günstlinge mußte mit ihm sterben. Die Leichen wurden verbrannt. Die Heere der Kin zogen sämtlich nach Norden ab, den Sung war noch einmal für ihr gefährdetes Dasein eine Frist gegeben.

Prinz Wu-lu, oder mit seinem später angenommenen Namen, Yung — sein Tempelname wurde Schi-tsung — war ein direkter Enkel Aguda's, 15 achtunddreißig Jahre alt und ein Mann völlig anderen Schlages als sein Vorgänger. Klug, gebildet und von gütiger Gesinnung, war er den ständigen Eroberungskriegen durchaus abgeneigt und wünschte auch mit den Sung in ein endgültiges friedliches Verhältnis zu kommen. Ähnlich Hi tsung, hatte er eine große Verehrung für konfuzianische Bildung, wollte aber 20 keineswegs die Eigenart seines Volkes im Chinesentum verschwinden sehen. Unter ihm wurden 1164 die kanonischen Bücher und Geschichtswerke (wohl mit Auswahl) in die Ju-tschen-Sprache übersetzt, aber er war es auch, der 1187 den Ju-tschen seines Reiches verbot, „sich chinesische Namen beizulegen und die Kleidung der Südländer nachzuahmen; Zuwiderhan- 25 delnde sollten bestraft werden“. Welch ein Unterschied gegen jenen Sien-pi-Herrscher von Weiß, der 494 seinen Untertanen das Tragen der einheimischen Kleidung und 495 den Gebrauch ihrer Sprache bei Hofe untersagte! (s. II, 213). Schi tsung verabscheute die Mordtaten des Hai-ling wang. Er hatte 1162 dem Ermordeten zunächst den Titel eines Fürsten 30 von Hai-ling und den posthumen Ehrennamen Yi wang oder ti verliehen, aber 1180 wurde beantrag, dem Toten wegen seiner unerhörten Schandtaten diese Titel wieder zu entziehen und ihn zum gewöhnlichen Untertanen zu degradieren. Schi tsung stimmte diesem Antrage zu und ließ auch den Sarg mit seinen Leichenresten aus dem bisherigen Mausoleum ent- 35 fernen. In den Chroniken ist der Name Hai-ling wang erhalten geblieben.

In Sung glaubte man die augenblickliche Schwäche des Kin-Reiches nicht ungenutzt lassen zu sollen. Unmittelbar nach dem Tode des Hai-ling wang sandte der Oberbefehlshaber des Kin-Heeres an „den Geheimen Rat der drei Regierungsabteilungen“ (eine etwas unbeholfene Bezeichnung 40 der Ju-tschen für die Zentralregierung eine Note, in der er darauf hinwies, daß seit der Gründung des Reiches Kin über vierzig Jahre zwischen beiden Staaten die Waffen geruht hätten und daß nur in der jüngsten Zeit „durch Verlassen des Pfades der Tugend“ Unheil und Leiden für beide Völker

entstanden seien. Nunmehr habe aber der neue Kaiser (*t'ien-tsë* für den Kin-Herrscher) angeordnet, daß die Truppen entlassen und die früheren freundschaftlichen Beziehungen wiederhergestellt würden. Der chinesische Oberbefehlshaber (*tu-tu fu*, ein Name wird nicht genannt) antwortete sehr
 5 kurz und kühl, er habe die Mitteilung an den Thron weitergeleitet. Daß es Schi tsung ernst war mit seiner Erklärung, zeigte er dadurch, daß er die Milizen von Ho-peï, Schan-tung und Schen-si, die mit nach Süden gezogen waren, in die Heimat entließ. Der allezeit friedensbereite Kao tsung war auch jetzt geneigt, alle weiteren Kriegshandlungen zu unterlassen, er war
 10 nicht nur des Krieges, sondern auch der Regierung müde. Im Sommer 1162 verkündete er im Hinblick auf den Frieden, der nunmehr einkehre, und auf seine eigene Unfähigkeit, nach sechsunddreißigjähriger Regierung die Last der Verantwortung noch länger tragen zu können, seinen Entschluß, den Thron seinem Nachfolger zu überlassen. So übernahm der kurz vorher zum
 15 Kronprinzen ernannte fünfunddreißigjährige Sohn des Prinzen von Siu, Schên, die Regierung. Kao tsung hatte ihn adoptiert, da er nach dem Tode seines Sohnes keine eigenen männlichen Nachkommen mehr hatte. Der Prinz, mit seinem Tempelnamen Hiao tsung genannt, war ein Nachkomme von Tê-fang, dem jüngeren Sohne T'ai tsu's, der einst mit seinem älteren
 20 Bruder bei der Thronfolge übergangen war und 981 auf nicht ganz geklärte Art den Tod gefunden hatte (s. oben S. 123 und 137). Damit war die Thronfolge wieder auf die ursprüngliche Linie zurückgeführt. In seinem Abdankungsedikt sagte Kao tsung von dem neuen Herrscher, daß „ihm die Probleme des Weltreiches vertraut seien und die Wohlfahrt des Volkes am
 25 Herzen liege“. Kao tsung, der erst fünfundfünfzig Jahre alt war, hat noch bis zum Jahre 1187 gelebt.

Die Heerführer, Minister und Berater, darunter der berühmte Tschu Hi (s. unten) rieten jedoch dem neuen Kaiser, die Gelegenheit zu benutzen und die von den Kin geraubten Gebiete, wenigstens südlich vom Huang ho,
 30 zurückzunehmen. Tatsächlich folgten auch die chinesischen Truppen den zurückgehenden Kin-Heeren und lieferten ihnen sowohl am unteren Huai wie im Westen bei Sin-ts'ai (s. oben S. 251) und anderwärts mehrere Gefechte. Stellenweise drangen sie sogar bis gegen den Huang ho bei Schên-tschou und zum Lo-Fluß vor. Die Kämpfe werden von den Sung-Annalen
 35 durchweg als Siege bezeichnet, aber die zurückgerufenen Kin-Truppen konnten sehr bald derartige Ansichten widerlegen. Wurde den Sung-Generalen so die Möglichkeit verschafft, die meisten der zwischen Yang-tsë und Huai wie auch besonders im Westen, nördlich vom Huai liegenden Bezirke zurückzugewinnen, so dauerte der Triumph nicht lange.

40 Schi tsung war nicht geneigt, den so geschaffenen Zustand bestehen zu lassen. Nachdem er zu Beginn des Jahres 1162 seine Residenz wieder nach Yen-king verlegt hatte, schickte er eine Gesandtschaft nach Sung, die seine Thronbesteigung anzeigen sollte. Kao tsung erwiderte die Höflichkeit durch eine Glückwunschsbotschaft. Zugleich ließ Schi tsung seine Friedens-

liebe versichern, führte aber Klage, daß durch die Haltung der Sung-Regierung „die Worte des Glückwunsches zunichte gemacht und neues Unglück hervorgerufen werde“.

Der Krieg begann 1163 aufs neue, indem die Kin-Heere Kehrt machten und die von Sung besetzten Bezirke wieder eroberten. Der Widerstand 5 der Sung-Truppen wurde überall gebrochen. Bis zum Jahre 1164 hat der neue Krieg gewährt. Er zeigte wieder die militärische Unterlegenheit der Sung-Kräfte; der damals gerade wieder zu Einfluß gelangte T'ang Ssë-t'ui, ein übel berüchtigter Anhänger Ts'in Kuei's, drängte auf Friedensverhandlungen und gestand den Kin ihre territorialen Forderungen unbedenklich 10 zu. Schi tsung war an der Wiederherstellung eines ruhigen Verhältnisses auch jetzt noch gelegen, bei der Regierung in Hang-tschou aber herrschte im Hinblick auf das Elend der Bevölkerung der Huai-Gebiete in dem besonders harten Winter höchste Kriegsmüdigkeit, und so kam im Januar 1165 ein Vertrag zu Stande, der alle Feindseligkeiten beendete. Seine Form 15 sollte sich, wie das *Sung schi* (Kap. 33 fol. 17r^o) sagt, der in dem Vertrag mit „der Großen Liao-Dynastie“ (s. oben S. 143) verwendeten anschließen, d. h. die völlige Gleichberechtigung der beiden Herrscher voraussetzen. Ihr Verhältnis sollte das von „Oheim und Neffe“ sein, die jährlichen Leistungen der Sung wurden „um 100000, d. h. um je 50000 Unzen Silber und Seiden- 20 stücke herabgesetzt“ (also immer noch mehr als in dem Vertrage von Schanyuan — s. oben S. 143f.) — vorgesehen war), die Landesgrenzen so wiederhergestellt, wie sie 1142 vereinbart waren (s. oben S. 236). „Die gegenseitige freundliche Rücksichtnahme sollte hinfort ohne Makel sein.“ Bestimmungen allgemeiner Art wurden getroffen über milde Behandlung von Deserteuren 25 und Flüchtlingen, Linderung der Not der Bevölkerung, Bestrafung von entflohenen Beamten, gegenseitige Anrede der Kaiser als Oheim (Kin) und Neffe (Sung) u. ä. Nach dem *S. T'ung-kien* (Kap. 139 fol. 17v^o) fand der Vertrag scharfe Kritik: „Man sagte, einen derartigen Schimpf habe man in aller Welt bisher nicht vernommen. Die hier zu Tage gekommene nachgiebige 30 Ausdrucksweise habe die nationale Ehre (*kuo-t'i*) in hohem Grade verletzt“. Wenn man sich des Schreibens erinnert, das der Kaiser Hi tsung von Kin 1142 an Kao tsung richtete (s. oben S. 236 f.), so wird man über diese Äußerungen erstaunt sein. Tatsächlich mochte der neue Sung-Herrscher Hiao tsung — so war sein Tempelname — zufrieden sein, daß er diesen Vertrag erlangt 35 hatte. Weder die Kraft noch der Kampfwille war bei den Sung, trotz der mutigen Unternehmungen einzelner Persönlichkeiten, ausreichend, um einem Gegner wie dem Kin-Reiche mit Erfolg entgegentreten zu können. Mit der Kraft des konfuzianischen Geistes mochten die Sung ihrer Feinde allmählich Herr werden, mit den Waffen niemals. Es mußte ihnen genügen, daß sie zu den 40 „Barbaren“ in ein gesichertes, friedliches Verhältnis gekommen waren und in den Formen der Höflichkeit mit ihnen verkehrten. Die Kin schickten 1165 bei freudigen Anlässen Glückwünsche bringende Gesandtschaften, „und so geschah es hinfort jedes Jahr“, sagt das *S. T'ung-kien* (Kap. 139 fol. 20v^o).

c) Si-Hia, der Tanguten-Staat.

Nicht viel anders als zwischen Sung und Kin war das Verhältnis zwischen Kin und Si-Hia. Gleich nach der Vernichtung des Hilfsheeres von Si-Hia durch Wan-yen Tsung-wang i. J. 1123 (s. oben S. 187) hatte dieser es für zweckmäßig gehalten, mit dem geschlagenen Gegner Friedensverhandlungen aufzunehmen, um ihn zum Freunde zu gewinnen. Die Si-Hia hatten noch bis vor kurzem siegreiche Kämpfe gegen die Sung geführt (s. oben S. 198), und es war sicherer, bei der endgültigen Beseitigung der Liao und der Auseinandersetzung mit Sung, den Rücken im Westen frei zu haben. Der König K'ien-schun von Si-Hia war ein friedfertiger Mann, und der Versöhnungsversuch der Kin gelang vollkommen. K'ien-schun erklärte sich bereit, ebenso wie er bisher den Liao gedient habe, in Zukunft den Ju-tschen dienen zu wollen. I. J. 1124 empfing er sein Diplom, in dem ihm die Bezeichnung als „Grenzfürst“ (*fan*) oder Vasall verliehen und das von ihm zu beherrschende Gebiet mit seinen Grenzen angegeben war. Unmittelbar danach traf eine Gesandtschaft von ihm bei den Kin ein, die den schriftlichen Lehnseid überbrachte. Darin war hingewiesen auf die langjährigen, durch Heiraten begründeten engen Beziehungen zu Liao, durch die K'ien-schun auch veranlaßt worden sei, dem flüchtigen Liao-Herrscher Hilfe zu bringen. Der Himmel aber habe ihn durch seine schwere Niederlage für die Verirrung bestraft. Er sei dankbar für die Nachsicht, die man in Kin mit seinen Fehlern gehabt habe, er werde in Zukunft ein treuer Vasall sein und regelmäßig im Jahre seinen Tribut senden. Sollte der flüchtige Liao-Herrscher in sein Gebiet kommen, so werde er ihn nicht wieder beherbergen, sondern ihn festnehmen lassen und ausliefern. „Seitdem“, so sagt eine andere Quelle (*Pên-mo* Kap. 32 fol. 30r^o), „wurde der Schrift- und Gesandtschaftswechsel zwischen beiden Staaten nicht mehr unterbrochen“. Wenn man bedenkt, daß T'ien-tsu erst 1125 gefangen genommen worden war, so scheint es mit K'ien-schun's Vasallentreue nicht besser bestellt gewesen zu sein als mit seiner Selbstachtung.

Seine Friedfertigkeit hat indessen seinem Lande nicht immer zum Segen gereicht. Gerade die Schutzmacht Kin hat sie sich mehrfach zunutze gemacht und Vorteile auf seine Kosten erlangt. Es handelte sich dabei vor allem um die Grenzgebiete nördlich vom Huang ho-Bogen und im Westen von Schen-si. Kaum war die Herrschaft der Sung zerbrochen und Gefahr von dort nicht mehr zu befürchten, so änderten die Kin ihre Haltung und besetzten 1126 unerwartet das gesamte T'ien-tê, d. h. die zwischen Huang ho und Yin schan gelegenen Gebiete. Auf den schüchternen Einspruch von Si-Hia kam eine grobe Antwort von dem Kommandierenden der Kin-Truppen: „Wenn der neue Herrscher den Thron bestiegen hat (Wu-k'i-mai war 1123 zur Regierung gekommen), so erneuert sich auch seine erhabene Regierung von Tag zu Tag; wißt Ihr das noch nicht?“ In der Nordost-

Ecke von Kan-su, nach der Grenze des heutigen Schen-si zu, müssen 1127 bis 1128 bewaffnete Auseinandersetzungen mit den Sung-Behörden stattgefunden haben, die unter der Vermittlung von Kin zu einer neuen Festsetzung der Grenze führten, nachdem gewisse Bezirke nördlich von P'ing-liang von Si-Hia besetzt worden waren.

5

Wir sind über die weitere Entwicklung in Si-Hia während des 12. Jahrhunderts nur mangelhaft unterrichtet und lediglich auf die Nachrichten der Sung- und Kin-Annalen angewiesen. Auch diese aber sind zum Teil kärglich, und die Verfasser des *Kin schi* müssen selbst einmal erklären, daß sie „den Zusammenhang nicht feststellen könnten, weil Hofakten von dem 10 König Wei-schao wang (s. unten) nicht vorhanden seien“ (Kap. 134 fol. 7v⁰), obwohl das *Sung schi* (Kap. 486 fol. 20r⁰) mitteilt, daß 1161 mehrere Großsekretäre (*hüo-schi*) ernannt wurden für die Aufgabe, Hofakten anzulegen. Es ist bereits früher die Rede davon gewesen, daß unter dem Einfluß uigurischer Mönche der Buddhismus in dem Lande besonders gepflegt worden war (s. oben S. 156), dabei muß auch in Anbetracht der Verbreitung des Tibetischen der Lamaismus bereits eine Rolle gespielt haben, der gerade im 11. und 12. Jahrhundert in Tibet zu hoher Blüte gelangte, nachdem er das Königtum dort vernichtet und die Herrschaft über das Land an sich gebracht hatte. Wie gut es um die literarische chinesische Bildung in Si-Hia 20 gestanden haben muß, zeigen die europäischen Ausgrabungen (s. oben S. 158 ff.). Die Sung-Annalen geben in Kap. 486 eine ganz kurze Skizze von der Verwaltung des Landes, beschränken sich aber hinsichtlich der Staatseinrichtungen auf die allgemeine Bemerkung, daß „die Beamtenorganisation zumeist mit der von Sung übereingestimmt habe“. Das Land 25 war in zweiundzwanzig Provinzen (*tschou*) eingeteilt, die Bevölkerung setzte sich aus „Zelten“ zusammen, indem jede Familie ein „Zelt“ bildete, ihre Organisation war eine militärische, in die jedes „Zelt“ und jeder Mann über fünfzehn Jahre eingegliedert war. Über innere Vorgänge erfahren wir äußerst wenig, über Kulturfragen, Stellung des Buddhismus u. ä. nichts. 30 Nur die Förderung des Konfuzius-Kultes und seine Einrichtungen, namentlich in der Mitte des 12. Jahrhunderts, werden hervorgehoben.

I. J. 1139 starb K'ien-schun, unter seinem Sohne und Nachfolger Jen-hiao, einem fünfzehnjährigen Knaben, der bis 1193 regierte, fanden neue Grenzkämpfe zwischen Si-Hia und Sung, aber auch Verhandlungen beider über 35 ein gemeinsames Vorgehen gegen die Tibeter und sogar gegen Kin statt. Der Schutzstaat beging anscheinend neue Übergriffe in die Gebiete des Vassallen, und dieser wurde dadurch den Anerbietungen der Sung-Gouverneure zugänglich. Andererseits benutzte Si-Hia 1162 den Kriegszug des Hai-ling wang nach Süden (s. oben S. 252f.) dazu, in das östliche Kan-su einzu- 40 rücken; die Zustände in Kin und der damit verbundene Abbruch des Krieges gegen Sung veranlaßte indessen auch Jen-hiao, seine Truppen zurückzunehmen. Ein klarer Überblick über die Vorgänge läßt sich nicht gewinnen, jedoch geht aus allem hervor, daß Si-Hia ein sehr zweideutiges

Spiel mit den beiden Großmächten spielte, wozu ihm die schwelende innere Krisis in Sung wie in Kin die Möglichkeit bot. Nachdem unter Schi tsung der Friede zwischen beiden hergestellt war (s. oben S. 255), mußte auch in dem Verhältnis von Si-Hia zu Kin wieder größere Vorsicht walten. Beide
5 aber beobachteten sich gegenseitig mit Mißtrauen.

Jen-hiao selbst kann keine sehr starke Persönlichkeit gewesen sein; die Politik, die während seiner langen Regierungszeit getrieben wurde, war mehr das Werk seiner übermächtigen Minister als sein eigenes. Seit seiner Thronbesteigung, sagt das *S. T'ung-kien* (Kap. 141 fol. 39v^o), herrschte im
10 Lande viel Unruhe und Wirrnis. Um ihre Unterdrückung hatte sich der Großvater mütterlicherseits des jugendlichen Herrschers, Jen Tê-king, verdient gemacht. Dafür bemächtigte er sich der Regierung und behielt sie mehr als zwanzig Jahre in den Händen. Er schaltete als Herr im Lande und war mit Todesstrafen gegen Mitglieder der königlichen Familie und des
15 hohen Beamtentums rasch bei der Hand. Er war es auch, der 1167 dem chinesischen General-Protektor von Ssë-tsch'uan, dem bekannten Yü Yün-wên, durch einen Geheimboten den Vorschlag machte, einen gemeinsamen Angriff gegen die tibetischen Si-fan (I, 36f.) zu unternehmen. Die Beweggründe hierfür lagen in weitergehenden ehrgeizigen Plänen des Mi-
20 nisters. Er zwang den ganz in seinen Händen befindlichen König Jen-hiao, 1170 bei der Schutzmacht Kin die Genehmigung dafür nachzusuchen, daß die Gebiete südlich von Ning-hia, auf der Ostseite vom Huang ho bis südlich von Lan-tschou abgetrennt und zu einem Staat für sich gemacht würden, mit dem dann Jen Tê-king belehnt werden sollte. Jen hatte durch reiche
25 Geschenke in Kin den Boden vorzubereiten gesucht und durch ein Geheimschreiben an Yü Yün-wên die Mitwirkung von Sung zu erlangen gehofft, indem er ihm die Ausdehnung seines Machtbereiches in das tibetische Gebiet in Aussicht stellte. Schi tsung von Kin war empört über den Plan: er erkannte sogleich, daß der Gedanke nicht von Jen-hiao stammte, sondern
30 von seinem verräterischen Minister, und erklärte, daß, wenn der König von Si-Hia diesen nicht selbst in Ordnung halten könne, er mit Waffengewalt dafür sorgen würde. Die eingelieferten Geschenke wurden zurückgeschickt, Jen-hiao erhielt einen Erlaß, in dem er auf seine Pflicht gegen den von ihm ererbten Staat hingewiesen und ihm angekündigt wurde, daß ein
35 Abgesandter von Kin die Angelegenheit untersuchen werde. Dazu kam, daß das Geheimschreiben, in dem Yü Yün-wên über den Plan Jen Tê-king's an die Zentrale berichtet hatte, sowie das von letzterem an Yü Yün-wên geschickte Dokument in die Hände von Si-Hia-Leuten gefallen und an Kin ausgeliefert waren, so daß das ganze Komplott mit Sung offen zu Tage
40 lag. Jen-hiao mußte sich nunmehr um seiner eigenen Sicherheit willen ermannen und gegen die Verräter vorgehen: noch in demselben Jahre wurden Jen Tê-king und seine gesamte Anhängerschaft hingerichtet. An Schi tsung wurde darüber Bericht erstattet und gebeten, von einer weiteren Untersuchung abzusehen. Zugleich wurde gemeldet, daß wegen einer Land-

teilung alle Abmachungen aufgehoben seien, man erwarte, daß dasselbe von Seiten der Kin-Regierung geschehe, schon aus dem Grunde, weil die in Betracht kommenden Gebiete an die Provinz Hi-ts'in (zu beiden Seiten des T'ao-Flusses, I, 6) von Kin angrenze und Unruhen die Folge sein würden. Die Bemerkung läßt erkennen, welche Absichten die Kin selbst auf die Gebietsteile von Si-Hia hatten oder man bei ihnen vermutete.

Der letzte Teil von Jen-hiao's Regierungszeit war denn auch gekennzeichnet durch eine wachsende Spannung zwischen den beiden Staaten, die nach Schi tsung's Tode 1189 anfang, sich in blutigen Gewalttaten zu äußern. Anlaß dazu gaben immer häufiger werdende Zwischenfälle an der Grenze in Schen-si und Kan-su. Es bestand hier ein verhältnismäßig lebhafter Handelsverkehr von beiden Seiten, dessen hochwertige Güter Perlen und Edelsteine von Si-Hia, Seide von Kin waren. Die Hauptzollämter waren in Sui-tê und Pao-ngan in Schen-si und in Lan-tschou in Kan-su. Schi tsung war mit diesem „Austausch von unnützen Waren gegen unsere nützlichen“ an sich schon unzufrieden, und als ihm Berichte zugingen, daß die Händler von Si-Hia mit der Grenzbevölkerung heimlich Durchstechereien betrieben, unbefugt die Grenze überschritten, Güter und Vieh stahlen und mit den reichen Kaufleuten in Schen-si einen Handel trieben, von dem die Zollämter nichts wissen sollten, verbot Schi tsung den gesamten Verkehr und schloß die Zollämter. Auf die dringende Bitte Jen-hiao's wurde der Bezirk von Sui-tê wieder freigegeben, dagegen blieben Lan-tschou und Pao-ngan geschlossen, da „dort das Land doch keine Seiden- und Leinestoffe erzeuge“. Schi tsung starb 1189; mit ihm verlor das Kin-Reich seinen fähigsten Herrscher, der in achtundzwanzigjähriger Regierung seinem Volke Frieden, Wohlstand und Bildung geschenkt hatte. Man nannte ihn den „kleinen Yao und Schun“. Unter seinem Enkel und Nachfolger Tschang tsung (persönlicher Name King, sein ältester Sohn und Thronerbe Yün-kung, meist mit seinem Tempelnamen Hien tsung bezeichnet, war bereits 1185 gestorben) änderte sich der Zustand. Der ungesetzliche Grenzhandel rief immer wieder Zwischenfälle hervor, die allmählich größere Ausmaße annahmen. 1191 wurden Grenzwächter der Kin von Si-Hia-Leuten ergriffen und verschleppt. Der Grenzkommandant der Kin rückte mit einer Truppenabteilung aus, um die Ordnung herzustellen, dabei wurde er von einer dreitausend Mann starken Si-Hia-Truppe überfallen und durch einen Pfeilschuß getötet. Auf die Forderung der Kin-Regierung, die Täter zur Aburteilung auszuliefern, ließ Jen-hiao zwar die angeblichen Mörder des Kommandanten hinrichten, aber es blieb ein Grad der Spannung, der schließlich zum offenen Bruch führte.

Durch innere Unruhen und Thronstreitigkeiten in beiden Ländern, sowie durch das neue, im Rücken auftauchende mongolische Machtelement kam bald eine stärkere Bewegung in die trotz äußeren Friedens nie ganz gefestigten Verhältnisse, und selbst der große Staat im Süden wurde in sie hineingezogen. Auf Jen-hiao war 1193 sein Sohn Schun-yu gefolgt. Nach drei-

zehnjähriger Regierung wurde er im Jahre 1206, anscheinend auf allgemeinen Wunsch, des Thrones entsetzt, und sein Vetter Ngan-ts'üan zum König von Si-Hia gemacht. Einen Monat später starb Schun-yu. Über die näheren Umstände und die unmittelbare Veranlassung dieses Staatsstreiches erfahren wir nichts. Es heißt nur, Schun-yu sei „hinfällig und schwach“ gewesen, und seine eigene Mutter habe der Schutzmacht Kin erklärt, „er sei nicht im Stande selbständig zu sein, sie habe daher mit den Großen des Landes die Einsetzung von Ngan-ts'üan beschlossen“. Von Kin wurde daraufhin die Investitur als König von Si-Hia ausgesprochen.

- 10 Weit schlimmer waren die Dinge in Kin. Tschang tsung würde vermutlich gegen seinen Vasallenstaat sowohl bei den Grenzkämpfen wie bei der Enthronung Schun-yu's anders verfahren sein, wenn ihm nicht die Hände gebunden gewesen wären durch einen ihm überraschend aufgezwungenen Krieg gegen Sung und die immer bedrohlicher werdende mongolische Ge-
- 15 fahr im Norden seines Reiches. In Hang-tschou hatte man unter dem Kaiser Ning tsung auf Betreiben des urteilslosen, aber damals allmächtigen Ministers, Han T'o-tschou, eines Urenkels von Han K'i (s. oben S. 167 u. 169), der keinen anderen Beweggrund hatte als die Ruhmsucht (s. unten), einen Angriff auf die Kin-Herrschaft im Huai-Gebiet beschlossen; 1206
- 20 drangen die Sung-Truppen in Ngan-hui ein und besetzten mehrere Plätze. Tschang tsung, ohnehin schon gereizt durch wiederholte Grenzübergriffe, veranlaßte energische Abwehr, und die Folgen waren für Sung verhängnisvoll. In allen Gefechten auf der Nordseite des Huai-Stromes wurden die Truppen des Südstaates geschlagen und verjagt, so daß Ning tsung am Ende
- 25 des Jahres gezwungen war, durch einen Gesandten um Frieden bitten zu lassen. Die Kin verlangten Abtretung der besetzten Gebiete, eine Erhöhung der Tributleistungen, Kriegsentschädigung in Geld und Seide, Entschuldigung und Gelohnis der Besserung und den Kopf von Han T'o-tschou. Han wollte den Krieg weiterführen, aber der eitle und intrigante Schwätzer
- 30 war in Hang-tschou zu verhaßt, als daß man um seinetwillen das aussichtslose Unternehmen hätte fortsetzen wollen. So setzten seine Gegner es im Frühjahr 1207 durch, daß er durch Edikt scharf getadelt und seiner wichtigsten Ämter entsetzt wurde. Mehr wagte Ning tsung wegen der verwandtschaftlichen Beziehungen von Han T'o-tschou zur Familie der Kaiserin zu-
- 35 nächst nicht zu tun. Aber im Geheimen hatte man bereits die Genehmigung zu seiner Beseitigung erlangt. Als er sich bald danach in den Palast begeben wollte, wurde er ermordet. Seinen Kopf schickte man nach Kin, damit wurde der Friedensschluß gesichert. Im Frühjahr 1208 kam er zu Stande: die Kin gaben für den Kopf von Han T'o-tschou die besetzten Gebiete
- 40 von Huai zurück und begnügten sich mit einer Kriegsentschädigung von drei Millionen Unzen Silber. Es wurde sogar eine territoriale Erwerbung der Kin im Westen wieder rückgängig gemacht, die ihnen während des Krieges durch die Verräterei eines Anhängers von Han T'o-tschou, des Gouverneurs von Hing tschou (heute Mien hien, zu Schen-si gehörig), Wu

Hi, zugefallen war (s. unten). So kamen die verlorenen Gebiete in Nganhui und in Schen-si, im besonderen die eroberten wichtigen Pässe von Tassan ling (III, 11f.) und Sien-jen kuan über den Ts'in ling mit der Stadt Fêng (s. oben S. 228), an die Sung zurück.

Freilich nur anderen und schwereren Sorgen war es zuzuschreiben, daß die Kin die Lage nicht zu einem weiteren Vorschieben ihrer Macht benutzten. Denn unheildrohend und immer wachsend an Stärke erhob sich an den Grenzen der Mann, der bald allen Umtrieben und Kleinkriegen ein Ende machen und schließlich den ganzen Kontinent erschüttern sollte: Temudschin oder Dschingis Khan mit seinen Mongolen. 5

Auch in Kin selbst spielten sich ernste Unruhen ab. Ein hoher Beamter und Heerführer, Tschit-tschung, auch Hu-scha-hu genannt, von der Jutschen-Sippe Ho-schi-lie (er kann natürlich nicht derselbe sein wie der oben S. 245 genannte Zehntausendschaftsführer von 1146, vorausgesetzt, daß die Daten richtig sind), ein Nachkomme jenes A-su, der einst bei der Erhebung von Aguda gegen Liao eine so wichtige Rolle gespielt hatte (s. oben S. 185), drohte der herrschenden Wan-yen-Sippe (s. oben S. 184) zum Verhängnis zu werden. Tschit-tschung, ein herrischer, eigenmächtiger und grausamer Mann, hatte zu Schi tsung's Zeit der Leibgarde des Thronfolgers angehört und war unter Tschang tsung zu der Stellung eines Militärgouverneurs (*tsie-tu schi*) emporgestiegen. Er bekleidete dann verschiedene hohe 15
Posten in der Hauptstadt wie in den Provinzen, und obwohl er durch sein anmaßendes Auftreten wiederholt den Unwillen seiner Umgebung und selbst des Herrschers erregte, wagte sich doch niemand an den mächtigen und gewalttätigen Mann heran. I. J. 1206 kämpfte er mit großem Erfolge gegen 25
die Sung-Truppen und wurde nach dem Friedensschluß Statthalter der „westlichen Hauptstadt“ (Ta-t'ung fu, s. oben S. 242) und gleichzeitig Inhaber mehrerer hoher ziviler und militärischer Stellungen. Tschang tsung starb 1208. Sein, mehr noch seiner Jahresbezeichnung (*t'ai-ho*) Name ist der Nachwelt erhalten geblieben durch das neue Gesetzbuch, das 1201, 30
also bald nach seinem Regierungsantritt, vollendet wurde. Es bestand aus zwölf Abschnitten mit 563 Artikeln, einem sachlichen und einem Auslegungskommentar. Das Ganze führte den Namen *T'ai-ho lü*; außer dem Wenigen, was das *Kin schi* (Kap. 45 fol. 11v^{off.}) darüber mitteilt, ist aber nichts davon erhalten. Es muß eine erhebliche Bedeutung gehabt haben, 35
da es auch die Mongolen nach der Eroberung des Kin-Reiches (s. unten) übernahmen. Erst 1271 hob Kublai Khan seine Anwendung auf. Tschang tsung's Nachfolger wurde ein jüngerer Sohn Schi tsung's, Yung-tsi, Prinz von Wei, gewöhnlich Wei Schao wang genannt (Schao ist posthumer Ehrenname). Unter ihm überstieg Tschit-tschung's brutale Anmaßung und 40
Selbstherrlichkeit alle Grenzen. „Es gab nichts mehr, wovor er noch Scheu hatte.“ Er hielt sich ein großes Heer, hatte eine zahlreiche Klientel, darunter viele K'i-tan-Leute, und trotzte jedem Regierungsbefehl. 1213 wurde er nach der „Residenz der Mitte“ (Tschung tu, Peking, s.

oben S. 242) berufen und von einem Zensor wegen hochverräterischer Umtriebe angeklagt. Aber trotz allem wurde er auch von dem neuen Herrscher, wohl mehr aus Furcht als aus Wertschätzung, weiter gehalten. Währenddessen drangen die Mongolen ständig weiter in die nördlichen Provinzen ein, aber Tschü-tschung, dem die Verteidigung in erster Linie oblag, frönte der Jagd und kümmerte sich nicht um die Angelegenheiten des Heeres. Einen kaiserlichen Boten, der ihn an seine Pflicht erinnern sollte, tötete er, weil er ihn beim Essen störte. Von nun ab ging er zur offenen Rebellion über. Außerhalb der Stadt lagerten Truppen des Gouverneurs von Peking unter dem Kommando eines Verwandten von ihm; Tschü-tschung erklärte, der Gouverneur trage sich mit Umsturzplänen, und er selbst sei beauftragt, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Mit freundlichen Worten lockte er den ahnungslosen Kommandeur an sich, ließ ihn töten und brachte die Truppen in seine Hand. Mit diesen rückte er in die Stadt, ließ das Gerücht verbreiten, die Mongolen kämpften bereits an den Pässen im Norden, und veranlaßte so die Garnisonstruppen zum Abzug. Dann wurden der ihm verhaßte Gouverneur, sein Sohn und mehrere Offiziere der Palastgarde beseitigt, eine rasch mobilisierte Abteilung von fünfhundert chinesischen Soldaten vermochte nichts auszurichten. Er drang in den Palast ein, ließ die Wachen durch Leute seiner Klientel ersetzen und ernannte sich zum „Regenten und Oberstkommandierenden“. Mit Gewalt erzwang er die Herausgabe des kaiserlichen Staatssiegels und war nun im Begriff, selbst die Herrschaft zu behalten. Zunächst befahl er die Anfertigung eines Siegels mit der Aufschrift seines neuen Titels. Ein Sekretär des Ritenministeriums, Tschang Hao-li, ein Chinese aus Ho-peï, redete es ihm aus mit der Begründung, daß „seit dem Altertum noch niemals ein Mann aus einer anderen Sippe (als der des Herrschers) ein Regent gewesen sei“. Man weiß nicht, ob diese konfuzianische Geschichtsdeutung verwunderlicher ist oder die tatarische Leichtgläubigkeit, die sie hinnahm. Jedenfalls ist es auffallend, daß Tschü-tschung nunmehr nicht die volle Herrscherwürde beanspruchte, wo das Schicksal des Wei Schao-wang offensichtlich besiegelt war. Unsicher, was zu tun, wandte er sich im Herbst 1213 an den größten Sprachkenner der Ju-tschen, den Übersetzer der chinesischen kanonischen Bücher, T'u-tan Yi, einen Gelehrten, Staatsmann und Feldherrn (er war „Tausendschaftsführer“) in einer Person, „und fragte ihn nach dem, was man allgemein erhoffte. T'u-tan Yi antwortete lässig: der älteste Sohn von des seligen Königs Tschang tsung Bruder Hien tsung (Yünkung, s. oben S. 259) gehörte wohl zu dem, was man allgemein erhofft. Wenn Ihr einen Plan erdenken könntet, ihn auf den Thron zu erheben, so würdet Ihr Ruhm für zehntausend Generationen erwerben. Tschü-tschung schwieg, aber sandte den Eunuchen Li Ssë-tschung ab, der den Herrscher von Kin umbrachte“. Das ist die ausführlichste Erzählung des Sachverhalts, die wir haben, aber sie läßt alle Fragen nach dem inneren Zusammenhang und den wirklichen Beweggründen ungeklärt.

Der fünfzig Jahre zählende neue Kaiser ist unter dem Tempelnamen Sün tsung bekannt. Daß er zunächst ganz in die Abhängigkeit von Tschitschung kam, ist selbstverständlich. Er mußte den brutalen Mörder zum höchsten Marschall und Präsidenten der Regierungszentrale machen, und der Wille des Gefürchteten blieb auch dem Herrscher gegenüber bestimmend. Als Tschitschung allerdings verlangte, daß Wei Schao wang nachträglich zu einem gemeinen Manne aus dem Volke erklärt werde, erhob sich doch Widerspruch, und Sün tsung — eine erste Probe seines klugen Maßhaltens — wußte es durchzusetzen, daß der Ermordete den Titel „Graf von Tung-hai“ (*Tung-hai kün hou*) erhielt. Ein vollwertiger Tempelname ist ihm freilich nicht zu Teil geworden. Lange hat sich indessen Tschitschung seines Triumphes nicht erfreuen können. Schon seit 1210 waren die mongolischen Reiter von Nordwesten aus im Vorrücken innerhalb der Provinzen des Kin-Reiches und bedrohten 1213 von der Gegend um Sün-hua fu die nördlichen Pässe und die Stadt Tschung-tu. Die Truppenführer der Kin hatten nur Niederlagen erlitten und den Vormarsch des neuen Gegners nicht aufzuhalten vermocht. Tschitschung, den Sün tsung um Rat fragte, erklärte, er habe bereits seine Pläne entworfen, tat aber nichts als daß er dem General der Kin, Schu-hu Kao-k'i, der wiederholt in den Kämpfen unterlegen war, drohend bedeutete, er würde im Falle einer weiteren Niederlage „nach dem Kriebsrecht mit ihm verfahren“, d. h. ihn hinrichten lassen, wie er es mit anderen Führern gemacht hatte. Kao-k'i erlitt bald darauf eine neue Schlappe, und da er für sein Schicksal fürchtete, andererseits gehört hatte, daß in gewissen Kreisen auf den Sturz des verhaßten Marschalls hingearbeitet werde, rückte er mit seinen Truppen in Tschung-tu ein und belagerte Tschitschung in seinem Hause. Die Unmöglichkeit einer Verteidigung einsehend, erstieg er die hintere Mauer, um von da zu fliehen, kam aber dabei zu Fall und verletzte sich an der Hüfte. Die Soldaten ergriffen ihn, schlugen ihm den Kopf ab und schickten diesen an den Hof. Sün tsung verzieh den Verbrechern, sie erhielten sogar noch Belohnungen. Auch der Herrscher war froh, dieses gefährlichen Beschützers ledig zu sein. Kao-k'i, dem seine Tat zu einer guten Laufbahn verholfen hatte, zeigte sich später selbst als eigenmächtiger Gewalthaber und Politiker, und als er in eine üble Mordangelegenheit verwickelt wurde, ließ ihn Sün tsung hinrichten.

35

d) Si-Hia, Kin und die Mongolen.

Mehr noch als die inneren rüttelten die äußeren Verhältnisse an der Machtstellung von Kin. Von drei Seiten drangen jetzt alte und neue Feinde in die während der letzten hundert Jahre eroberten Gebiete ein, und die unzweifelhaft sinkende militärische Stärke des einst so gefürchteten Volkes ermunterte zu immer neuen Angriffen. Ob der Einfluß der kon-

40

fuzianischen Kultur bei diesem Verfall als Ursache mitgewirkt hat, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls trugen die inneren Zwistigkeiten sicher das ihrige dazu bei. Die Sung würden 1206 wohl kaum ihren Einbruch in Nganhui unternommen haben (s. oben S. 260), nachdem sie fast fünfzig Jahre 5 Frieden gehalten hatten, wenn sie nicht Kunde gehabt hätten von der gefährlichen Lage des Kin-Reiches. Der unrühmliche Ausgang war nur ein neues Zeugnis für ihre militärische Unfähigkeit. Das Jahr 1206 bedeutete in der Tat eine Wende in der Geschichte des nordischen Staates. Ebenso wie die Ju-tschen selbst unter ihrem Führer Aguda einst im Rücken der 10 K'i-tan aufgestanden waren und das große Liao zum Einsturz gebracht hatten (s. oben S. 183 ff.), so erhob sich weit im Norden von ihnen, mit einer plötzlichen Energie, jener Stamm der Manghol, der für die Kin schon lange ein unbequemer Nachbar gewesen war und mit dem sie 1146 den wenig rühmlichen Frieden hatten schließen müssen (s. oben S. 244). Wir wissen 15 nichts Sicheres über jene frühe Zeit der nordischen Steppenkämpfe vor dem Emporkommen der Sippe, aus der später die großen mongolischen Welt-herrscher hervorgehen sollten. Yesugai vom Stamme der Kiyat war es, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts zuerst dem Erbfeinde, den Tataren (chinesisch Ta-tan, II, 514 u. III, 290 u. 422), die damals im Osten der 20 Manghol, gegen die Seen Kulun nor und Buir nor wohnten, erfolgreich Widerstand leistete und damit wohl auch die Herrschaft über seine und mehrere andere Sippen erlangte. Den Tataren gelang es schließlich, ihn zu vergiften, aber sein um 1155 geborener Sohn Temudschin setzte sein Werk der Vereinheitlichung der Steppenvölker in weit größerem Maße fort. Zu 25 nächst selbst noch dem Fürsten der Kereit, eines Volkes, das südlich der Selenga, an den Flüssen Orkhon und Tula wohnte und sich zu dem nestorianischen Christentum bekannte, vom Vater her befreundet und tributpflichtig, vermochte er, anfangs im Bunde mit diesem, in jahrelangen Kämpfen, die ihn mehrfach in sehr kritische Lagen brachten, die übrigen 30 Steppenvölker zu unterwerfen oder zu vernichten. An den verhaßten Tataren wurde furchtbare Rache genommen: im Kampfe besiegt, wurden sie 1202 zu einem großen Teile ausgerottet, die Reste als Sklaven unter die verbündeten Sippen verteilt. Die Märkit an der unteren Selenga, östlich vom Baikal-See (III, 290), zu denen Temudschin's eigene Mutter gehörte, 35 unterlagen schließlich ebenfalls nach mehreren Kriegszügen 1204. Der Fürst der Kereit, Togoril, übte damals in schnöder Undankbarkeit gegen Temudschin wiederholt Verrat; i. J. 1203 kam es zum Bruch, Togoril wurde besiegt, er floh zu den Naiman und fand dort seinen Tod. Die Naiman, ein großes Volk, das zwischen dem Großen Altai und dem Hangai- 40 Gebirge südöstlich von Kobdo wohnte und ebenfalls viele Nestorianer zählte, waren jetzt die letzten bedeutenden Nebenbuhler Temudschin's in der Steppe. Sie standen auf Seiten seiner Gegner, ihr Khan Kučuluk hatte den Gürkhan der Kara Khitai seiner Herrschaft beraubt (s. oben S. 195) und bildete mit seinen Verbündeten ein bedrohliches Hindernis für Te-

Temudschin's bereits stark gesteigertes Machtgefühl. In den Jahren 1204 und 1205 wurde aber auch dieser letzte Gegner geschlagen, die völlige Vernichtung des flüchtigen Naiman-Fürsten erfolgte allerdings erst 1218. Im Jahre 1206 wurde Temudschin, der inzwischen einundfünfzig Jahre alt geworden war, in einer großen Versammlung der Sippenhäupter, dem *kuriltai* der Mongolen, an der Quelle des Onon-Flusses (bei Karakorum, s. unten) zum Khan aller Steppenvölker ausgerufen und erhielt den Titel Dschingis Khan, eine Bezeichnung, die noch nicht sicher erklärt ist und vor der einst Asien und Europa erzittern sollten. 5

Die folgenden Jahre hindurch unterwarf Dschingis Khan die im Norden 10 seiner Stammsitze, in den Grenzgebieten der heutigen Mongolei und Transbaikaliens wohnenden Stämme der Oirat, Burjaten, Kirgisen und zahlreicher anderer Waldvölker, dann aber lockte ihn das, was südlich von ihm lag. Von den beiden großen Reichen der Si-Hia und der Kin und ihrer Staats- und Kulturentwicklung hatten die Mongolen natürlich längst Kunde 15 gehabt, obwohl über einen Verkehr zwischen ihnen und den Nordstaaten vor dem Auftreten Temudschin's nur sehr dürftige Nachrichten vorliegen. Immerhin werden, abgesehen von den T'ang, in den Geschichtswerken der Liao und Kin mehrfach Gesandtschaften erwähnt, die sicher von den mongolischen Stämmen geschickt waren, wenn auch die Namen dafür wechselnd 20 geschrieben werden: neben den Mêng-wu der T'ang erscheinen die Mêng-ku der Liao und Kin in verschiedenen Schreibungen; auch was von den Schiwei und vielleicht sogar von den Ta-tan gesagt wird, mag sich zuweilen auf das beziehen, was später Mêng-ku genannt wird. Wenn aber Temudschin wußte, wie die K'i-tan, die Ju-tschen und die Tanguten ihre Reiche erworben hatten, so hätte er nicht der ehrgeizige und machtgierige Mann sein müssen, der er war, wenn er nicht den Drang gespürt hätte, es ihnen gleich zu tun und, wenn nötig, über sie hinwegzuschreiten. Die Aussicht auf reiche Beute, Seidenstücke, Silber und Kostbarkeiten, sowie die Möglichkeit, ein angenehmeres und prunkvolleres Leben zu führen, als es die Steppen und 30 Wälder des Nordens zuließen, müssen allein schon verführerisch genug gewesen sein, auch wenn nicht ein größerer Herrschaftsbereich mit all seinen Reizen für Heer und Verwaltung dazu gekommen wäre. Es hätte somit kaum der äußeren Anlässe bedurft, um Temudschin den Angriff auf Kin und damit den auf die südliche Welt beschließen zu lassen. 35

Den Kin wie den Si-Hia auf der anderen Seite kann es auch nicht verborgen geblieben sein, daß an ihrer Nordgrenze eine Gefahr heranwuchs, der sie würden begegnen müssen. Schon während der Kämpfe Temudschin's gegen die Tataren und anderen Steppenvölker war es zu Berührungen mit beiden Staaten gekommen. Die Kin beanspruchten über einige jener Stämme 40 die Oberherrschaft; der Fürst Togoril der Kereit, der Freund von Temudschin's Vater Yesugai, hatte von den Kin die Investitur als „König“ (*Onghan*) erhalten, was zur Entstehung der abendländischen Legende vom „Priester Johannes“ beigetragen zu haben scheint. Ferner waren

die Kin gegen einen Tataren-Fürsten, Megujin, „wegen Vertragsbruches“ zu Felde gezogen und hatten ihn nach Norden verjagt, worauf Temudschin eingriff und die Gelegenheit benutzte, seine Erbfeinde, die Tataren, „in die Zange zu nehmen“ und Rache zu üben. Der Altan Khan (Kaiser Tschang tsung von Kin) sollte ihm dafür aus Dankbarkeit einen höheren Titel verleihen. Der *Onghan* war früher wegen eines Anschlages auf die jungen Brüder seines Vaters mit diesen und ihrem Oheim, dem Gürkhan, in einen erbitterten Kampf geraten. Er kam in große Bedrängnis, bis ihm in Yesugai ein Helfer erstand, der den Gürkhan nach Si-Hia (mongolisch Hašin) vertrieb. Onghan war dann auf der Flucht vor den Naiman selbst zu dem Gürkhan der Kara Khitai (s. oben S. 194) übergegangen. So konnten die beiden sinisierten Nordstaaten das Emporkommen des neuen, von einem unbändigen Machtwillen beseelten Monghol-Herrschers unmittelbar beobachten.

15 Das *Yuan schi* (Kap. 1 fol. 14r^o) macht eine kurze Mitteilung darüber, wie Dschingis Khan sogleich nach der Begründung seiner Machtstellung 1206 seine Aufmerksamkeit nunmehr dem Süden, und zwar dem Kin-Reiche oder, wie er es immer nennt, dem Reiche der Kitat (= Khi-tan, s. oben S. 196) zuzuwenden. „Der Kaiser (Dschingis)“, so heißt es, „began damals den Gedanken zu erwägen, Kin anzugreifen. Früher hatten nämlich die Kin einen Angehörigen seiner Sippe, Ambahai, getötet, und Dschingis wollte dafür Rache nehmen. Nun erzählten damals Kriegsgefangene aus Kin, daß der Herrscher von Kin, King (Tschang tsung), rücksichtslos und grausam regiere. Dschingis beschloß deshalb, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, aber 25 er wagte nicht, vorschnell zu handeln“. Nach dem *Yuan-tsch'ao pi schi* war Ambahai von Tataren gefangen genommen und an den Altan Khan (Tschang tsung) von Kin ausgeliefert worden. Daß er von ihm getötet sei, wird nicht gesagt, jedenfalls scheint er aber im Kin-Lande gestorben zu sein. Im *S. T'ung-kien* (Kap. 158 am Ende) liest man von einer 30 deren Ursache der Feindschaft: „Früher hatte der Beherrscher der Mongolen einmal Tribut nach Kin gebracht. Tschang tsung, der Herrscher der Kin, hatte den Prinzen von Wei beauftragt, den Tribut in Tsing-tschou (in Schen-si) entgegenzunehmen. Als der Mongolenfürst bei dem Prinzen von Wei Audienz hatte, benahm er sich nicht der Ordnung entsprechend, 35 so daß der Prinz von Wei schon um die Genehmigung bitten wollte, ihn mit den Waffen angreifen zu dürfen. Als bald danach Tschang tsung gestorben war (1208) und der neue Herrscher von Kin den Thron bestieg (s. oben S. 261), erging die Anordnung, daß die Mongolen ihre Ehrfurcht (durch Niederwerfen usw.) zu bezeugen hätten. Der Mongolenfürst fragte 40 den Abgesandten von Kin: Wer ist denn der neue Fürst? Der Abgesandte sagte: Der Prinz von Wei. Da wandte der Mongolenfürst das Gesicht heftig nach Süden, spuckte aus und sagte: Ich nenne mich Kaiser des Mittelstücks im Reiche und bin der höchste Mensch unter dem Himmel, und da soll ich Ehrfurcht bezeugen vor einem solchen kümmerlichen Jäm-

merling? Damit bestieg er sein Pferd und ritt nach Norden ab. Der Abgesandte von Kin berichtete hierüber bei seiner Rückkehr, und der Herrscher von Kin geriet darob in noch größeren Zorn. Er beschloß, wenn der Mongolenfürst wieder Tribut brächte, in dessen Lager zu gehen und ihn zu töten. Der Mongolenfürst wußte dies, er brach deshalb seine Verbindung mit den Kin ab und rüstete verstärkt zum Kriege.“ Die hier geschilderten Vorgänge mögen Anlässe gewesen sein zu Dschingis Khan's Zorn auf Kin, die eigentliche treibende Kraft lag bei ihm, wie vorhin erwähnt wurde, tiefer. Das zeigt sich auch darin, daß ebenso wie Kin auch Si-Hia unter Vergewaltigungen zu leiden hatte, obwohl hier kein Grund zur Vergeltung 5 oder Abwehr bestand. Schon 1209 bat Si-Hia die Kin um Hilfe gegen Bedrängung durch die Mongolen. Temudschin hatte damals die Unterwerfung der Uiguren in Kan-su und Turfan entgegengenommen und war dabei in das Gebiet von Ho-si (Si-Hia) eingedrungen.

Der König Ngan-ts'üan sandte ihm ein Heer unter dem Thronfolger entgegen, um ihm den Weg zu verlegen. Zunächst gelang dies auch durch ein siegreiches Gefecht, aber dann warfen die Mongolen ihre Gegner in die Hauptstadt Tschung-hing (Ning-hia) zurück, leiteten den Fluß ab und überschwemmten das Gebiet. So wurden die Si-Hia zur Kapitulation gezwungen und erkauften durch Geschenke von Frauen u. a. den Frieden. Wenn man 20 sich erinnert, daß schon seit zwanzig Jahren eine starke Abkühlung der Beziehungen zwischen Si-Hia und Kin eingetreten war (s. oben S. 259), so kann es nicht auffallen, daß Wei Schao-wang das Gesuch ablehnte, da er jetzt, bei dem Thronwechsel, keinen Krieg unternehmen könne. Er hielt es für geratener, seinem Groll gegen Temudschin auf andere Weise Befriedigung zu verschaffen. Die Si-Hia, erbittert über die Absage und überzeugt von der Unzulänglichkeit der Kin-Macht, fielen das Jahr darauf in das Nachbargebiet ein und besetzten die Stadt Kia-tschou, östlich von Yü-lin, am Huang ho. Die Kin vertrieben sie bald wieder, aber die Feindschaft blieb. In Si-Hia wußte man, wo die größere Stärke war, und handelte 30 danach.

Noch in demselben Jahre 1210, im Herbst, hatte Dschingis Khan im Nordwesten vorgefühlt und die Bewohner der dortigen Kin-Bezirke (wohl im äußersten Nordwesten von Schan-si) in Schrecken gesetzt. Wilde Gerüchte drangen nach der Hauptstadt von den Grausamkeiten der Steppenreiter, 35 denen sich alle Stämme bereits unterworfen hätten und für die man in Si-Hia Pfeile schnitze und Schilde herstelle. Wei Schao-wang, der es nach seinen Erfahrungen hätte besser wissen sollen, hielt das Ganze für einen aufgebauchten Grenzstreit und wünschte dadurch nicht in seiner Ruhe gestört zu werden. Aber bald redeten die Dinge eine lautere Sprache. Im 40 Frühjahr 1211 rückte Dschingis Khan aus seinem Lager weiter nach Osten. Er nahm den schwach verteidigten Ye-hu ling (den „Fuchspaß“), etwa 20 km nordöstlich von Wan-ts'üan, westlich von Kalgan, da wo heute die Reste des äußeren Zweiges der Großen Mauer entlang ziehen, und erlangte

damit den Zugang zu den Städten Fu-tschou bei Kalgan und Süan-tê fu (jetzt Süan-hua fu) südöstlich davon. Die Wirkung schon dieses Zuges war eine sehr starke. Die K'i-tan-Leute, auch die in Beamtenstellen befindlichen, frohlockten heimlich, daß jetzt der Tag der Rache gekommen sei, und stellten den Mongolen ihre Landeskenntnis zur Verfügung. Wei Schao-wang aber geriet in Angst, er schickte Gesandte zu den Mongolen und bat um Frieden. Dschingis Khan lehnte ab, seine Ziele lagen weiter.

Die mongolische Front wurde nunmehr stark nach Süden ausgeweitet. Ein Teil des Heeres rückte über den befestigten Platz von Pai-têng, wenig südlich von Yang-kao hien, in Schan-si ein und nahm die „West-Hauptstadt“ (Ta-t'ung fu), Dschingis Khan selbst zog weiter nach Südosten, überwältigte die von den Kin angelegten Forts und trieb bei Hui-ho, nordöstlich von Huai-ngan (südlich von Kalgan), das Heer der Kin völlig auseinander. Unaufhaltsam ging es dann weiter über das Gebirge. Der General Kao-k'i (s. oben S. 263) wurde zurückgeworfen, der wichtige Paß Kü-yung kuan (II, 239) genommen, im Herbst 1213 standen die ersten Mongolen vor Tschung-tu. In den folgenden drei Jahren wurden die Gebiete des ganzen Ho-peï, des nördlichen und mittleren Schan-si und des nördlichen Schantung von den Reiterscharen überschwemmt. Der festen Städte allerdings konnte man noch nicht Herr werden, vor den Mauern endete vorläufig die Kriegskunst der Mongolen. In Tschung-tu saß Wei Schao-wang und beratschlagte mit seinen Ministern und Heerführern, was geschehen solle. Die Heere der Kin waren übefall geschlagen, ihre Befestigungen erstürmt, die Beamten, besonders soweit sie K'i-tan-Leute waren, unterwarfen sich den Eroberern, die Bevölkerung flüchtete aus den geplünderten und verwüsteten Ortschaften, Furcht und Schrecken, durch wilde Gerüchte genährt, beherrschten das Land und lösten die staatliche Ordnung auf.

Der Kin-Herrscher war ein unbedeutender Kopf und der Lage nicht gewachsen. Seine Ratgeber waren verschiedener Meinung: die einen meinten angesichts der Tatsache, daß die Mongolen stärker im Angriff, die Kin stärker in der Verteidigung seien, man solle sich in die festen Städte zurückziehen, allen wertvollen Besitz dorthin bringen und sich auf die Verteidigung durch große Truppenmassen beschränken. Welch ein Unterschied gegen die tapferen, angriffsfreudigen Ju-tschen weniger als hundert Jahre früher! Ein anderer schlug vor, die Regierung vorläufig nach Liao-tung zu verlegen, das die Heimat der Dynastie und „mehrere tausend li“ (?) von Tschung-tu entfernt sei! Wei Schao-wang lehnte den einen Vorschlag ab, entschied sich aber auch für den anderen nicht. Im ganzen bot der Zustand des Kin-Reiches ein klägliches Bild. Tshi-tschung, der Statthalter der „West-Hauptstadt“, hatte die Stadt kampfflos preisgegeben, hielt mit seiner Klientel den Herrscher und die Regierung im Bann und scheute sich nicht, inmitten der schweren Krise 1213 seinen blutigen Staatsstreich auszuführen (s. oben S. 262). Auch in Kirin in der Mandschurei hatte sich um dieselbe Zeit ein K'i-tan-Mann, Ye-lü Liu-ko, ein Grenzkommandant der Kin, zum

König von Liao gemacht und seine Unabhängigkeit erklärt. Ein gegen ihn gesandtes Heer von Kin (angeblich 600 000 Mann) unter P'u-sien Wan-nu erlitt eine Niederlage, einem zweiten erging es nicht besser, seine Reste zerstreuten sich in der Mandschurei.

Anfang 1214 lagerte Dschingis Khan im Norden von Tschung-tu und schloß die Stadt von aller Zufuhr ab, so daß eine grimmige Hungersnot entstand. Sein Feldherr Mukuli eroberte während dessen ohne viel Widerstand die benachbarten Gebiete von Liao-si. Die Generale des Khans rieten zum Sturm, aber er lehnte ab und sandte an den neuen König Süantsung eine Botschaft, in der er sagte: „Alle Bezirke von Schan-tung und Ho-peï sind mir untertan, nur Yen-king (Tschung-tu) hältst du noch in deiner Hand. Der Himmel hat dich schwach gemacht, ich dagegen treibe dich in die Not. Wenn aber der Himmel so zu mir spricht, wie kann ich da meine Heere zurückführen? Du bist ja nicht im Stande, sie so zu belohnen, daß der Zorn meiner Heerführer besänftigt wird“. Die Andeutung dessen, was der Khan für sich und sein Heer erwartete, dürfte in Wirklichkeit etwas deutlicher gewesen sein, wie denn auch das *Ta Kin-kuo tshi* gerade heraus sagt, was der Khan an „Belohnungen“ verlangt habe. Die Erklärung gab zunächst Anlaß zu neuen Beratungen. Schu-hu Kao-k'i (s. oben S. 263) meinte, Mannschaften und Pferde der Mongolen seine in Folge des ungewohnten Klimas 20 krank, sie würden den Kampf aufgeben müssen. Dem widersprach der Kommandant der Hauptstadt, Wan-yen Tsch'êng-hui: die Truppen in Tschung-tu entstammten den Provinzen und hätten ihre Familien dort. Sie würden durch den Gedanken an die Heimat gelähmt und seien unlustig, hier zu kämpfen. Man solle lieber den Mongolen Friedensvorschläge machen; wenn sie abgezogen seien, könne man weitere Pläne erwägen. Andere stimmten zu, und Süan tsung entsandte Tsch'êng-hui in das Lager der Mongolen, um die Friedensbitte zu übermitteln. Zugleich überbrachte dieser eine Tochter des ermordeten Wei Schao-wang als Geschenk für den Khan, ferner Gold, Edelsteine und Seidenstücke, fünfhundert junge Knaben und Mädchen als 30 Gefolge für die Prinzessin, dreitausend Pferde u. a. Dschingis Khan nahm den Preis an und zog mit allen Truppen ab. Tsch'êng-hui geleitete sie bis zum Paß von Kü-yung kuan. Der Mongole verfuhr immer noch milder als einstmals die Ju-tschen mit den Sung.

Liu-ko in der Mandschurei hielt es jetzt für geraten, sich Dschingis Khan 35 zu unterwerfen: Mukuli, der Eroberer von Liao-si, kam ihm zu Hilfe gegen die Kin sowohl wie gegen seine eigenen Parteigänger. In seiner Abwesenheit hatte sich einer von diesen den Titel Kaiser von Liao beigelegt, und Liu-ko selbst rückte darauf mit der mongolischen Streitmacht in die Mandschurei und machte dem Spiel dort ein Ende. Am Schluß, 1218, wurde auch Kao-li 40 (Korea) noch in den Streit hineingezogen, indem der nächste Prätendent nach der Vernichtung seines Vorgängers Liu-ko dort Unterschlupf gesucht hatte. Dadurch wurde das Land, das sich während der letzten beiden Jahrhunderte, seit der Einigung durch die Wang-Dynastie (s. oben S. 129 ff.),

- einer im ganzen friedlichen Entwicklung erfreut hatte, in die Eroberungspolitik der Mongolen hineingezogen, womit eine Zeit neuer Drangsalierungen begann. Der Flüchtling wurde von einem K'i-tan-Bandenführer namens Kin-schan getötet, der sich zum Nachfolger in der Herrschaft von Liao
- 5 erklärte. Nunmehr rückten die Mongolen unter Ha-tschai-tsi auch in Korea ein und belagerten die Stadt Kang-tong (östlich von Pyöng-yang), wo die Flüchtlinge sich festgesetzt hatten. Der friedfertige König ergab sich in sein Schicksal und mußte seine Bereitschaft erklären, den Mongolen hinfort tributpflichtig sein zu wollen. Nachdem auch Kin-schan inzwischen er-
- 10 mordet war, konnten die Mongolen ohne Kampf den Rückmarsch antreten. So kamen 1217 Liao-tung und das Gebiet nördlich davon, damit also das ganze Stammland der Ju-tschen, außerdem Korea, unter die mongolische Herrschaft. Die Fähigkeit zu ernstem Widerstande war in Kin nicht mehr vorhanden.
- 15 Für die Kin war es freilich nur eine Galgenfrist, die sie sich auf unrühmliche Weise erkaufte hatten. Süan tsung selbst fühlte sich nach den Erfahrungen dieses Jahres in Yen-king nicht mehr sicher, und als der Gouverneur von Ta-ming fu in Ho-peï eine Verlegung der Hauptstadt dorthin vorschlug, berief er eine Versammlung seiner Berater, um den Gedanken zu erörtern.
- 20 In der Beratung wurden mannigfache Ansichten laut. Nicht wenige waren dagegen. Natürlich kam überhaupt nur eine Verlegung nach Süden in Frage, aber hier ergaben sich mehrere Möglichkeiten: Ta-ming und Tchên-ting im südlichen Ho-peï wurden in Betracht gezogen, andererseits auch Pien (K'ai-fêng), Lo-yang und sogar Tsch'ang-ngan (damals Yung-hing genannt)
- 25 und andere mehr. Yen-king sei damals, so meinte der eine, als Liao vernichtet und Sung niedergeworfen wurde, zum Kern des Reiches gemacht worden. „Dann habe man das System der fünf Hauptstädte (s. oben S. 242) geschaffen, um ein Gleichgewicht herzustellen, alles aus Vorsicht gegen die Absicht der südlichen Sung, die Gebiete von Ho-nan und Schan-tung wie-
- 30 derzugewinnen“. Auch Liu Yü habe man später abgesetzt, da er das Land doch wieder an die Sung habe kommen lassen (s. oben S. 225 u. 229). Gewiß sei die Hauptstadt der Mitte wichtig für die Aufsicht über das Ganze, aber der Kriegslärm, der sie jetzt nach dem Verlust der nördlichen Bezirke ständig umtobe, beeinträchtige ihre Stellung allzu sehr. Der Vorschlag,
- 35 die Hauptstadt zu verlegen, sei richtig; ob gerade Ta-ming sich besonders eigne, müsse weiter überlegt werden. Ein anderer erinnerte dagegen daran, daß Aguda, als er gemeinsam mit den Sung die Bekämpfung von Liao unternahm, zugesichert habe, daß Yen-king an Sung fallen solle. Tschung-hien aber (d. i. Tsung-han, einer der drei Organisatoren des Kin-Reiches, s. oben
- 40 S. 190), habe in anbetracht der günstigen Lage der Stadt dringend geraten, sie zu behalten. T'ai tsu indessen habe erklärt, er habe sein Wort gegeben und wolle es nicht brechen. Nach seinem Tode möge er die Stadt in Besitz nehmen. „Dieses Yen-king aber jetzt zu räumen, heiße, es verlieren“. „Ist es besser, das ganze Land zu verlieren als Yen-king?“

rief man dazwischen. „Ich kenne die anderen hier genannten Plätze nicht, aber die Hauptstadt der Mitte aufzugeben, ist unmöglich“, wurde von anderer Seite erklärt. Hier seien die Gräber der Vorfahren, wenn man sie preisgäbe, wie wolle man vor den künftigen Generationen bestehen? Man zählte alle Städte auf, die als kaiserliche Residenzen in Betracht kamen, fand aber, daß Lo-yang und Pien durch die Nähe von Sung, Tsch'ang-ngan durch die von Si-Hia gefährdet seien und daß Ta-ming fu sich am besten eigné (vergl. oben S. 221). Endlich wurde ein Vermittlungsvorschlag gemacht: die Hauptstadt der Mitte aufzugeben, sei nicht angängig, man möge vorübergehend die Hauptstadt verlegen, und sobald eine Beruhigung der Verhältnisse eingetreten sei, wieder zurückkehren. „So zogen sich die Erörterungen noch lange hin, aber eine Entscheidung erfolgte nicht“. Die Reden hierbei sind ebenso kennzeichnend für das gesunkene Selbstvertrauen der Ju-tschen wie siebenundsiebzig Jahre vorher die bei dem Rückzug nach Hang-tschou gehaltenen für die politische Schwäche der Sung (s. oben S. 237ff.). Aber heftiger noch als dort stießen hier die Meinungen weiterhin aufeinander, ohne viel Neues hervorzubringen. Die auf Befehl Sün tsung's angesetzte neue Beratung griff — ein weiteres Zeugnis der Sinisierung — mehrfach auf das literarische Gebiet über. Man redete von Wên wang und dem Herzog von Tschou, der den Platz für die neue Hauptstadt ermittelte (I, 114), von P'an Kêng, der die Hauptstadt mehrfach verlegte (I, 68), und von Hao, der neuen Residenz (I, 107) u. a. Aber im ganzen war der Widerstand gewachsen, nachdem man sich mehr auf die alte Kraft und auf die Forderung der nationalen Ehre besonnen hatte. „So lange wir die Hauptstadt der Mitte haben, haben wir Ho-peï und Ho-nan; wenn wir aber die Hauptstadt der Mitte nicht mehr haben, können wir Ho-peï nicht schützen, und wie soll Ho-nan, auf sich allein gestellt, bestehen?“ Die Hauptstadt müsse und könne auch gegen alle Bedrohung gehalten werden. Als neue Residenzen könnten jedenfalls nur, da Tsch'ang-ngan zu weit entfernt sei, Ta-ming, Pien und Lo-yang in Frage kommen. Aber die Gebiete von Ta-ming seien nicht sicherer als die von Yen-king, Lo-yang sei gänzlich verfallen, das Land herum zum großen Teil eine Wüste, eine Wiederherstellung übersteige die Mittel des Staates. So bleibe nur Pien, dessen Paläste zwar auch in Trümmern lägen, aber wiederhergestellt werden könnten; seine Lage sei vorteilhaft und die Regierung von Sung habe keine großen Pläne mehr. Damit fiel die Entscheidung für K'ai-fêng, im Sommer 1214 fand die Übersiedlung statt, der Thronfolger blieb als Statthalter zurück. Pien-king wurde jetzt auch Nan-king, „die Süd-Hauptstadt“.

Die Maßnahme rief bei den Nachbarstaaten Wirkungen hervor, die wohl keiner der Berater Sün tsung's vorausgesehen hatte. Wie man sich in Sung die Weiterentwicklung dachte, das zeigt eine Eingabe des bekannten Gelehrten und einsichtsvollen Politikers Tschên Tê-siu, der damals Mitglied der Hofregistratur für die Tagesgeschichte war, vom 3. September 1214, in der er beantragt, die jährlichen Tributleistungen an die Kin von jetzt an

einzustellen. Er schreibt dann über die neue politische Lage: „Die Ju-tschen haben wegen der Bedrängung durch die Mongolen ihre Hauptstadt nach Pien verlegt. Das ist für unser Land eine Ursache größter Sorge. Die Mongolen gleichen in ihrem Bestreben, die Ju-tschen zu vernichten, dem Jäger, 5 der den Hirsch jagt. Wohin der Hirsch läuft, wird ihm der Jäger folgen. So haben sie die hindernden Pässe im Norden überschreiten können, um nach Yen zu gelangen, warum sollen sie nicht den Wasserstreifen des Huang ho überbrücken können, um nach Pien vorzudringen? Wenn aber die Mongolen im Stande sind, wie einst Liu Ts'ung und Schi Lo (II, 46), Tschung-
 10 yuan (Ho-nan) zu besetzen, so daß unsere Gebiete einander in die Augen sehen können und Nachbarn werden, so ist das wahrscheinlich für uns kein Vorteil. Oder, wenn wieder wie einst zu Ye-lü Tê-kuang's Zeit, der das Mittelreich nicht zu befrieden vermochte (s. oben S. 55 ff.), tatkräftige Banditen die Zwietracht benutzen und das Land in Besitz nehmen, so ist
 15 das für uns erst recht kein Segen. Jetzt sollte man den bevorstehenden Untergang des Feindes benutzen, die eigene Unabhängigkeit mit Energie zu erstreben, nicht aber sollte man die Tatsache, daß der Untergang noch nicht eingetreten ist, dazu benutzen, auf behagliche Ruhe bedacht zu sein. Tüchtige Männer verwenden, die Regierungsangelegenheiten in Ordnung
 20 bringen, alle Pläne durchdenken und das Herz des Volkes gewinnen, das ist die Voraussetzung der Unabhängigkeit; die Truppen belehren, die Heerführer auswählen, Mauern und Gräben ausbessern und die Grenzwachen mit Weisungen versehen, das ist das Werkzeug der Unabhängigkeit. Wem aber Duldung der Schande und Besänftigung kriegerischen Wesens das Heil
 25 bedeutet, die Krieger beruhigen und den Kampf vermeiden die Regel ist, der mag Gold und Seidenstücke anhäufen für die Befriedung der Grenzgebiete, Edelsteine und Brokatkleider bereitstellen für die reisenden Boten. Bleiben dann die Ju-tschen erhalten, so mag er das alles für sie verwenden, obsiegen aber ihre stärkeren Feinde, so mag er es diesen zukommen lassen.
 30 Das ist der Plan für sorglose Ruhe. Wenn Euer Majestät die Unabhängigkeit zum Ziel nehmen, so wird die Macht des Staates täglich stärker werden, richten Sie aber Ihre Sinne auf die sorglose Ruhe, so wird diese Macht täglich schwächer. Frieden oder Gefahr, Bestand oder Untergang liegen in Ihrer Hand“. Eine andere Stimme aber warnte vor Übereilung: „Die
 35 Macht der Mongolen,“ hieß es hier, „ist allmählich so stark geworden, daß sie hinreicht, um die Kin zu vernichten. Die Kin waren früher unsere Feinde, heute sind sie unsere Deckung. Man sollte deshalb Geduld haben mit den Tribut, damit sie die Mongolen abwehren können“. Der Kaiser Ning tsung konnte sich indessen zu keinem Entschluß aufrufen, zunächst
 40 befahl er einmal die Einstellung der Tributleistungen. Erkannt war in Hang-tschou die drohende mongolische Gefahr wenigstens von einigen, aber gehandelt hat man nicht nach der Erkenntnis.

Bei den Mongolen war die Wirkung verhängnisvoll. Temudschin geriet in hellen Zorn, als er davon hörte: diese Verlegung sei das Zeichen hinter-

listiger Gesinnung, hinter der die Absicht stehe, den eben geschlossenen Friedenspakt zu lösen. Er faßte den Entschluß, abermals in Kin einzufallen. Noch in demselben Jahre 1214 aber nahm er die Vasallenschaft von Si-Hia entgegen. Chinesischen Nachrichten zufolge hatte Temudschin, wie wir sahen (s. oben S. 267), schon 1209 die Tanguten seine Macht fühlen lassen, und 5 jetzt erfolgte, wie bei den Uiguren, die freiwillige Unterwerfung des Königs Tsun-hü, der 1211 als Nachfolger von Ngan-ts'üan (s. oben S. 260) nach dessen Tode zur Regierung gelangt war. „Ich will deine rechte Hand werden und dir meine Kraft weihen“, ließ Tsun-hü Temudschin sagen und schenkte ihm seine Tochter. Er sah nur zu gut, daß er sich unter der 10 neuen Schutzmacht besser stehen werde als unter der alten, der er schon 1210 den Rücken gekehrt hatte. Als einer der ersten, die das sinkende Schiff verließen, hatte er damals den ersten Einbruch in die Grenzgebiete des nord-östlichen Schen-si bei Kia-tschou gewagt (s. oben S. 267), und als die Kin ihre schwere Niederlage bei Hui-ho erlitten (s. oben S. 268), wurden die 15 Angriffe auf die ganze Grenze des Kin-Reiches bis zum T'ao-Flusse in Kan-su ausgedehnt. Die Provinzialgouverneure der Kin wehrten den jetzt mutig gewordenen Gegner ab, so gut sie es vermochten, aber die Erfolge waren wechselnd. Über zehn Jahre hindurch setzten sich diese Kämpfe fort; 1217 machte Süan tsung Friedensvorschläge, aber Tsun-hü lehnte ab, 20 und als 1223 des letzteren eigener Sohn und Thronfolger Tê-jen auf Frieden drängte, geriet der Vater schließlich in solchen Zorn, daß er Tê-jen die Anwartschaft auf die Thronfolge entzog und ihn als buddhistischen Mönch in ein Kloster schicken wollte. Sehr bald danach aber und zwar zur gleichen Zeit traten die Herrscher beider feindlich gewordenen Staaten vom Schau- 25 platz ab: Süan tsung starb im Januar 1224, wenige Tage später entsagte Tsun-hü, erbittert über die ständigen Drohungen der Mongolen, dem Throne und übergab die Regierung seinem Sohne Tê-wang. Damit waren die Hindernisse gefallen: im November wurde der Friede als zwischen „zwei Bruderstaaten“ geschlossen. Seit 1217 hatten sich auch die Sung auf Drängen des 30 Gouverneurs von Siang-yang im nördlichen Hu-peï an der Grenze von Honan, Tschao Fang, eines warmherzigen Patrioten, aber schlechten politischen Propheten, an dem Kampfe gegen den geschwächten Feind beteiligt. Die Sung-Annalen stellen zwar diesen Kampf dar als einen Angriff der „auf-rührerischen“ Kin in den Grenzgebieten, aber das *Kin schi* (Kap. 134 fol. 35 9r^o) sagt einleuchtender: „Man sagte damals, Sung und Si-Hia hätten sich zu dem Angriff (gegen Kin) verbündet, und die Provinz Schen-si habe Anweisung erhalten (von Sung?), den Angriff vorzubereiten“. Jedenfalls waren die Mahnungen von 1214 (s. oben S. 271f.) bereits vergessen. Mehr als ein Eindringen der Kin in das chinesische Gebiet zu verhindern, hat Tschao 40 Fang freilich nicht erreicht. Wie weit man sich auch in Sung mit der Hoffnung trug, die Erbschaft des zerfallenden Kin-Reiches antreten zu können, zeigt die Ablehnung eines Friedensangebotes von Süan tsung durch den Kaiser Ning tsung Ende 1218. Auch dieser starb aber noch

im September 1224, und damit nahm der Krieg für Sung gleichfalls vorläufig ein Ende.

Inzwischen hatte jedoch Dschingis Khan seinen Entschluß längst ausgeführt und 1215 einen neuen Zug gegen Kin unternommen. Nach der mongolischen Quelle wäre die Veranlassung dazu von den Kin selbst gegeben worden, indem sie Boten des Khans an Sung aufgehalten hätten, dagegen wissen die Chinesen nichts davon. Erst unter dem Jahre 1221 wird sehr kurz von einer Gesandtschaft eines sonst nicht bekannten Kou Mêng-yü durch Ning tsung an den damals in Turkistan weilenden Dschingis Khan gesprochen, die den freundschaftlichen Beziehungen dienen sollte. Sie wurde von dem Groß-Khan gnädig aufgenommen und soll nach unverbürgten Nachrichten sogar durch eine Gesandtschaft seinerseits erwidert worden sein. Die Mongolen griffen diesmal in zwei Staffeln an, die eine unter Dschingis Khan selbst drang durch das Paßtor von T'ung kuan am Huang ho (I, 7) nach Osten, die zweite durch Kü-yung kuan. Beide trafen bei Yen-king zusammen und nahmen nach kurzer Zeit 1215 die Stadt ein.

Nach Beendigung dieses kurzen Krieges und der sich daranschließenden Unterwerfung von Liao-tung, der Mandschurei und des östlichen Jehol-Gebiets (s. oben S. 269f.), einschließlich der „Nördlichen Hauptstadt“ (Ta-ting fu, s. oben S. 242), die den ganzen nordöstlichen Teil des Kin-Reiches bereits in die Botmäßigkeit der Mongolen brachten, zumal mehrere der Kin-Gouverneure sich ihnen freiwillig unterstellten, führte ein neues, weit größeres Unternehmen den rastlosen Groß-Khan nach der entgegengesetzten Richtung, dem fernen Westen. Das *Yuan-tsch'ao pi schi* (S. 129) erzählt, daß eine Gesandtschaft Dschingis Khan's „von dem Muhammedanervolk aufgehalten und getötet“ worden sei und daß dies den Anlaß zu dem gewaltigen Eroberungszug nach Mittelasien gegeben habe. Das ist eine sehr knappe Formel, in die ein sehr viel größerer Inhalt gepreßt ist. Muhammed, der Chwärezm-Schah, ein früherer Vasall der Kara Khitai und nach der Eroberung von Transoxanien der mächtigste Herrscher in Innerasien — sein Reich umfaßte das östliche Persien, Afghanistan, Bokhara, Samarkand und Ferghana —, hatte 1215 eine Gesandtschaft an Dschingis Khan geschickt, die zunächst feststellen sollte, ob die neue mongolische Macht, die den Naiman-Fürsten Kučuluk verjagt hatte, so bedeutend sei, daß sie ein gefährlicher Nebenbuhler werden könne. Wünsche der Kaufleute, mit den Chinesen wieder in Handelsbeziehungen zu kommen, wirkten dabei mit. Dschingis Khan hatte die Gesandtschaft freundlich aufgenommen und sie beauftragt, Muhammed mitzuteilen, daß er ihn als den Herrscher des Westens betrachte, wie er selbst der des Ostens sei (ein weiteres Zeichen dafür, daß Dschingis Khan damals noch nicht an Welteroberungspläne dachte). Als Erwiderung ordnete er gleichfalls eine Gesandtschaft ab, außerdem aber auch eine Handelskarawane mit wertvollen Gütern, die nach dem persischen Geschichtsschreiber Ġuwainī aus 450 Personen bestanden haben soll (das *Yuan-tsch'ao pi schi* sagt: hundert). Die Gesandtschaft wurde 1218,

anscheinend in Bokhara, von dem Chwärezm-Schah empfangen und kehrte darauf zurück. Die Karawane aber wurde bei ihrer Ankunft in Uträr, der östlichen Grenzstadt von Muhammed's Reich, am Syr darja, nordwestlich von Taschkent, auf Befehl des Gouverneurs unter Beschuldigung der Spionage festgehalten und bis auf einen Mann getötet, der Dschingis Khan die Kunde von dem Geschehenen überbrachte. Temudschin ließ durch einen Gesandten zunächst einen scharfen Protest an den Chwärezm-Schah übermitteln und die Auslieferung des Gouverneurs fordern. Als Antwort ließ Muhammed den Gesandten hinrichten, worauf nunmehr der Feldzug nach dem Westen beschlossen wurde. I. J. 1219 brach Dschingis Khan mit seinen vier Söhnen auf und rückte, den Ektag-Altai übersteigend, in das Ili-Gebiet und weiter vielleicht nach Kaschgar und hinüber zum Syr darja. Einer der Generale hatte die Hauptstadt Baläsughün der Kara Khitai (s. oben S. 193) kampflos besetzt. Auch die Herrschaft Kučuluk's, des Naiman-Fürsten, wurde vernichtet, Kučuluk selbst war geflohen. Dann begann die Eroberung der Städte und Länder des Chwärezm-Schah und die Jagd hinter dem fliehenden Herrscher, der schließlich auf einer Insel des Kaspischen Meeres sein Leben beschloß. Der Gouverneur von Uträr, das von den Mongolen erobert und zerstört wurde, konnte nicht mehr entfliehen, er wurde gefangen und von Dschingis Khan grausam hingerichtet.

Es gehört nicht zu unserer Aufgabe, den mongolischen Krieg in Mittelasien, der von Dschingis Khan mit getrennt operierenden Heerhaufen geführt wurde und erst nach sieben Jahren zu Ende kam, hier zu schildern. Er hat seine Darstellung bereits mehrfach von anderer Seite gefunden. Nachdem die Länder des Chwärezm-Schah, Bokhara, Samarkand und Khiva erobert waren, überschritt Dschingis Khan den Amu darja und unterwarf die Nebenländer des Schahs, Afghanistan und Khorasan mit Merw; dann wurde der Hindukusch überschritten und Bamiyan belagert und zerstört. Nach längerem Aufenthalt südlich vom Hindukusch beschloß er 1222, in die Heimat zurückzukehren. Über Bokhara, Samarkand, Taschkent, die Steppen an den Flüssen Talas und Tschu bewegte sich der Zug mit vielfachem Aufenthalt nach Osten und traf 1225 wieder in den heimischen Zelten an der Tula ein. Zwei seiner besten Generale hatte Dschingis Khan vor seinem Abzug in Persien zurückgelassen, um sich des entflohenen Chwärezm-Schahs doch noch zu bemächtigen. Sie zogen südlich um das Kaspische Meer durch Aserbeidschan nach Georgien, warfen sich auf die türkischen Kiptschak und rieben diese ebenso auf wie die von ihnen zu Hilfe gerufenen Russen unter den Fürsten von Kiew, Smolensk u. a. Die Mongolen begnügten sich, nachdem der Schah inzwischen gestorben war und sie das östliche Ufer der Krim erreicht hatten, mit ausgedehnten Plünderungen, kehrten dann über die Wolga nach Osten zurück und stießen am Syr darja wieder zu Dschingis Khan. Der Machtzuwachs, den Dschingis Khan durch diese kaum glaublich scheinenden Feldzüge erhielt, war gewaltig, gewaltig aber auch die Steigerung seines Selbstbewußtseins. Die neue Welt des

Muhammedanismus mit ihrem Reichtum und ihrer hohen Kultur, die jetzt Stück um Stück sein eigen wurde, mußte den Glauben in ihm erwecken, daß er vom Himmel auserwählt sei, die Erde zu beherrschen. Gewiß waren die Kämpfe des großen Eroberers mit ungeheuren Verwüstungen und erbarmungslosem Blutvergießen verbunden, aber mancher Zug deutet doch darauf hin, daß er auch anderer Regungen durchaus fähig war. Selbst literarisch völlig ungebildet und weder des Lesens noch des Schreibens kundig, umgab er sich gern mit gelehrten Persönlichkeiten und schenkte ihnen weitgehendes Vertrauen. Es waren wohl meist Muhammedaner und Uiguren, die ihm als Gouverneure, Berater und Lehrer zur Seite standen, doch finden sich auch Chinesen und K'i-tan-Leute darunter. Von Muhammedanern wird außer zahlreichen anderen ein Mahmūd Yalavāch genannt, der mit seinem Sohne ihm die Bedeutung und Geschichte der Städte in Turkistan erklärte und später Gouverneur von Yen-king wurde. Der Uigure 15 T'a-t'a-t'ung-a (die uigurische oder mongolische Form kennen wir nicht), der früher Siegelbewahrer des Fürsten der Naiman gewesen war, hatte dann die gleiche Stellung bei Dschingis Khan. Er war mit dem Siegel seines Herrn bei der Vernichtung des Naiman-Staates entflohen, wurde aber gefangen und zu dem Khan gebracht. Auf dessen Vorhaltungen wegen seiner 20 Flucht antwortete er mit solchem Freimut, daß Dschingis Khan es vorzog, den Mann zu gewinnen, statt ihn zu töten. T'a-t'a-t'ung-a lehrte dann „den Thronfolger und die Prinzen, das Mongolische mit uigurischer Schrift zu schreiben“. Diese Anordnung Dschingis Khan's ist von großer Tragweite gewesen. Ungleich den beiden früheren Staatsgründern nordischer 25 Völker, Apaoki und Aguda, sowie dem Kulturschöpfer des Tangutenreiches Li Yuan-hao, verfiel er nicht auf den unglücklichen Gedanken, aus den chinesischen Schriftzeichen eine neue Schrift für seine flektierende Heimatsprache herstellen zu lassen (s. oben S. 82f., 157ff. und 190f.), sondern er übernahm einfach die alphabetische uigurische Schrift, und diese ist, mit 30 gewissen Änderungen, die mongolische Schrift bis heute geblieben. Daneben sind in der älteren Zeit auch chinesische Schriftzeichen in weitem Umfange verwendet worden (s. unten). Während die Sprachen der K'i-tan, der Si-Hia und der Ju-tschen untergegangen sind, weil ihre unbeholfene Schrift auch bald unverständlich wurde, ist das Mongolische trotz seiner 35 geringfügigen Literatur als lebendiger Organismus erhalten geblieben und hat wahrscheinlich jene drei Sprachen in sich aufgenommen. Eine in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts künstlich geschaffene Schrift (s. unten) hat sich gegen die bequemere uigurische Schrift nicht durchsetzen können. Sehr bezeichnend für Dschingis Khan's Wissensdurst war sein Verhältnis zu dem in jener Zeit weitberühmten taoistischen Gelehrten und 40 Weisen K'iu Tsch'ang-tsch'un (gewöhnlich nur Tsch'ang-tsch'un genannt), der als Einsiedler in Schan-tung und in den Bergen bei Si-ngan lebte. Dschingis Khan hörte von ihm bei seinem Aufenthalt in China und lud ihn in ehrenvoller Weise an sein Hoflager. Als Tsch'ang-tsch'un aber in Yen-

king ankam, hörte er, daß der Khan seinen großen Zug nach dem Westen angetreten habe, und so mußte er ihm auf sein Drängen 1221 nachreisen, bis er den Herrscher an der afghanisch-indischen Grenze erreichte. Drei Jahre später, 1224 kehrte er von seiner langen Reise zurück, 1227 starb er. Ein Schüler und Begleiter von ihm veröffentlichte das Tagebuch des Reisenden, das viele interessante geographische und geschichtliche Einzelheiten enthält. Es berichtet auch von den vielen und langen Gesprächen mit dem Khan, in denen „das *tao* erklärt wurde“. Es mag sein, daß Dschingis Khan zunächst an dem Zauberstoff des „Goldzinnobers“ und dem Unsterblichkeitstrank (II, 279ff.) interessiert war, aber die lautere Persönlichkeit Tsch'ang-tsch'un's bürgt wohl dafür, daß auch ethische und metaphysische Fragen erörtert wurden, und da der Khan dem Weisen die öfter erbetene Rückkehr schließlich nach reicher Beschenkung und unter sicherem Geleit gewährte, so läßt sich annehmen, daß er von dem Gehörten nicht enttäuscht war. Ein ganz besonderes Zeugnis für Dschingis Khans Großzügigkeit ist die Stellung des K'i-tan-Mannes Ye-lü Tsch'u-ts'ai. Dieser zu großem Ruhm gelangte Mann war ein Nachkomme in der achten Generation jenes Fürsten T'u-yü von Tung-tan, des ältesten Sohnes Apaoki's, der einst, gekränkt durch seine Zurücksetzung bei der Thronfolge, als Flüchtling an den chinesischen Hof nach Lo-yang gekommen war (s. oben S. 43). Der Vater hatte unter Schi tsung von Kin einen hohen Posten bekleidet, Tsch'u-ts'ai selbst, 1189 geboren, war ein vielseitiger Gelehrter, der in der buddhistischen Literatur ebenso gut Bescheid wußte wie in der Astronomie, Geographie, Mathematik und Medizin. Als Dschingis Khan 1215 Yen-king besetzte, befand sich Tsch'u-ts'ai noch dort und wurde alsbald vor den Herrscher gerufen. „Die Liao sind die Erbfeinde der Kin“, sagte dieser zu ihm, „wir haben für euch Rache genommen“. „Meine Vorfahren“, erwiderte Tsch'u-ts'ai, „haben die ihnen übertragenen Amtspflichten übernommen, soll ich als Untertan meinen Fürsten als Feind ansehen?“ Dschingis Khan hatte Achtung vor diesen Worten und nahm Tsch'u-ts'ai in seine Dienste. Bis zu den höchsten Würden ist er allmählich emporgestiegen und der engste Vertraute des großen Eroberers bis zu dessen Ende geblieben. Er begleitete ihn während des ganzen Krieges in Mittelasien (auch er hat ein Tagebuch hierüber hinterlassen) und hat oft genug mäßigend auf ihn eingewirkt. Auch in die Ethik des Konfuzianismus hat er ihn eingeführt, allerdings ohne großen Erfolg, da Dschingis Khan von der Vortrefflichkeit der Literaten nicht überzeugt war. Tsch'u-ts'ai hat seinen Herrn und auch dessen Nachfolger überlebt, mit der danach einsetzenden Regentschaft der Kaiserin (s. unten) vermochte er sich jedoch nicht abzufinden, und die Regentin haßte ihn wegen seines Freimuts. I. J. 1243 starb er, dem Toten wurden noch reiche Ehrungen zu Teil.

Das Bild, das man sich von Dschingis Khan im Westen gemacht hat, ist das einer sinnlos wütenden Bestie, die über die Erde fährt, Kulturen vernichtend, Länder verwüstend, Ströme von Blut vergießend, ein apokalyp-

tischer Reiter, „dass Name Tod hieß, und die Hölle folgte ihm nach“. Die Wissenschaft hat dieses Bild seit langem, allerdings erfolglos, berichtet. Es ist kein Zweifel, daß auch bei gerechter Abwägung der Leistungen des großen Eroberers ein gewaltiges Maß von Roheit, Grausamkeit und Zerstörungswut übrig bleibt, aber demgegenüber ist zu bedenken, daß auch Dschingis Khan ein Kind seiner Zeit und seiner wilden Umgebung war. Unzählige Heerführer vor ihm konnten ihm Beispiel sein: die muhammedanischen Eroberer von Turkistan, die Gürkhane der Kara Khitai und selbst chinesische Heerführer haben nicht anders gehaust als er. Des weiteren darf nicht übersehen werden, daß es vor allen muhammedanische Geschichtsschreiber, also seine Erzfeinde waren, die über ihn berichteten, die chinesischen Chronisten sind weit maßvoller in ihren Angaben. Schließlich stehen dem Blut- und Vernichtungsrausch auch große staatsmännische Aufbauleistungen gegenüber. Dschingis Khan hat in erstaunlich kurzer Zeit mit unzivilisierten Horden, also aus dem Nichts, ein Riesenreich geschaffen, das nicht mit ihm wieder verschwand, sondern das kraft seiner inneren Ordnung Bestand hatte und sich weiter entwickeln konnte. Mit eherner Faust freilich zwang er seine wilden Steppenvölker in eine feste staatliche Ordnung, aber er gab ihnen auch eine eigene Schrift und öffnete ihnen so den Weg zur Bildung, er stellte ein Gesetzbuch in mongolischer Sprache (*Yäsä*) für sie zusammen und sorgte für Sicherheit des Handels und Verkehrs. Feigheit, Unwahrhaftigkeit, Diebstahl und Ungehorsam waren ihm die schlimmsten Verbrechen, und doch sagen ihm sogar muhammedanische Schriftsteller eine gewisse Gutherzigkeit nach. Dem Wein- und Liebesgenuß übermäßig ergeben, wie die meisten seiner Landsleute, war er doch für sittliche Grundsätze durchaus nicht unempfänglich und nahm die Unterweisung darin, wo er sie fand, ohne Rücksicht auf Rasse oder Volkzugehörigkeit. Daß er mannhaften Freimut zu schätzen wußte, haben wir gesehen. Wo er sich bekämpft oder hintergangen sah, schaltete er mit erbarmungsloser Grausamkeit; sein Ziel, das ihm sicherlich erst in Innerasien aufging, war, die Welt zu beherrschen, und wer ihm hier widerstrebte, den vernichtete er als einen Feind des Himmels. Hier liegt die Hauptursache seines grausamen Eroberungskrieges. In einem Schreiben an Tsch'ang-tsch'un, in dem er diesen zu sich bat (s. oben S. 276) und das er zwar nicht selbst verfaßt haben kann, das aber in seinem Auftrage — vielleicht von Ye-lü Tsch'u-ts'ai — geschrieben sein muß, äußert er Gedanken, die man ihm wenigstens in den Mund legen zu dürfen glaubte. „Der Himmel“, so beginnt es, „ist zornig über den Hochmut und die Prachtentfaltung, die in Tschung-yuan (Kin in Ho-nan) ihren Höhepunkt erreicht haben. Ich wohne in der Wildnis des Nordens, wo im Wesen der Menschen keine Lüste und Begierden wuchern. Darum bin ich zur Einfachheit zurückgekehrt und bin bei der Reinheit daheim; ich weise die Verschwendung ab und befleißige mich der Mäßigkeit... Ich sehe das Volk als ein kleines Kind an und pflege meine Krieger, als wären sie meine Brüder (er hat seinen älteren

Bruder ermordet, seinen jüngeren errettete nur das Dazwischentreten der Mutter vor dem gleichen Schicksal, seinen Sohn Joçi hat er vergiften lassen)... In sieben Jahren habe ich ein großes Werk vollbracht, und in den sechs Himmelsrichtungen ist alles zu einer Einheit gefügt; nicht weil mein Tun voll Tüchtigkeit, sondern weil die Regierung der Kin ohne Grundsatz ist, 5 darum habe ich die Hilfe des Himmels erhalten und die höchste Würde erlangt". Am liebsten würde Dschingis Khan alle Städte in Nordchina zerstört und das Ganze in Weideland umgewandelt haben. Nicht ohne Mühe hat ihm Ye-lü Tsch'u-ts'ai den Gedanken ausgeredet, indem er ihm klar machte, daß die Steuern der Bewohner mehr einbrächten als das Gras 10 der Steppe. Das Ziel, das Dschingis Khan sich bei Überwindung der chinesischen und muhammedanischen Welt gesteckt, hat er nicht erreicht, dafür hat er seine Eroberungen zu spät begonnen (er war 64 Jahre alt, als er nach Westen zog). Aber der Gründer des mongolischen Weltreiches ist er trotzdem geworden, sein unerschütterlicher Wille und seine glänzend durch- 15 geführten Kriegszüge haben alles das begonnen, was seine Nachkommen vollenden konnten, er war ein großer Staatsmann und ein genialer Feldherr.

Als Dschingis Khan 1225 vom Westen zurückkam, wartete seiner die andere große Aufgabe im Osten. Daß er die beiden Reiche dort, Kin und Si-Hia — Sung blieb noch außerhalb seiner Pläne —, zur Botmäßigkeit 20 würde zwingen müssen, stand ihm fest. Die Unterwerfung von Kin war nur vorgetäuscht: durch die Verlegung der Hauptstadt und das Festhalten seiner Gesandtschaft (s. oben S. 274) war sein Mißtrauen erregt, von Si-Hia aber sah er sich verraten. Bevor er seinen Zug nach dem Westen antrat, erinnerte er Tsun-hü daran, daß er ihm (1214) gelobt hatte, „seine 25 rechte Hand“ sein zu wollen (s. oben S. 273), nunmehr sei die Zeit gekommen, das Wort wahr zu machen: er solle ihm bei dem Kriege gegen „das Muhammedaner-Volk“ ein Hilfsheer stellen. Tsun-hü's Berater und Feldherr Asagambu lehnte mit hochmütigen Worten jede Hilfe ab. Dies Verhalten blieb unvergessen bei Dschingis Khan. Um während seiner Abwesen- 30 heit die beiden Staaten unter Kontrolle zu halten, ließ er seinen erprobten Vertrauten und Heerführer Mukuli zurück, der auch, wie wir sahen (S. 269), Liao-tung und die anderen Gebiete des äußersten Ostens zu befrieden vermochte.

Mukuli, dem hinreichende Truppen zur Verfügung gestanden haben 35 müssen, damit die mongolische Herrschaft nicht zu Schaden kam, wandte sich, nachdem er in Liao-tung Klarheit geschaffen, sogleich gegen das verräterische Si-Hia und war 1217 vor der Hauptstadt Tschung-hing fu (Ning-hia). Tsun-hü war kein Held, und wo sein selbstbewußter General war, erfährt man nicht. Er selbst verließ die Stadt und floh nach Si-Liang 40 (dem heutigen Yung-tsch'ang, westlich von Liang-tschou im westlichen Kan-su), den Thronfolger (damals Tê-jen, s. oben S. 273) zurücklassend. Dieser erklärte sogleich seine Unterwerfung, und Mukuli begann, vielleicht mit Unterstützung durch Si-Hia-Truppen, seine Unternehmungen gegen

Kin. Er rückte 1219 in Schan-si ein, besetzte mehrere Städte — die meisten mögen sich kampflos ergeben haben — und drang wieder bis in das westliche Schan-tung vor. Im Laufe der nächsten Jahre kamen die gesamten nördlichen und mittleren Teile des Kin-Reiches in die Hand der Mongolen, es blieb eigentlich nur Ho-nan mit der „Süd-Hauptstadt“ (Nan-king d. h. Kuei-tê, s. unten) als Residenz übrig. Das wenige, was in Ost-Schen-si, Schan-si, Ho-peï und West-Schan-tung noch widerstand, konnte sich nur kurze Zeit noch halten. I. J. 1220 war es so weit, daß Mukuli an Süan tsung folgendes Friedensangebot gelangen lassen konnte: die Gebiete nördlich vom Huang ho sollen den Mongolen abgetreten werden, die südlich davon gelegenen sollen die Kin behalten, der Kin-Kaiser soll den Titel „Fürst von Ho-nan“ führen. Die Antwort auf dieses Angebot ist uns nicht überliefert.

Wie die Dinge sich seit 1206 entwickelt hatten, besonders aber seit dem Überfall auf Si-Hia 1209 (s. oben S. 267) und dem auf Kin 1211 (s. oben S. 267 f.), mußte es den beiden Staaten sowohl wie auch Sung klar sein, welche Gefahr für alle in dem Eroberungswillen Dschingis Khan's lag, und daß nur die Einigkeit aller Rettung bringen konnte. Aber statt der Einigkeit zeigt sich auf allen Seiten Zwietracht, Übelwollen und Selbstsucht. Selten nur trifft man auf eine Spur der Erkenntnis, niemals auf den Entschluß, gegen den gemeinsamen Feind gemeinsam zu kämpfen, jeder ist nur bemüht, bei dem wankenden Schicksalsgenossen noch Beute zu machen. So nehmen die Plänkeleien, Grenzüberfälle, Wegnahme von Städten und Plünderungen in der Bevölkerung zwischen Sung und Kin wie zwischen Kin und Si-Hia kein Ende, zehn Jahre hindurch ziehen sich die Kämpfe, Friedensschlüsse haben keinen Bestand, und je heftiger die Bedrängnis durch die Mongolen wird, um so blinder scheint der gegenseitige Haß zu werden. Schon 1209, als König Ngan-ts'üan von Sia-Hia bei Kin dringend um Hilfe gegen die vor Ning-hia liegenden Mongolen bat (s. oben S. 267), stellten die Berater Wei Schao-wang's ihm vor, daß, „wenn Si-Hia vernichtet werde, die Mongolen zweifellos über Kin kommen würden. Darum wäre es besser, gemeinsam mit Si-Hia den Kampf gegen sie aufzunehmen“. Aber Wei Schao-wang meinte: „Wenn unsere Feinde sich gegenseitig bekriegen, so ist das für uns ein Segen, was für Unheil soll daraus kommen?“ Bei der Beratung über Einstellung der Tribute an Kin in Hang-tschou 1214 hatte ein einsichtsvoller Mann zu bedenken gegeben, daß die Kin früher Feinde gewesen, jetzt aber zur Deckung gegen die Mongolen geworden seien (s. oben S. 272), aber als Süan tsung von Kin 1218 Sung den Frieden anbot, stieß er auf Ablehnung (s. oben S. 273); man müsse den bevorstehenden Untergang des Feindes benutzen, um die eigene Unabhängigkeit zu erlangen, meinte man dort (s. oben S. 272), und allem Anschein nach bestand sogar seit 1217 zwischen Sung und Si-Hia ein Bündnis gegen Kin (s. oben S. 273), ja in Sung würde man wahrscheinlich sogar ein Bündnis mit Dschingis Khan abgeschlossen haben, wenn es zu Verhand-

lungen gekommen wäre (s. oben S. 274). Der Thronfolger von Si-Hia drängte 1223 darauf, Frieden mit Kin zu schließen (s. oben S. 273), nachdem sein Vater Tsun-hü 1217 das Friedensangebot von Süan tsung ebenfalls abgelehnt hatte, aber seine Einsicht kostete ihn seine Stellung. Als dann endlich 1224 der Friede sowohl zwischen Kin und Sung wie zwischen 5 Kin und Si-Hia hergestellt wurde, freilich wohl mehr in Folge des Abtretens der feindlichen Herrscher (s. oben S. 273) als durch wachsende Einsicht, war es zu spät.

Die Vernichtung von Si-Hia stand für Dschingis Khan schon bei Beginn seines Zuges nach dem Westen fest. Zu der Verrätereie von damals (s. oben 10 S. 279) war inzwischen eine neue gekommen. Mukuli hatte Tsun-hü aufgefordert, ihm Heeresfolge in seinem Kriege gegen Kin und die Städte von Schen-si zu leisten. Der Aufforderung kam man nach, und ein Heer von angeblich hunderttausend Mann schloß sich 1223 den Mongolen an zur Belagerung von Fêng-siang im Wei-Tal. Das Unternehmen gestaltete sich 15 schwierig, und da die Generale von Si-Hia zu der Überzeugung kamen, daß man die Stadt nie einnehmen könne, zogen sie, ohne Mukuli in Kenntnis zu setzen, mit ihren Truppen ab. Die Mongolen gaben die Belagerung auf und zogen das Wei-Tal abwärts über den Huang ho nach Schan-si. Wenige Wochen danach starb Mukuli 1223 in Wên-hi hien im südwestlichen Schan- 20 si, tief betrübt, daß er seine von Dschingis Khan ihm gestellte Aufgabe nicht ganz gelöst, insbesondere Pien-king (K'ai-fêng) nicht erobert habe.

Die Pause, die hierdurch in den kriegerischen Operationen eintrat, war sehr kurz. Schon 1224, noch ehe Dschingis Khan zurück war, wurde der Krieg gegen Si-Hia in Kan-su begonnen, und zwar in dem Grenzgebiete 25 westlich von Lan-tschou, wo auch Si-Hia mit Kin noch im Kampfe lag. Das Jahr vorher hatte Dschingis Khan im Lande der Uiguren, wo er sich auf dem Rückmarsch aufhielt, eine Gesandtschaft von Kin empfangen, die Friedensverhandlungen einleiten wollte. Der Khan, auf der Höhe seiner Erfolge stehend, verwies die Gesandten auf den Vorschlag Mukuli's von 30 1220 (s. oben S. 280), der abgelehnt worden sei. „Jetzt aber seien die fraglichen Gebiete alle von Mongolen erobert. Doch wolle er auf die weite Reise der Gesandten Rücksicht nehmen und schlage ihnen vor, daß nur noch die bisher nicht eroberten Plätze westlich der Pässe (von Schan-si am Huang ho, vor allen T'ung-kuan) abgetreten würden und daß ihr Herrscher sich als 35 Fürst von Ho-nan bezeichne.“ „Widerstrebt dem nicht,“ fügte er warnend hinzu. Die Bedingungen wurden auch diesmal nicht angenommen, und Kin unter seinem neuen Könige, Schou-sü oder Ning-kia-su (Tempelname Ngai tsung), der inzwischen die Nachfolge seines Anfang 1224 verstorbenen Vaters Süan tsung angetreten hatte, rüstete sich zur Abwehr. Der nunmehr end- 40 lich zu Stande gekommene Friede mit Si-Hia als einem völlig gleichberechtigten Staate konnte aber gegen den gemeinsamen Gegner das Schicksal des Tanguten-Staates nicht mehr aufhalten.

Die Mongolen hatten 1225 inzwischen Scha-tschou im nordwestlichen

Kan-su belagert und Yin-tschou (südöstlich von Yü-lin) in Schen-si zerstört. Man hatte dort ein furchtbares Blutbad angerichtet und eine ungeheure Menge von Vieh (angeblich mehrere hunderttausend Stück) fortgetrieben. Tê-wang, der neue König von Si-Hia, hatte voll Schrecken seine Unterwerfung und die Stellung von Geiseln angeboten, worauf die Feindseligkeiten eingestellt wurden. Offenbar hatte Dschingis Khan in vorsichtiger Mäßigung, wie er sie öfter bewiesen hat, von seiner Zeltstadt am Tula-Fluß, einem Nebenfluß des Orkhon (Karakorum s. unten), in der er nach seiner Rückkehr lagerte, die Genehmigung hierzu erteilt. In seltsamer Ver-
 10 kennung der Lage verweigerte nun aber Tê-wang, als ein Gesandter der Mongolen die versprochenen Geiseln abforderte, ihre Gestellung, trotz der dringenden Warnung seiner Räte, mit der Begründung, daß er im Hinblick auf den eben abgeschlossenen Freundschaftspakt mit Kin diesen Schritt nicht tun dürfe. Bei diesem abermaligen Beweise von Hinterhältigkeit war
 15 Dschingis Khan's Geduld erschöpft. Im Frühling 1226 brach er auf, um selbst die Operationen gegen die wortbrüchigen Tanguten zu führen. Auf dem Zuge dorthin in südwestlicher Richtung auf Kan-su zu ereilte ihn selbst sein Geschick. Bei einer Jagd auf Wildpferde scheute sein Pferd, bäumte und der Khan stürzte. Er muß sich dabei innere Verletzungen zu-
 20 gezogen haben, denn er hatte heftige Schmerzen und bekam Fieber. Seine Umgebung bat ihn dringend, den Feldzug aufzuschieben und zurückzu-kehren. Aber Dschingis Khan wehrte zornig ab: wenn er jetzt umkehrte, würden die Tanguten von ihm sagen, er habe den Mut verloren. Man solle aber einen Boten an den Burhan (Buddha, der Titel des Königs) von Si-
 25 Hia schicken und zunächst die Antwort abwarten. Die Antwort war eine hochmütige Aufforderung des Asagambu zum Kampf. An einem der Bergzüge im östlichen Teile der großen Steinwüste westlich vom Huang ho kam es zur Schlacht, in der Asagambu vernichtend geschlagen, er selbst gefangen und mit den anderen Kriegern umgebracht wurde. Dann wand-
 30 te sich Dschingis Khan gegen Kan-su und betrat das Si-Hia Reich in seinem nordwestlichen Teile am Etsin gol. „Dort eroberte man Hei-schui und andere Städte“, später Su-tschou, Kan-tschou, Si-Liang (Yung-tsch'ang) und sonstige Orte des westlichen Kan-su. Nach den chinesischen Berichten müssen die Mongolen schlimm im Lande gehaust haben: „Die
 35 Bewohner gruben sich ein zwischen Erde und Stein, um den Lanzen und Pfeilen zu entgehen, aber nur einer bis zwei unter Hunderten kamen davon. Die bleichenden Gebeine bedeckten das ganze Land“. Von West-Kan-su ging es durch das Scha-t'o-Gebiet (II, 482) hinüber zum Huang ho, der südlich von Tschung-wei (I, 6) erreicht wurde; im Winter wurde der
 40 Strom überschritten und Ling-tschou (südlich von Ning-hia) angegriffen, ein von Si-Hia entgegengesandtes Heer vermochte nichts auszurichten. Dschingis Khan, vermutlich schwer leidend, verbrachte den Winter am Ordos-Gebiet, südöstlich von Ning-hia; aus astrologischen Gründen war auf die Mahnung Ye-lü Tsch'u-ts'ai's hin eine Art Waffenruhe verfügt wor-

den und alles Töten verboten. Der König Tê-wang, angeblich vom Kummer über die hoffnungslose Lage seines Landes überwältigt, war im Sommer bei dem Herannahen des Mongolen-Heeres gestorben und sein Bruder Hien zu seinem Nachfolger gemacht. Im Frühling 1227 begannen aber die Kriegshandlungen aufs neue. Die „Königsstadt“, ob Ning-hia damit gemeint ist, 5 läßt sich nicht ersehen, wurde jetzt belagert, innen herrschten bald Hungersnot und Seuchen. Der König Hien begab sich schließlich im Sommer 1227 in das Lager der Mongolen, wurde dort aber festgehalten und hingerichtet. Die Stadt wurde geplündert und verwüstet, und wenn man dem *Yuan-tsch'ao pi schi* glauben soll, das ganze Tanguten-Volk „bis in die letzten 10 Glieder ausgerottet“. Ye-lü Tsch'u-ts'ai, so berichten chinesische Quellen, nahm bei der Plünderung nur einige Bücher und zwei Lasten Rhabarber als Medikament an sich. Dschingis Khan aber hatte seinen Racheschwur erfüllt, Si-Hia war ausgelilgt.

Während nach der mongolischen Quelle Dschingis Khan den unglück- 15 lichen Si-Hia-König selbst empfang, ihn in der schimpflichsten Weise behandelte und dann umbringen ließ, war er nach den chinesischen Angaben überhaupt nicht anwesend vor der „Königsstadt“, sondern bei Beginn der Belagerung mit einem Heere über den Huang ho zurückgegangen und hatte sich der Städte Tsi-schi tschou (Lin-hia hien?) und Lin-t'ao fu (Ti-tao 20 hien) in Kan-su südlich vom Huang-ho und Si-ning nördlich davon bemächtigt. Jedenfalls war er ein schwerkranker Mann, und als er im Sommer 1227, um der Hitze der Ebene zu entgehen, sich in die Leo-p'an-Berge (im östlichen Kan-su, nördlich des Bezirks von Ts'ing-schui hien, südlich von P'ing-liang) begab, starb er dort am 25. August im Alter von 25 zweiundsiebzig Jahren (nach anderen von 65 oder gar von 64 Jahren), nachdem er kurz vorher noch Anweisung gegeben hatte, wie der Krieg gegen Kin zu führen sei. So wenigstens berichten das *Yuan schi* und das *Sin Yuan-schi*, andere Chronisten erzählen andere Dinge.

Der Vernichtungskrieg gegen Si-Hia, namentlich die letzten Ereignisse, die 30 Zerstörung der Hauptstadt, die Behandlung des Königs Hien und Dschingis Khan's Tod verflüchtigen sich leider in einem solchen Nebel von Anekdoten, Legenden, Fabeleien und Widersprüchen der zahlreichen Nachrichten, daß es unmöglich ist, sich mit Sicherheit ein zusammenhängendes Bild davon zu machen. Wir wissen weder, wo und wie des Königs Übergabe er- 35 folgte, noch woran Dschingis Khan starb, ob an den Folgen des Sturzes vom Jahre vorher oder an einer anderen Krankheit, noch was mit seiner Leiche geschah und wo sie bestattet wurde. Zuweilen auftauchende Gerüchte über Auffindung des Grabes beruhen auf Erzählungen von Reisenden, die mißverständene oder erfundene Legenden von unwissenden Eingeborenen wie- 40 dergeben. Sicher ist nur, daß Dschingis Khan 1227 starb, nachdem er das ihm verhaßt gewordene Tanguten-Reich ausgelöscht hatte, sicher auch, daß sein dritter Sohn, Ogodai, von ihm zum Nachfolger bestimmt war (*Yuan-tsch'ao pi schi* S. 141).

Die Feindschaft Dschingis Khan's gegen Kin war nicht so leidenschaftlich wie die gegen Si-Hia. Daß der Staat in dieser Form nicht bestehen bleiben durfte, war bei dem Weltherrschaftsgedanken, der ihn nach den Eroberungen im Westen durchdrang, selbstverständlich. Das Reich war durch
 5 den Verlust der Nordgebiete bereits auf weniger als die Hälfte verkleinert, und wie weit Dschingis Khan den Fortbestand seines Herrscherhauses noch dulden wollte, hatte er den Gesandten der Kin 1223 erklärt (s. oben S. 281). Natürlich sollte auch der „Fürst von Ho-nan“ durchaus unter seiner Botmäßigkeit stehen. Er hatte noch 1226 durch einen besonderen Gesandten
 10 die Kin zur Zahlung eines Jahrestributs aufgefordert, doch erfahren wir ebensowenig über die Aufnahme dieser Forderung wie über die jener Erklärung. Jedenfalls wußte Dschingis Khan, daß Kin ein ernsterer Gegner sei als Si-Hia, und der Rat, den er seinen Söhnen für den Krieg gegen diesen Nebenbuhler im Norden hinterließ, ist ein Beweis dafür. „Die Kin
 15 haben ihre besten Truppen bei T'ung kuan zwischen dem Huang ho und dem Gebirge“, sagte er ihnen. „Hier durchzubrechen wird nicht möglich sein. Ihr werdet euch daher mit Sung verständigen müssen, daß es euch den Durchmarsch gewährt. Die Sung und die Kin sind seit Generationen Feinde, daher wird euch dieser Durchmarsch sicher gewährt werden. Dann könnt
 20 ihr, das obere Wei-Tal in Kan-su überschreitend, durch das westliche Honan geraden Wegs auf Ta-liang (K'ai-fêng) marschieren. Die Kin werden ihre Truppen von T'ung kuan wegziehen müssen, der Paß dort wird einnehmbar werden, und die Heranmarschierenden werden unseren von Südwesten kommenden Truppen ermüdet entgегentreten.“ Wie wir früher
 25 sahen, hatte Dschingis Khan schon zwölf Jahre vorher mit den Sung, offenbar zu dem erwähnten Zwecke, Verbindung gesucht (s. oben S. 274). In K'ai-fêng war man nicht im Unklaren darüber, was bevorstand, aber die Ansichten über das, was geschehen solle, widersprachen einander. Man befestigte einstweilen die Hauptstadt, besserte Mauern und Gräben aus, und
 30 Ngai tsung beriet mit seinen Ratgebern. Schwere Sorgen wegen der Stärke der unbesiegten Mongolen-Heere hatten alle, aber während die einen zum Frieden redeten, weil die Truppen nicht kampffreudig seien, bestritten andere dies mit Leidenschaft und erklärten, den Truppen stehe der Sinn gerade auf Kampf gegen diesen Feind. Drei Pläne könne man bedenken: der
 35 beste sei, sich dem Feinde entgegenzuwerfen, der zweite, daß der Kaiser sich nach Schen-tschou (am Huang ho, östlich von T'ung kuan) begeben, der dritte, Schen-si aufzugeben und sich in T'ung kuan festzusetzen. Das Ergebnis der Beratung war die Entsendung einer neuen Gesandtschaft mit der Bitte um Friedensverhandlungen; ein Erfolg blieb auch ihr versagt. „Man
 40 nahm sie nicht an“, sagt das *Yuan schi*. Auch die übersandten Totengaben wurden zurückgewiesen.

Die Kin trafen nunmehr alle Vorbereitungen, um wenigstens den Rest ihres Reiches mit der Hauptstadt K'ai-fêng bis auf das äußerste zu verteidigen. Sie legten den Schwerpunkt auf das Huang-ho-Tal. Von dem Paßtor

von T'ung kuan zog sich eine stark befestigte Linie über die verschiedenen Paßwege im Gebirge etwa 700 km weit nach Südwesten. Hier waren nicht weniger als 100 000 Mann bester Truppen verteilt. Quer hierzu stand, tief gestaffelt, das Hauptheer, 200 000 Mann stark am Huang ho entlang von Lo-yang bis P'ei-tschou in Kiang-su (nordwestlich von Sü-tschou) an dem 5 damals hier fließenden Strome.

Die Mongolen waren nach dem Tode Dschingis Khan's zunächst noch zu sehr mit der Verteilung der Güter und Ämter beschäftigt, als daß man dem Kriege gegen Kin hätte seine volle Aufmerksamkeit widmen können. Chinesischen Nachrichten zufolge scheint es auch, daß man mit Mühe und nur 10 durch die dringenden Vorstellungen Ye-lü Tsch'u-ts'ai's an dem Ausbruch von Thronstreitigkeiten vorbeikam, da Dschagatai, der älteste der noch lebenden drei Söhne Dschingis Khan's, übergangen worden war, der jüngste, Tului, aber in Abwesenheit der beiden älteren Brüder bereits die Regierung geführt hatte. Schließlich wurde Ogodai, der nächstälteste, wie es der 15 Vater bestimmt hatte, in Ho-lin (Karakorum, s. II, 357, III, 184 u. unten) als Kaiser eingesetzt.

I. J. 1230 erfolgte der erste Vorstoß gegen Kin, und zwar im östlichen Kan-su, wo die Stadt K'ing-yang eingeschlossen wurde. Aber schon nach kurzer Frist eilte der durch seine erfolgreichen Abwehrkämpfe gegen die 20 Mongolen berühmt gewordene Truppenführer der Kin, Wan-yen Yi, meist Wan-yen Tsch'en-Ho-schang benannt), herbei, schlug den der Zahl nach weit überlegenen Vortrupp des Gegners bei Ta-tsch'ang yuan (dem heutigen Ning hien, südlich von K'ing-yang) in die Flucht und zwang die Mongolen, die Belagerung aufzuheben. Dieser erste Sieg des tapferen Führers mit 25 seiner „aus Uiguren, Tibetern und angeworbenem Gesindel aus Ho-nan“ bestehenden Brigade „Treue und Ehrfurcht“ (*tschung-hiao kün*) machte großes Aufsehen auf beiden Seiten. Er zeigte auch, daß zwar die eigene kriegerische Leistungsfähigkeit der Ju-tschen von ehemals verfliegen, daß 30 aber auch bei den Mongolen der ehernen Wille Dschingis Khan's seinen Söhnen nicht mehr eigen war. Ein neuer Versuch der Mongolen, durch das Wei-Tal vorzudringen, scheiterte ebenfalls. Sie hatten Fêng-siang in Schensi eingeschlossen und rückten nun talabwärts nach Osten vor. Bei Tao-hui ku in der Nähe von Lan-t'ien (südöstlich von Si-ngan fu) trat ihnen Wan-yen Yi zum zweiten Male entgegen und trieb sie in wilder Flucht davon, 35 nur die Indolenz seiner Unterführer verhinderte die vernichtende Verfolgung. Sie konnten sich deshalb aufs neue sammeln, gaben aber die Belagerung von Fêng-siang auf und wandten sich zurück. Im Frühjahr 1231 wurde der Versuch wiederholt: der Mongolen-General Subutai schloß Fêng-siang wiederum ein, um dann das Wei-Tal zu forcieren, aber wiederum 40 wurde er bei Tao-hui ku von Wan-yen Yi zurückgeschlagen. Fêng-siang allerdings fiel, aber ein weiteres Vorwärtskommen durch die Befestigungen des Wei-Tales erwies sich als unmöglich. Jetzt entschloß sich Ogodai, voll Zorn über die Rückschläge und nachdem er Subutai zur Rechenschaft ge-

zogen, nach dem Ratschlage seines Vaters zu handeln und Kin vom Norden und Süden zugleich anzugreifen. Dazu war aber die Mitwirkung von Sung nicht zu entbehren. Er sandte einen Offizier Tschobugan (Jubhan?) mit dem Ersuchen nach Hang-tschou, ihm den Durchzug durch das Gebiet von 5 Sung zu gewähren. Aber ehe der Bote sein Ziel erreicht hatte, wurde er in Huai-tung, d. h. im östlichen Ngan-hui, von einem Militärkommandanten der Sung festgehalten und getötet. Erst nach einem zweiten Versuche durch eine neue Gesandtschaft kam mit den widerhaarigen Beamten von Sung unter Schwierigkeiten ein Abkommen zu Stande. Tului, empört über die Ob-
 10 struktion der Sung, bemächtigte sich nunmehr der Stadt Han-tschung südlich vom Ts'in-ling und zweier wichtiger Übergänge: des berühmten Passes von Ta-san ling nördlich davon (III, 12) und des Jao-fêng ling östlich davon, bei Schi-tsüan am oberen Han-Fluß, so daß nunmehr die Verbindung vom oberen Wei-Tal mit der südlichen Angriffsstraße hergestellt war. Die dort
 15 befindlichen Sung-Truppen wurden samt der Bevölkerung verjagt. Ogodai, der zwar den Kampf mit Kin für schwieriger hielt als sein Bruder Tului, fügte sich doch der von diesem geschaffenen neuen Lage und griff im Norden an, während Tului im Süden operierte. Im Herbst 1231 konnte Ogodai in Schan-si eindringen und die Stadt Ho-tschung fu (P'u-tschou) einnehmen.
 20 Darüber hinaus kam er allerdings vorläufig nicht. Dagegen gelang es Tului, in Ssë-tsch'uan noch weitere Erfolge zu erzielen. Ein Teil seines Heeres schwenkte nach Westen ab, überschritt den Kia-ling kiang, drang dann nach Süden bis in die Gegend von Pao-ning vor und kehrte zu dem ostwärts von Han-tschung lagernden Heeresteile zurück. Hundertundvierzig kleinere
 25 und größere Orte soll er auf dieser Expedition eingenommen haben. So standen Anfang 1232 die Mongolen-Heere am Ausgangspunkt der beiden Vormarschstraßen gegen K'ai-fêng, die wohl Dschingis Khan im Sinne gehabt haben mochte: ein nördliches in Schan-si auf der Höhe von T'ung kuan und ein südliches am oberen Han-Fluß, das über die wichtigen Plätze
 30 Têng und T'ang südlich von Nan-yang durch Ho-nan marschieren sollte. Ein Überläufer der Kin, der die Verhältnisse gut zu kennen schien, hatte gleichfalls die Mongolen auf diese Südstraße im einzelnen aufmerksam gemacht.

Im Februar 1232 wurde der Vormarsch angetreten. Das Nordheer unter
 35 Ogodai zog, T'ung kuan im Rücken lassend, durch Süd-Schan-si, überschritt an der altberühmten Übergangsstelle von Mêng-tsin (I, 8) den Huang ho und bemächtigte sich Lo-yang's. Dann wurde die Verbindung mit Tului aufgenommen, der bereits bei Sin-tschêng, etwa 100 km südwestlich von K'ai-fêng, angekommen war. Bei Kün-tschou, dem heutigen Yü hien,
 40 wenig südlich von Sin-tschêng, vereinigten sich die beiden Heere und stießen zugleich auf eine große Streitmacht von Kin, zum Teil unter Wan-yen Yi, angeblich 150 000 Mann, die Tag und Nacht von K'ai-fêng hatten kämpfend marschieren müssen und erschöpft ankamen. Nach erbittertem Kampfe wurde das Kin-Heer völlig zersprengt, „das Geschrei der auf-

gelösten Truppen klang wie Donner“. Die Befehlshaber, darunter Wan-yen Yi, gerieten in Gefangenschaft und wurden sämtlich getötet. Von dem Ende dieses Helden gibt seine Lebensbeschreibung eine dramatische Schilderung. Er nannte den Mongolen mit Stolz seinen Namen und zählte die Siege seiner Brigade „Treue und Ehrfurcht“ auf. Tului wollte ihn zum Übertritt bewegen, aber er weigerte sich standhaft auch unter den grauenhaftesten Folterqualen bis zum Tode. 5

Nach dieser Niederlage zogen die Kin ihre Truppen aus den Festungen von T'ung kuan und Lan kuan (südöstlich von Lan-t'ien) zurück nach K'ai-fêng, damit sie hier bei der Verteidigung mitwirkten. Die Folge war, daß die 10 sämtlichen Bezirke südlich vom Huang ho bis über Lo-yang hinaus, allen Schutzes entblößt, sich den Mongolen ergaben. Da die Lage für Kin ausichtslos geworden war, ließ Ogodai den König Ngai-tsung zur Stellung von Geiseln und zur Tributleistung auffordern (vgl. oben S. 284). Ngai tsung schickte seinen Bruder als Geisel, aber dem Frieden kam man nicht näher. 15 Ogodai und Tului begaben sich, wohl um der Sommerhitze zu entgehen, nach Norden in die Berge bei Kü-yung kuan, ließen aber den General Subutai in Ho-nan mit dem Befehl zurück, die Stadt K'ai-fêng einzuschließen. Bevor jedoch die eigentliche Berennung begann, schickte Ogodai nochmals den „Tausendschaftsführer“ T'ang K'ing in die Stadt, um Ngai tsung 20 aufzufordern, den Kaisertitel abzulegen und sich als Untertan des Mongolen-Khans zu bezeichnen. Als T'ang K'ing bei der Weigerung Ngai tsung's ausfallend in seinen Reden wurde, ließ man ihn samt seinen Brüdern und seinem ganzen Gefolge in der Nacht umbringen.

Die Mongolen begannen nunmehr im Sommer 1232 den Kampf gegen die 25 Stadt, machten aber bald die Erfahrung, daß sie mit ihren Kriegsmitteln gegen die starken Befestigungen nichts auszurichten vermochten. Außerdem aber verfügten die Kin über zwei Kriegsgeräte, die den Mongolen einen großen Schrecken einjagten. Die Chinesen beschreiben sie (im *Yuan schi sin pien* Kap. 3 fol. 5r^o) wie folgt: „Die Kin hatten damals große Mörser, 30 den Himmel erschütternder Donner“ genannt. Es waren eiserne Becken, die mit Pulver gefüllt und dann durch Feuer zur Explosion gebracht wurden. Den Krach konnte man über mehrere Zehner von li hören(!), die Verbrennung erstreckte sich über einen Umkreis von einem halben mou (etwa 300 qm) und drang auch durch eiserne Panzer durch. Die mongolischen Sol- 35 daten pflegten sich mit Rinderfellen zu bedecken und so an den Fuß der Mauern zu gelangen, um Löcher hinein zu graben. Dann ließen die auf den Mauern Stehenden die Donnermörser an Drähten herab, das Feuer spritzte auf und zerriß die Leute mit ihren Rinderfellen, daß keine Spur von ihnen übrig blieb. Ebenso hatten sie fliegende Feuerspeere, die mit Pulver ge- 40 füllt waren. Man brachte sie durch Feuer zur Explosion und, nach vorn geschneilt, verbrannten sie alles auf zehn Schritt Entfernung“. Neben diesen Mörsern wurden große Schleudern verwendet, die, nur von wenigen Leuten bedient, mächtige Steine „über hundert Schritte weit“ zu werfen

vermochten. Wegen Mangels an Pfeilen ließen die Kommandanten jeden Mongolenpfeil in vier Stücke schneiden, aus Kupfermünzen Spitzen daranmachen und sie mittels besonderer Röhren zurückschießen. Die Mongolen hatten so große Verluste (die Chinesen sprechen von einer Million!),
 5 daß Subutai die Hoffnung schwand, die Stadt jemals einnehmen zu können. Er knüpfte mit Ngai tsung Friedensverhandlungen an, und die Kin gingen nur zu bereitwillig darauf ein. Sie erreichten auch durch reiche Geschenke, daß man die Feindseligkeiten einstweilen einstellte.

In dieser Lage traf die Mongolen ein unerwarteter Schlag. Ogodai, der
 10 sich mit seinem Bruder in Lung-hu t'ai in den Bergen bei Kü-yung kuan befand, erkrankte dort lebensgefährlich. Sein Zustand erweckte die größten Besorgnisse, man ließ Schamanen und Orakelkundige kommen und bemühte sich, durch Beschwörungen und Zaubermittel die Dämonen der Krankheit zu bannen. Als es nicht besser mit dem Kranken wurde, be-
 15 fragte man das Orakel, ob nicht einer von den Familienangehörigen an die Stelle des Besessenen treten könne. Da eine günstige Antwort erfolgte, so beschloß Tului sich für den Bruder zu opfern; er trank das von den Schamanen zubereitete Beschwörungswasser, und, nachdem er noch seine Frau und seine jungen Kinder der Obhut Ogodai's anvertraut hatte, starb er. Ogo-
 20 dai aber genas wieder. Dieses Ausscheiden der beiden obersten Befehlshaber erschwerte die Lage weiter und stellte Subutai vor verantwortungsvolle Entscheidungen. In äußerster Bedrängnis entschloß man sich auf mongolischer Seite, nochmals mit Sung in Verbindung zu treten. Ein in mongolische Dienste übergetretener Chineser aus Schen-si, Wang Tsie, ein
 25 Mann von rücksichtslosem Temperament, der, Gelehrter und Offizier in Kin, mit seiner Truppe in den Kämpfen mit den Mongolen nach erbittertem Widerstande gefangen genommen war und auf Ogodai durch seine Furchtlosigkeit auch im Anblick des Todes einen starken Eindruck gemacht hatte, wurde Ende 1232 nach Hang-tschou entsandt. Er fand dort eine höchst
 30 ehrenvolle Aufnahme, und der Vorschlag, den weiteren Kampf gegen Kin gemeinsam zu führen, wurde angenommen unter der Bedingung, daß nach errungenem Siege Ho-nan mit K'ai-fêng an Sung zurückfiele. Unmittelbar danach trafen zwanzigtausend Mann Sung-Truppen unter dem General Mêng Hung und zugleich, was von großer Bedeutung war, dreihundert-
 35 tausend Pikul Korn vor K'ai-fêng ein. In Hang-tschou hatte man vergessen, daß einst die Befreiung vom Joche der Liao in gleicher Weise durch ein Bündnis mit den neuen Feinden, den Kin, erkaufte worden war, und wie dies Bündnis geendet hatte. Die Spuren der Vergangenheit schreckten nicht.

In der belagerten Stadt steigerten sich die Leiden nunmehr durch Nah-
 40 rungsmangel und Seuchen zur Unerträglichkeit. Scharenweise gingen die Bewohner zugrunde, die Mongolen konnten ihre Angriffe nach Belieben verstärken oder unterlassen. Früher oder später mußte die Stadt fallen. Im Anfang des Jahres 1233 verließ Ngai tsung aus Sicherheitsgründen K'ai-fêng und flüchtete nach dem etwa 150 km ostwärts gelegenen Kuei-tê,

das ganz von Wasserläufen umgeben und schwer anzugreifen war. Sein Weggang war das Signal zur allgemeinen Auflösung. Die Truppen zerstreuten sich, Widerstand wurde kaum noch geleistet. Noch einen letzten verzweifelten Versuch machte Ngai tsung, dem verheerenden Nahrungsmangel abzuhelpen: er richtete die flehende Bitte an den Sung-Kaiser, ihn mit Korn zu unterstützen. Sein Gesandter schilderte die Not, die Kin durch die Mongolen leide, und fügte dann warnend hinzu: „Vierzig Staaten haben die Mongolen vernichtet, der letzte war Si-Hia. Nachdem Si-Hia vernichtet ist, sind wir an der Reihe, und wenn wir vernichtet sind, wird über Sung das Verderben kommen. Wenn die Lippen zerstört sind, werden die Zähne kalt (ein beliebter chinesischer Vergleich), das ist eine selbstverständliche Regel. Laßt uns in Freundschaft zusammenhalten, dann wird was dem einen nützt, auch dem anderen nützen“. Neunzehn Jahre früher war von Chinesen in Hang-tschou die gleiche Mahnung ausgesprochen worden (s. oben S. 271 f.), aber auch diesmal erfolgte dort die gleiche kalte Ablehnung. Der Haß gegen den Erbfeind war stärker als alle anderen Erwägungen.

Während dessen vollzog sich K'ai-fêng's Schicksal schnell. Im Frühling 1233 drangen die Truppen Subutai's in Ts'ing-tsch'êng, dem Kultgelände südlich der Stadt (s. oben S. 215) ein, zugleich damit erfolgte die Übergabe in schmähhlicher Form. Eine von den niedrigsten Instinkten der Grausamkeit beherrschte Kreatur, Ts'ui Li, ein Chinese aus Schan-tung oder Ho-peï, der in seiner Jugend Laufbursche in einem buddhistischen Kloster gewesen war, hatte sich in den Wirren der belagerten Stadt nach Ngai tsung's Flucht zum Oberkommandierenden gemacht und benutzte die Ankunft der mongolischen Truppen sofort für seine Zwecke der Geldgier und des Machtkitzels. Er ließ die Mutter und Gemahlin Ngai tsung's, seine Brüder und sonstigen Verwandten, sowie alle anderen Mitglieder der königlichen Sippe und sonstige ihm geeignet scheinende Würdenträger, zusammen über fünfhundert Personen, festnehmen und in das Lager der Mongolen schicken. Subutai brachte zunächst alle Männer um, die zur königlichen Familie gehörten, die Frauen schickte er nach Karakorum. Dann erbat er sich von Ogodai die Erlaubnis, die gesamte noch vorhandene Bewohnerschaft K'ai-fêng's massakrieren zu dürfen. Dem energischen Widerspruch Ye-lü Tsch'u-ts'ai's, der unter Ogodai erster Minister war, gelang es jedoch, das Unheil soweit zu mäßigen, daß nur die Mitglieder der Wan-yen-Sippe getötet, alle anderen aber verschont wurden. Geplündert, geraubt und verbrannt wurde unter Ts'ui Li's Führung alles, was noch vorhanden war. Dieser selbst wurde bei den anschließenden Wirren in der Stadt von einem Offizier der Sung-Truppen erstochen. Den Ju-tschen wurde alles reichlich vergolten, was sie einst an Vergewaltigungen und Demütigungen den Sung an der gleichen Stelle angetan hatten.

Nachdem K'ai-fêng gefallen, setzte man dem flüchtigen Ngai tsung nach. Kuei-tê wurde eingeschlossen, soweit es bei den Wasserverhältnissen möglich war, und bald wurde Ngai tsung der Aufenthalt auch dort verleidet,

so sehr sich auch tapferere Generale als er bemühten, die Mongolen von der Belagerung abzuschrecken. Er selbst spielte in diesem letzten Akt des Dramas eine wenig rühmliche Rolle: herrisch und gewalttätig gegen seine Umgebung, war er doch bar des Mutes und der Entschlußfähigkeit in der 5 verzweifelten Lage seines Staates, ohne Verantwortungsgefühl für seine Stammes- und Volksgenossen, dafür um so eifriger auf die Rettung seiner Person bedacht. Entgegen dem Rat der mutigsten und treuesten unter seinen Generalen flüchtete er auf einem Boot aus der Stadt und ging nach Ts'ai-tschou (heute Ju-ning oder Ju-nan unweit der Grenze von Sung). Mongolen 10 und Sung-Truppen folgten ihm und schlossen ihn auch dort wieder ein. Unfähig, der Not innen und außen weiter Widerstand zu leisten, übergab er Anfang 1234 die Regierung an den General Tsch'êng-lin, einen Abkömmling von Ho-li-po, einem der zwischen Han-p'u und Aguda die Herrschaft führenden Ju-tschen-Khane (s. oben S. 184), der in den genealogischen 15 Listen der Kin den Tempelnamen Schi tsu führt. „Ich vermag nicht mehr zu Pferde zu steigen und dahinzufliegen“, sagte er, „du bist frisch und beweglich, vielleicht gelingt es dir, zu entkommen und die Vernichtung unseres Hauses abzuwenden“. Ein wilder Kampf brach jetzt los um die Tore der Stadt, in dem die Reste der Kin-Truppen noch einmal mit dem Mute der 20 Verzweiflung ihre letzte Feste verteidigten. Ngai tsung selbst aber, als er sah, daß das Schicksal nicht mehr aufzuhalten war, beging Selbstmord im Palast. Damit löste sich aller weiterer Widerstand auf. Seine Getreuen traten zusammen und verliehen ihm als Tempelnamen jenen Titel, den auch der letzte Kaiser der T'ang bei dem Zusammenbruch der Dynastie einst 25 erhalten hatte: Ngai tsung, d. h. „der Bejammernswerte“ (vergl. II, 527). Eine große Zahl von ihnen folgte dem toten Herrscher nach, indem sie sich im Ju-Fluß bei der Stadt ertränkten. In der Stadt begannen die Truppen zu meutern, und in dem allgemeinen Gemetzel kam auch Tsch'êng-lin oder Mo ti, „der letzte Kaiser“, wie er zuweilen genannt wird, zu Tode. Es läßt 30 sich schwer ein versöhnender Zug in dem Ende der Kin-Dynastie finden.

Der Führer der Sung-Truppen teilte sich mit dem der Mongolen in die Beute. Wenn man dem *S. T'ung-kien* glauben soll, müssen die Sung noch mit den Gebeinen Ngai tsung's, die ebenfalls geteilt worden wären, ein unwürdiges Spiel getrieben haben, indem sie sie im Kerker hätten verscharren 35 lassen.

Die Chronisten der Kin berichten nur, daß der Pavillon, in dem Ngai tsung sich erhängt hatte, auf Befehl eines hochgestellten Sippengenossen mit der Leiche verbrannt worden sei, nachdem dieser und zwei andere Beamte „dem Toten gefolgt“ seien. Nach dem Brande habe ein treuer Hofbeamter 40 die Gebeine eingesammelt und mit Genehmigung der Mongolen am Ufer des Ju-Flusses beigesetzt. Das *Yuan schi* fügt allerdings hinzu, daß Sung-Truppen die letzten Reste gesammelt und abgeliefert hätten. Dem Rachedurst der Sung mag die Schändung der Knochenreste noch eine angenehme Vorstellung gewesen sein.

Das Ende des Kin-Reiches wurde in Hang-tschou feierlich im Ahnentempel verkündet; daß es bestimmend für das eigene Schicksal sein würde, scheint man in Sung noch nicht geahnt zu haben. Einstweilen war mit den Mongolen das Abkommen getroffen, daß die Gebiete südöstlich von Tsch'ên und Ts'ai (d. h. etwa das südwestlichste Ho-nan und das nordwestlichste 5 Ngan-hui, die Bestimmung ist sehr ungenau) an Sung, die nordwestlich davon an die Mongolen fallen sollten. Das bedeutete den Gewinn eines kleinen Stückes vom südöstlichen Ho-nan, nicht einmal die Hauptstadt K'ai-fêng war darin eingeschlossen, die Mongolen dagegen waren die unbestrittenen Herren von ganz Nordchina geworden. 10

e) Verfall und Untergang.

Bei allen diesen umwälzenden Ereignissen blieb die Sung-Regierung in 15 Lin-ngan (Hang-tschou) bis kurz vor dem Ende ein unbeteiligter und anscheinend auch uninteressierter Zuschauer. Die Beschäftigung mit den Wissenschaften und schönen Künsten nahm alle Kräfte in Anspruch, so daß für die drängenden Dinge der politischen Welt nichts übrig blieb, es sei denn, daß man auf die „Barbaren“ schalt und philosophische Betrachtungen 20 darüber anstellte. Seit den schmachvollen Friedensschlüssen von 1142 und 1165 (s. oben S. 236 u. 255) wurde man von den Kin nicht mehr belästigt; man stand mit den „Barbaren“ im Gesandtschaftsverkehr und fügte sich im übrigen in die unwürdige Rolle, weil man nicht anders konnte.

Seit der Zeit von Kao tsung's Nachfolger, dem seit 1162 regierenden 25 Hiao tsung, schieden sich wieder einmal in Grundfragen des konfuzianischen Systems, ähnlich wie hundert Jahre früher unter Wang Ngan-schi (s. oben S. 167ff.), die Geister in zwei Parteien. Während es damals allerdings in erster Linie um Fragen der praktischen Staatsführung und ihr Verhältnis zur kanonischen Lehre ging, war es diesmal die abstrakte Lehre selbst und ihre 30 Deutung, die den Kampf hervorrief. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts, also noch zur Zeit Wang Ngan-schi's, regte sich in dem Konfuzianertum unter dem Einfluß buddhistischer und taoistischer Vorstellungen das Verlangen, über die bloße Ethik und Staatsweisheit der kanonischen Schriften hinauszugelangen und zu ihrem metaphysischen Urgrund vorzudringen. 35 Dabei galt aber als selbstverständliche Voraussetzung, daß dieser Urgrund ebenfalls im Kanon gesucht werden müsse, da ja in ihm die Gesamtheit alles menschlich Wißbaren enthalten sei. Diese neue Forschungsrichtung erhielt später den Namen *Sing-li*-Schule von ihren beiden Hauptbegriffen *sing* = „Natur“ und *li* = „innere Gesetzmäßigkeit“, „Norm“, man hat 40 sie auch als „Neukonfuzianismus“ bezeichnet. Die Schule hatte ihren Ursprung im Norden und fand ihre erste Entfaltung in Lo-yang, einem der damaligen geistigen Mittelpunkte der chinesischen Welt, durch den von aller beamteten Gelehrsamkeit freien Denker Schao Yung um 1050. Gleich-

zeitig aber hatte die *Sing-li*-Forschung einen hervorragenden Vertreter in Tschou Tun-yi gefunden, einem aus der buddhistischen und taoistischen Schule hervorgegangenen Gelehrten aus Hu-nan, der seinen Zeitgenossen Schao Yung kaum gekannt zu haben scheint, da er in Kiang-si und Kuang-tung lehrte, wohl aber mit Wang Ngan-schi zusammengetroffen ist. Tschou Tun-yi's berühmteste Schüler waren die beiden Brüder Tsch'êng Hao und Tsch'êng Yi, die ihre Studien dann bei Tschang Tsai, dem großen Naturphilosophen, fortgesetzt hatten. Von ihnen abhängig ist der im Urteil der Nachwelt als der überragendste Vertreter des Neukonfuzianertums nicht bloß, sondern der ganzen Sung-Philosophie gefeierte Tschu Hi. Das spätere China hat ihn mit Mêng tsǝ gleichgestellt und als einen Weisen gepriesen, der die Lehre des Konfuzius erst zu Ende geführt habe. Wir werden später noch auf ihn und sein Wirken zurückzukommen haben. Tschu Hi's eigentlicher Lehrer war sein Landsmann Li T'ung, dessen Name ohne seinen großen Schüler der Nachwelt vielleicht unbekannt geblieben wäre.

Bei Tschu Hi's Lebzeiten — er war 1130 in Fu-kien geboren und lebte bis 1200, zuerst als Provinzialbeamter auf verschiedenen Posten, dann in bescheidenen Stellungen der Hauptstadt und zuletzt als bedeutungsloser literarischer Beirat am Hof — war von der hohen Wertschätzung noch wenig zu merken, er hatte zahlreiche Anhänger, aber auch einflußreiche Gegner, und so war sein Dasein ein mehrfaches Auf und Ab in der Gunst des Schicksals. Die Lehren der Neukonfuzianer, d. h. ihre Art, aus den kanonischen Schriften die Belege für ihre neuen metaphysischen Spekulationen herauszudeuten, ein Verfahren, das nur durch willkürliche Erklärung von Wörtern und Wendungen der Texte ermöglicht wurde, blieb natürlich nicht ohne scharfen Widerspruch. Die Erinnerung an Wang Ngan-schi und seine eigenmächtige Behandlung der heiligen Texte war noch so stark, daß man die *Sing-li*-Philosophen mit ihm in den gleichen Kessel der Verdammnis warf und ihre Namen immer mit dem seinigen zusammen nannte. Das *Sung schi* (Kap. 156 fol. 5v^o) sagt zwar, daß „seit der Regierung Schên tsung's (des Gönners von Wang Ngan-schi, s. oben S. 168) Tsch'êng Hao und Tsch'êng Yi mit ihrer „Lehre vom rechten Wege“ (*tao hūo*) in Lo-yang führend waren und ihr Einfluß in der ganzen Welt wirkte“, aber dieser Einfluß war von sehr verschiedener Art. Zu Hiao tsung's Zeit schlug der Streit, durch Tschu Hi's Wirken verstärkt, seine hohen Wellen. Wie üblich, wurde er in zahlreichen Berichten und Anträgen von beiden Parteien vor den Thron gebracht, und der Kaiser mußte in der einen oder anderen Richtung dazu Stellung nehmen. Zu Beginn des Jahres 1178 beantragte der Zensor Sie K'uo-jan, daß „den Beamten befohlen würde, ihre Textdeutungen den allgemeinen Auffassungen anzupassen und nicht persönlichen willkürlichen Ideen nachzugehen, also nicht die kümmerlichen Praktiken von Wang (Ngan-schi) und Tsch'êng (Hao und Yi) zu verbreiten und zu verherrlichen“. Die Argumentation dafür ist nicht eben klar: „Neuerdings nehmen sich die nach literarischen Maßstäbchen Suchenden die Lehren Wang

Ngan-schi's zum Muster und verbreiten und verherrlichen damit das Pressen der Texte, oder sie nehmen sich die Lehren Tsch'êng Hao's zum Muster und legen damit das Hauptgewicht auf großartiges, aber leeres Geschwätz. Wenn die Lehren der großartigen, aber leeren Schwätzer in Aufnahme kommen, dann geraten die Leute beständig tiefer in gefährliche Absurditäten; und wenn das Pressen der Texte um sich greift, dann gelangen sie beständig mehr zu Splittern und Scherben". Kurze Zeit danach sprach sich der Sekretär am Geheimarchiv, Tschao Yen-tschung, in einer neuen Denkschrift noch schärfer aus. Neuerdings nähmen die Kandidaten der staatlichen Prüfungen die Lehre der *Sing-li*-Schule zum Vorbilde, nebelhafte Phrasen und unklare Gerede seien die Folgen. Statt der Heiligen der Vorzeit, die in den sechs kanonischen Schriften (s. unten) gesprochen hätten, gelte ihnen „die Lehre von Lo-yang“ (der beiden Tsch'êng) als Führer. Außen täusche diese Lehre Wahrhaftigkeit und Ehrerbietung vor, aber innen wolle sie ihre Hohlheit und Fälschung wirksam machen. Die Gewohnheiten der Literaten würden ständig schlimmer und die Leistungen beständig niedriger. Er bitte dringend, daß hier Ordnung geschaffen werde. Deutlich auf Tschu Hi zielten zwei Eingaben des Ministerialpräsidenten Tschêng Ping und des Zensors Tsch'ên Ku von 1184. Von der Eingabe Tschêng Ping's heißt es in seiner Lebensbeschreibung: sie wies darauf hin, daß „neuerdings unter den Literaten und hohen Beamten Leute sind, die von ‚der Lehre vom rechten Wege‘ reden. Sie betrügen ihre Zeitgenossen und stehlen anderer Leute Namen. Man sollte ihnen kein Vertrauen schenken und sie nicht im Amte dulden“. „Damit zielte er auf Tschu Hi.“ Tsch'ên Ku, der im Einvernehmen mit Tschêng Ping vorging, sprach sich der Lebensbeschreibung Tschu Hi's zufolge ebenso aus: „Die Anhänger der Lehre vom ‚rechten Wege‘ leihen sich im allgemeinen anderer Leute Namen, um ihre Fälschungen wirksam zu machen. Ich bitte die Dinge zu untersuchen und die Leute aus ihren Stellungen zu entfernen“. „Das zielte auf Tschu Hi“. Von Hiao tsung ist eine unmittelbare Äußerung zwar nicht überliefert, aber wie er dachte, geht aus den Bemerkungen zu den Anträgen von Sie K'uo-jan und Tschao Yen-tschung hervor: „der Kaiser stimmte dem zu“. Einer der schlimmsten Vorwürfe, die gegen die Neukonfuzianer gerichtet wurden, war der, daß sie aus den „Irrlehren“ des Buddhismus und Taoismus geschöpft hätten, und diese Behauptung ist auch zweifellos zutreffend, so häufig und heftig die beiden Tsch'êng sowohl wie Tschu Hi ihre Abneigung gegen beide Religionen bekundet haben. Der Umstand, daß der große Apostel des Konfuzianismus zwei dem Buddhismus zuneigende Lehrer hatte und in der Jugend dadurch zu eigenen Studien hierin wie im Taoismus hingeführt wurde, ist eben nicht ohne Wirkung geblieben und befruchtend für sein Denken geworden. Aber dieser Einfluß scheint in der Tat bei ihm in das Unterbewußtsein verdrängt worden zu sein, denn abgesehen von seinen häufigen scharfen Ablehnungen des Buddhismus, sind alle seine Werke, im besonderen seine Kommentare, ein einziges

Zeugnis dafür, daß auch ihm die kanonischen Bücher die letzte und einzige Quelle aller Weisheit enthalten. Freilich müssen sich diese dafür auch eine von der Überlieferung abweichende Auslegung gefallen lassen. Daß Hiao tsung mehr auf Seiten der altkonservativen Gegner stand, zeigt sich in 5 seinem Verhalten ihren Anklagen gegenüber, aber andererseits war er auch, wie man aus buddhistischen Berichten schließen kann, nicht anders als die meisten der Sung-Kaiser, der Lehre Buddhas im allgemeinen wohlgesinnt.

Verstummt ist der Streit erst am Ende der Dynastie, wenn er auch 10 unter Hiao tsung's Nachfolgern allmählich ruhigere Formen annahm. Seine Entscheidung fand er 1227 durch ein Edikt des Kaisers Li tsung, das den 1200 verstorbenen Tschu Hi zum „Erhabenen Lehrer“ des Reiches (*t'ai schi*) ernannte und ihm den posthumen Titel „Herzog von Sin kuo“ verlieh. I. J. 1229 wurde dieser durch „Herzog von Hui kuo“ ersetzt. Seitdem ist 15 der Ruhm des gelehrten Exegeten und seiner *Sing-li*-Lehre bis in die neueste Zeit ins ungemessene gestiegen (s. unten).

Politisch hat sich der Streit um den Neukonfuzianismus, ungleich dem um Wang Ngan-schi, in der Verwaltung wenig ausgewirkt, in den auswärtigen Fragen überhaupt nicht. Nach dem Tode Ts'in Kuei's 1155 und 20 Tschang Tsün's 1164 (s. oben S. 234) war eine Friedenspartei nicht mehr vorhanden, jedenfalls nicht mehr bemerkbar. Auch die Neukonfuzianer waren natürlich, wie alle Literaten, von Haß erfüllt gegen die unbotmäßigen Barbaren und redeten gewaltig von ihrer Vernichtung. Auch Tschu Hi bildete keine Ausnahme, er schürte wie die anderen den Krieg, ohne einen 25 Blick für die vorhandenen Machtmittel zu haben (s. oben S. 254). Nach Hiao tsung's Thronbesteigung zur Audienz gerufen, erklärte er 1163 dem Kaiser: „Mit dem Mörder seines Fürsten und Vaters soll man nicht unter demselben Himmel leben (*Li-ki* I, 56, das Zitat bezieht sich auf die von den Kin verschleppten Kaiser, s. oben S. 217). Wenn aber heute die, die es 30 angeht, nicht kämpfen wollen, so kann man an dem Mörder nicht Vergeltung üben, und wenn sie sich nicht behaupten, kann man die Feinde nicht überwinden. Wenn man sich dem Altertume zuwendet, so wird man finden, daß bei den früheren heiligen Herrschern die Grundlage ihrer Stärke darin bestand, daß sie hinsichtlich des Verhaltens der Fernwoh- 35 nenden den Widerstand brachen und den Gesetzen Geltung verschafften“.

Die Wirkung dieser typischen Literatenweisheit war der neue Krieg von 1163 bis 1165 mit seinen neuen Niederlagen und Demütigungen (s. S. 255), für Tschu Hi persönlich die zeitweilige Entfernung aus seinem Amte.

Wenn sich das Sung-Reich nach 1165 noch einer Reihe von Jahren un- 40 getrübt äußeren Friedens erfreuen konnte, so war dies weder dem Glück seiner Waffen noch der Tüchtigkeit seiner Herrscher, noch der Geschicklichkeit seiner Staatsmänner zu danken, sondern lediglich der friedlichen Gesinnung des Kin-Herrschers Schi tsung und vielleicht dem versöhnenden Einflusse des Konfuzianismus (s. oben S. 253f.). Die Herrscher, die nach

Hiao tsung den Thron innehatten, erreichten kaum noch die Linie der Mittelmäßigkeit. Es waren unbedeutende, willensschwache, körperlich und geistig zerrüttete Personen, die mehr Sinn für den Prunk oder die Ausschweifungen ihres Hofes hatten als für die Forderungen ihrer Zeit, deren Gefahren ihnen verborgen blieben. Das Fehlen einer starken Hand aber 5 gab dem Beamten- und Literatentum den Weg frei für ihre Zänkereien, Intrigen und Erpressungen, die mit philosophischen Streitfragen nichts mehr zu tun hatten. Bei allem Glanz des geistigen Lebens in der durch den Neukonfuzianismus stark befruchteten Atmosphäre war das ausgehende 12. und der Beginn des 13. Jahrhunderts wieder einmal eine Zeit starken 10 politischen Verfalls, in der die letzten von den nördlichen Sung noch übrig gelassenen Reste eines großen Erbes vergeudet wurden.

Im Frühjahr 1189 folgte Hiao tsung dem Beispiel seines Adoptivvaters Kao tsung (s. oben S. 254) und übergab die Regierung seinem dreißigjährigen Sohne Tun, der den Tempelnamen Kuang tsung erhalten hat. 15 Hiao tsung wußte in seinem Abdankungsedikt keinen stärkeren Grund anzuführen als daß er „seit seiner Trauerzeit (um Hui tsung und K'in tsung) persönlich so viel Mühe mit den Regierungsgeschäften gehabt, daß er keinen Tag Muße gefunden habe, den früheren Kaisern die Opferbank und Matte (d. h. die Opfer) zu bereiten und seiner ehrwürdigen Mutter die nötigen Auf- 20 wartungen zu machen“. Der Kronprinz sei ein in den Kriegsangelegenheiten bereits erfahrener Mann, dem das Reich wohl anvertraut werden könne. Dieses Lob war ebenso unaufrichtig wie der Grund des Rücktritts. Kuang tsung war ein kranker Mann, und seine kurze Regierung nichts als eine Kette von Hofintrigen und Familienskandalen. Die Hauptanstifterin war 25 die Kaiserin, eine Tochter des Militärgouverneurs Li Tao, eine jener machthungrigen und mordlustigen Megären, wie sie nicht selten in China den Thron geschändet haben. Ihr an Körper und Geist schwacher Gemahl muß ganz in ihren Händen gewesen sein, denn er tat gehorsam, was sie verlangte. Sie haßte ihren Schwiegervater, weil er ihr Vorhaltungen wegen ihrer Eifer- 30 sucht und Grausamkeit gemacht hatte. Nachdem Kuang tsung zur Regierung gekommen war, bemühte sie sich, durchzusetzen, daß ihr 1168 geborener Sohn K'uo zum Thronfolger ernannt werde; Hiao tsung als Familienältester lehnte dies ab, und nunmehr war der Bruch vollständig. Die Kaiserin, die inzwischen der Schrecken des Harems geworden war, 35 wußte ihrem Gatten einzureden, daß ihm von Hiao tsung die Absetzung drohe, und der Schwächling mußte darauf jede Verbindung mit seinem Vater abbrechen, ein grobes Ärgernis für das Empfinden der Chinesen. Kuang tsung selbst war krank, und in Folge der ständigen Aufregung verschlimmerte sich sein Leiden; die eigentliche Regentin wurde die Kaiserin. Den Ministern 40 und Zensoren, allen voran dem immer auf das Staatswohl bedachten Präsidenten im Geheimen Staatsrat (*schu-mi yuan*, s. unten) Tschao Ju-yü, wurde der Zustand unerträglich, und sie drangen unablässig und immer nachdrücklicher in den Kaiser, dem ein Ende zu machen. Aber alles

Bitten und Drohen blieb erfolglos, die Kaiserin beharrte auf ihrem Haß, und Kuang tsung entschuldigte sich mit seiner Krankheit. Im Frühjahr 1194 erkrankte Hiao tsung, die Minister drängten den Sohn aufs neue, den Vater nicht unversöhnt sterben zu lassen, aber starrsinnig beharrte das 5 Paar auf seiner Ablehnung. Als sich der Zustand des Kranken rasch so verschlimmerte, daß mit dem Ende gerechnet werden mußte, wurde wenigstens das erreicht, daß der Prinz K'uo den Großvater aufsuchen und von ihm Abschied nehmen durfte. Kurze Zeit danach, im Sommer, starb Hiao tsung. Aufgefordert, die Traueritten zu vollziehen, weigerte sich der Kaiser aber- 10 mals unter Hinweis auf seine Krankheit. Die Minister, empört über diesen größten Skandal der Pietätlosigkeit, der für das allgemeine Empfinden denkbar war, baten die Kaiserinwitwe (Hiao tsung's Gemahlin), anstelle des Kranken die Regentschaft zu führen und die Traueritten zu vollziehen. Die Kaiserin lehnte das erstere ab, war aber zu dem letzteren bereit. Nun- 15 mehr beantragten die Minister, den Prinzen K'uo, „der immer Güte und Pietät bewiesen habe“, baldigst zum Thronfolger zu ernennen. Wie nicht anders zu erwarten, wurde dieser Antrag nach einigen Tagen bewilligt. Gleichzeitig wurde die Absicht der Kaiserin bekannt, sich ganz von der Regierung zurückzuziehen, und in der Tat erschien — eine wenig ehrenvolle 20 Form — im Juli auf Betreiben Tschao Ju-yü's ein Edikt der fast achtzigjährigen Kaiserinwitwe Wu, einer Gemahlin Kao tsung's, als der Familienältesten, in dem verkündet wurde, daß, „da der Kaiser krank sei und die Traueritten nicht vollziehen könne, der Prinz von Kia (d. i. K'uo) den kaiserlichen Thron besteigen solle“. Kuang tsung erhielt einen wohlklin- 25 genden Titel und starb, ein vergessener Mann, i. J. 1200.

Die Chronisten haben von der inhaltlosen Regierung Kuang tsung's nicht viel anderes zu berichten als diesen Hofskandal, aber er ist ihnen wichtig genug, um selbst in den wortkargen Kaiserannalen eine eingehende Darstellung zu finden. In der Tat ist er ein anschauliches Sittenbild von dem 30 hauptstädtischen Leben der zum Untergange reifen Dynastie. Wie viel Hetzereien, Intrigen und Gewissenlosigkeiten sich noch hinter den hier nur gestreiften äußerlichen Vorgängen verbergen, läßt sich aus den chinesischen Schilderungen erahnen. Gerade in dem ereignisreichen Jahre 1194 war es auch, wo Tschu Hi's amtliche Laufbahn ihren letzten Wellenschlag erlebte. 35 Das *S. T'ung-kien* (Kap. 153 fol. 4r⁰) erzählt darüber eine interessante Geschichte. Im Winter zu 1194 kam eine chinesische Gesandtschaft von Kín zurück und meldete unter anderem, daß man sich dort nach dem Verbleib des Meisters Tschu Hi erkundigt habe. Da man sich vor den Barbaren keine Blöße geben wollte, holte man den umstrittenen Philosophen heran 40 und übertrug ihm ein Amt in Tsch'ang-scha in Hu-nan. „Das geschah nur wegen jener Erkundigung“, fügt der Verfasser hinzu. Angetreten hat Tschu Hi den Posten nicht, und der eines literarischen Beirates am Hofe war ohne Bedeutung. Da er sich sehr eingehend und sehr deutlich über Kuang tsung's Verhältnis zu seinem Vater äußerte, ließ man ihn trotz Tschao Ju-yü's

Bemühungen 1194 wieder fallen. Er hat dann bis zu seinem Tode 1200 kein Amt mehr gehabt, auch Tschao Ju-yü war, nachdem sein Sturz 1195 erfolgt war, nicht mehr im Stande, ihm zu helfen. Über die Anhänger der *Sing-li*-Schule aber brach unter dem neuen Herrscher — Ning tsung ist sein Tempelname — noch einmal eine schlimme Zeit der Verfolgung herein. 5

Eine Änderung der Verhältnisse zum Bessern trat mit dem Wechsel auf dem Throne nicht ein. Der Sohn machte die gleiche kümmerliche Figur wie sein Vater. Die Kaiserin Li tritt auffallenderweise mit der Erhebung ihres Sohnes in den Hintergrund, dafür wird die Lage jetzt durch die Gemahling Ning tsung's, die Kaiserin Han, zwar nicht selbst (sie starb bereits 1200), aber durch den Bruder ihres 1199 verstorbenen Vaters, den bereits früher erwähnten Han T'o-tschou (s. oben S. 260) bestimmt. Dieser, der Sproß einer vornehmen Familie, aber ein in Staatsgeschäften unfähiger, heimtückischer Intrigant, wurde sogleich bei dem Thronwechsel gegen den damals mächtigen Tschao Ju-yü, den er bei seinen Bemühungen unter- 15 stützt hatte, der ihn aber sehr kühl behandelte, von einer versteckten Feindseligkeit und Rachsucht erfaßt, weil er sich für seine Dienste nicht genügend belohnt glaubte. Im Laufe eines mehrmonatlichen Ränkespiels, in dem die Klientelen beider Männer den neuen Monarchen mit gegenseitigen Denunziationen überschütteten, „bis dieser nicht wußte, wem er vertrauen und 20 glauben solle“, setzte Han T'o-tschou es durch, daß Tschao Ju-yü wegen staatsgefährlicher Umtriebe nach Yung-tschou in Süd-Hu-nan verbannt wurde. Auf dem Wege dorthin wurde er in Hêng-tschou nordöstlich davon, da man die Möglichkeit einer Rückkehr fürchtete, Anfang 1196 in geheimem Auftrage umgebracht. In seinen Sturz wurde mit vielen anderen auch 25 Tschu Hi hineingezogen. Sein Schicksal war noch glimpflich. Als er sah, daß alle Macht in die Hände von Han T'o-tschou überging, erbat er seine Entlassung. Nachdem ihn 1196 ein Zensor wegen zehn verschiedener Straftaten angeklagt hatte, wurde er seiner Stellung enthoben und durfte froh sein, so milde davongekommen zu sein. I. J. 1198 wurde er sogar insoweit 30 rehabilitiert, als ihm der erbetene Abschied bewilligt wurde.

Aber Han T'o-tschou und seine Clique gingen jetzt weiter, sie wollten mit Tschu Hi auch die ganze Schule vernichten, weil der verhaßte Tschao Ju-yü ihr nahegestanden hatte. Mehrere Zensoren, darunter der bekannteste, Hu Hung, ergingen sich in wütenden Anklagen gegen Tschu Hi's Lehre, 35 die von jetzt an mit dem Namen *wei hūo*, d. h. „gefälschte Lehre“ gebrandmarkt wurde, wonach man dann ihre Anhänger als „Rebellenbande von der gefälschten Lehre“ (*wei-hūo ni-tang*) bezeichnete. Man stellte 1197 eine Proskriptionsliste von neunundfünfzig Namen zusammen, deren Träger Mitglieder der „Rebellenbande“ waren. Darunter waren bekannte Gelehrte 40 und hochgestellte Beamte, auch solche, die Han T'o-tschou mißliebig geworden waren und zum Zwecke ihrer Beseitigung der Zugehörigkeit zu der „gefälschten Lehre“ beschuldigt wurden. Sie wurden sämtlich aus ihren Ämtern entfernt, vielen mag noch Schlimmeres widerfahren sein. Han

T'o-tschou selbst aber stieg während dessen von Stufe zu Stufe, er erhielt hohe Adelstitel und die höchsten Ämter bis zu dem des *t'ai schi*, des ersten der „drei *kung*“ (I, 128). Seine Macht schien unbegrenzt, bis seine Eitelkeit, seine Ruhmsucht und seine Selbstüberschätzung das Verderben auf ihn
 5 herabzogen. I. J. 1204 hatten Schmeichler ihm vorgestellt, wie die Kin durch ständige Kämpfe mit unbotmäßigen Stämmen erschöpft (s. oben S. 263f.), ihre Schatzkammern leer und die Steuern unerträglich seien, und wie jetzt der Augenblick gekommen sei, „die Zeit überstrahlenden Ruhm zu gewinnen und damit seine Stellung noch zu verstärken“. So beschloß
 10 Han T'o-tschou, die Kin mit Krieg zu überziehen und ihnen das eroberte Land wieder abzunehmen. Er sammelte Geld und Kriegsgerät, warb Truppen an und setzte Belohnungen aus für Verdienste bei Befreiung „der Chinesen nördlich vom Huai“. Um die Begeisterung der Truppen zu heben, veranlaßte er 1205, daß dem volkstümlichen Freiheitshelden Yo Fei (s. oben
 15 S. 227ff.) noch ein hoher Adelstitel („Fürst von Ngo“) verliehen wurde. Ein schlimmes Vorspiel brachte dann das Jahr 1206, als die Sung-Truppen in Ngan-hui eindrangen. Ein ehrgeiziger Provinzialbeamter, der bereits erwähnte Wu Hi, (s. oben S. 260f.), ein Großneffe des berühmten Kämpfers gegen die Kin, Wu Kie (s. oben S. 227), der durch die Verdienste seiner
 20 Familie emporgekommen war, hatte seit 1200 den Posten eines Kommandanten der Garde des kaiserlichen Mausoleums inne. Als er von Han T'o-tschou's Plänen hörte, begannen seine eigenen Pläne zu reifen. Er bat, ihn nach Ssë-tsch'uan zurückgehen zu lassen, wo er früher Präfekt eines Bezirkes gewesen war. Durch reiche Bestechungen gelang es ihm, die Zustimmung
 25 Han T'o-tschou's zu erlangen und seine Ernennung zum Gouverneur von Hing tschou (heute Mien hien) und Li tschou (heute Kuang-yuan) mit weitgehenden militärischen Befugnissen zu erreichen. Als 1206 der Krieg gegen Kin begann, wurde Wu Hi's Amtsbereich noch bedeutend erweitert: zu den Bezirken in Ssë-tsch'uan kamen die von Schen-si sowie die Militär-
 30 kontingente mehrerer abberufener Kommandanten und die selbständige Verfügung über alle Einkünfte. Wu Hi glaubte den Augenblick für seinen großen Schlag gekommen. Nach Beratung mit mehreren Verwandten und Anhängern setzte er sich mit den Kin in Verbindung und bot ihnen vier Bezirke an den Grenzen von Ssë-tsch'uan, Kan-su und Schen-si, nördlich an
 35 sein engeres Amtsgebiet anstoßend, unter der Bedingung an, daß er zum Fürsten von Schu ernannt werde. Der König Tschang tsung nahm den Vorschlag an und sandte ihm ein Schreiben, aus dessen Form und Inhalt man schließen muß, daß die Anreizung zu dem Verrat von den Kin ausgegangen war, wie denn auch die chinesischen Darstellungen von „Verführung“ durch
 40 die Kin sprechen. Es heißt darin, daß sich die Sung seit den Zeiten von Ki und Huan (Hui tsung und K'in tsung, es zeugt von geringer Achtung, daß die beiden Kaiser mit ihren persönlichen Namen genannt werden) nicht an die Grenzbestimmungen hielten und sich Rechte anmaßten, die ihnen nicht zukämen. Wie undankbar sie gegen verdiente Männer seien, habe sich bei

Yo Fei gezeigt, der die glänzendsten Taten vollbracht habe und durch Haß und Ungerechtigkeit zu Grunde gerichtet worden sei. Er (Wu Hi) solle sich ein Beispiel daran nehmen. Der König sei bereit, ihm zu Hilfe zu kommen und die Macht der Sung im Westen gemeinsam mit ihm zu brechen. „Das gesamte Gebiet von Schü, das er beanspruche, solle ihm zufallen, er (der 5 König) werde ihm einen Lehensbrief darüber zustellen unter Hinweis auf den zur Zeit *huang-t'ung* (1141 bis 1149) ausgefertigten“. (Damit kann nur der an den Kaiser Kao tsung gerichtete Lehensbrief des Königs Hi tsung von 1142 — s. oben S. 236f. — gemeint sein. Wie also Sung die Lehenshoheit von Kin habe anerkennen müssen, so sei es auch für Schu natürlich, das- 10 selbe zu tun). Zum Zeichen dessen werde schon jetzt die goldene Plakette übersandt. So verloren die Sung, noch ehe der Kampf begonnen hatte, jedenfalls vorläufig, das wichtige Grenzland im Westen an den Gegner. Wu Hi hat sich allerdings seines Erwerbes, der Schande über den Namen seiner ruhmvollen Vorfahren brachte, nicht lange erfreuen können. Nach- 15 dem er selbst die Kin-Truppen nach Fêng-tschou (nordwestlich von Hantschung) gerufen hatte, richtete er sich seine Residenz vorläufig in Hing-tschou ein, in der Absicht, später nach Tsch'êng-tu überzusiedeln. Aber noch in dem gleichen Jahre 1206 empörten sich in Hing-tschou seine Untergebenen gegen den Verräter, sie ermordeten ihn und schickten seinen Kopf 20 nach Hang-tschou. Seine Familie und seine Anhänger wurden sämtlich umgebracht.

Wie im übrigen der frivol heraufbeschworene Krieg Han T'o-chou's ausging, haben wir früher gesehen (s. oben S. 260f.): er brachte die schmachvolle Niederlage für den Staat und den ebenso schmachvollen Tod für den 25 Anstifter. Han T'o-tschou erhielt einen Nachfolger in dem Manne, der seinen Kriegsplänen die stärkste Opposition gemacht hatte: Schi Mi-yuan. *Tsin-schi* von 1187, hatte dieser Mann eine beträchtliche Anzahl von Stellungen in der Hauptstadt durchlaufen und war 1205 Sekretär am Geschichtsarchiv geworden. Als solcher wandte er sich, als niemand gegen den allmächtigen 30 Han T'o-tschou den Mund aufzutun wagte, in heftigen Anklagen gegen dessen Kriegspolitik und verlangte später seine Hinrichtung. Schi Mi-yuan wurde von jetzt ab der Träger der gesamten Macht und nutzte sie unbedenklich aus. I. J. 1211 setzte er die Rehabilitierung von Tschao Ju-yü, Tschu Hi und den übrigen Proskribierten der „Bande von der gefälschten Lehre“ 35 (s. oben S. 297) durch: sie erhielten posthume Ehrennamen und ihre Nachkommen bevorzugte Stellungen. Aber Schi Mi-yuan griff auch nach höheren Zielen. I. J. 1220 war Ning tsung's Thronfolger gestorben. Ning tsung hatte deshalb alle männlichen Nachkommen T'ai tsu's in der zehnten Generation, die über fünfzehn Jahre alt waren, im Palast erziehen lassen, um unter 40 ihnen den Thronerben zu wählen. Die Wahl fiel 1221 auf einen Prinzen Kuei-ho, einen Adoptivsohn von Ning tsung's Bruder, dem Fürsten von Yi. Der neue Thronfolger erhielt den Namen Hung; an seiner Stelle wurde ein anderer Prinz der gleichen Generation unter dem Namen Kuei-tsch'êng

von dem Fürsten adoptiert. Schi Mi-yuan war unzufrieden mit dieser Wahl, weil er mit dem Prinzen Hung einen Wortwechsel gehabt hatte. Er bemühte sich, Ning tsung den jungen Mann zu verleiden, hatte aber keinen entscheidenden Erfolg. Im Herbst 1224 erkrankte Ning tsung und war anscheinend nicht mehr bei vollem Bewußtsein. Jedenfalls wußte Schi Mi-yuan die Veröffentlichung eines Edikts zu erreichen, durch das Hung seiner Stellung als Thronfolger beraubt und an seiner Stelle Kuei-tsch'eng unter Verleihung des Namens Yün ernannt wurde. Ning tsung starb wenige Tage danach, und Schi Mi-yuan ließ sofort die Kaiserin bitten, der Proklamation des Prinzen Yün zum Kaiser ihre Zustimmung zu geben. Die Kaiserin war zunächst betroffen über diese Abänderung von Ning tsung's Bestimmung, fügte sich dann aber, da ihr offenbar der eine als Adoptivsohn so recht war wie der andere. So hatte Schi Mi-yuan den Mann seiner Wahl auf dem Throne, der nunmehr sein willfähriges Werkzeug war. Er hat den Tempelnamen Li tsung erhalten. Prinz Hung wurde mit einem hohen Adelsrang abgefunden. Aber Schi Mi-yuan's Gewaltakt fand nicht allgemeine Zustimmung. In Hu-tschou, unweit nördlich von Hang-tschou, brach 1225 eine Revolte aus, die eine Erhebung des Prinzen Hung zum Ziel hatte. Der Prinz stand dem Vorgang völlig fern und weigerte sich entschieden, dem Wunsche der Auf-
 20 rührer nachzukommen, er beteiligte sich sogar an der Niederschlagung der Unruhen. Trotzdem hatte Schi Mi-yuan einen solchen Schreck bekommen, daß er einen Vertrauten nach Hu-tschou sandte, der den Prinzen zum Selbstmord zwang. Verkündet wurde, er sei an einer Krankheit gestorben.

So war der eine gewissenlose Mißbraucher der Staatsgewalt durch einen
 25 anderen ersetzt worden; der jetzt rasch kritisch werdenden Lage des Reiches war keiner von beiden sich bewußt, geschweige denn ihr gewachsen. Aus allen Erfahrungen, die sie nunmehr zwei Jahrhunderte hindurch mit den Nordvölkern gemacht, hatte die Sung-Regierung nichts gelernt. Hochmütige Verachtung der „Barbaren“, bombastische Deklamationen über die Welt-
 30 regierung des „Himmelssohnes“, aber nirgends ein Wille, die eigenen Ansprüche durch Leistungen zu rechtfertigen, gewissenlose Nichtachtung eingegangener Verpflichtungen, aber feige Unterwürfigkeit, wenn die Vergeltung kam, dabei ein jämmerliches Lügen- und Ränkespiel im Innern und völlige Unfähigkeit, die politische Gesamtlage zu begreifen, das waren die
 35 Wesenszüge der Regierung von Hang-tschou im 13. Jahrhundert. Der kurze Triumph, den ihr als Handlanger der Mongolen die Vernichtung des Kin-Reiches beschert hatte, umnebelte die Sinne der blinden Toren. Es sind genau die gleichen Zustände und Vorgänge, die wir aus dem Byzanz des 9. und 10. Jahrhunderts kennen. Auch dort der versteinerte Anspruch
 40 auf eine alleinige und ausschließliche Zentralstellung innerhalb der Oikumene trotz allen machtpolitischen Unvermögens, die genau geregelten Praktiken für den Verkehr mit den „Barbaren“-Völkern, dieselben Kniffe, durch Doppelzüngigkeiten und Titelverleihungen die an Stärke Überlegenen gefügig zu machen, die gleichen Prunkreden der Hofrhetoren zur Verherrlichung

des Basileus und seiner patria potestas über alle Völker, und das alles im Angesicht der aufsteigenden Macht der fränkischen Karolinger, in der die stärkste Widerlegung des überalterten Dogmas lag.

f) Die mongolische Macht.

Die Mongolen waren nach dem Fall von K'ai-fêng und Ts'ai-tschou 1234 nach Norden abgezogen, nicht ohne die entsetzt flüchtende Bevölkerung 5 überall zu drangsalierten, die nur die Wahl hatte, entweder gefangen und mitgenommen zu werden oder auf der Flucht zu verhungern, bis auf den Einspruch Ye-lü Tsch'u-ts'ai's hin dem Treiben ein Ende gemacht wurde. Zwei Beamte in Hang-tschou, die sich durch militärische Leistungen ausgezeichnet hatten, die Brüder Tschao Fan und Tschao K'uei, stellten jetzt 10 den Antrag, den Abzug der Mongolen zu benutzen und Ho-nan zu besetzen und dabei, gestützt auf die Pässe, „die drei Hauptstädte“, d. h. K'ai-fêng, Lo-yang und Kuei-tê (seit 1014 als Nan-king bezeichnet), wiederzugewinnen. Alle verständigen Ratgeber am Hofe widersprachen auf das eindringlichste einem solchen aussichtslosen Unternehmen. Ein solcher Bruch 15 des eben mit den Mongolen geschlossenen Abkommens bedeute einen Krieg mit diesen, und ein solcher sei in dem völlig verelendeten Lande jetzt überhaupt nicht zu führen. Li tsung aber, ein völlig weltfremder Literat, schlug alle diese Warnungen in den Wind und ließ seine beiden Feldherren gewähren. Vielleicht hätte Schi Mi-yuan noch das selbstmörderische Verhalten 20 verhindern können, aber er war seit 1233 tot. In K'ai-fêng herrschte während dessen eine bedrohliche Aufregung, und sie mag die beiden Tschao zu ihrem Vorgehen mit veranlaßt haben. Ts'ui Li, die verräterische und blutdürstige Kreatur der Mongolen (s. oben S. 289), war von ihnen als Gouverneur der Stadt zurückgelassen, und unter den Chinesen regte sich verständlicher- 25 weise alsbald das Verlangen nach Rache. Als bekannt wurde, daß sich ein chinesisches Heer der Stadt näherte, bemächtigte man sich des Verhaßten, erstach ihn, weihte ihn den Manen Ngai tsung's, des letzten Kin-Herrschers, schnitt das Herz heraus und verzehrte es roh und hängte dann den Leichnam an einem Baume auf. Tschao K'uei war inzwischen mit 50 000 Mann vom 30 Yang-tsê her durch Ngan-hui nach K'ai-fêng marschiert, von dort wollte man sich gegen Lo-yang und weiter nach Westen gegen die Feste T'ung kuan wenden. Die Mongolen machten diesen Plänen rasch ein Ende. Will man dem *S. T'ung-kien* (Kap. 167 fol. 8v⁰) Glauben schenken, so hätte Ogodai bereits im Sommer 1234 seinen Ratgebern erklärt: „Der vorige 35 Kaiser hat zuerst die Herrschaft über das Reich hergestellt und vierzig Jahre die Regierung geführt. Jetzt sind uns Tschung-yuan (d. h. Kin, s. oben S. 278), Si-Hia, Kao-li und das Land der Uiguren unterworfen, nur im Südosten ist noch ein Winkel, wo man unserem Ruhm und Einfluß Widerstand leistet. Ich habe die Absicht, an ihm die Strafe des Himmels zu voll- 40

ziehen. Was denkt ihr davon?“ Ein Enkel von Mukuli (s. oben S. 281) soll dem Plane begeistert zugestimmt haben. Die Angabe macht indessen einen verdächtigen Eindruck. Sie stimmt — zum Teil wörtlich — mit der Ansprache überein, die Fu Kien, der König von Ts'in, i. J. 382 an seine 5 Ratgeber hielt, als er das legitime Reich der Tsin unterwerfen wollte (s. II, 9). Auch wird sich Ogodai nach dem groben Vertragsbruch der Sung kaum noch mit solchen Beratungen aufgehalten haben.

Noch 1235 entstandte Ogodai drei Heere mit zweien seiner Söhne nach dem Süden: das eine drang in Ssë-tsch'uan ein, das andere besetzte Siang-10 yang am Han-Fluß, das dritte wandte sich nach dem östlichen Hu-peï und dem westlichen Ngan-hui. Eine weitere Abteilung wurde in Korea eingesetzt. Mit der ersten Unterwerfung 1217 (s. oben S. 269f.) hatte für dieses Land, das allen kriegerischen Unternehmungen abgeneigt war, eine Leidenszeit begonnen. Ständige mongolische „Gesandtschaften“ — mehrere in jedem 15 Jahre —, in Wirklichkeit Bettler- und Erpresserbanden, drangen mit unverschämten Forderungen in die Hauptstadt Kai-syeng ein, brüskierten die Beamten und selbst den König und gingen bei jeder Ablehnung zu rohen Gewalttaten über. Die koreanischen Annalen dieser Zeit sind voll von Berichten über die Drangsalierungen während der Zeit des Königs Wang Tsch'ê 20 (Kao tsung), die auch von den ständig im Lande bleibenden mongolischen Garnisonen unterstützt wurden. Alles, was das Land bot, wurde requiriert: Gold und Silber, Pelze, Seidenstücke, Leinen, Kleider, Kräuter zum Färben, Lack, Papier und zahllose andere Dinge, die wohl weniger von den Mongolen als von den bei ihnen lebenden fremden Lehrern und Gehilfen ver- 25 wendet wurden. Immer neue Einbrüche über den Yalu erfolgten, und die Provinzen des Nordens wurden in grausamer Weise gebrandschatzt. Daß sich hier und da der Widerstand des gepeinigten Volkes regte und zu Gewalttaten führte, kann nicht Wunder nehmen, aber die Folgen waren nur härtere Maßnahmen und weitere Besetzungen von Städten. I. J. 1231 sollte 30 einer der mongolischen „Gesandten“ von Koreanern ermordet sein (die Koreaner behaupten, er sei auf der Reise eines natürlichen Todes gestorben), die Folge war, daß ein mongolischer General, Sa-li-t'a, eine Strafexpedition unternahm; nur mit Mühe konnte der König in der Hauptstadt den Frieden erkaufen. „Sa-li-t'a eroberte über vierzig Städte, der König von Kao-li 35 sandte seinen Bruder mit der Bitte, die Unterwerfung entgegenzunehmen. Dann übernahm Sa-li-t'a die Verwaltung, er setzte Beamte ein, die das Land in Bezirke teilten und kehrte zurück“. Aber die Bedrückungen und Gewalttaten nahmen kein Ende; 1232 wurde Sa-li-t'a von einem buddhistischen Mönche durch einen Pfeilschuß getötet, und weitere Kämpfe waren die 40 Folge. Die koreanischen Annalen verzeichnen noch eine ganze Reihe von Eroberungszügen mongolischer Heere, so besonders 1236, 1253 und 1254. Davon war der letzte unter dem General Tsch'ê-lo-ta der schlimmste: 206800 Personen beiderlei Geschlechts sollen verschleppt worden sein, „die hingemordeten waren nicht zu zählen, die Bezirke, durch die die Mon-

golen kamen, wurden in Asche verwandelt“. Alle Bitten des Königs und der Beamten um Einstellung der Feindseligkeiten blieben fruchtlos; 1256 begab sich der Minister Kim Syn-kang nach Karakorum und schilderte das Elend der Bevölkerung. Auf den Einwand des Khans, daß die Koreaner sich weigerten, „herauszukommen und sich zu unterwerfen“, erwiderte der Minister: 5 „die von den Jägern zu Tode gehetzten Tiere kommen nicht willig aus ihren Schlupfwinkeln heraus, und wenn der Erdboden von Eis und Schnee erstarrt ist, können die Kräuter und Bäume nicht herauskommen und blühen.“ Der Khan war stark bewegt von den Erzählungen, er erklärte, daß jetzt Frieden herrschen sollte zwischen beiden Ländern, und befahl in der Tat 10 Tsch'ê-lo-ta die Truppen zurückzuführen. Aber schon 1258 kam es zu neuen Zwischenfällen; die Mongolen drangen jetzt auch weiter nach Osten bis an die Küste vor, so daß der ganze nördliche Teil des Landes in ihrem Besitz war. 1259 unternahm der Thronfolger einen Bittgang an den Hof des Khans, die Regierung war so arm geworden, daß sie die Kosten der Reise bei den 15 Beamten sammeln und die nötigen Pferde unterwegs bei den Bauern kaufen mußte. Während der Abwesenheit des Thronfolgers starb der König Wang Tsch'ê und um dieselbe Zeit auch der Khan Mongka, gewöhnlich Mangu genannt, im Kriege gegen Sung am Yang-tsë. Sein Bruder, der große Kublai Khan, kehrte darauf sogleich nach Norden zurück und traf den 20 Koreaner noch an. Damit änderte sich endlich auch das Schicksal des unglücklichen Landes zum Bessern. Kublai Khan behandelte den Thronfolger mit Auszeichnung, drückte ihm seine Freude aus, daß Korea zuerst ihn habe beglückwünschen können, verlieh ihm die Investitur als König und sandte ihn unter ehrenvollem Geleit 1261 zurück. Damit hatte Korea 25 aufs neue die Stellung eines Vasallenstaates im Mongolenreiche übernommen, aber die Bedrückungen der rohen Eindringlinge fanden ihr Ende.

Die Mongolen fanden bei ihrem ersten Angriff auf das Sung-Reich in Mêng Hung einen ersten Gegner, den ernstesten, den ihnen die Regierung von Hang-tschou überhaupt noch entgegenzustellen vermochte. Während 30 der in Ngan-hui operierenden Abteilung die Generale Schi Sung-tschü, Kommissar für die Yang-tsë-Provinzen, und Tschao K'uei Widerstand leisteten, gelang es Mêng Hung 1236, dem Gegner bei Kiang-ling (King-tschou) in Hu-peï am Yang-tsë eine empfindliche Niederlage beizubringen und ihm zwanzigtausend mitgeschleppte Gefangene abzunehmen. Aber eine 35 nachhaltige Wirkung wurde nicht erzielt. Die Mongolen verwüsteten die Städte in Ngan-hui, Hu-peï und Ssë-tsch'uan, und auch nachdem Mêng Hung 1239 das wichtige Siang-yang zurückerobert und den Zugang zu Ssë-tsch'uan durch Anlegung von Garnisonen am Yang-tsë so gut wie möglich zu sichern gesucht hatte, wurden die Plünderungszüge, bei denen ein 40 einheitliches Ziel nicht mehr zu erkennen ist, gerade in Ssë-tsch'uan fortgesetzt und sogar Tsch'êng-tu 1241 zeitweilig besetzt. Nach den chinesischen Schilderungen müssen die Mongolen schlimm gehaust haben, aber schon jetzt läßt sich beobachten, wie neben viel Feigheit und Verrätere der

Provinzialbeamten, auch nicht wenige von ihnen Beweise rührender Anhänglichkeit und Treue gegen die verkommene Dynastie, die sich nicht oft um das Wohl ihrer Untertanen gekümmert hat, allen Bedrängnissen zum Trotz gegeben und durch ihren Tod bekräftigt haben. Die Mongolen waren
 5 immer bemüht, gebildete Chinesen, Beamte und Gelehrte, für ihre Dienste zu gewinnen, wie sie auch Uiguren, Muhammedaner und K'i-tan-Leute willkommen hießen, die ihnen die ersehnten Kulturgüter übermitteln sollten, aber gar mancher unter den chinesischen Gefangenen lehnte Anerbietungen und Lockungen ab und zog die Hinrichtung vor, Gelehrte
 10 weigerten sich, den Eroberern zu folgen und starben willig, Frauen und Mädchen begingen Selbstmord, um nicht in die Hände der Barbaren zu fallen: es waren die Gesetze der Ehrfurcht und Treue in der konfuzianischen Ethik, die ihre Triumphe feierten und den Mongolen Zorn und Bewunderung abnötigten.

15 Der Krieg gegen Sung war bisher freilich nur eine Teilaktion in der Welt-eroberung der Mongolen. Die Hauptoperationen vollzogen sich jetzt in Mittelasien, vornehmlich in Persien, wo nach der Vernichtung des Chwārezmischen Reiches durch Dschingis Khan (s. oben S. 275), in Folge der Rückkehr von Muhammeds Sohn Djelāl ed-Dīn aus Indien, ein neues ent-
 20 standen war. Die Mongolen eroberten es von 1230 ab abermals, plünderten die benachbarten mesopotamischen Gebiete und unterwarfen Armenien und Georgien, sowie verschiedene türkische Sultanate. Um 1245 war hier die Oberherrschaft des Groß-Khans hergestellt. Des weiteren unternahmen während dieser Jahre die beiden Heerführer Ogodai's, Batu, ein Sohn von
 25 Dschingis Khan's ältestem Sohne Dschotschi (Joči), und Subutai, ihren großen Zug nach dem Westen, der sie durch die Steppen der Kiptschak oder Komanen (ein Teil von ihnen bildete später die sogenannte „Goldene Horde“), die kleineren russischen Fürstentümer nördlich davon, die Ukraine mit Kiew, das völlig zerstört wurde, einesteils nach Ungarn und in die
 30 Donauländer führte, anderesteils nach Polen und Schlesien, wo am 9. April 1241 in der Schlacht bei Liegnitz das polnisch-deutsche Ritterheer, das sich ihnen entgegenstellte, vernichtet wurde. Die beiden Heere trafen dann in Ungarn wieder zusammen. Niemand vermag zu sagen, wann und wo diese Zerstörungszüge — militärisch eine ungeheure, heute für uns kaum faßbare
 35 Leistung — geendet haben würden, wenn nicht urplötzlich mit gewaltiger Hand das Schicksal eingegriffen hätte. Am 11. Dezember 1241 starb Ogodai.

Damit war die gesamte Lage im Augenblick verwandelt. Die Frage der Nachfolge stand Entscheidung heischend vor aller Augen; was sie bedeutete, hatte man schon nach Dschingis Khan's Tode erfahren (s. oben S. 285).
 40 Streit unter den Beteiligten konnte das ganze noch ungefestigte Machtgebäude zum Einsturz bringen. Einer von Ogodai's Söhnen, Kuyuk, ferner Mongko, ein Sohn von Tului (s. oben a. a. O.), und Buri, ein Enkel von Dschagatai (s. oben a. a. O.), hatten bereits früher, nach heftigen Auseinandersetzungen mit Batu, das Heer verlassen und waren nach Hause zu-

rückgekehrt. Viele von den Führern und Fürsten taten dasselbe, alle waren in Unruhe und nur noch von geteilter Aufmerksamkeit. Batu allein, erbittert über den Lauf der Dinge (s. unten), blieb an der unteren Donau im Lande der Kiptschak. Das Abendland war vor weiteren Eroberungen gerettet, auch in China kam der Krieg zum Stillstand. Die Ereignisse und Entwicklungen der nächsten Jahre machten es den Mongolen unmöglich, die Eroberung des Sung-Reiches weiter zu verfolgen, noch einmal wurde der wankenden Dynastie vom Schicksal die rettende Hand geboten: sie konnte sehr wohl ihren Fortbestand sichern, wenn sie die Zeit zu nutzen verstand.

Ogodai war schon im Frühjahr erkrankt, hatte sich dann aber wieder erholt. Am 7. Dezember hatte er eine große Jagd veranstaltet, von der er am 10. zurückkehrte. Nach der Rückkehr wurde ein fröhliches Weingelage veranstaltet, in der Nacht erfolgte ein Kollaps, und am 11. bei Tagesanbruch trat der Tod ein. Ogodai hat im Westen das Werk seines Vaters weitergeführt, einem Ziele entgegen, das den Mongolen wohl selbst unbekannt war; im Osten führte er den Zusammenbruch des Kin-Reiches herbei und bereitete den des Sung-Reiches vor, den vollen Triumph haben erst seine Nachfolger geerntet. Aber er hat sein gutes Teil beigetragen zur Festigung des werdenden Großstaates. Zahlreiche Ausländer, Muhammedaner und nestorianische Christen aus Mittelasien, Uiguren, K'i-tan-Leute und Chinesen, standen mehr noch als bei Dschingis Khan in seinen Diensten, und Ye-lü Tsch'ü-ts'ai hat seine segensreiche zivilisatorische und mäßigende Tätigkeit fast bis zu seinem Tode an der Spitze des Staates ausgeübt. Als äußeres Symbol für die straffere Organisation hat Ogodai die alte Residenz des Groß-Khans, Karakorum oder Ho-lin (s. oben S. 285), von einem Zeltlager zu einer Stadt, wenn auch bescheidenster Art, umbauen lassen. I. J. 1235 ließ er dort einen „Palast“ und andere Wohngebäude erbauen und das Ganze mit einem „Erdwall in einem Umkreise von über fünf li“ umgeben. „Ferner wurde ein amtlicher Kurierdienst eingerichtet, um die Tribut- und Steuersendungen bequemer zu gestalten“.

Ogodai hatte zu seinem Nachfolger seinen dritten Sohn bestimmt, und als dieser im Kampfe gegen Sung gefallen war, dessen Sohn. Aber seine Witwe, die Kaiserin Türekina oder Törägänä, die Turakina der Franziskanermönche, die Leo huang-hou der Yuan-Annalen, eine energische und kluge Frau, war entschlossen, ihrem Sohne Kuyuk, dem ältesten unter Ogodai's Söhnen, den Thron zu verschaffen. Sie führte vorläufig die Regentschaft und bereitete alles vor für das *kuriltai*, die Reichsversammlung, auf der Kuyuk gewählt werden sollte. Batu, „der Khan der Kiptschak“, war wegen seines Zerwürfnisses mit Kuyuk (s. oben S. 304) ein Gegner dieser Thronfolge und verweigerte seine Teilnahme an der Versammlung. Damit begannen die Zwistigkeiten und Parteibildungen innerhalb der Sippe, die oft genug die auswärtige Politik lähmen sollten. Die Kaiserin hatte die Zeit ihrer Regentschaft benutzt, die wichtigsten bisherigen Ratgeber — es ist schwer zu sagen, aus welchen Gründen — aus ihren Stellungen zu entfernen,

unter anderen den Muhammedaner Yalavätsch (s. oben S. 276) und sogar Ye-lü Tsch'u-ts'ai, der sich verbittert zurückzog und bald danach, 1244, starb. Aber noch wirkte der Geist Dschingis Khan's und der von ihm geprägte Gehorsam nach und verhinderte offenen Streit.

5 I. J. 1246 wurde Kuyuk auf dem *kuriltai* zum Groß-Khan gewählt. Bei dieser Wahl waren auch die Franziskaner Plano Carpini und Benedikt von Polen anwesend, die 1245 vom Papst Innozenz IV. an den Hof des Mongolen-Khans gesandt waren als Überbringer eines Schreibens, in dem dieser aufgefordert wurde, seine Angriffe gegen fremde Völker zu unterlassen und
10 Christ zu werden. (Die Kunde von dem Nestorianertum unter den Mongolen ließ diese Hoffnung als erfüllbar erscheinen.) Kuyuk nahm das Ganze nicht unfreundlich auf und gab den Mönchen auch ein Antwortschreiben an den Papst mit, das uns erhalten ist und das einen bedeutsamen Einblick gewährt in den Sendungsglauben der Mongolen, wonach sie im Auftrage Gottes zu
15 handeln meinten und „die ganze Erde vom Osten bis zum Westen verwüsteten“. Wir verdanken dem tapferen Ordensbruder Plano Carpini aber auch sonst sehr wertvolle Mitteilungen über den Mongolen-Staat im allgemeinen und die Reichsversammlung von 1246 im besonderen. Kuyuk, dem später der chinesische Tempelname Ting tsung beigelegt ist, war ein
20 seiner Macht bewußter Mann und bedacht darauf, das Erbe des Großvaters zusammenzuhalten. „Er ist sehr klug und außerordentlich verschlagen oder schlau und in seinem Benehmen ungemein würdevoll und ernst“, so schildert ihn Carpini; auch soll er den Christen besonders freundlich gesinnt gewesen sein. Kuyuk war entschlossen, jede Aufspaltung des Reiches zu verhin-
25 dern, und plante deshalb, da, wo die Gefahr einer solchen Aufspaltung drohte, d. h. bei Batu, seinem Vetter, im Westen, mit fester Hand einzugreifen. Unter dem Vorwande, seine Residenz in den ihm durch das Testament Dschingis Khan's zugefallenen Gebieten, d. h. in den Ländern östlich vom Balkasch, Tarbagatai und der Landschaft am Schwarzen Irtysch,
30 nehmen zu wollen, brach er 1248 nach Westen auf. Batu, von dem Unternehmen in Kenntnis gesetzt, zog von der Wolga dem Anrückenden entgegen und war bis in die Gegend nördlich vom Issyk-kul gekommen, als der plötzliche Tod Kuyuk's den drohenden Zusammenstoß vereitelte. Kuyuk starb im Frühjahr 1248 in der Gegend von Bischbalik, nördlich von Turfan,
35 angeblich in Folge von schwerem Rheumatismus und Zerrüttung durch Trunksucht und geschlechtliche Ausschweifungen, nach Rubruk auf gewaltsame Weise unter Mitwirkung Batu's. Er war erst dreiundvierzig Jahre alt.

Kuyuk hatte sich, wie nicht anders zu erwarten war, um die Überwältigung des Sung-Reiches nicht kümmern können, und auch nach seinem
40 Ableben waren es zunächst Sorgen um den inneren Bestand ihrer Herrschaft, denen die Mongolen ihre Aufmerksamkeit zuwenden mußten. Die Gegensätze innerhalb der Sippe zwischen den Nachkommen der Söhne Dschingis Khan's wurden nach Kuyuk's Tode nur schärfer. Jetzt war es

Batu, wohl der Senior der Familie, der seine Stimme erhob und seine Wünsche anmeldete. Carpini nennt ihn „den mächtigsten Herzog unter den Tataren“. „Er ist recht gütig gegen die Seinen, dabei aber doch sehr gefürchtet bei ihnen, auch ist er sehr grausam. Seine Armee besteht aus 600 000 Soldaten, nämlich aus 160 000 Tataren und 450 000 Christen und 5 Heiden“. Kuyuk's Witwe wünschte ihren Sohn, ein Kind, oder wenigstens einen der anderen Prinzen aus dem Hause Ogodai als Nachfolger in der Herrschaft zu sehen, aber Batu wollte nunmehr diese ganze Linie ausschließen. Er verständigte sich mit der Witwe Tului's, des jüngsten Bruders Ogodai's (s. oben S. 285), einer Christin und Nichte des Kereit-Fürsten 10 Togoril (s. oben S. 264), deren Namen man als Sorgaktani-bägi oder Sorgoktani-bägi festgestellt hat, und verlangte die Wahl ihres Sohnes Mongko (auch Mangu umschrieben) auf dem *kuriltai*, das er für 1250 in sein Lager am Issyk-kul berief. Die Nachkommen von Ogodai und von Dschagatai (s. oben S. 285) verweigerten ihre Teilnahme daran und ihre Zustimmung 15 zu der Wahl. Batu berief nunmehr eine zweite Versammlung zum Keruleng-Flusse, und hier wurde Mongko 1251, allen Einwendungen zum Trotz, zum Groß-Khan ausgerufen. Das Erste, was nun folgte, war die Rache an den Entthronten. Die Witwe Kuyuk's, die Mongko in seinem Schreiben an König Ludwig IX. von Frankreich (s. unten) „gemeiner als ein Hund“ 20 genannt hatte, und die bis zu Mongko's Wahl Regentin gewesen war, wurde ertränkt, ihr Thronkandidat Schirämon, ein Bruder Kuyuk's, ebenso, ihr eigener Sohn verbannt. Buri (s. oben S. 304) wurde von Batu hingerichtet, zahlreiche andere Widersacher von Mongko Khan mußten ihre ablehnende Haltung mit dem Tode büßen. Schirämon hatte sich, wie Rubruk 25 berichtet, unter dem Vorwande, Mongko huldigen zu wollen, mit einer großen Schar aufgemacht, in Wirklichkeit mit der Absicht, den neuen Groß-Khan zu beseitigen. Das Unternehmen wurde aber verraten, der ganze Zug überraschend gefangen genommen, sämtliche Teilnehmer verfielen den Henkern, darunter auch der vertraute Berater Ogodai's, der christ- 30 liche Kereit Dschinkai, der unter Dschingis Khan einst K'iu Tsch'angtsch'un in Empfang genommen und zu dem Groß-Khan geleitet (s. oben S. 276f.), später als Minister eine sehr wichtige Tätigkeit ausgeübt hatte und auch von Carpini mehrfach erwähnt wird.

Mongko war als Herrscher keine unbedeutende Persönlichkeit. Streng 35 rechtlich denkend, reinigte und festigte er die Verwaltung seines gewaltigen Reiches, dämmte die Willkürlichkeiten seiner Verwandten ein, die in den Provinzen schalteten, als seien sie ihr privates Eigentum, und war mehr als seine Vorgänger auf das Wohl seiner Völker bedacht. Es ist bezeichnend, daß er die riesigen Schulden, die Kuyuk und seine Familie bei den Kauf- 40 leuten gemacht, trotz des Abratens seines Finanzverwalters bis auf den letzten Pfennig bezahlen ließ. Die Gefahr der Zersplitterung in einzelne Khanate, die dem Reiche durch die Selbständigkeitsbestrebungen der Sippenglieder drohte, hatte er ebenso wie Kuyuk erkannt, er unterdrückte

deshalb jede derartige Regung mit harter Hand, wo immer sie sich zeigte. Mißtrauisch gegen alle, die sich seiner Wahl widersetzt hatten, beseitigte er daher auch mit unerhörter Grausamkeit jeden, in dem er einen Gegner sehen zu müssen glaubte. Eine besondere Stellung nahm Batu ein, der 5 als „Khan der Kiptschak“ oder der „Goldenen Horde“ völlig unabhängig in seinen weiten Gebieten schaltete, ohne daß Mongko, der ihm ja alles verdankte, daran Anstoß nahm. Nach Rubruks Beobachtungen fühlten sich die Untertanen Batu's sogar als die Höherstehenden gegenüber denen von Mongko (Kap. XXV), und Mongko selbst sagte dem Mönch unter Hin- 10 weis auf Batu: „Man hat nur einen Kopf, aber zwei Augen in ihm, und obwohl ihrer zwei sind, ist es doch nur ein Anblick, der sich ihnen darbietet, und wohin das Sehen des einen sich richtet, dahin geht auch das des anderen“ (Kap. XLVI). Als Sohn einer Christin war Mongko Khan auch den Nestorianern durchaus wohl gesinnt, und so fand auch der Franziskaner- 15 mönch Wilhelm von Rubruk, den König Ludwig der Heilige von Frankreich 1253 an den Groß-Khan der Tataren sandte, damit er ihn ermahne, sich den christlichen Geboten entsprechend zu verhalten, sehr freundliche Aufnahme, nachdem eine im Jahre 1249 abgeordnete Gesandtschaft des Königs, bestehend aus drei Dominikanern, die während der Regentschaft von Kuyuk's 20 Witwe bei den Mongolen eingetroffen war — man weiß nicht, wo — sich als ein völlig mißlungenes Unternehmen herausgestellt hatte. Rubruk konnte fast sieben Monate in der Umgebung Mongko's bleiben und durfte auch ein Schreiben von ihm an den König mitnehmen, das diesem allerdings wenig Freude bereitet haben mag.

25 Mongko war es auch, der in den wieder einmal neu entbrannten Streit der Buddhisten und Taoisten eingriff und ihn in würdiger Weise so entschied, wie es seiner religiösen Weitherzigkeit und den Interessen seines Reiches entsprach. Der Streit hatte sich an der Auszeichnung des Taoisten Tsch'ang-tsch'un und der damit verbundenen Begünstigung seiner Glaubens- 30 genossen durch Dschingis Khan entzündet. Tsch'ang-tsch'un hatte durch zwei Edikte des Groß-Khans weitgehende Befugnisse erhalten, die ihn ermächtigten, nicht bloß die Taoisten, sondern auch wegen der allgemeinen Fassung der Verordnung die Buddhisten in seine Oberaufsicht zu nehmen. Davon hatte er nach seiner Rückkehr reichlichen Gebrauch gemacht, in- 35 dem er von den buddhistischen Mönchen und Nonnen Gehorsam verlangte und mehrere buddhistische Tempel für taoistische Kultzwecke enteignete. Die Buddhisten rächten sich auf ihre Art, und der Streit dauerte fort, auch als Tsch'ang-tsch'un und sein mächtiger Gönner gestorben waren. Mongko ernannte, um beiden Seiten ihr Recht zu geben, je ein Oberhaupt für die 40 buddhistische und die taoistische Kirche, vermochte aber auch dadurch nicht den Frieden herzustellen, zumal jetzt auch die Muhammedaner und Nestorianer an den Auseinandersetzungen teilnahmen. Auch der Zorn über das *Hua-Hu king*, die bissige Legende, die Jahrhunderte hindurch die Geister erregt hatte (II, 302 u. 571), flammte wieder auf und trieb die

Buddhisten zu neuen Anklagen. So kam denn, ähnlich wie 555 unter Wên-süan von Ts'i (II, 238), 574 unter Wu ti von Tschou (II, 244) oder wie 668 unter Kao tsung von T'ang (II, 571), 1254 in Karakorum eine mündliche Disputation zwischen den Vertretern der verschiedenen Religionen, vornehmlich zwischen Buddhisten und Taoisten, zu Stande, bei der auch Mongko und seine 5 Minister zugegen waren und zu der auch Rubruk hinzugezogen wurde. Rubruk selbst kam dabei reichlich zu Worte, aber zu überzeugen vermochte er den Khan nicht. In der Abschiedsaudienz sagte ihm Mongko: „Wie Gott der Hand verschiedene Finger gegeben hat, so hat er auch den Menschen verschiedene Wege gegeben, selig zu werden... Euch hat Gott die Heilige Schrift ge- 10 geben, aber ihr Christen haltet sie nicht. Uns aber hat er die Weissager gegeben, und wir unsererseits tun, was sie uns sagen, und leben in Frieden“. Das Jahr darauf, 1255, nach Rubruks Abreise, fand, da die Parteien keine Ruhe gaben, eine neue Disputation statt, die ein Edikt zur Folge hatte, in dem die Herstellung gefälschter Schriften (wie das *Hua-Hu king*) unter 15 Strafe gestellt und die Neuanfertigung zerstörter Statuen den schuldigen Taoisten oder gegebenenfalls Buddhisten auferlegt wurde. Auf einer dritten Disputation, die auf Betreiben der ohnehin siegreichen Buddhisten 1256 abgehalten wurde, erschienen die Taoisten nicht mehr, eine Zurückhaltung, die nur als Eingeständnis ihrer Unterlegenheit gedeutet werden 20 konnte. Nach der buddhistischen Streitschrift *Pien-weï lu* soll Mongko erklärt haben, daß weder die Lehre der Taoisten noch die der Konfuzianer noch die der Christen oder der Muhammedaner an den Buddhismus heranreichten. Und in Anlehnung an seinen früher geäußerten Vergleich fügte er hinzu: „Wie die fünf Finger alle von der Handfläche ausgehen, so gleicht 25 der Buddhismus der Handfläche, und alle anderen Religionen gleichen den Fingern“. Schließlich scheint aber Mongko der Zänkereien müde geworden zu sein, wenigstens übertrug er 1258 die weitere Behandlung der Angelegenheit seinem jüngeren Bruder Kublai (s. unten). Noch im Jahre 1258 berief dieser eine neue große Versammlung von mehreren hundert Buddhisten 30 und Taoisten (darunter den „Himmelslehrer“ von Lung-hu schan, s. I, 420) nach Schang-tu, der neuen Residenz (s. unten), um durch unparteiische Konfuzianer endgiltig entscheiden zu lassen, auf welcher Seite das Recht sei. Nicht zum wenigsten durch das wirkungsvolle Eingreifen des berühmten Schriftschöpfers Phags-pa (s. unten) unterlagen die Taoisten völlig und 35 mußten die Kosten tragen. Zwar das Verlangen der Buddhisten, daß die Unterlegenen ihre Köpfe den Siegern hinzulegen hätten, verwarf Kublai als zu hart, aber siebzehn von den Taoisten mußten sich der buddhistischen Tonsur unterziehen und Mönche werden. Auch wurde die Vernichtung aller den Buddhisten anstößigen Schriften — an der Spitze das *Hua-Hu king* —, 40 sowie von Bildern, Zaubersprüchen und Druckplatten durch einen Erlaß angeordnet. So war der Buddhismus endgültig Sieger geblieben, und er hat auch, allerdings in seiner tibetischen Form (II, 585), im Mongolenreiche seine Vorzugsstellung dauernd bewahrt.

Nachdem sich die inneren Verhältnisse bei den Mongolen vorläufig befestigt hatten, wurden die durch Dschingis Khan's Vermächtnis und seinen Sendungsglauben vorgeschriebenen, aber seit 1241 unterbrochenen Eroberungszüge nach dem Süden wieder aufgenommen. Im Sung-Reich war 5 inzwischen der einzige Mann, der den Mongolen hätte mit Erfolg Widerstand leisten können, Mêng Hung (s. oben S. 303), 1246 gestorben, dafür aber hatten sich zwei andere Persönlichkeiten in den Vordergrund gedrängt, die das schon halb wracke Staatsschiff des Sung-Reiches vollends in den Untergang steuern sollten, Ting Ta-ts'üan und Kia Ssë-tao. Beide waren 10 durch verwandtschaftliche Beziehungen zu Harems-Insassinnen und deren Einfluß bei dem schwachen Monarchen zu Stellung und Macht gekommen, und beide waren weder durch Stärke des Geistes noch des Charakters dafür befähigt. Ting Ta-ts'üan stammte aus Tschên-kiang und war 1238 *tsin-schi* geworden. Durch dankle Machenschaften kam er an den Hof und gelangte 15 auf demselben Wege in zunächst bescheidene Stellungen, dann aber rasch zu den höchsten Ämtern. Seit 1253 war er einer der einflußreichsten Minister. Er war berüchtigt wegen seiner Habgier, Heimtücke und Verlogenheit. Kia Ssë-tao war der Sohn eines Beamten der Grenzpolizei und „in der Jugend ein Herumtreiber ohne bestimmte Zielrichtung“. Durch Protektion seines 20 Vaters erhielt er einen kleinen Beamtenposten; dann aber kam seine Schwester in den kaiserlichen Harem und gewann hier die Gunst von Li tsung. Dank ihrem Einfluß wurde er in den Palast berufen und mit verschiedenen Dienstgeschäften betraut. Von da ab stieg er rasch in der amtlichen Laufbahn, bis er die höchsten Würden erschlich und der bestimmende Mann 25 im Staate wurde. Gewissenlos, heimtückisch und unfähig, war auch er ein typisches Produkt der fauligen Atmosphäre des Hofes der damaligen Zeit. Die Verhältnisse waren nicht ungünstig für solche Kreaturen: die großen Kriegshandlungen der Mongolen in der Nähe waren eingestellt, und so gab man sich in Hang-tschou den edlen und unedlen Genüssen der anscheinend 30 friedlichen Gegenwart hin, ohne sich bewußt zu werden, daß vor den Füßen der Schwelger der Abgrund war. Und doch hatten die Mongolen dafür gesorgt, daß ihr Dasein nicht vergessen würde. In Ssë-tsch'uan waren trotz Mêng Hung's Maßnahmen (s. oben S. 303) mongolische Heerhaufen verblieben. Sie hatten 1241 Tsch'êng-tu besetzt und plünderten in den folgenden 35 Jahren die Städte der reichen Provinz im Osten der Hauptstadt bis Sui-ting in den Vorbergen des Ta-pa schan (I, 3), im Süden bis Sü-tschou und Lü-tschou am oberen Yang-tsë. Widerstand wurde wenig geleistet, in Sui-ting flüchtete der Kommandant mit seiner Habe über den Yang-tsë und überließ die Stadt ihrem Schicksal. Im Sommer 1245 stießen die Soldaten 40 des Khans sogar von Ho-nan aus bis Yang-tschou vor, zogen sich dann aber wieder zurück. Auch Hu-peï wurde bis in die Gegend von Huang-tschou (unterhalb Han-k'ou) heimgesucht. Mêng Hung hatte sich noch vergebens bemüht, aus ihm selbst bekannten im Kriegsdienst erfahrenen Leuten ein Heer zusammenzustellen und hatte auch aus anderen, aufgelösten Ver-

bänden starken Zulauf gehabt, selbst ein von den Mongolen eingesetzter Statthalter wollte sich ihm anschließen, aber er fand bei der Regierung in Hang-tschou kein Verständnis. „Dreißig Jahre lang habe ich mich um die Herzen der Leute von Tschung-yuan (Nordchina) bemüht, aber es ist mir jetzt doch nicht möglich, meine Absichten zu verwirklichen“, rief er ver- 5 zweifelt aus. In Kummer und Erbitterung starb er bald danach, 1246.

In planmäßigen Gang kamen die Unternehmungen gegen Sung sogleich nach Mongko's Regierungsantritt 1251, aber zunächst vorsichtig, mehr durch Vorfühlen als durch große Kriegshandlungen. Mongko sah klar, daß das mongolische Reich, wenn es Bestand haben sollte, fester Ordnungen 10 und Einrichtungen bedurfte, die den neuen Verhältnissen und den unterworfenen Kulturvölkern angepaßt waren. Das war dringender im Osten als im Westen. Mit dieser vorläufig wichtigsten Aufgabe — die noch ausstehende Unterwerfung von Vorderasien, vor allem die des Kalifen von Bagdad und der Sekte der Assassinen, wie des ganzen Zweistromlandes wurde erst 15 1253 durch Mongko's Bruder Hulagu begonnen — betraute Mongko den klügsten und staatsmännisch begabtesten unter seinen Brüdern, Kublai (chines. Hu-pi-lai). Dieser Mann, der sich später zu einem der größten Herrscher der Weltgeschichte entwickeln sollte, überragte nicht bloß das aufgeblähte Literatentum der Sung, sondern seine ganze Zeit an Klugheit 20 des Geistes, Vorurteilsfreiheit des Charakters und Güte des Herzens um ein gewaltiges. Er hat vollbracht, was Dschingis Khan nie hätte vollbringen können, er hat die chinesische Welt überwunden, nicht bloß militärisch, sondern auch geistig, der einzige von allen fremden Herrschern, die in China regiert haben. Selbst die orthodoxen chinesischen Chronisten haben es nicht 25 vermeiden können, ihm — auf ihre Art — ihre Anerkennung einzugestehen.

Mongko beauftragte Kublai 1251 „in den chinesischen Gebieten südlich der Gobi die gesamte militärische und zivile Verwaltung zu übernehmen“, eine gewaltige Aufgabe mit unbeschränkten Vollmachten, für die aber der Bruder keine geeignetere Persönlichkeit hätte finden können. Mit ihrer 30 Lösung ist Kublai zum eigentlichen Gründer einer neuen Dynastie geworden. Schon bevor er diese Aufgabe übernahm, und „nachdem er i. J. 1244 die Stellung eines Thronfolgers erhalten hatte“, heißt es in den Yuan-Analen (Kap. 4 fol. 1r^o), war „Kublai's Geist auf große Taten im Weltreich gerichtet“. „Er berief die alten Beamten seines bisherigen Wirkungs- 35 bereiches, dann aber auch Gelehrte aus allen Teilen der Welt, um sie über die Regierung zu befragen“. So sammelte er auch eine Anzahl bedeutender konfuzianischer Gelehrter um sich, um von ihnen zu erfahren, was es mit der Staatskunst des Konfuzianismus auf sich habe. Wir finden in seiner stetigen Begleitung den freimütigen Yao Schu, einen Chinesen aus Kuang-si, 40 der nach Lo-yang übersiedelt war und bei Ogodai's Kriegszügen gegen Sung sich den Mongolen angeschlossen hatte. Er hatte sich dabei 1235 eines vor den Mongolen fliehenden chinesischen Literaten, Tschao Fu, bemächtigt, der bald sein Lehrer wurde und ihm die Schriften von Tsch'êng Yi und

Tschu Hi (s. oben S. 292) vermittelte. Eine sehr wichtige Rolle spielte Liu Ping-tschung. Er war ursprünglich aus Kiang-si, aber ein Vorfahr von ihm war unter den Kin Vizegouverneur von Hing tschou (Schun-tê fu in Ho-peï) gewesen, und die Familie hatte sich dort ansässig gemacht. Er wurde schon früh ein bedeutender Gelehrter, trat dann in ein buddhistisches Kloster ein und wurde auf einer Reise in Schan-si von Kublai eingeladen. Er blieb bei ihm und stieg später zu hohen Würden mit großem Einfluß empor. Liu Ping-tschung hatte Kublai, als dieser auch Hing tschou in seine Verwaltung übernahm, einen Studiengenossen, Tschang Wên-k'ien, ebenfalls aus der Gegend stammend, für seine Dienste empfohlen. Auch dieser gelangte später in die höchsten Stellungen des Reiches. Gleichfalls von Kublai berufen wurde, und zwar schon vor 1251, Tschao Pi aus Schan-si, der sich rasch die Gunst seines Gönners erwarb. Er führte achtzehn junge Mongolen in die Kenntnis der konfuzianischen Schriften ein, erlernte dann auf Kublai's Wunsch das Mongolische und übersetzte das *Ta-hüo yen-yi*, eine Sammlung von Belegen aus der Geschichte für die Lehren des *Ta-hüo*, von Tschên Tê-siu (s. oben S. 271), die damals vor kurzem erschienen war. Tschao Pi war auch von Mongko schon mehrfach zu Beratungen zugezogen worden und ist später Kublai während seiner Feldzüge durch seine klugen Ratschläge oft nützlich gewesen. Finanzberater Kublai's war Tschang Tê-hui aus Schan-si, ein Gelehrter, der nach der Zerstörung seines Besitztums durch die Kämpfe beim Untergang der Kin ein Flüchtlingsleben geführt, dann bei Schi T'ien-tsê, dem verdienten Gefolgsmann der Mongolen, Zuflucht gefunden hatte und von Kublai in seine Dienste genommen war. Schon lange im Dienst der mongolischen Herrscher war Kao Tschî-yao, dessen Vorfahren, obwohl chinesischer Herkunft, lange Zeit in Si-Hia hohe Ämter bekleidet hatten. Er selbst war *tsin-schi* von Si-Hia, hatte sich nach dem Sturze seines Herrscherhauses in den Bergen von Kan-su verborgen gehalten, war dann aber von Ogodai mit zahlreichen anderen Abkömmlingen der vornehmen Familien von Si-Hia in seine Dienste übernommen worden. Er blieb auch in Mongko Khan's Umgebung bis zu dessen Tode und wurde danach einer der Berater Kublai's.

Diese Männer waren es vornehmlich, die während der nächsten Jahre den Kreis der Berater um Kublai bildeten. Sie führten ihn in die Tiefen der konfuzianischen Staatsweisheit, veranlaßten ihn aber auch zu mancherlei praktischen Maßnahmen und wirkten oft mäßigend auf ihn ein, wenn die Wildheit seiner mongolischen Krieger die Bevölkerung mißhandelte. Wenn das mongolische Reich in seinen östlichen Teilen schon jetzt mehr und mehr unter chinesischen Kultureinfluß kam, wenn die Einrichtungen des Staates nicht bloß, sondern auch die Gesinnung der Regierenden von chinesischem Geiste erfüllt wurden, so ist dies zumeist durch jenen Zirkel konfuzianischer Literaten bewirkt worden. Kublai hat entweder eine große Menschenkenntnis besessen oder er hat eine sehr glückliche Hand in der Auswahl seiner Freunde

gehabt. Die Genannten waren sämtlich Nordchinesen oder in Nordchina aufgewachsen, sie sind alle in hohe, mehrere in die höchsten Stellungen aufgestiegen, keinem von ihnen hat Kublai seine Gunst zu entziehen brauchen, sondern bis zu ihrem Tode haben sie das Vertrauen und das willige Ohr ihres Herrn gehabt. Freilich dem konfuzianischen System gefangen gegeben hat sich Kublai nicht; wie wir gesehen haben, stand er dem Buddhismus wenigstens ebenso freundlich gegenüber (s. oben S. 309), und später hat er ihn, mehr aus politischen Rücksichten, sogar stark bevorzugt, dabei aber auch anderen, vom Westen an ihn herangetragenen Anschauungen und Kulturäußerungen bereitwillig Aufmerksamkeit und Verständnis entgegengebracht: mit selbständiger Kritik stand er über dem einen wie über dem anderen, und er ist gut dabei gefahren. Besonders als er 1251 seine Mission antrat, nahm er wissensdurstig auf, was ihm seine chinesischen Amanuenses über die Grundlehren des Konfuzianismus und ihre Anwendung mitteilten.

Während uns von den mündlichen Gesprächen nur kleine Bruchstücke überliefert sind, ist uns in Liu Ping-tschung's Lebensbeschreibung eine umfangreiche Denkschrift aufbewahrt, in der dieser einige Hauptlehren darlegt, die aus der chinesischen Geschichte zu ziehen sind. „Das Prinzip der sittlichen Ordnung“, heißt es darin, „liegt beim Himmel, aber vermittelt wird es durch die Menschen“. So hat der Himmel die mit Dschingis Khan beginnende Herrscherreihe eingesetzt, die in wenigen Jahren das Weltreich erworben hat und es auf Kinder und Enkel vererbt. „Aber ich habe gehört, daß man wohl das Reich auf dem Rücken des Pferdes erlangen, es aber nicht vom Rücken des Pferdes verwalten kann (s. I, 273).“ Dann folgt ein treffender Vergleich: „Einst lebten König Wu wang, der ältere Bruder, und der Herzog von Tschou, der jüngere Bruder (I, 112ff.). Der Herzog von Tschou war Tag und Nacht auf das Wohl des Reiches bedacht, über den Geschäften wachte er den Morgen heran, um das Haus der Tschou zu sichern. Wenn das Reich der Tschou mehr als achthundert Jahre bestanden hat, so war dies das Verdienst des Herzogs von Tschou. Jetzt ist der Herrscher (Mongko) der ältere Bruder, Ihr seid der jüngere Bruder. Gedenkt des Herzogs von Tschou und handelt danach“. Aber nicht in einer einzigen Hand kann die Verwaltung des Reiches liegen, sondern eine Einteilung in Provinzen und Kreise muß erfolgen, deren Verwaltung den Söhnen und Enkeln der um die Gründung des Reiches verdienten Männer übertragen wird. (Ein echt chinesischer orthodoxer Gedanke.) Die Befugnisse der Verwaltungsbehörden dürfen jedoch nicht unbeschränkt sein. Die Beamten sollen das Wohl des Volkes fördern, aber nicht Todesstrafen verhängen, wie es ihnen beliebt. Kein Todesurteil soll ohne Zustimmung des Herrschers vollzogen werden. „In Strenge und Beglückung besteht die Macht des Herrschers, im Entgegennehmen der Befehle besteht die Pflicht des Beamten“. Und „für den Himmelssohn ist das Reich die Familie, sind die Massen des Volkes seine Kinder. Man darf nicht den Staat dem Volke, nicht das Volk dem Staate entfremden, sie sind aufeinander angewiesen wie die Fische und das Wasser“.

Es folgen dann Anweisungen für eine gesunde Volkswirtschaft: Handel und Verkehr müssen geschützt werden, vor allem aber müssen Ackerbau und Seidengewinnung stärkste Ermunterung und Förderung erfahren, daneben darf die Bildung nicht vernachlässigt und die Errichtung von Schulen nicht
 5 verabsäumt werden. Tempel des Konfuzius, „des Lehrers von hundert Königen und des Vorbildes für zehntausend Generationen“, müssen in allen Bezirken vorhanden sein, und die vorgeschriebenen Opfer und Riten darin vollzogen werden. Konfuzius sagt: „Der Edle kann nicht in kleinen Dingen erkannt werden, aber Großes übernehmen, der Gemeine kann nicht
 10 Großes übernehmen, aber in kleinen Dingen erkannt werden“ (*Lun-yü* XV, 33). Das Ganze schließt mit dem Satze: „Nachdem nunmehr der neue Herrscher den Thron bestiegen hat, soll man die zentrale Regierung einrichten, die das Fundament der staatlichen Organisation bildet; was die weiteren Behörden anlangt, so besteht ihr Wert nicht in einer großen Zahl
 15 von Beamten, sondern er hängt davon ab, daß man die richtigen Menschen findet.“

Das Überraschende an dieser Denkschrift eines Chinesen ist, daß sie offensichtlich voraussetzt, daß die Sung-Dynastie vor ihrem Ende steht, daß die neue Dynastie bereits das Erbe antritt und daß Kublai, jetzt Thron-
 20 folger, demnächst der „Himmelsohn“ sein wird. Ihm wird daher, ganz in konfuzianischem Sinne, „der Weg des rechten Herrschers“ gezeigt. Kublai soll dem Chronisten zufolge seine Zustimmung zu den Darlegungen gegeben haben. Wie freimütig der Verkehr mit den chinesischen Ratgebern sich gestaltete, zeigt eine Unterhaltung mit Yao Schu, von der uns dessen
 25 Lebensbeschreibung berichtet. Als Kublai seinen großen Auftrag erhalten hatte, versammelte er alle seine Freunde zu einem Bankett um sich. Beim Abschied, als die Gäste aufbrachen, hielt er Yao Schu zurück und fragte ihn, warum er, als alle anderen ihn beglückwünschten, allein stumm geblieben sei. Yao Schu erwiderte: „Weit sind die Länder Eures Reiches,
 30 zahlreich ihre Bewohner und reich ihre natürlichen Schätze, soll es jemand geben, der auch China noch hinzufügt? Wenn Ihr über Heere und Völker verfügt, was ist dann noch für ein Unterschied mit dem Himmelsohn? Die Beamten des Hofes werden Mißtrauen säen, man wird von Groll über die Wegnahme der Machtvollkommenheit erfüllt werden. Ist es da nicht besser, nur
 35 die militärischen Befugnisse zu behalten und alles, was nötig ist, um ihre Zufriedenheit zu erhalten, den Beamten zu überlassen? Dann würden die Machtverhältnisse reibungslos und die Ordnungen gesichert sein“. Yao Schu mißbilligt die allzu großen Machtbefugnisse Kublai's, der bereits die Vorrechte des Herrschers selbst vorwegnimmt, ein Verstoß gegen das ethische
 40 Grundgesetz der Ehrfurcht (*hiao*) im Konfuzianismus. Kublai aber lehnte hier mit der freundlichen Bemerkung ab, er fürchte, daß sich das nicht werde machen lassen. Auch der temperamentvolle Kao Tschu-yao, der bei den neuen Herren schon lange auf seine Art gewirkt hatte (s. oben S. 312), fand bei Kublai immer ein freundliches Gehör. „Er redete mit Leidenschaft über die

konfuzianische Lehre“, sagt seine Lebensbeschreibung, „und über ihre Regierungskunst, indem er Punkt für Punkt von allen Seiten erörterte und alle Einwände widerlegte“. Ein Hauptbestreben von ihm war, den konfuzianischen Gelehrten Befreiung von allen Fronarbeiten zu erwirken. Schon Mongko Khan, der gleichfalls sein Interesse an chinesischen Kulturgedanken 5 und der konfuzianischen Überlieferung oft bekundet hatte, war von ihm über die Wichtigkeit der orthodoxen Lehre unterrichtet worden: „Was die Konfuzianer lehren, das sind die Grundgesetze von Yao, Schun, Yü, T'ang, Wên wang und Wu wang. Vom Altertum an war es immer so, daß, wenn die Regierenden sie (die Konfuzianer) verwendeten, Ordnung herrschte, und 10 wenn sie sie nicht verwendeten, keine Ordnung. Wenn man ihre Wirkungskraft ganz entwickeln will, so muß man sie eben verwenden. Darum ist es notwendig, daß man die Konfuzianer von den Fronarbeiten befreit, damit sie lehren können“. Als dann Mongko gefragt hatte, wie sich die Konfuzianer zu den Zauber- und Heilkünstlern stellten, hatte er unwillig erwidert: „Der 15 Konfuzianismus hat es mit den ewigen sittlichen Gesetzen zu tun, nach denen man das Weltreich regiert, wie kann man diese mit solchen niederen Kunstgriffen vergleichen?“ Die hohe Achtung, die sich Kublai in dem Literatenkreise bereits erworben hatte, fand ihren Ausdruck in der Bitte, die ihm von Tschang Tê-hui und einigen anderen 1252 vorgetragen wurde, als 20 „Großmeister der konfuzianischen Lehre“ (*ju-kiao ta tsung-schi*) zu fungieren, eine Ehrenstellung, die wohl eigens für ihn geschaffen und vor ihm noch nie einem Herrscher zu Teil geworden war. Kublai nahm den Titel erfreut an, zugleich ernannte er Tschang Tê-hui zum Studiendirektor für die Schulen von Tschên-ting (Tschêng-ting in Ho-peï) und ordnete an, daß 25 die Bestimmung, wonach konfuzianische Gelehrte von allen militärischen Dienstleistungen frei zu halten seien, von den Behörden genau befolgt werde.

So vorbereitet, konnte Kublai auch der ihm gestellten Aufgabe, sich mit dem Südreiche auseinanderzusetzen, näher treten. Wenn man die Nachrichten über sein Verhalten in diesen Jahren genauer prüft, insbesondere 30 sein vertrautes Verhältnis zu den Literaten, seine steigende Bewunderung der chinesischen Kultur und seine Neigung, mehr den Werken des Friedens nachzugehen als militärischen Ruhm zu erwerben, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Kublai sich damals noch innerlich sträubte, das vom Glanz der Künste und Wissenschaften umstrahlte Reich der Sung 35 zu zerstören oder auch nur gewaltsam zu unterwerfen. Von dem Sendungsglauben seines Großvaters Dschingis Khan war er nicht in der Weise beherrscht wie dieser, seinem weltoffenen Sinn mochte es damals noch nicht einleuchten, warum nicht auch das chinesische Großreich innerhalb einer Gesamtheit bestehen sollte; er war freier in seinem Denken selbst als seine 40 in den universalistischen Vorstellungen befangenen konfuzianischen Berater. Erst die heimtückischen Verrätereien und die feige Verlogenheit eines Kia Ssê-tao und der anderen Kreaturen, die in Sung die Machträger waren, haben ihm später die Erkenntnis gebracht, daß dieses in seiner Fäulnis und

Erbärmlichkeit längst haltlos gewordene Staatswesen kein Recht auf Schonung oder selbst auf weiteren Bestand habe. So hat er die ihm von Mongko Khan zugewiesene Aufgabe schließlich gelöst, zögernd zwar zuerst und nach längerer Zeit, aber dann, unter eigener Verantwortung, wuchtig und bis zum
5 Ende.

Kleinere Kämpfe zwischen Mongolen und Sung-Truppen hatten während dieser Zeit in Hu-peï, Schen-si und Ho-nan immer wieder stattgefunden, aber irgend ein Plan war auch auf mongolischer Seite nicht zu erkennen. Erst im Herbst 1252 treten die wohl seit langem erwogenen Pläne eines regel-
10 rechten Feldzuges nach dem Süden an die Öffentlichkeit. Und zwar sollte von einem frontalen Angriff gegen den unteren Yang-tsë abgesehen werden, statt dessen ein Stoß gegen die südwestlichen Gebiete, Ssë-tsch'uan und Yün-nan, erfolgen und danach über das weitere Vorgehen entschieden werden. Kublai sollte das Unternehmen leiten, unter ihm stand Uriangkadai
15 (chines. Wu-lang-ha-t'ai), ein Sohn Subutai's (s. oben S. 285), des Siegers von Liegnitz (s. oben S. 304). Ehe er aufbrach, hatte Kublai noch einmal seine chinesischen Freunde beim Essen um sich versammelt. Bei dieser Gelegenheit sagte ihm Yao Schu: „Als T'ai tsu von Sung den Ts'ao Pin entsandte, Kiang-nan zu unterwerfen, wurde nicht ein Mensch getötet,
20 auf dem Markt wurde nicht einmal der Handel beunruhigt“ (s. über die Sache oben S. 108ff.). Am folgenden Tage, als Kublai in den Sattel stieg, sagte er: „Gestern sprachest du von Ts'ao Pin, der keinen Menschen getötet habe. Das werde ich auch können“. Yao Schu beglückwünschte ihn zu dem Entschluß und sagte: „So werdet Ihr ein Segen für das Volk und ein Glück
25 für den Staat werden“. Kublai erhielt bald noch weitere Gelegenheit, seine Mission in China friedlich zu gestalten. Anfang 1253 verteilte Mongko Khan Lehen an seine Sippenossen. Kublai sollte selbst ein Gebiet auswählen, entweder bei K'ai-fêng (d. h. in Ho-nan) oder „innerhalb der Pässe“ d. h. im Wei-Tal. Yao Schu riet dringend ab von dem Gebiet in Ho-nan wegen
30 der Unstetigkeit des Huang ho und wegen der Unfruchtbarkeit des brackigen Landes. Er empfahl indessen das Wei-Tal, wo der Boden so gut sei, daß es schon im Altertum den Namen „Kornkammer des himmlischen Bezirks“ gehabt habe. Kublai wählte daher das Gebiet von King-tschao (das Wei-Tal östlich von Tsch'ang-ngan), zu dem noch Teile des östlichen Kan-su
35 und des westlichen Ho-nan kamen, ließ dort Wohnungen für die Beamten bauen, Ackerbaukolonien anlegen und das Ganze verwaltungsmäßig organisieren. Dann ließ er sich die Salzseen (im benachbarten Schan-si oder am Ordos-Gebiet?) zuweisen und veranlaßte nunmehr die Bevölkerung, Salz und Hirse für das Heer in Ssë-tsch'uan über den Paß des Ts'in-ling und den
40 Kia-ling-Fluß hinab zu schaffen, eine Maßnahme, die ihm bei dem Feldzuge im Südwesten zu großem Nutzen gedieh. Dem Gedanken an einen Wiederaufbau der alten Metropole Tsch'ang-ngan ist er aber nicht näher getreten.

In Ssë-tsch'uan hatte inzwischen der Generalgouverneur des Gebietes um Kung-tsch'ang, am oberen Wei-Fluß, Wang Tê-tsch'ên, vorgearbeitet,

indem er die Sung-Truppen zurückwarf und in Schach hielt. Im Spätherbst 1252 hatte er Tsch'êng-tu besetzt und Kia-ting am unteren Min-Fluß eingeschlossen, so daß für die vom Norden kommenden Heere der Weg nach Yün-nan frei war. Zugleich machten sich die Eroberer daran, das Land dauernd in Besitz zu nehmen und die Verwaltung neu zu organisieren. Die größeren Orte im Nordwesten, nach der Grenze von Schen-si zu, wurden mit Mauern umgeben, in der Niederung des Pai-schui kiang in dem Gebiet von Pao-ning bis fast nach Han-tschung Ackerbaukolonien angelegt. „Von da ab“, so sagt das *S. T'ung-kien* unter dem Jahre 1254, „trieben die mongolischen Soldaten teilweise Ackerbau, teilweise bewachten sie das Land. Die Erde von Ssë-tsch'uan aber war nicht mehr zurückzugewinnen“. Chinesen dürften hierbei die Führer und Lehrmeister gewesen sein. Kublai überschritt (von Karakorum kommend) zu Beginn des Jahres 1253 den Huang ho bei Ning-hia, durchzog West-Schan-si und Ost-Kan-su bis Mintschou am T'ao-Fluß und wandte sich dann nach Sung-p'an am oberen Min-Fluß. Dort teilte er das Heer in drei Gruppen, eine westliche unter Uriangkadai, die mittlere unter ihm selbst, eine östliche unter dem Fürsten Tsch'ao-ho-ye-tschilie. Die mittlere Gruppe zog den Min-Fluß hinab bis K'ung tschou (südwestlich von Tsch'êng-tu), bog dann nach Westen ab zum Ta-tu ho (III, 23), der im November überschritten wurde, von da zum Ya-lung und nach dessen Überschreiten zum Kin-scha kiang (I, 9). Bei Li-kiang wurde auch dieser mittels auf Schläuchen ruhender Flöße überschritten, und Anfang Januar 1254 stand man vor Ta-li, der Hauptstadt des gleichnamigen Staates. Dieser Marsch Kublai's und seiner mongolischen Reiter über wildes Hochgebirge, breite und reißende Ströme und durch mehr als 1300 km wenig oder gar nicht bewohnte Bergländer war wieder eine erstaunliche Leistung, und es ist sehr zu bedauern, daß wir über die Hilfsmittel, die den Truppen dabei zu Gebote standen, über die Verpflegung und den Nachschub für Menschen und Tiere, über Unterkunft, Ortsführung und Ausrüstung aus den Quellen nichts erfahren. Diese Feldzüge im Südwesten müssen an den Einzelnen mindestens die gleichen Anforderungen gestellt haben wie einst die von Dschingis Khan in Innerasien und Afghanistan.

Der Staat Ta-li war, wie wir früher gesehen haben, i. J. 937 von der Familie Tuan aus dem bisherigen Nan-tschao neu gebildet worden (s. oben S. 37). Als die Mongolen erschienen, herrschte dort Tuan Hing-tschie als König. Kublai hatte eine Gesandtschaft an ihn vorausgeschickt, die ihn zur Anerkennung der Oberherrschaft des Khans auffordern sollte; die Gesandten hatten aber umkehren müssen, da ihnen der Weg versperrt war. Vor dem Überschreiten des Kin-scha kiang wurden nochmals Gesandte geschickt, der König aber ließ sie kurzerhand hinrichten. Nachdem der Flußübergang bewerkstelligt war, stellte sich den Mongolen ein Heer unter dem Minister Kao T'ai-siang entgegen, wurde aber besiegt und zerstreut. Kao T'ai-siang wollte entfliehen, wurde jedoch gefangen und hingerichtet. Tuan

Hing-tschì gelang zwar die Flucht nach Schan-tsch'an (Yün-nan fu), er wurde aber später von Uriangkadai in Ya-tschì (nordwestlich von Yün-nan fu) ebenfalls gefangen und nach Karakorum geschickt. Der Khan erwies sich gnädig, er verlieh ihm den Titel eines *mahārāja*, gab ihm sein Land Ta-li 5 zu Lehen und ließ ihn dorthin zurückkehren. Als Lehensmann führte er den erblichen Titel eines Generalgouverneurs (*tsung kuan*), ein hoher Beamter des Khans wurde ihm als Resident zur Seite gestellt. Damit war das große Reich des Südwestens in die Länder des Groß-Khans eingereiht, die bisherige Dynastie ist den Mongolen ein treuer Vasall geblieben.

10 Kublai wollte, als er in Ta-li einrückte und hörte, was mit seinen Gesandten geschehen war, nach mongolischem Brauch die Einwohnerschaft massakrieren, aber die in seiner Begleitung befindlichen Freunde Yao Schu und Liu Ping-tschung überredeten ihn, davon abzustehen: Kao T'ai-siang, der den Gesandtenmord veranlaßt, habe dafür gebüßt, das Volk aber treffe 15 keine Schuld. Yao Schu ließ Fahnen anfertigen, auf denen geschrieben war: das Töten ist verboten, und in den Straßen verteilen. Kublai hat seine Milde nicht zu bereuen gehabt.

Nach der Einnahme von Ta-li überließ Kublai die weiteren Operationen Uriangkadai und kehrte selbst nach Norden zurück. Uriangkadai wandte 20 sich nunmehr nach Osten gegen die „schwarzen Man“ (wohl die „schwarzen Lo-lo“, die ihre verstreuten Wohnsitze in dem Gebiet von Li-kiang bis östlich von Yün-nan fu hatten) und griff ihren sehr schwer zugänglichen und stark befestigten Hauptort Ya-tschì im heutigen Lo-ts'ë hien an. Nach schweren Kämpfen und einer längeren Berennung mit Steinschleudern, 25 sowie durch Niederbrennung der Tore gelang es ihm im Herbst 1254, die Befestigungen zu zerstören und die Stämme zur Unterwerfung zu zwingen. Während der folgenden Zeit setzte er die Befriedung der Thai- und Schan-Stämme des südwestlichen Berglandes, sowie einzelner tibetischer Stämme nördlich von ihnen fort. Am Ende des Jahres 1256 finden wir ihn östlich 30 von Yün-nan fu, wo er die Stämme der „weißen Man“ („weißen Lo-lo“ südöstlich von Yün-nan fu, zwischen K'ai-hua und King-tung) zu Untertanen des Groß-Khans macht. Nach Überschreitung des Lu kiang, eines der südlichen Nebenflüsse des Hung schui (I, 14), der im Gebiet von Lin-ngan entspringt, nach Nordosten fließt und südöstlich von K'ü-tsing mündet, 35 zieht er nach Norden und ist im Stande, den Sung-Truppen ihre aus zweihundert Schiffen bestehende Flotte auf dem Kin-scha kiang wegzunehmen. Dadurch wird ihm die Verbindung mit Kia-ting, Tsch'ung-k'ing und dem aufwärts am Kia-ling ho gelegenen Ho tschou und so mit den Flüssen Ssë-tsch'uans ermöglicht. Die Vereinigung der Truppen Wang Tê-tsch'en's in 40 Ssë-tsch'uan (s. oben S. 316f.) mit denen Uriangkadai's ist hergestellt. In Lin-t'ao (in Kan-su am T'ao-Fluß) trafen beide Heerführer zusammen. Uriangkadai hatte inzwischen seinen Bericht über die Unterwerfung Yün-nans nach Karakorum gesandt und erhielt darauf von dort reiche Auszeichnungen für sich und das Heer: 5000 Unzen Silber und 24000 Seidenstücke

zur Verteilung, für sich das silberne Siegel des Oberbefehlshabers. Nach Ta-li zurückgekehrt, begann er, in den unterworfenen Gebieten eine neue Verwaltung einzurichten, und zwar in Anlehnung an die ehemalige chinesische Organisation: das Land wurde, unbeschadet der Stellung des zum Lehensmann gemachten Königs, in Bezirke (*kün*) und Kreise (*hien*) eingeteilt, er selbst nahm seinen Sitz vorläufig in Ta-li. Etwas Näheres über die Verwaltungsreform der Mongolen erfahren wir nicht, es läßt sich aber annehmen, daß Chinesen hier mitgewirkt haben. Aber Uriangkadai betrachtete damit seine Aufgabe noch nicht als beendet. Westlich und südlich von Yün-nan lagen noch andere Länder, die selbständig waren, über die aber 10 von den Sung eine Oberherrschaft beansprucht wurde. Der Westen war durch unzugängliche Hochgebirgsketten mit tief eingeschnittenen Strömen abgeschlossen, aber im Süden befand sich der aus der alten Provinz Kiaotschou gebildete Staat Annam (Tongking), wo 1224 die neue Dynastie Trân (Tsch'ên) auf die Lê-(Li-)Dynastie gefolgt war (s. oben S. 175). Uri- 15 angkadai hielt es für notwendig, auch dort die Oberherrschaft des Khans sicherzustellen. Im Herbst 1257 schickte er eine Gesandtschaft an den König Trân Thai-tông (Tsch'ên Ji-hiung) mit der Aufforderung, sich zu unterwerfen. Da eine Antwort nicht erfolgte, führte Uriangkadai sein Heer im November über den Song koi („Roter Fluß“ I, 16) nach Tongking. 20 Der König, der sich hinter dem Strome sicher glaubte, stellte ihm sein zum großen Teil aus Elefantenreitern bestehendes Heer entgegen. Die Mongolen ließen sich aber durch den Anblick nicht schrecken, warfen den Gegner zurück und drangen in die Hauptstadt Kiao-tschi ein, die seit 1011, dem Beginn der Dynastie Lê, das heutige Hanoi, war. Beim Herannahen der 25 Mongolen flüchtete der König in einem Boot den Fluß hinunter auf eine Insel im Meer, erklärte aber wenige Tage später seine Unterwerfung. Im Jahre darauf (1258) verzichtete er auf den Thron zugunsten seines Sohnes, und dieser erkannte durch eine Tributgesandtschaft die mongolische Oberhoheit an. Als Uriangkadai die Stadt betrat, erfuhr er, daß man seine Ab- 30 gesandten in den Kerker geworfen und so grausam mißhandelt hatte, daß der eine gestorben war. Empört über den Anblick, ließ er die ganze Bewohnerschaft massakrieren. Nachdem er noch die Unterwerfung des Königs entgegengenommen, führte er das Heer vorläufig nach Ya-tschi zurück. Damit befand sich außer dem Norden und Nordwesten auch der ganze Südwesten 35 des chinesischen Reiches in der Hand der Mongolen. Den Sung blieb nur der Süden noch offen. Die Eroberung von Yün-nan und Tongking, die Märsche und Kämpfe in dem schwierigen und unbekannten Gelände, in einem ungewohnten, heißen und ungesunden Klima bleibt eine bewunderswerte Leistung der nordischen Steppensöhne. Uriangkadai, der selbst ständig mit 40 Krankheit — vermutlich Malaria — zu kämpfen hatte, würde kaum sein Ziel erreicht haben, wenn er nicht durch seinen tapferen, energischen und klugen Sohn A-schu wirksam unterstützt worden wäre.

Während dieser Jahre war Kublai auf seinem Lehen in King-tschao

(s. oben S. 316) und verwaltete dies nach dem Rat seiner chinesischen Freunde. Er parzellierte das Land für die Bauern und machte 1254 Yao Schu zum Ackerbau-Kommissar mit der Aufgabe, unter der vielfach wohl gar nicht sesshaften Bevölkerung den Ackerbau zu fördern und praktische An-
 5 weisungen dafür zu geben. Ein noch sehr junger, aber in der chinesischen Literatur gut bewandeter Uigure, Lien Hi-hien, der durch sein Wissen, sein gutes Aussehen und sein Benehmen rasch das Vertrauen Kublai's gewonnen hatte, wurde 1254 zum Gouverneur (*süan-fu schi*) ernannt. Die Verhältnisse lagen wegen der stark gemischten Bevölkerung — die
 10 Chinesen waren mit zahlreichen tibetischen Stämmen und sonstigen Volks- teilen aus Kan-su und Ssö-tsch'uan durchsetzt — nicht einfach, aber Lien Hi-hien genoß nicht weniger durch seine körperliche Gewandtheit und Kraft als durch seine geistigen Vorzüge trotz seiner Jugend — er war kaum zwanzig Jahre alt — die allgemeine Achtung und hielt den Bezirk in guter
 15 Ordnung. Daneben führte Kublai lange Gespräche mit ihm über Mêng tsé und seine „Lehre von der ursprünglichen Gutheit der menschlichen Natur (I, 211f.), von der Sittlichkeit und dem Gewinnstreben, von der Güte und Grausamkeit“. Auch für die Errichtung von Lehranstalten wurde Sorge getragen. Ein Schüler von Yao Schu, Hü Hêng aus Ho-nan, ein Bauernsohn,
 20 der schon als siebenjähriges Wunderkind seinen ersten Lehrer durch seine Fragen in schlimme Verlegenheit versetzt hatte und von Yao in die Lehre von Tsch'êng Yi und Tschu Hi eingeführt war, wurde 1255 von Kublai zum Studiendirektor von King-tschao ernannt. Unter seiner Leitung wurden in allen Bezirken und Kreisen Schulen eingerichtet, und da die Bevölkerung
 25 jetzt von kriegesischen Bedrängnissen frei war, kam sie den Bildungs- bestrebungen freudig entgegen.

Daneben war Kublai noch eine andere Aufgabe zugefallen. Mongko Khan mußte bald erkennen, daß Karakorum wegen seiner Abgelegenheit zur Hauptstadt seines großen Reiches ungeeignet sei. Er hatte deshalb nach
 30 seinem Regierungsantritt seinen Bruder beauftragt, einen passenden Platz für eine Neugründung auszusuchen. Kublai übertrug die Aufgabe dem „in Himmels- und Erdkunde erfahrenen“ Liu Ping-tschung, und dieser fand einen „mit Glückszeichen versehenen“ Platz auf dem Nordufer des Luan ho (I, 14), etwa 50 km nordwestlich der heutigen Stadt Dolon-nor, in
 35 einer Kin-lien tsch'uan („Bach des goldenen Lotus“) genannten Gegend, wo schon Schi tsung von Kin (s. oben S. 253) ein Sommerschloßchen gehabt hatte und auch Kublai sich öfter aufhielt. Auf einer Anhöhe, dem Lung- kang, wurde in dreijähriger Arbeit ein erster Palast gebaut. Der Ort, der als künftige Hauptstadt gedacht war und auf dem sich weitere Siedlungen an-
 40 schließen sollten, erhielt 1256 den Namen K'ai-p'ing fu. Seine Entwicklung hat dann freilich einen anderen Weg genommen: er wurde später eine bevorzugte Sommerresidenz Kublai's und erhielt als solche den Namen Schang tu „die obere Hauptstadt“, eine Bezeichnung, die auch Tsch'ang- ngan einmal gehabt hat (II, 540). Aber eine Stadt ist er nie geworden.

Die segensreiche Tätigkeit Kublai's in Ho-nan und im Wei-Tal erfuhr im Anfang des Jahres 1257 eine plötzliche Unterbrechung. In Karakorum war der seinem Volke und seiner Zeit voranstehende Organisator und Reformator wegen seiner Chinesenfreundschaft verleumdet worden, indem man ihn heimlicher Umtriebe verdächtigte. Mongko hatte den Einflüsterungen 5 Glauben geschenkt und einen Mann seiner Umgebung nach King-tschao zur Untersuchung der Verhältnisse gesandt. Im Wei-Tal wurde eine Amtsstelle eingerichtet, in der alle Finanz- und Wirtschaftsfragen geprüft, alle von Kublai eingesetzten Beamten vernommen und die meisten von ihnen mit dem Tode bestraft wurden. Kublai war empört über dieses Vorgehen, 10 und der Gedanke, seine Widersacher mit dem Schwert zu vernichten, mag ihm nahe gelegen haben, ein Schritt, der unabsehbare Folgen gehabt hätte. Aber der kluge Yao Schu erinnerte ihn an die Lehren des Konfuzius: der Khan sei der Fürst und der ältere Bruder, er sei der jüngere und der Untertan. Die Dinge seien von der Ferne schwer ins Gleichgewicht zu bringen und könnten leicht zum Unheil führen, es sei besser, wenn er mit seiner 15 Familie nach Karakorum gehe und dort die Angelegenheit kläre. Kublai folgte dem Rate, das Wiedersehen der Brüder war herzlich, das Verfahren wurde eingestellt, das Untersuchungsamt aufgehoben. Hier hat die konfuzianische Staatsethik sich einmal sogleich und greifbar bewährt, der ausgestreute chinesische Same war freilich in besonders fruchtbares Erdreich gefallen.

So bedeutungsvoll die Ausbreitung der mongolischen Macht nach den westlichen und südwestlichen Ländern des Sung-Reiches war, und so erfolgreich auch die Kämpfe in Ssë-tsch'uan, Hu-peï, Ho-nan und Kiang-nan, seit 1241 im ganzen auch gewesen sein mochten (s. oben S. 310f.), die endgültige Auseinandersetzung mit der Zentralregierung in Hang-tschou, das letzte große Problem in dem Weltprogramm von Dschingis Khan und Ogodai, stand noch immer aus. Im Herbst 1257 wurde im Kreise der Fürsten und Führer der Wunsch laut, nunmehr endlich den Krieg gegen Sung zu eröffnen. 30 Grund genug war dafür vorhanden. Kurz vor seinem Tode 1241 hatte Ogodai eine aus dem Führer und siebzig Personen bestehende Gesandtschaft an den Hof der Sung geschickt, die dort über ein friedliches Verhältnis verhandeln sollte. Als sie am Huai-Fluß angekommen war, wurde die ganze Schar von dem Ortskommandanten angehalten, überwältigt und eingekerkert. Sie war nie wieder zurückgekehrt. Während der folgenden unruhigen Jahre hatte man die Sache auf sich beruhen lassen. Jetzt kam Mongko darauf zurück und beschloß, sie zum Anlaß für sein Vorgehen zu nehmen. Der Krieg wurde beschlossen und sogleich vorbereitet, Mongko selbst wollte den Oberbefehl übernehmen. Im Frühjahr 1258 rückte er, nachdem er seinem 40 Bruder Arik bügä das Kommando über Karakorum anvertraut hatte, mit dem aus 40000 Mann bestehenden Hauptheere, das in drei Staffeln auf verschiedenen Wegen marschierte, durch Schen-si nach Ssë-tsch'uan. Zwei andere Heere sollten in Hu-peï zum Yang-tsë vorstoßen und einerseits

„Ngo-tschou (Wu-tsch'ang) nehmen und gegen Hang-tschou andrängen“, andererseits King-schan (in Ngan-hui?) angreifen, um die Sung-Truppen zu teilen. Den Oberbefehl hierüber führte Kublai. Uriangkadai hatte den Befehl erhalten, von Yün-nan nordostwärts zu marschieren und sich dem Heere Kublai's bei Wu-tsch'ang anzuschließen. Somit sollte das Sung-Reich von Norden, Westen und Süden angegriffen und in zusammenziehender Umklammerung erdrückt werden.

Beim Anmarsch sagten Liu Ping-tschung und Tschang Wên-k'ien (s. oben S. 312) zu Kublai: „Das Heer Eurer Durchlaucht sollte die Feinde unterwerfen, ohne zu kämpfen. Wer seinen Blick auf die alle verbindende Menschenliebe gerichtet hält, der hat kein Verlangen zum Töten“. Kublai erwiderte: „Ich hoffe, daß ich mit Euch gemeinsam mich an dieses Wort halten werde“. Die Befehlshaber erhielten darauf die Weisung, „nicht wild und unnütz zu töten, nicht die Wohnungen der Bevölkerung zu verbrennen und das Vieh, das man einfange, frei zu lassen“. Für Kublai war die Lehre Mêng tsé's von der Menschenliebe nicht bloß ein leeres Wort geblieben.

Der Aufmarsch verlief planmäßig, stieß aber auf stärkeren Widerstand bei dem Sung-Heere als vorauszusehen war. Die Haltung einzelner Truppenführer der Sung war um so rühmlicher, je trostloser die Zustände am Hofe in Hang-tschou wurden (s. oben S. 304). Die Ereignisse in Yün-nan und Tongking hatten begreiflicherweise in der Hauptstadt allmählich beunruhigend gewirkt, und man hatte sich entschlossen, gegen einen drohenden Flankenangriff von Südwesten her Sicherungsmaßnahmen zu treffen. Dies war 1255 geschehen durch die Anlage eines Befestigungssystems um die Stadt K'ing-yuan in Kuang-si am Lung kiang, dem großen Nebenfluß des West-Flusses. Li tsung war aber in Sorge, ob Tsch'êng-tu, der Schlüssel von Ssë-tsch'uan, das er noch 1258 in chinesischem Besitz wähnte, auch genügend gesichert sei. Ting Ta-ts'üan, der eben Mitglied des Geheimen Rates (*schu-mi yuan*) und Staatsminister geworden und immer eifrig bedacht war, den Herrscher im Dunkeln zu halten, beruhigte ihn mit der Versicherung, daß alle Anordnungen hinsichtlich der Grenzsicherung sorgsam ausgeführt würden. Und während in Ssë-tsch'uan die heftigsten Kämpfe mit den Mongolen geführt wurden und Städte und Festungen verloren gingen, erklärte Ting Ta-Ts'üan, daß an den Grenzen alles vorbereitet und wohl verwahrt, Grund zur Sorge also nicht vorhanden sei. Schließlich wurde aber die Lügenhaftigkeit des Mannes allzu offenkundig, eine Anklageschrift mehrerer beherzter Beamten zählte 1258 alle seine Verbrechen auf, darunter auch die wissentlich falsche Darstellung der Grenzverteidigung, und der geduldige Li tsung konnte nicht anders als ihn seiner Ämter entsetzen. Er wurde 1259 zuerst nach Kuei-tschou geschickt, dann, da seine Ankläger ihn weiter verfolgten, nach Sintschou in Kuang-tung (südlich vom West-Fluß) und schließlich, als auch das nicht genügte, „nach einer Insel im Meer“ verbannt. Auf der Reise dorthin stieß man ihn ins Wasser, wo er den Tod fand. Sein Erbe trat Kia Ssë-tao an, der seinen Vorgänger noch übertrumpfte. Nachdem er schon mehrere

hohe Stellungen bekleidet und ausgeschöpft hatte, wurde er 1258 Generalgouverneur der beiden Huai-Provinzen, Mitglied des Geheimen Rates, Staatsminister und Großkanzler. Er war der mächtigste Mann am Hofe. Angesichts der drohenden Mongolengefahr, die nunmehr in greifbare Nähe gerückt war, wurde er 1259 zum „Generalkommissar für die Gebiete westlich der Hauptstadt, sowie für Hu-nan, Hu-peï und Ssë-tsch'uan“ ernannt. Während Kublai Ngo-tschou belagerte, zog Uriangkadai von Südwesten in Eilmärschen durch Kuang-si und Hu-nan heran, ohne viel Widerstand zu finden. Angstvolle Gerüchte drangen zur Hauptstadt: die Mongolen kämen, um Rache zu nehmen wegen der vielen Vertragsbrüche der Chinesen. (Man warf den Chinesen vor, daß sie die Abmachungen von 1234 über die Abgrenzung der beiden Staaten — s. oben S. 291 — nicht eingehalten hätten.) Li tsung geriet in Schrecken, vertraute aber auf das Feldherrngenie des Kia Ssë-tao, der sich inzwischen zum Heere bei Han-yang begeben hatte und Ngo entsetzen wollte.

In Ssë-tsch'uan nahm die Entwicklung nicht den reibungslosen Verlauf, den man nach Uriangkadai's Wirken dort (s. oben S. 318) hätte erwarten können. In Tsch'êng-tu wurde die mongolische Garnison belagert und konnte erst durch Aushungerung der Stadt befreit werden. Die Chinesen hatten ihre Truppen während der letzten Zeit verstärkt, und die einzelnen Städte konnten nur unter erbitterten Kämpfen genommen werden. Namentlich waren es die befestigten Plätze in dem Bezirk von Pao-ning, die zunächst heftigen Widerstand leisteten, aber dann durch Verrat fielen. Der Glaube an die Lebensfähigkeit der Dynastie war bei vielen Kommandanten und Heerführern längst geschwunden, dadurch wurde der Wille zur Behauptung oft geschwächt, und die Aufopferung einzelner blieb ohne Wirkung auf das Ganze (vergl. oben S. 304). Die schonende Behandlung, die Mongko, ebenfalls unter konfuzianischem Einfluß, den Truppen zur Pflicht gemacht hatte, verstärkte die allgemeine Willfährigkeit, sich den neuen Herren zu beugen. Im Frühjahr 1259 war Mongko so weit, daß er, nachdem der Norden von Ssë-tsch'uan bis Han-tschung neu unterworfen und im Westen Ya-tschou genommen war, sich nach Süden wenden konnte, um das wichtige Hotschou am Kia-ling-Fluß (s. oben S. 318) in seine Hand zu bringen. Aber hier stieß er auf ernsten und zähen Widerstand. Alle Aufforderungen zur Übergabe wurden zurückgewiesen, alles Anstürmen der Mongolen gegen die Wälle und Mauern blieb erfolglos, selbst die Wegführung von zehntausend Männern und Frauen der Bevölkerung hatte keine schreckende Wirkung. Wang Të-tsch'ên wollte schließlich durch eine kühne Tat eine Wendung herbeiführen: er erstieg nachts mit einer ausgewählten Schar einen der Außenwälle, hielt sich dort bis zum Morgen und rief dann laut den Verteidigern zu, daß er für ihr Leben bürgte, wenn sie die Stadt übergäben. Die Antwort war ein Stein aus einem Katapult, der den Rufer zerschmettert hinunterschleuderte. Im März hatte die Belagerung begonnen, inzwischen war es Juli geworden, die Hitze und tropische Regengüsse machten weitere

Kriegshandlungen unmöglich. Mongko Khan hatte sich, leidend und mißmutig, in die benachbarten Berge zurückgezogen. Dort ereilte ihn, unerwartet, sei es als Folge von Dysenterie, sei es nach einer Verwundung durch einen Pfeilschuß — er war erst 51 Jahre alt — am 11. August 1259 der Tod. Wie achtzehn Jahre früher der Tod Ogodai's (s. oben S. 305), so verwandelte auch dieses Ereignis die gesamte Lage für die nächste Zeit. Die Aufhebung der Belagerung von Ho-tschou hatte Mongko bereits verfügt; dreitausend Mann sollten vor der Stadt bleiben, das übrige Heer sich gegen Tsch'ung-k'ing am Yang-tsë wenden. Jetzt aber wurde alles durch die Frage der Thronfolge überschattet, und alles drängte auf sofortige Heimkehr. Schi T'ien-tsë, einer der ältesten und angesehensten unter den Heerführern, der schon unter Ogodai und Kuyuk durch seine mutigen Taten hohe Anerkennung erworben hatte und Führer der chinesischen Truppen (*Han ping*) im mongolischen Heer geworden war, vereinbarte mit den übrigen Generalen, daß die Heere „wegen der Trauer“ nach Norden zurückgeführt werden mußten.

Am 19. September erhielt Kublai die Kunde vom Tode seines Bruders und zugleich die Bitte, „im Gedenken an die auf ihn gerichteten Hoffnungen“ ebenfalls nach dem Norden zurückzukehren. Kublai weigerte sich zunächst, die Aufgabe, für die er nach Süden gesandt sei, ungelöst zu lassen. Es war verständlich, daß er in diesem Augenblick das Gewonnene nicht wieder preisgeben wollte. Kia Ssë-tao hatte an seiner Stellung bei dem Heere in Han-yang schwer zu tragen. Wegen seiner Unwissenheit und Feigheit war er ein Gegenstand des Spottes bei den Truppen geworden und kam aus dem Zustande sich ständig steigender Angst nicht heraus. Es wurde bei Wu-tsch'ang hartnäckig gekämpft, die Verluste beliefen sich bei den Chinesen bereits auf 13000 Mann, ein Erfolg war nicht in Aussicht, der wichtige Platz, der den Zugang nach Hu-nan bewachte, stand vor dem Fall. Ein Edikt Li tsung's vom Herbst 1259, das alle Provinzen anwies, Heere gegen die Mongolen aufzustellen und den Inhalt der Schatzkammern an Geld, Silber und Seide an die Truppen zu verteilen — es sollen dabei 77 Millionen an Kupfergeld, eine Million und 600000 Unzen Silber und ebenso viele Stücke Seide verausgabt worden sein —, war ohne Wirkung geblieben. So entschloß sich Kia Ssë-tao zu einem anderen Wege, aus der gefährlichen Lage herauszukommen. Er sandte heimlich einen Boten an Kublai mit dem Anerbieten, daß das Sung-Reich die Oberhoheit des Khans anerkennen(?), den Yang-tsë zur Grenze machen und jährlich einen Tribut leisten werde, wenn der Krieg eingestellt würde. Kublai lehnte den Vorschlag ab, die Kämpfe gingen mit noch größerer Erbitterung weiter. Inzwischen war die Nachricht von Mongko's Ableben durch die Kommandanten von Ho-tschou an die Chinesen im Osten gelangt, Kia Ssë-tao glaubte, unter diesen Umständen eine bessere Aussicht für sein Angebot zu haben, und wiederholte es. Kublai würde auch jetzt nicht willens gewesen sein, ein unsicheres Abkommen für einen sicheren Sieg einzutauschen, wenn ihm nicht in diesem

Augenblick die Nachricht zugetragen worden wäre, daß sein in Karakorum zurückgebliebener jüngerer Bruder Arik bügä von verschiedenen Sippenmitgliedern als neuer Herrscher ausgerufen werden solle und Truppen bereits nach Lung-kang (s. oben S. 320) entstandt seien. Diese Entwicklung zwang nunmehr auch Kublai zum Handeln. Er besprach sich mit zweien 5 seiner Getreuen, Ho King und Lien Hi-hien (s. oben a. a. O.), und stimmte darauf dem Vorschlage Kia Ssě-tao's zu: eine Tributzahlung von 200 000 Unzen Silber und ebenso viele Seidenstücke sollten jährlich geleistet werden. Der wirkliche Inhalt und die Form des Abkommens sind nicht sicher bekannt, es ist aber nicht wahrscheinlich, daß Kublai, selbst in der Zwangs- 10 lage, in der er sich befand, sich mit diesem billigen Loskauf begnügt hat.

Am Ende des Jahres trat Kublai den Rückmarsch nach Norden an. Eine kleine Truppenabteilung blieb zurück, um den von Hu-nan heranrückenden Uriangkadai zu erwarten. Kia Ssě-tao aber berichtete nach Hang-tschou, daß er nach mehreren siegreichen Schlachten die Mongolen gezwungen habe, 15 die Belagerung von Ngo-tschou aufzugeben und abzuziehen. Der erfreute Li tsung erhöhte zum Dank seinen Rang im Geheimen Rat. Nach erbitterten Kämpfen in Kuang-si und Hu-nan, namentlich um T'an-tschou (Tsch'ang-scha) traf Uriangkadai Anfang 1260 am Yang-tsě ein. Die mongolischen Kommandanten hatten für seine Truppen eine Schiffbrücke über den Strom 20 bauen lassen. Das Heer mag in Folge des langen Marsches und der ständigen Kämpfe dezimiert und ermüdet gewesen sein, so daß Kia Ssě-tao bei seinem feigen Schurkenstreiche leichtes Spiel hatte: als die Truppen auf der Brücke waren, ließ er durch Dschunken die tragenden Kähne trennen, so daß hundertundsiebzig von den Soldaten umkamen. Ein neuer Bericht über 25 diesen letzten Sieg ging nach Hang-tschou, neue Auszeichnungen waren die Antwort. Kia Ssě-tao erhielt die Herzogswürde, er wurde zur Audienz befohlen und mit den größten Ehren empfangen. Li tsung ahnte nichts von den wahren Vorgängen und sparte nicht mit Belohnungen an die Truppen. Einmal mußte natürlich der Betrug zu Tage kommen, aber einstweilen spreizte 30 sich Kia Ssě-tao in dem bengalischen Licht seiner erdichteten Heldentaten, das ihm ein günstiger Zufall angezündet hatte, das aber natürlich bald wieder verlöschen mußte. Selten war so viel politische Hochstapelei mit so viel Torheit verbunden.

Kublai traf Anfang 1260 in Yen-king ein, wo er als der künftige Herrscher 35 von der Bevölkerung wie von den Truppen mit Freude begrüßt wurde. Es ist nur natürlich, wenn die durch Jahrzehnte von Krieg und Elend aller Art gepeinigte Menschheit in Nordchina, die längst alle Hoffnung auf die hilflose Dynastie im Süden verloren hatte, jetzt erwartungsvoll die Augen auf den Mann richtete, der auf mannigfache Art gezeigt hatte, daß er aller Grau- 40 samkeit und Bedrückung abhold war, ein warmes Herz für das Volk hatte und durch den vertrauten Umgang mit hochgebildeten Männern aus ihrer Mitte zu einem der ihrigen geworden war. Mochte ihn beschränkter Literatendünkel einen Barbaren nennen, er hatte auch dem Konfuzianertum

die Erkenntnis gegeben, daß hier ein Mann war, der höher stand als die selbstsüchtigen Kaiser und Könige mit ihren Kreaturen, unter denen man allenthalben so lange hatte leiden müssen. Man hoffte, sicher im Norden, vielfach aber auch im Süden, vertrauensvoll auf die neue Dynastie.

5 Kublai blieb den Winter über in Yen-king und traf erst im April in K'ai-p'ing ein. Hier wurde sofort von seinen Anhängern unter den Sippengliedern und anderen Fürsten ein *kuriltai* berufen und Kublai am 5. Mai zum Nachfolger des verstorbenen Mongko, der den Tempelnamen Hien tsung erhalten hatte, einstimmig gewählt. Kublai's Bruder Hulagu, der sich in Persien
10 auf dem Wege nach Syrien befand (s. oben S. 311), kam wegen seiner Abwesenheit für die Wahl nicht in Betracht, war auch mit der Erhebung Kublai's einverstanden. Dagegen leisteten Arik bügä und seine Partei stärksten Widerstand. Dieser jüngste der drei Brüder erklärte sich in Karakorum auf einem *kuriltai* gleichfalls zum Groß-Khan und erkannte das in
15 solcher Hast zusammenberufene *kuriltai* von K'ai-p'ing nicht an. Auf seiner Seite standen nicht wenige Mitglieder von Dschingis Khan's Sippe, darunter auch der einflußreiche Fürst Kaidu, ein Enkel Ogodai's, der die Länder nördlich vom T'ien schan, vom Talas-Flusse bis Urumtsi beherrschte. Er ist der erbittertste Feind Kublai's bis zu seinem Tode 1301 geblieben,
20 weil er dem Hause Tului's, zu dem auch Kublai gehörte, das Recht auf die Thronfolge überhaupt bestritt und dies auf Grund von Dschingis Khan's Bestimmung für die Nachkommen Ogodai's beanspruchte. Der Zwist nahm allmählich sehr ernste Formen an, und im Herbst kam es zu einem Kriege zwischen den Brüdern, der sich bis 1264 hinzog. Es gehört nicht zu
25 unserer Aufgabe, die Einzelheiten dieser erbitterten und blutigen Kämpfe zu schildern, es genügt zu sagen, daß Arik bügä, von Kublai besiegt und aller Hilfsmittel beraubt, sich 1264 seinem Bruder unterwarf, von diesem aber aus Gründen der Staatssicherheit bis zu seinem Tode 1266 in ehrenvollem Gewahrsam gehalten wurde. Eine Anzahl der Truppenführer Arik bügä's
30 wurde hingerichtet. Kaidu allein verharnte in seiner Feindschaft gegen Kublai; er schaltete als selbständiger Herrscher in seinem Khanat im Westen, sammelte Truppen und begann 1268 einen neuen Krieg.

Kublai, fünfundvierzig Jahre alt, nunmehr Groß-Khan, fand auch während dieses Familienkrieges Zeit und Mittel, seine neue Herrschaft wirksam
35 zu machen. Schon am 15. Mai 1260 erließ er ein feierliches Edikt, in dem er der chinesischen Welt in klassischer Sprache (die Berufungen auf das *Tsch'un-ts'iu* und das *Yi-king* müssen ihm nach den Erörterungen mit seinen chinesischen Freunden verständlich gewesen sein) seinen Regierungsantritt verkündete und das Programm seiner Neuordnung, die Grundsätze seiner
40 Verwaltung und die Pflichten des Beamtentums bekannt gab. Zugleich wurde vom 5. November des Jahres 1260 ab eine chinesische Jahresbezeichnung eingeführt — die erste unter den mongolischen Herrschern. An die westlichen Länder wird Kublai kaum schon haben denken können, einstweilen lag ihm China äußerlich und innerlich näher. So wurde eine neue

Behördenorganisation mit chinesischen Bezeichnungen eingeführt, in der die bewährten chinesischen Berater hohe Stellungen erhielten: das chinesische Gebiet (*Han ti*) wurde in zehn Provinzen (*lu*) eingeteilt, nach dem Muster des Sung-Reiches, mehrere Mitglieder des bekannten Vertrauenskreises wurden Gouverneure (*süan-fu schi*), so Schi T'ien-tsê (s. oben S. 324), Tschang Tê-hui (s. oben S. 312), Yao Schu, Tschang Wên-k'ien (s. oben S. 312), Lien Hi-hien (s. oben S. 320) u. a.

Das Verhältnis zu Sung mußte Kublai Khan nach dem Vertrage mit Kia Ssê-tao einstweilen für geregelt halten, so daß eine Wiederaufnahme der militärischen Unternehmungen nicht nötig war. Ende August schickte er 10 Ho King als Gesandten an den Hof der Sung, um seine Thronbesteigung anzuzeigen und das geschlossene Abkommen nochmals bestätigt zu erhalten. An der Grenze von Sung angekommen, sandte Ho King seinen Untergebenen nach Hang-tschou mit der Bitte, ihm den Termin für seinen Grenzübertritt mitzuteilen. So erfuhr Kia Ssê-tao von der kommenden Gesandt- 15 schaft und mußte nunmehr fürchten, daß sein Betrug an den Tag kommen werde. Ho King erhielt keine Antwort; auch nachdem er mehrere Mahnschreiben gesandt hatte. Schließlich wurde er unter verschiedenen Vorwänden nach Tschên-tschou (Yi-tschêng am Yang-tsê, westlich von Yangtschou) gelockt und dort festgehalten. Als Li tsung von der Gesandtschaft 20 hörte, wagte er zu äußern, daß man sie empfangen müsse. Kia Ssê-tao wußte den hilflosen Schwächling rasch zu überzeugen, daß die Gesandtschaft zu unlauteren Zwecken komme. Ho King blieb gefangen. Im Sommer 1261 wies Kublai den Gouverneur von Hui-tung (im westlichen Kiang-su) an, Nachforschungen nach dem Verbleib von Ho King anzustellen, und im 25 Herbst schickte er abermals einen Gesandten zu demselben Zwecke nach Sung. Auch dieser kam nicht wieder. Im Frühjahr 1263 ging eine dritte Gesandtschaft ab, um Klarheit in der Angelegenheit zu schaffen, aber auch von ihrem Schicksal hören wir nichts mehr. Kublai Khan's Geduld ist nur durch die immerhin ernste Lage zu erklären, die durch den Kampf mit Arik 30 bûgâ und seinem starken Anhang für den ganzen mongolischen Staat entstanden war. Ho King selbst hatte aus seinem Gewahrsam ein Schreiben an den Sung-Kaiser gerichtet, in dem er eindringlich auf die schweren Folgen hinwies, die aus seiner Gefangensetzung entstehen müßten. Er erinnerte an die verschiedenen Verträge, die von den chinesischen Kaisern mit den 35 Nordreichen der Liao und Kin geschlossen seien und viele Jahrzehnte hindurch den Frieden gesichert hätten, auch der Mongolenherrscher verabscheue das Blutvergießen und wolle ein friedliches Verhältnis zwischen beiden Reichen herstellen, die ungerechte Behandlung seines Abgesandten aber wurde das Verderben der Sung heraufführen. Auch dieses Schreiben 40 blieb wirkungslos. Es hat fünfzehn Jahre gewährt, bis Ho King aus seiner Gefangenschaft befreit wurde (s. unten).

Für die Blindheit in Hang-tschou gab es keine Hilfe mehr. Mag Kublai auch während dieser Jahre durch den inneren Zwist stark gehemmt gewesen

sein, so läßt doch seine Haltung, wie sie sich in verschiedenen Kundgebungen äußert, keinen Zweifel zu, daß er die ehrliche Absicht gehabt hat, Sung als selbständigen Staat bestehen zu lassen und das Verhältnis zu ihm etwa wieder so zu gestalten, wie es unter den Liao und Kin gewesen war. Seines 5 Bruders Mongko Pläne scheinen weiter gegangen zu sein als die seinigen (vergl. oben S. 315). Aber schließlich muß ihn die innere Fäulnis, die Unaufrichtigkeit und Heimtücke des Südstaates oder derer, die ihn leiteten, zu der Überzeugung gebracht haben, daß er ein Weiterbestehen dieses Staates mit der Sicherheit seines eigenen nicht vereinigen könne. Ein unter dem 10 26. August 1261 von ihm erlassenes Edikt an das Heer zeigt diese Erkenntnis und den Unwillen über die Hinterhältigkeit der Regierung von Hang-tschou. Folgendes ist der uns erhaltene Wortlaut: „Seit meinem Regierungsantritt ist meine ernsteste Sorge gewesen, den kriegesischen Unternehmungen ein Ende zu machen. Ich habe deshalb im vorigen Jahre einen 15 Gesandten (Ho King) nach Sung geschickt, um ein friedliches Verhältnis mit ihm herzustellen. Die Sung-Regierung aber, die keinen Sinn hat für höhere Gesichtspunkte, späht nur immer, ob wir ihr nicht irgend eine Gelegenheit geben, einen Grenzüberfall mit Blutvergießen herbeizuführen. Bald wird hier ein Überfall unternommen, bald dort eine Plünderung, so 20 daß es keinen ruhigen Tag mehr gibt. Schon in diesem Frühjahr, als ich in meine Residenz zurückkam (s. oben S. 326), baten mich meine Berater, zu den Waffen zu greifen und den Krieg gegen den Süden zu eröffnen. Mir war jedoch das Leben der Untertanen beider Staaten zu wichtig dafür, und außerdem erwartete ich meinen Gesandten zurück in der Hoffnung, daß 25 sich (in Sung) eine Sinnesänderung vollzogen haben und so ein friedliches Einvernehmen hergestellt werden würde. Statt dessen wird der Gesandte zurückgehalten und ist bis jetzt, nach Verlauf von einem halben Jahre, noch nicht wiedergekommen. So werden die Gesetze des Verkehrs mit Füßen getreten, und die räuberischen Einbrüche mit ihren Gewalttätigkeiten nehmen 30 kein Ende. Darf ein Staat, der so selbstgefällig sich seiner konfuzianischen Zivilisation rühmt, so handeln? Hier wird der Unterschied zwischen Gerade und Krumm (Recht und Unrecht) klar für aller Augen: man hat dort den Weg des guten Herrschers verlassen und die rechte Richtung verloren. Ihr Heerführer, sammelt also eure Truppen, schärft eure Speere und Lanzen, 35 richtet eure Bogen und Pfeile, ruft eure Offiziere zusammen. Wenn der Herbst fortgeschritten ist und die Pferde fett sind, wollen wir zu Wasser und zu Lande angreifen, um Rechenschaft zu fordern. Gestützt auf die Kraft der Ahnen und der Götter des Erdbodens und der Feldfrüchte, werden wir den Sieg erlangen. Ihr Heerführer, gebt diese meine Absicht überall bekannt, 40 euren Offizieren und Mannschaften aber schärft ein, daß jeder von ihnen mit Eifer seine Pflicht tut und niemand meinen Befehl mißachtet.“ Kublai mochte diese von berechtigtem Zorn eingegebene Ankündigung noch nicht verwirklichen, weil noch nicht zu übersehen war, wie der Streit mit Arik bögä ausgehen werde. Seine Geduld wurde aber bald auf eine neue harte

Probe gestellt durch die Aufdeckung bössartiger Umtriebe in Nordchina, die auch mit der Mission Ho King's zusammenhingen und in Sung sogleich einen Rückhalt fanden. Ein Schan-tung-Mann namens Li Tan, der Pflege-
sohn eines Beamten der Sung, der in Schan-tung gegen die Mongolen ge-
kämpft und sich dann unterworfen hatte, war durch eine Empfehlung in den
Dienst Kublai's gekommen und von diesem 1260 zum militärischen Ober- 5
befehlshaber in Kiang-huai (Kiang-su und Ngan-hui) ernannt. Ein engerer
Landsmann von ihm, Wang Wên-t'ung, ein unsteter und abenteuernder
Mensch, der zeitweilig auch zu dem Stabe Li Tan's gehört hatte, befand sich,
als Ho King's Mission beschlossen wurde, in einer nicht unbedeutenden 10
Stellung am Hofe Kublai Khan's — ein Zeichen, wie leicht es für einen Chi-
nesen war, das Vertrauen des arglosen Herrschers zu gewinnen. Wang Wên-
t'ung war von Eifersucht gegen Ho King erfüllt und mißgönnte ihm den
Ruhm, den er durch Herstellung eines guten Verhältnisses zu Sung ge-
winnen könnte. Er sandte deshalb die heimliche Aufforderung an Li Tan, 15
mit seinen Truppen einen Einfall in das Gebiet von Sung zu unternehmen,
in der Erwartung, daß Ho King dabei umkommen, jedenfalls mit seiner
Mission scheitern werde. Der Verlauf wurde ein anderer, ob unbeabsichtigt
oder nach Einvernehmen beider Verschwörer, ist nicht zu ersehen. Als Ho
King nach Tsi-nan (in Schan-tung) kam, erhielt er die schriftliche Auffor- 20
derung von Li Tan, dort zu bleiben. Aber Ho King ließ sich nicht aufhalten,
er sandte die Aufforderung nach K'ai-p'ing und reiste weiter. Li Tan unter-
nahm währenddessen seinen — wohl kaum ernst gemeinten — Einfall in
das Sung-Gebiet, indem er den Huai überschritt, wurde von den Sung-
Truppen bei Huai-ngan geschlagen, und Kublai verbot alle weiteren 25
Schritte. Angeblich soll Wang Wên-t'ung in K'ai-p'ing weitere Angriffe
beantragt haben, lediglich zu dem Zwecke, um für sich militärischen Ruhm
zu gewinnen. Jedenfalls versuchte er, als ihm dieser Weg versperrt wurde,
auf andere Weise seine Pläne zu fördern, und hier war er mit Li Tan in heim-
lichem Einvernehmen. Anfang 1262 ging dieser zu Sung über und unter- 30
stellte die Bezirke von Tsi-nan und andere in Schan-tung, nachdem er die
mongolischen Wachen überwältigt, der Regierung in Hang-tschou, „um die
Schuld seines Vaters zu sühnen“. In der Sung-Hauptstadt war man ver-
blendet genug, diesen Verrat nicht bloß anzuerkennen, sondern auch noch
zu belohnen, indem man Li zum Militärgouverneur von King-tung und 35
Ho-peï (Ngan-hui, Süd-Ho-nan, Kiang-su und Schan-tung, also Gebiete, die
zum Teil außerhalb des Sung-Reiches lagen) ernannte und ihm den Titel eines
Fürsten von Ts'ï verlieh. Anscheinend war man in Hang-tschou der Meinung,
daß Kublai Khan im Norden zu sehr beschäftigt sei, um es wagen zu können,
die verlorenen Gebiete auf diese Weise allmählich zurückzuziehen. In K'ai- 40
p'ing war Wang Wên-t'ung in ständiger Verbindung mit Li Tan geblieben,
und als der Abfall des letzteren erfolgte, kam diese Verbindung zu Tage.
Kublai, der bitter enttäuscht war über diese Undankbarkeit eines von ihm
so reich Bedachten, auf dessen Rat er oft gehört hatte, fragte Yao Schu,

Liu Ping-tschung und andere Chinesen, wie sie über die Schuld des Mannes dächten. Alle waren einmütig der Ansicht, daß er die Todesstrafe verdiene, einer war sogar für Zerstückelung. Für Kublai mag dieses Votum der Landsleute ein Trost gewesen sein. Er ließ den Verschwörer hinrichten, sein Verhältnis zu den übrigen Chinesen blieb ungetrübt.

Der Abfall Li Tan's war eine nicht leicht zu nehmende Angelegenheit. Kublai Khan mußte mehrere seiner besten Heerführer einsetzen, um den Rebellen, der, dank der finanziellen und militärischen Hilfe von Sung, über bedeutende Streitkräfte verfügte, niederzuwerfen. Erst A-schu (s. oben S. 10 319), dann den Prinzen Apitschi und Schi T'ien-tsê (s. oben S. 324) sandte er im Sommer 1262 nach Schan-tung, wo sich Li Tan in Tsi-nan verschanzt hatte. Nachdem seine Truppen außerhalb der Mauern besiegt waren, mußte die Stadt belagert werden und konnte erst nach monatelanger Einschließung im Herbst 1262 durch Hunger zur Übergabe gezwungen werden. Li Tan 15 tötete zuerst seine Frauen, dann stürzte er sich in den See, wurde aber von den Mongolen herausgezogen und von Schi T'ien-tsê hingerichtet. Die Sung-Regierung verlieh Li Tan, als sie von seinem Ende hörte, einen hohen posthumen Titel und ließ im Tempel für ihn ein Ehrenschild mit den Schriftzeichen für „tapfer und treu“ anbringen, zugleich aber an der ganzen 20 Grenze entlang Alarm geben wegen eines zu erwartenden Rachefeldzuges. Kublai Khan verkündete in Schan-tung eine Amnestie für alle, die an dem Unternehmen beteiligt gewesen waren, im übrigen aber erfolgte nichts. Seine Zeit war noch nicht gekommen, aber er wußte jetzt, wie das Sung-Reich zu ihm stand.

25 Schon 1260 hatte ihm ein erfahrener Kriegermann und Tausendschaftsführer, Kuo K'an aus Schen-si, dessen Großvater und Vater bereits unter Dschingis Khan und Ogodai gegen Kin und in Zentralasien gekämpft hatten, und der selbst, ein Schüler und Pflegesohn von Schi T'ien-tsê, unter Mongko Khan an allen Feldzügen beteiligt gewesen war, gleich nach der Khan- 30 Wahl einen umfassenden Plan für die Neugestaltung des Staates vorgelegt. Darin war neben den Vorschlägen für eine Dynastie-Bezeichnung, für Anlage einer Reichshauptstadt, Schaffung einer Regierung, Errichtung von Unterichtsanstalten u. a. vor allem auch der strategische Plan einer Niederwerfung von Sung dargelegt. Man müsse zunächst um jeden Preis das wich- 35 tige Siang-yang am Han-Fluß, die Eingangspforte des Reiches, nehmen, dann sich der Städte Lü-tschou (in Ngan-hui, zwischen Huai-Fluß und Yang-tsê) und Yang-tschou (gegenüber von Tschên-kiang) bemächtigen und so geradeswegs auf Lin-ngan (Hang-tschou) marschieren, nicht aber sich mit Nebengebieten wie Ssê-tsch'uan aufhalten. Kublai Khan legte diesen Plan 40 beiseite, aber er ist danach verfahren, als die Zeit dafür gekommen war. Kuo K'an hat die Unterwerfung von Kiang-nan noch erlebt.

In Hang-tschou sah man nichts oder wollte nichts sehen von dem drohenden Unheil. Kia Ssê-tao beherrschte den Hof und die Lage; die von seinem Betrage wußten, räumte er aus dem Wege oder brachte sie auf andere

Art zum Schweigen. Man wähnte, die Gefahr sei gebannt, und gab sich weiter schöngestigen oder gröberen Genüssen hin, wie eine überfeinerte Zivilisation sie bot. Dabei wurde weiter intrigiert, verleumdet, geschmeichelt und ge-
feilscht. Wer tiefer sah, wagte nicht zu reden, die Zensoren fanden schlechte
Aufnahme. Kia Ssë-tao aber blieb der Mittelpunkt. Im Oktober 1264 starb 5
Li tsung, 60 Jahre alt, nach vierzigjähriger Regierung. „Seit seinen mitt-
leren Jahren“, so urteilt der Chronist der Sung über ihn (Kap. 45 fol. 19v°),
„war er den Genüssen ergeben, aber gleichgültig in Staatsgeschäften, er über-
ließ seine Befugnisse vielmehr seinen korrupten Ministern. Die Erörterungen
über Natur und Schicksal, die bei seinen literarischen Banketts angestellt 10
wurden, liefen auf leeres Gerede hinaus und waren ohne jeden Nutzen.“ Es
folgte auf ihn, da er keinen Sohn hinterließ, ein Sohn seines jüngeren Bruders,
der später den Tempelnamen Tu tsung erhielt, ein vierundzwanzigjähriger
junger Mann, der eine strenge orthodox-konfuzianische Erziehung genossen
hatte, aber für die Forderungen des Staatslebens, zumal in dieser kritischen 15
Zeit, noch weniger Sinn hatte als sein Oheim. Er blieb ein willenloses Werk-
zeug in der Hand Kia Ssë-tao's. Es muß für die Chinesen ein bedrückendes
Gefühl gewesen sein, den Gegensatz zwischen einem Kublai Khan und den
traurigen Figuren auf dem Thron des Himmelssohnes zu beobachten, und
die Haltung vieler der besten unter ihnen wird dadurch verständlich. 20

Tu tsung überließ die Staatsleitung völlig an Kia Ssë-tao, der als Herzog
von Wei und Inhaber der höchsten Ämter der eigentliche Regent war. Die
Dinge entwickelten sich nunmehr rasch.

Kublai blieb weiter eifrig bemüht um den inneren und äußeren Ausbau
seines Staates. Zahlreiche Behördenorganisationen entstanden und wurden 25
den seit langem erprobten, meist chinesischen Freunden und Beratern zur
Leitung übergeben. Vorbild blieb zwar immer der konfuzianische Staat,
aber vieles wurde doch eingefügt, was seinen Mongolen altgewohnt war; er
selbst war ein zu großer Geist, als daß er sich völlig von einem fremden System
hätte in Fesseln schlagen lassen. Das zeigte sich schon in den Fragen der 30
„Lehre“, soweit sie über die Bedürfnisse des staatlichen Lebens hinausging.
Hier war ihm, wie bereits früher erkennbar war (s. oben S. 309), der Buddhism-
mus ergiebiger. Nicht nur gab er ihm in religiöser Hinsicht das, was ihm der
Konfuzianismus nicht geben konnte, sondern er war ihm auch politisch von
größerer Bedeutung für die Mongolen und für die Tibeter, mit denen schon 35
unter Guyuk Khan und dann während des Feldzuges in Yün-nan auch unter
Mongko Khan Berührungen stattgefunden hatten (s. oben S. 313 u. 317).
In Tibet hatten seit dem 10. Jahrhundert in dem völlig zerfallenen Staats-
wesen die lamaistischen Klöster die Macht an sich gebracht (II, 585f.), und
unter diesen waren es besonders das Sa-skya-Kloster, dessen Äbte im Erb- 40
gange die führende Stellung hatten. I. J. 1244 hatten Godan, ein jüngerer
Bruder Guyuk Khan's, von Kan-su aus, wo er seinen ihm von Guyuk zu-
gewiesenen Herrschaftsbereich hatte, mit dem Sa-skya-Kloster die Ver-
bindung aufgenommen, indem er den „Sa-skya pandita“ genannten Lama

zu sich einlud. Durch ihn fand der Lamaismus seinen ersten Eingang bei den Mongolen. Kublai, für alle derartigen Vorgänge sehr empfänglich, hatte Godan gebeten, ihm den berühmt gewordenen Lama zuzuführen. Sa-skya paṇḍita war aber inzwischen gestorben, es sollte daher sein Neffe Phags-pa 5 (chines. P'a-k'o-ssě-pa), ein junger Lama von vierzehn Jahren, statt seiner kommen. I. J. 1253 wurde er Kublai vorgestellt, und dieser empfand so viel Freude an den Unterhaltungen, daß er ihn nach seinem Regierungsantritt 1260 zum „Lehrer des Reiches“ (*kuo-schi*) ernannte und auch sonst vielfach auszeichnete. Er wurde auch von Kublai beauftragt, für die mongolische 10 Sprache eine eigene „nationale“ Schrift herzustellen, die an die Stelle der üblichen uigurischen (s. oben S. 276) oder chinesischen (s. oben S. 7) treten sollte, ebenso wie es die Herrscher der Liao und der Kin gehalten hätten. Phags-pa hat den Auftrag ausgeführt und 1269 eine Quadratschrift geschaffen, die in ihrer Anordnung vom tibetischen Alphabet ausging. Kublai 15 bestimmte hierauf in einem Edikt von 1269, daß „hinfort für alle Staats-schreiben, die von Uns hinab gelangen, immer die neuen mongolischen Zeichen zu verwenden und Umschriften oder Übersetzungen in der Schrift des betreffenden Landes beizufügen seien“ (*Yuan schi* Kap. 202 fol. 2r^o). Zum Glück für die mongolische Sprache hat jedoch das ungefüge Gebilde 20 niemals eine größere Bedeutung erlangt, die uigurische Schrift blieb die herrschende und hat sich mit gewissen Abwandlungen (s. unten) bis heute erhalten. Dagegen hat das Wirken Phags-pa's, der 1274 nach Tibet zurückkehrte (*Yuan schi* Kap. 8 fol. 9r^o) und wahrscheinlich 1280 starb, über Kublai Khan weit hinausreichende politische Folgen gehabt, über die an 25 anderer Stelle mehr zu sagen sein wird.

Was den von Phags-pa eingeführten Lamaismus betrifft, so war er nicht, wie man wohl gemeint hat, die erste Form, in der den Mongolen der Buddhismus übermittelt wurde. Zwar fanden die vier großen Disputationen zwischen Buddhisten und Taoisten von 1254 bis 1258 bereits während der 30 Anwesenheit und zweifellos auch unter dem Einflusse von Phags-pa in Karakorum statt (s. oben S. 309.), auch waren die Buddhisten, wohl ebenfalls unter diesem Einfluß, sichtlich die Bevorzugten, aber bekannt und anscheinend auch geschätzt war der Buddhismus bei den Mongolen schon vor dieser Zeit in seiner chinesischen Form. Abgesehen davon, daß er ihnen be- 35 reits in den Klöstern der Kin vor die Augen getreten sein muß, erzählen auch buddhistische Nachrichten, wie Dschingis Khan bei seinem Einbruch in das Kin-Reich 1211 (s. oben S. 267f.) und dann Mukuli bei dem seinigen 1219 in Schan-si (s. oben S. 279f.) die Bekanntschaft eines jungen Mönches der Tsch'an- (Zen-) Sekte namens Hai-yün machten, wie dieser zusammen 40 mit seinem Lehrer Tschung-kuan den in ihre Heimatstadt Lan hien (im Quellgebiet des Fên ho) eindringenden Mongolen furchtlos entgegentrat und ihnen auf ihre Fragen nach seiner Beschäftigung freimütig Antwort gab. Beide seien in ehrenvoller Weise an Dschingis Khan (wohl in Yen-king 1215) empfohlen worden, der angeordnet habe, für ihr Wohlergehen zu sorgen.

Sie hätten in Mukuli's Amtsgebäude gewohnt, und nach Tschung-kuan's Tode habe Hai-yün am mongolischen Hofe noch eine wichtige Rolle gespielt, indem die Prinzen, darunter Kublai, sich von ihm über die buddhistische Lehre hätten unterrichten lassen. Wenn auch der Bericht an Unklarheiten und Widersprüchen leidet, dürfte doch so viel daraus hervorgehen, daß schon Dschingis Khan, seine Söhne und seine Heerführer von dem Buddhismus der *dhyāna*-Schule (s. II, 300) Kenntnis erhielten und ihm ihr Wohlwollen schenkten. 5

Je mehr der neue Großstaat sich festigte und innerlich ausgebaut wurde, um so dringender wurde es, einen Sitz der Zentralregierung, eine Reichshauptstadt zu schaffen. Es wird für Kublai kaum der Anregung von Kuo K'an (s. oben S. 330) bedurft haben, um ihn erkennen zu lassen, daß weder die alte Zeltstadt Karakorum noch die im Entstehen begriffene Residenz von K'ai-p'ing dafür in Frage kommen konnte. Beide waren viel zu abgelegen und im Winter wegen des rauhen Klimas auch schwer zugänglich, zumal keine Wasserverbindung möglich war. Daß für die neue Hauptstadt Yen-king, die südlich des Gebirges in fruchtbarer Ebene gelegene Großstadt, aus- 15
ersehen war, stand sicher seit Kublai's Regierungsantritt fest. Die Stadt war nicht zu weit entfernt von dem Kernlande der Mongolen im Norden, nach Süden und Westen ließen sich, soweit es noch nötig war, leicht Straßenverbindungen herstellen und die Südprovinzen konnten auch auf dem Wasserwege durch Anschluß an das Pai-ho-System (I, 16) erreicht werden. Dazu kamen gewichtige politische Gründe, die um so stärker wirkten, je mehr sich das Reich nach Süden erweiterte (vergl. I, 27). Kublai kannte die Stadt wenigstens seit 1260, wo er den Winter dort zugebracht hatte (s. oben S. 326), 25
er besuchte sie von da ab häufiger. I. J. 1261 ließ er die alten Mauern der Kin ausbessern, 1263 wurde der Ahnentempel dort erbaut und nach chinesischem Ritus darin geopfert. Im Herbst 1264 erging auf Antrag Liu Ping-tschung's das Edikt, das Yen-king zur Reichshauptstadt erklärte und den Bau der Paläste, Amtsgebäude und Befestigungen anordnete. Noch unter dem Einfluß der Tradition von der Liao- und Kin-Zeit mit ihren fünf Hauptstädten erhielt Yen-king die altehrwürdige Bezeichnung Tschung-tu „die Hauptstadt der Mitte“ (vergl. oben S. 242), später Ta-tu, „die große Hauptstadt“, nachdem K'ai-p'ing in dem Jahre vorher durch den Namen Schang-tu „die obere Hauptstadt“ ausgezeichnet war (vergl. oben S. 320). Diese auf 35
dem kühlen mongolischen Hochplateau gelegene Residenz ist der Lieblingssitz Kublai Khan's im Sommer geblieben, und er hat seinen Aufenthalt zwischen ihr und dem wärmeren Tschung-tu nach Möglichkeit geteilt.

g) Das Ende.

I. J. 1267 endlich, nachdem im Jahre vorher Arik bügä gestorben war, wurde beschlossen, der ständigen Gefahr des zerfallenden Staates im Süden ein Ende zu machen. Anzeichen dafür, daß dieses Ende auch von den Chinesen für unabwendbar gehalten wurde, hatten während dieser Jahre nicht
 5 gefehlt, man hatte sie in den Feldzügen in China, wie in dem Beraterkreise Kublais genug erhalten. Im Sommer 1262 hatte sich der Gouverneur der Provinz Lu tschou am Yang-tsë oberhalb von Tsch'ung-k'ing, Liu Tschêng, mit fünfzehn Bezirken (*kün*) und 300 000 Familien dem Mongolen-Khan freiwillig unterstellt. Er war durch Intrigen und Verleumdungen in Hang-
 10 tschou dauernd gehemmt worden und schließlich in Lebensgefahr gekommen. Erbittert und des Treibens müde, suchte er, wie mancher andere, seine Zuflucht bei dem längst erkannten neuen Herrscher. Kublai hatte ihn freundlich aufgenommen und ihn zunächst auf seinem Posten in Ssë-tsch'uan belassen, wo er zusammen mit mongolischen Besatzungen sich erfolgreich
 15 gegen die Sung-Truppen behauptete. Im Spätherbst 1267 kam er an den Hof Kublai's und gab diesem, als der Krieg gegen Sung beraten wurde, eine Erklärung seines Schrittes, die bezeichnend für die Anschauung vieler Chinesen war und ganz aus dem universalistischen Denken geboren ist. „In Sung“, sagte er, „ist der Herrscher schwach, und die Minister sind korrupt; in einem
 20 Winkel (des Reiches) haben sie ihren Staat errichtet. Wenn jetzt im natürlichen Verlauf der Entwicklung eine Möglichkeit gegeben ist, das Ganze zu einer Einheit zu verschmelzen, so will ich den Eifer eines Hundes oder eines Pferdes als Beispiel nehmen (eine häufige Form der Beteuerung der Treue). Man muß zuerst Siang-yang angreifen und damit die Schutzwehr weg-
 25 nehmen, hinter der sich die Beratungen jener Regierung abspielen“. Dann fügte er hinzu: „Seit dem Altertum war es so, daß die Herrscher, die nicht die Menschheit innerhalb der vier Meere als eine einheitliche Familie unter sich hatten, nicht die Weltherrschaft im rechten Sinne besaßen. Nun hat das Haus Eurer Majestät sieben bis acht Zehntel des Weltreiches zu eigen,
 30 wie kann man da den einen Winkel nicht zur Rechenschaft ziehen und so selbst auf die Weltherrschaft im rechten Sinne verzichten?“ Liu Tschêng's Angriffsplan deckte sich also mit dem von Kuo K'an (s. oben S. 330), er selbst hat ihn dann mit ausführen helfen und sich als einer der fähigsten Offiziere Kublai's erwiesen.

35 Dementsprechend wurde noch 1267 durch A-schu der Feldzug mit einem Einbruch in Richtung auf Siang-yang eröffnet und im nächsten Jahre zusammen mit Liu Tschêng die Belagerung der großen Festung am Han-Fluß begonnen. Später nahm auch Schi T'ien-tsë daran teil. Die Verstärkung wurde nötig in Folge des unerwartet starken Widerstandes, den der chine-
 40 sische Kommandant Lū Wên-huan leistete. Die Belagerung hat fünf Jahre gedauert und ist sowohl durch ihre Länge als auch durch die Erbitterung der dabei geführten Kämpfe zu Lande und zu Wasser, sowie durch die Eigen-

artigkeit der Kriegsgeräte berühmt geblieben. Die Stadt war durch ihre natürliche Lage am Zusammenfluß des Han und des Pai-ho so geschützt, daß sie, wie man sogleich erkannte, bei ernsthaftem Widerstand nur durch Hunger bezwungen werden konnte; aber auch das erwies sich als unmöglich, da sie auf den Flüssen immer neue Zufuhren erhielt und die Mongolen gegen 5 die chinesischen Dschunkenflotten wenig ausrichten konnten. Außerdem wurden die Flüsse beherrscht durch die Siang-yang gegenüber auf dem Nordufer liegende Feste Fan-tsch'êng, die mit Siang-yang durch eine Schiffsbrücke verbunden war und eine Durchfahrt der Schiffe unbehindert von den Mongolen ermöglichte. Man beschloß nunmehr, zunächst die Verbindung 10 zwischen beiden Plätzen zu zerschneiden und dann Fan-tsch'êng zu nehmen. Das erstere sollte durch Zerstörung der Schiffsbrücke geschehen, das letztere wurde im Frühjahr 1269 durch eine Belagerung eingeleitet. Aber auch so kam man nicht weiter. Eine zum Entsatz heranrückende chinesische Armee wurde zwar 1272 vernichtet, aber die Belagerung machte auf keinem der 15 beiden Ufer Fortschritte. Endlich, Ende 1272, erhielt man neue Belagerungsmaschinen, mit denen das heldenmütig verteidigte Fan-tsch'êng beschossen wurde. Diese Maschinen waren mächtige Steinschleudern, die von zwei Muhammedanern „aus den Westlanden“, A-la-pu-tan (oder A-lao-wa-ting = Alā ed-Dīn?) und Yi-ssē-ma-yin (Ismaël?), angefertigt waren, nach Siang- 20 yang geschafft wurden und Steine von 150 chinesischen Pfund auf weite Entfernungen schleuderten. Es sind dies die durch Marco Polos Bericht berühmt gewordenen „Mangonels“ oder Katapulte, deren Herstellung die Bearbeiter des Berichts den Polos (Nicolo, Maffeo und Marco, s. unten) zugeschrieben haben, ohne zu ahnen, welchen Anachronismus sie dadurch aus- 25 sprachen (die Polos kamen erst 1275 nach Schang-tu). Die Wirkung der Schleudern war so furchtbar, daß Fan-tsch'êng Anfang 1273 nach heldenmütigem Untergange der Besatzung kapitulieren mußte. Damit war auch das Schicksal Siang-yang's besiegelt. Auch hier brach der Widerstand unter den zerstörenden Wirkungen zusammen, und als der mongolische Befehls- 30 haber wenige Wochen später am Fuße der Mauer Lü Wên-huan auffordern ließ, den weiteren Kampf als nutzlos aufzugeben, da auf Entsatz nicht mehr zu rechnen sei, ehrenvolle Behandlung aller aber zugesichert wurde, so beschloß der tapfere Verteidiger, die Stadt zu übergeben. Kublai Khan hielt das Versprechen: er empfing Lü Wên-huan in ehrenvoller Weise und er- 35 nannte ihn zum Generalgouverneur von Siang-yang in seinen Diensten. Die übrigen wurden entsprechend behandelt.

Kublai Khan war einen Augenblick schwankend geworden, ob er jetzt den Krieg fortsetzen sollte. Kaidu, der Khan von Tarbagatai (s. oben S. 326), hatte 1268 einen Eroberungszug gegen das Khanat des Dschagatai- 40 Zweiges in Turkistan begonnen und Ili und Kaschgar an sich gebracht, das ganze Khanat war tatsächlich ein Vasallenstaat von ihm geworden. Kublai mußte auf einen weiteren Angriff des Unversöhnlichen gefaßt sein. Aber die Eroberer von Siang-yang, A-schu, Liu Tschêng und andere, rieten dringend,

nun, da das Schwerste getan sei, mit der Sung-Herrschaft ein Ende zu machen. Yao Schu, Hū Hêng (s. oben S. 320) und andere waren der gleichen Ansicht, und so wurde noch 1273 der Krieg gegen Hang-tschou eingeleitet. Den Oberbefehl über das Heer führten Schi T'ien-tsê und Bayan, ein Barin-
 5 Mongole, der bis dahin unter Hulagu in Persien gedient hatte, 1264 nach dem Osten entsandt und, nachdem Hulagu 1265 gestorben, von Kublai Khan in seinen Diensten behalten war. Er hat sich dann als einer der umsichtigsten Heerführer der Mongolen bewährt. Als er mit dem Heere im August 1274 aufbrach, sagte ihm Kublai beim Abschied das Gleiche, was
 10 ihm selbst zweiundzwanzig Jahre früher Yao Schu vor seinem Feldzuge in Yün-nan gesagt hatte: er solle sich Ts'ao Pin zum Vorbilde nehmen, der in Kiang-nan nicht einen Menschen getötet habe (s. oben S. 316). Kurze Zeit vorher hatte Kublai, dem offenbar dieser ganze Krieg nicht leicht fiel, noch einmal eine Kundgebung „an die Provinzen und an alle mongolischen
 15 und chinesischen Heeresverbände“ gerichtet, in der er das Unternehmen vor sich selbst und vor der Welt rechtfertigte. Er erinnerte in dem Edikt daran, welche Mühe sich seine Vorgänger gegeben, um mit Sung im Frieden zu leben, daß er selbst den wiederholten Bitten Kia Ssê-tao's, die Feindseligkeiten einzustellen, bereitwillig nachgegeben habe. Aber die Gesandtschaft unter
 20 Ho King habe man festgehalten, und es sei wieder zu jahrelangem Blutvergießen gekommen. So habe die Sung-Regierung selbst ihr Volk ins Unglück gebracht. Die Hoffnung, daß sie nach dem Fall von Siang-yang ihr Verhalten ändern werde, habe getrogen, sie verharre vielmehr in ihrer Verblendung. „Ihr aber, das Heer, die ihr jetzt Rechenschaft fordern sollt, dürft
 25 nicht nach Gutdünken verfahren. Wenn ich euch jetzt zum Angriff zu Wasser und zu Lande hinaussende, so verkünde ich allen weit und breit, daß unter der schuldlosen Bevölkerung, die ohnehin in Not ist, nicht wahllos gemordet und geplündert werden darf. Wer den Widerstand aufgibt und sich fügt oder sich besondere Verdienste erwirbt, der soll je nach Art und Fall belohnt
 30 werden; wer sich aber hartnäckig widersetzt oder Feindseligkeiten begeht, den mag man gefangennehmen oder töten.“ Die Gesinnung, die aus diesem Verhalten spricht, ist nicht die eines rohen Eroberers.

Unbekümmert um das, was sich im Norden anbahnte, trieb Kia Ssê-tao in Hang-tschou sein schamloses Spiel weiter: er log und verleumdete, wo
 35 ihm ein Hindernis drohte, und eine gut bezahlte Clique half ihm dabei. Die Wahrheit konnte nicht bis zum Thron vordringen, und wenn sie es gekonnt hätte, würde sie seinen kümmerlichen Inhaber auch nicht aus der Bequemlichkeit seiner Genüsse haben aufschrecken können. Im Sommer 1274 starb Tu tsung plötzlich; wir erfahren nicht, woran. Sein Sohn Hien, ein vier-
 40 jähriges Kind — so hatte es Kia Ssê-tao bestimmt — wurde auf den Thron gesetzt, die Kaiserin Sie, die Gemahlin Li tsung's, führte die Regentschaft. Die weitere Bestimmung über ihr Schicksal sollte den Repräsentanten dieser Regierung bald aus der Hand genommen werden.

Schi T'ien-tsê und Bayan hatten kaum ihren Vormarsch den Han-Fluß

hinab angetreten, als sie ein schmerzlicher Verlust traf. Vor Han-yang erkrankte Schi T'ien-tsê heftig, so daß er umkehren mußte. Man brachte ihn nach Siang-yang zurück, Kublai sandte Ärzte und Medikamente (darunter Traubenwein), aber im Frühjahr 1275 starb der treue Mann im Alter von 73 Jahren. Seine letzten Worte waren: „Wenn das Heer den Yang-tsê 5 überschreitet, darf nicht gemordet und geplündert werden“. Ein Jahr vor ihm war auch ein anderer Vertrauter Kublai's, Liu Ping-tschung, gestorben.

Nachdem Bayan und A-schu sich den Zugang zum Yang-tsê erkämpft und den Übergang über den Strom bewerkstelligt hatten, konnten sie im Laufe des Jahres 1275 in unaufhaltsamem Siegeslaufe sämtliche Städte des 10 Yang-tsê-Tales von Han-yang bis Kien-k'ang (Nanking) besetzen. Widerstand wurde hier nicht mehr viel geleistet, die meisten Städte öffneten freiwillig ihre Tore, die Kommandanten entflohen oder ergaben sich. Man war bereits bis Tschên-kiang vorgedrungen, als eine plötzliche Pause in den Operationen entstand. Der gefürchtete Angriff Kaidu's gegen Kublai hatte 15 begonnen, der Groß-Khan entsandte seinen Sohn Namokhan (chines. Namu-han) zusammen mit mehreren anderen Prinzen, darunter einen Sohn Mongko Khan's, Si-li-ki (Schireki), an der Spitze einer Streitmacht nach Kuldsha, aber die Lage schien ihm so ernst, daß er Bayan abberief, um ihn nach Westen zu schicken. Bayan begab sich nach Schang-tu, über- 20 zeugte aber Kublai, daß der Krieg gegen Sung jetzt mit voller Kraft fortgesetzt werden mußte und daß er dabei unabhkömmlich sei. So kehrte er nach Kien-k'ang zurück, von wo sofort der weitere Vormarsch angetreten wurde. Wie Kublai Khan noch immer hoffte, mit den Sung ohne weiteren Krieg zu einem erträglichen Einvernehmen zu kommen, zeigt ein abermaliger 25 Versuch, eine unmittelbare Fühlung mit Hang-tschou zu gewinnen, er lehrt aber auch, wie sehr die Generale mit ihrer Meinung Recht hatten. Im Frühjahr 1275 war sein Gesandter Ho King auf Befehl des jetzt von Angst gepackten Kia Ssê-tao endlich in Freiheit gesetzt und unter ehrenvollem Geleit ausgeliefert worden (Ho King, vielleicht durch die lange Haft geschwächt, 30 starb, ehe er die Heimat wiedersah). Um dieselbe Zeit wandten sich mehrere Gouverneure von Yang-tsê-Städten, die sich ergeben hatten, mit der Bitte um Schonung der Dynastie an ihn. Er gab ihnen darauf folgenden Bescheid, der im *Yuan-schi* (Kap. 8 fol. 17v⁰) überliefert ist: „Ich habe Eure Eingabe geprüft, in der gesagt wird, daß die maßgebenden Beamten der Sung nicht 35 die alten Verträge mit Füßen getreten haben und daß die Festhaltung des Gesandten in Wahrheit nicht die Schuld des Sung-Herrschers sei. Ich möchte Gnade walten lassen und die Strafe auf den unbefugt die Macht ausübenden Minister beschränken, nicht aber veranlassen, daß die Familie Tschao (d. h. die Sung-Kaiser) ihre Ahnenopfer einstellen muß. Eure Reden sind 40 vortrefflich, sie zeigen, daß Ihr Eures alten Herrschers nicht vergessen habt, aber Ihr müßt dabei auch meinem Hause eine Stütze sein. Ich habe in Folge Eurer Eingabe an Bayan vor kurzem die Weisung ergehen lassen, das Heer zurückzuhalten und nicht weiter vorzurücken. Außerdem habe ich den Prä-

sidenten des Kriegsministeriums, Lien Hi-hien (den Vetter von Kublai's Vertrautem Lien Hi-hien), mit einem Schreiben abgeschickt. Wenn man daraufhin in Sung seine Fehler bereut und sich zur Unterwerfung einstellt, wie sollte ich dann die früheren Verirrungen noch nachprüfen? Was den 5 maßgebenden Minister Kia Ssë-tao anlangt, so hat er gewiß auch nicht die Absicht eines Verbrechens gehabt, und da sollte ich nun gar veranlassen, daß die Familie Tschao ihre Ahnenopfer einstellen muß? Wenn diese aber auf ihren Irrwegen beharrt und ihr Unrecht nicht bessert, wie soll ich dann sagen, daß sie den Himmel zum Spiegel nimmt?“

- 10 Bayan war wenig erfreut über diesen Schritt seines Herrschers. Als Li Hi-hien ihn in Kien-k'ang um eine Schutzwache bat, verweigerte er diese mit den unwirksamen Worten: „Gesandte bedienen sich der Worte, aber nicht der Waffen, eine große Zahl von Soldaten würde nur Mißtrauen hervor-
rufen“. Die Weigerung sollte böse Folgen für den Gesandten haben: kurz
15 vor Lin-ngan wurde er von dem Kommandanten der Paßwache von Tu-sung kuan festgenommen und ermordet.

Von Tschên-kiang aus rückte das Heer, in dem sich auch christliche Alanen befanden, die später noch von sich reden gemacht haben, in drei Staffeln gegen Hang-tschou vor. Die eine unter Argan (s. unten) sollte ihren
20 Weg über Kuang-tê und den Paß Tu-sung kuan (nordwestlich von Hang-tschou) nehmen, die andere unter Tung Wên-ping (s. unten) Yang-tsë abwärts über Kiang-yin nach Kan-p'u an der Hang-tschou-Bucht, marschieren, die dritte, mittlere, unter Bayan's eigenem Befehl, über Tsch'ang-tschou und Su-tschou nach Süden. Vor Hang-tschou sollten sich die drei Staffeln
25 wieder vereinigen. Die erste von ihnen fand nicht viel Widerstand, die zweite nahm Kiang-yin nach kurzem Kampf, Bayan selbst aber stieß in Tsch'ang-tschou auf erbitterte Gegenwehr. Tagelang wurde die Stadt gestürmt, Entsatzversuche der Sung blieben erfolglos, schließlich fiel sie Ende November 1275. Das Blutvergießen auf beiden Seiten muß ungeheuer gewesen sein,
30 auch in den Gräben und Seen kamen sehr viele um. Bayan, gereizt durch den monatelangen Widerstand, verfuhr, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, mit grausamer Härte, als die Stadt schließlich eingenommen wurde: „er massakrierte die Bewohner“, heißt es kurz in seiner Lebensbeschreibung. Während Bayan und A-schu im unteren Yang-tsë-Gebiet operier-
35 ten, war ein anderer Heeresteil unter A-li-hai-ya, einem uigurischen General, vom Yang-tsë nach Süden abgebogen, hatte Hu-nan und Kuang-si durchzogen und die Städte Yo-tschou, T'an-tschou (Tsch'ang-scha), Kuei-lin und viele andere genommen. Gerade in diesen Städten wurde von tapferen Kommandanten mit unzulänglichen Mitteln heldenmütiger Widerstand geleistet,
40 viele, auch in der Bevölkerung, zogen den Tod der Übergabe vor, und oftmals mag mehr der Hunger der eigentliche Sieger gewesen sein als die Überlegenheit der Belagerer. So viel Todesmut und Beharrlichkeit, die hier auf verlorenem Posten kämpfend, noch einmal aufstrahlen, lassen den düsteren Hintergrund der verkommenen Dynastie und Regierung nur um so schwärzer erscheinen.

Das Bild, das diese beiden in der Krise des Jahres 1275 bieten, ist denn auch abstoßend genug. Kia Ssë-tao, der bisher die Rolle des Überlegenen gegenüber der drohenden Gefahr gespielt hatte, wurde jetzt persönlich in sie hineingerissen. Im Frühjahr 1275, als die Mongolen das Yang-tsë-Tal herabkamen, zog der Schrecken vor ihnen her. Die erregte Stimmung der Beamten und Literaten verlangte, daß der höchste Beamte des Staates selbst mit einem Heere dem Feinde entgegenziehe. So wurde Kia Ssë-tao zum „Oberbefehlshaber über die Truppen aller Provinzen“ ernannt und rückte alsbald in feierlichem Zuge zum Yang-tsë. Je näher er dem Feinde kam, umso mehr schwand ihm der Mut dahin. Von Wu-hu (südwestlich von Nanking) aus sandte er an Bayan das Anerbieten, „dem geschlossenen Vertrage gemäß“, die Oberherrschaft des Khans anzuerkennen und den jährlichen Tribut zu leisten. Bayan ließ erwidern, daß es jetzt für derartige Verhandlungen zu spät sei. Gleichzeitig erlitt eine unter dem General Sun Hutsch'ën den Mongolen entgegengesandte Abteilung seines Heeres bei Tingkia tschou (bei T'ung-ling, etwa 90 km oberhalb von Wu-hu) eine vernichtende Niederlage. Die flüchtenden Truppen rissen das Hauptheer samt dem Oberbefehlshaber zusammen mit der angeblich aus 2500 Dschunken bestehenden Yang-tsë-Flotte mit fort, und alles drängte bei und in der Stadt Yang-tschou zusammen. Die Auflösung des Heeres war nicht mehr einzudämmen. Von Panik erfaßt, verlor Kia Ssë-tao völlig den Kopf. Er stellte in Hang-tschou den Antrag, die Hauptstadt zu verlegen, die Kaiserin-Regentin beriet mit den hohen Beamten, die Ansichten waren geteilt, eine Flucht sei nur zu Schiff möglich, aber ein geeigneter Platz nicht vorhanden. Der Plan wurde als unausführbar aufgegeben.

Der ganze Zorn über das hereingebrochene Unheil richtete sich jetzt gegen Kia Ssë-tao, und nun, wo die Angst begann, allen Feinden des Gefürchteten und Gehaßten den Mund zu öffnen, strömte die Flut der Anklagen wie durch einen Dammbruch in die Öffentlichkeit. In Yang-tschou konnte er bereits wilde Schmähungen und drohende Worte von den Truppen hören, in Hang-tschou wurde Untersuchung verlangt. Tsch'ën Yi-tschung, ein Mitglied des Geheimen Staatsrates, der in der Jugend den Unwillen Kia Ssë-tao's erregt, dann aber später äußerlich ein Anhänger von ihm geworden war, beantragte wegen „Irreleitung des Staates“ die Todesstrafe, „in der Meinung“, fügt seine Lebensbeschreibung boshafterweise hinzu, „daß Kia Ssë-tao umgekommen sei“. Die Regentin wollte „wegen seiner Verdienste unter drei Kaisern“ nicht soweit gehen, entsetzte ihn aber seiner hohen Ämter. Dieser milde Sturz genügte aber bereits, die Schar seiner wichtigsten Anhänger in den Strudel zu reißen; so weit sie nicht entflohen, wurden sie abgesetzt, zum Tode verurteilt oder begingen Selbstmord. Sie alle fühlten wohl selbst, welche gewaltige Schuld hier zu sühnen war. Aber man fühlte auch, daß diese Sühne noch nicht geleistet war. Klagen über Klagen und Anträge über Anträge gingen jetzt ein, die alle den Tod dieses Mannes verlangten, der, wie der immer schon freimütig urteilende Gelehrte Wang Yo schrieb, „unter

- allen mächtigen Beamten der Dynastie, die Unheil herbeigeführt haben, der schlimmste war“. Auch Wang Ying-lin, der berühmte Enzyklopädist, war unter den beharrlichsten Anklägern, die Grund zu persönlichem Haß gegen den Gestürzten hatten. Die Kaiserin sträubte sich lange, zu weiteren 5 Schritten ihre Zustimmung zu geben, mußte aber schließlich doch dem immer stärker und allgemeiner werdenden Drängen willfahren und ernannte Kia Ssë-tao für einen nominellen niedrigen Posten im Süden der Provinz Kuang-tung, d. h. sie schickte ihn in die Verbannung, sein Besitztum wurde eingezogen. Die Wache, die ihn transportieren mußte, ließ ihn ihren Haß gründ- 10 lich fühlen: er wurde gehöhnt, beschimpft, seiner Habe beraubt und jeden Demütigungen preisgegeben. Als man im Herbst 1275 Tschang-tschou in Fu-kien passiert hatte, forderte ihn der Führer der Wache auf, sich selbst zu entleiben, und da er sich weigerte, brachte man ihn zu Tode. Unverdient war das Schicksal nicht.
- 15 Der Nachfolger Kia Ssë-tao's war Tsch'ên Yi-tschung geworden, neben ihm, im gleichen Range, wirkte Wang Yo. Daß dieser aufrechte und ehrliche Mann mit dem verschlagenen Streber nicht würde zusammenarbeiten können, war von vornherein klar, und die Kaiserin mußte bald vor die Notwendigkeit gestellt werden, zwischen beiden zu wählen. Intrigen gegen 20 Wang Yo, die ihn mit gewissen Anklagen gegen Tsch'ên Yi-tschung in Verbindung brachten, und Anzeichen, daß die Kaiserin den Gerüchten glaubte, veranlaßten ihn, seinen Abschied zu nehmen, da er mit Tsch'ên Yi-tschung nicht zusammen arbeiten könne. So wurde Tsch'ên zunächst der bestimmende Mann.
- 25 Nach der Eroberung von Tsch'ang-tschou und der Auflösung des Sung-Heeres bei Yang-tschou lag die Last der Verteidigung, von Tsch'ên Yi-tschung abgesehen, auf den Schultern zweier Männer, die in der Hoffnungslosigkeit der Lage wenigstens die eigene Würde zu wahren wußten: Wên T'ien-siang und Tschang Schi-kie. Während Tschang noch einmal er- 30 folglos bei Tsiao schan („Silber-Insel“, s. I, 11), der kleinen Felseninsel im Yang-tsë, versucht hatte, die Mongolen aufzuhalten, war Wên in Hang-tschou geblieben, um die Stadt bis zum letzten zu verteidigen. Bayan war nach dem Fall von Tsch'ang-tschou weiter nach Su-tschou gezogen, das Ende Dezember vorher von Lû Wên-huan kampflos besetzt worden war.
- 35 A-schu hatte Nanking und Yang-tschou genommen, die Hauptstadt lag wehrlos vor den Eroberern; die Truppen, die darin noch zur Verfügung standen, waren unzuverlässig. Es blieb nichts übrig als noch einmal einen Bittgang zu versuchen. Gleich nach der Eroberung von Tsch'ang-tschou sandte Tsch'ên Yi-tschung eine Botschaft an Bayan nach Wu-si (zwischen 40 Tsch'ang-tschou und Su-tschou), die das Bedauern der Regierung über die Ermordung Lien Hi-hien's übermitteln sollte, sie sei durch Banditen erfolgt, habe aber nicht im Sinne der Regierung gelegen. Im übrigen sei das ganze Unheil bisher durch die Schuld Kia Ssë-tao's herbeigeführt worden, man möge Rücksicht auf die Jugend des Kaisers und auf die Trauer nehmen,

während der man nach alter Ordnung keinen Krieg führen dürfe. Bayan gab eine Antwort, die zwar nicht aus seinem Kopfe gekommen sein wird, die aber scharf traf: „Euer Land hat die Weltherrschaft von einem Kinde erlangt (s. oben S. 74f.), es wird sie durch ein Kind verlieren. Das ist des Himmels Bestimmung, wozu noch die vielen Worte?“ Aber Tsch'en Yi-tschung ließ sich nicht entmutigen. Als auch Su-tschou besetzt war, schickte er eine neue Gesandtschaft unter dem nachmals berühmt gewordenen, wegen seines Ernstes und seiner Unantastbarkeit allgemein geachteten Ministerialdirektor Lu Siu-fu dorthin, die bestimmte Vorschläge machen sollte: Bezeichnung des Kaisers als Neffe des Khans (also der Jüngere) 10 und jährliche Tributleistung. Lü Wên-huan wurde aufgefordert, den Frieden zu vermitteln. Bayan lehnte alle weiteren Verhandlungen ab. Die Kaiserin erkannte, daß die Lage ausweglos geworden war, und opferte freiwillig die Dynastie und den Staat, um wenigstens das bloße Dasein „wenn auch unter unwürdigen Verhältnissen“, zu retten. Die Sünden der Vergangenheit 15 rächten sich furchtbar, Beamtentum und Heer, das ganze Schmarotzertum der Unfähigen, Schmeichler und Beutejäger, alles floh auseinander oder rang verzweifelt die Hände; was am Boden blieb, als die Spreu verwehte, waren Männer, die fest waren in dem Besten, was die Tradition ihres Landes bot, in Treue und Hingebung, in Mut und Entschlossenheit, aber sie waren zu 20 gering an Zahl und zu arm an Mitteln, um die Lage noch retten zu können.

Die Kaiserin-Regentin übersandte Bayan, der bis dicht vor Hang-tschou herangerückt war, im Februar 1276 die Erklärung, daß die Sung sich hinfort als Untertanen des Khans betrachteten und in ihm ihren Herrscher sähen. In demütigsten Ausdrücken wurden von „Hien (s. oben S. 336), 25 dem Herrscher des Sung-Staates, Untertan des Khans, das Verbrechen eingestanden, das von dem Verräter Kia Ssë-tao durch Verletzung der Verträge und sogar Aufbietung von Truppen begangen sei, und der Bestrafung entgegensehen“. Zugleich wurde das große Staatssiegel ausgehändigt. Ein Edikt der Kaiserin ordnete an, daß der Titel „Kaiser“ (*ti*) von nun an zu streichen 30 sei. Eine Kapitulation in so schmähhlicher Form kennt die chinesische Geschichte sonst nicht.

Bayan verlangte zunächst die Entsendung von geeigneten Personen, um das Nähere wegen Übernahme der Regierung zu besprechen. Die Kaiserin beauftragte Wên T'ien-siang und einen sonst wenig bekannten Minister Wu 35 Kien mit der Mission. Wên T'ien-siang machte wenig Hehl aus seinen Ansichten über das Vorgehen der Mongolen, verlangte Zurückziehung des Heeres für friedliche Verhandlungen und drohte mit einer Erhebung der südlichen Provinzen, die bisher noch nicht besiegt seien. Diese mehr mutigen als geschickten Worte veranlaßten Bayan, Wu Kien zurückzusenden, Wên T'ien- 40 siang aber trotz seines zornigen Protestes in Haft zu behalten. Der Mann erschien ihm unheimlich und gefährlich. Bayan blieb vorläufig außerhalb der Stadt, verbot auch seinen Truppen auf das strengste, sie zu betreten, jede Plünderung oder Mißhandlung der Bewohner wurde mit schweren Strafen

bedroht. Lū Wên-huan wurde beauftragt, dies in der Stadt zur Beruhigung der Bevölkerung durch Anschlag bekannt zu machen. Alle Behörden wurden angewiesen, ihre Geschäfte wie bisher zu besorgen. Niemand von denen, die sich der neuen Herrschaft unterwürfen, dürfe wegen früherer Vergehen
 5 verfolgt werden. Alle, die Widerstand gegen die mongolische Streitmacht geleistet hätten oder geflohen seien, würden begnadigt. Welch ein Unterschied gegen die Eroberung der Hauptstadt früherer Zeiten! Wir spüren hier den Geist und den Willen des großen Khans. Eine harte Bestimmung wurde allerdings auch von ihm im Interesse des künftigen Friedens für nötig
 10 gehalten: ein hoher mongolischer Offizier wurde zusammen mit einem der chinesischen oberen Beamten im Stabe Bayan's (als Dolmetscher) in den Palast entsandt mit der Ankündigung, daß der Kaiser und seine Mutter „zur Audienz bei dem Groß-Khan“ aufgefordert würden, aber, wie sogleich hinzugefügt wurde, ohne die demütigenden Formen früherer Zeiten, d. h.
 15 daß sie nach Schang-tu übergeführt werden sollten. Die Kaiserin-Regentin dürfe wegen ihres Gesundheitszustandes zurückbleiben. Das Ganze vollzog sich in würdigen Formen, ein vielsagender Gegensatz zu dem traurigen Schauspiel, das einst die Überführung der beiden letzten Kaiser der nördlichen Sung durch die Ju-tschen geboten hatte (s. oben S. 217). Am 25. Februar
 20 1276 verließ der kaiserliche Zug Lin-ngan, am 5. Juni traf er in Schang-tu ein, am 15. Juni wurden beide Verschiedte von Kublai Khan und seiner Gemahlin in ehrenvoller Form empfangen. Das kaiserliche Kind wurde zum „Herzog von Ying kuo“ (See-Staat?) ernannt. Wir wissen von Marco Polo, wie der Groß-Khan namentlich die Kaiserin mit allen Ehren und allem
 25 Luxus umgab, „die ihr als großer Dame zukamen“. Sie und der Kaiser sollen noch lange gelebt haben, 1288 nach Tibet gegangen, um den Buddhismus zu studieren, und 1296 Mönch und Nonne geworden sein.

Die in Hang-tschou aufgehäuften Schätze von Kunst und Wissenschaft kamen durch Bayan nicht zu Schaden. Alles, was sich in den Archiven und
 30 Bibliotheken des Palastes und der Behörden an amtlichen Dokumenten, Steuerlisten, astrologischen Aufzeichnungen, geographischen Aufstellungen und Zeichnungen, ferner an Opfergeräten, Musikinstrumenten, Ritualkleidern, an Staatssatzungen, alten Schriften und ähnlichen Dingen vorfand, ließ er genau aufnehmen und sicherstellen. Desgleichen wurden alle
 35 Kunstwerke und Kostbarkeiten der Palastsammlungen, alle Bücher, Schriften und Siegel, alle Wagen, Sänften und Prunkgewänder beschlagnahmt. Privates Eigentum von Gelehrten, Tempel und Heiligtümer des Konfuzianismus, Buddhismus und Taoismus, berühmte Stätten und Ähnliches durften nicht berührt werden. Die meisten der übernommenen
 40 Schätze werden später in die Residenz des Khans übergeführt worden sein.

Vor Hang-tschou erreichte Bayan ein neuer Befehl des Khans, so bald wie möglich nach dem Norden zurückzukehren. Kublai's Sohn Namokhan, den der Vater Kaidu entgegengesandt hatte (s. oben S. 337), war von dem Prinzen Schireki, der sich selbst mit einer Anwartschaft auf den Thron

trug, in Almalik verräterisch dem Khan der Kiptschak und Verbündeten Kaidu's in die Hände gespielt worden, ein Zeichen, daß das Erblast der Mongolen, der Familienzwist, nicht einmal innerhalb desselben Zweiges fehlte. Die Lage war ernst geworden, Kaidu war auf dem Vormarsch gegen Kublai, 1277 erreichte er Karakorum. Dieser drohenden Gefahr gegenüber glaubte Kublai seinen besten Feldherrn nicht entbehren zu können und rief ihn zurück. Bayan verließ Hang-tschou im März, nachdem er die nötigsten Anordnungen getroffen und der General Argan, ein alter und erfahrener Soldatenführer, der schon unter Dschingis Khan gedient hatte, mit Tung Wên-ping, einem Chinesen aus Ho-peï, der als kleiner Distriktsbeamter die Erpressungen seiner Vorgesetzten nicht mehr ertragen konnte und sich deshalb in die Dienste Kublai's begeben hatte, als Oberbefehlshaber eingesetzt war. A-schu, der noch mit dem in Yang-tschou verschanzten tapferen und durch nichts zu erschütternden Li T'ing-tschü, einem der bis zum Tode getreuen Anhänger der Sung, hart zu kämpfen hatte, begab sich im November 1276 ebenfalls zur Audienz beim Khan und wurde dann wie Bayan gegen Kaidu gesandt.

Die Herrschaft der Sung war erloschen, aber nicht die Dynastie. Die Tragödie bekam noch einen Schlußakt, der von starker dramatischer Wirkung war. Unter den vortrefflichen Männern, die der Unheilstrom der letzten Jahre an die Oberfläche gebracht hatte, befanden sich nicht wenige, die der Mahnung des *Schu king* eingedenk waren, daß „der Auftrag des Himmels nicht dauernd ist und nur der Fürst, dessen Tugend dauernd ist, seinen Thron behält“ (I, 122), Worte, mit denen auch die Han einst die Herrschaft abgegeben hatten (II, 4) und die seitdem noch manches Mal bei gleichem Anlaß gesprochen waren (II, 235). Sie sahen, daß die Sung durch ihre Unfähigkeit, das Glück der Völker zu sichern, des göttlichen Auftrages verlustig gegangen waren und nun ein Besserer berufen wurde. Kublai Khan hatte sich durch sein Verhalten und seine Erfolge als der Bessere offenbart, darum unterwarfen sie sich ihm in voller Überzeugung. Andere aber dachten anders: für sie blieben diese Mongolen Barbaren und Rebellen, die Sung aber das legitime Herrscherhaus, dem sie die Treue halten mußten bis zum Tode.

Der Entschluß der Kaiserin-Regentin, sich Bayan zu unterwerfen, war nicht ohne Widerspruch erfolgt. Sie hatte zuerst Tsch'ên Yi-tschung beauftragt, mit Bayan die weiteren Übergabeverhandlungen zu führen. Er kam diesem Befehl nicht nach, und nachdem Wên T'ien-siang und Tschang Schi-kie der Kaiserin erfolglos nahegelegt hatten, mit dem Hofe auf die Inseln zu fliehen, verließ er in der Nacht heimlich die Stadt und begab sich nach Wên-tschou, südlich von Hang-tschou unweit der Küste. Wên T'ien-siang wurde darauf, wie erwähnt, von Bayan gefangen gehalten, und Tschang Schi-kie sowie einige andere Heerführer zogen mit ihren Truppen ab. Tschang Schi-kie ging nach Ting-hai im Tschusan-Archipel (I, 17) und wollte dort das Weitere abwarten. Die Anhänger beider bemächtigten sich währenddessen der beiden nicht ebenbürtigen Söhne Tu tsung's, des Prinzen

Schi von Yi, der als der Älteste eigentlich statt des Prinzen Hien hätte Kaiser werden sollen (was Kia Ssě-tao hintertrieben hatte), und des Prinzen Ping von Kuang — beide ebenfalls Kinder im Alter ihres Halbbruders Hien —, und brachten sie außerhalb der Stadt in Sicherheit. Als Bayan nach Ling-ngan kam, hörte er von dieser Entführung und sandte sofort eine Truppenabteilung aus, die Fliehenden zurückzuholen. Der Kommandant aber kam unverrichteter Sache zurück, nachdem er die in den Bergen Versteckten sieben Tage lang vergeblich gesucht hatte. Die Prinzen waren inzwischen nach Wên-tschou gebracht worden, wo sich außer Tsch'ên Yi-tschung auch Lu Siu-fu, Tschang Schi-kie mit seinen Truppen und andere Getreue einfanden. In einem Tempel bei der Stadt, wo einst auch Kao tsung auf seiner Flucht nach Süden gewohnt hatte (s. oben S. 224), wurde der kaiserliche Thron noch vorgefunden, und hier bereitete man die Fortsetzung der Dynastie vor. Zwei Eunuchen mit acht Soldaten, die von der Kaiserin-Regentin gesandt waren, um die Prinzen zurückzuholen, wurden auf Geheiß der Verschworenen im Fluß ertränkt. Bald danach verlegte man den Aufenthalt weiter nach Süden in die Provinz Fu-kien, wo sich zahlreiche Beamte mit ihren Truppen sogleich zur Verfügung stellten. Wie die Bevölkerung sich zu dem Besuche verhielt, erfahren wir nicht. In der Stadt Fu-tschou wurde am 14. Juni 1276 der Prinz Schi von Tsch'ên Yi-tschung und seinen Gefährten zum Kaiser von Sung ausgerufen. Seine Mutter führte die Regentschaft. Ganz nach dem Vorbilde von Kao tsung 150 Jahre früher, aber in weit härterer Form begann nunmehr eine wilde Flucht des unglücklichen Thronerben an der südchinesischen Küste entlang und zwischen den davorliegenden Inseln. Noch vor der Thronbesteigung traf unerwartet auch Wên T'ien-siang in Fu-tschou ein. Er war von Bayan mit nach Norden genommen worden, wohl in der Hoffnung, ihn für Kublai zu gewinnen (vergl. oben S. 341), aber in Tschên-kiang war es ihm gelungen, mit noch elf anderen Gefangenen nachts zu entweichen und in das benachbarte Yi-tschêng zu gelangen. Von da kam er nach vielen Abenteuern und Fährnissen nach Wên-tschou. Da er die Prinzen dort nicht mehr fand, eilte er weiter nach Fu-tschou. Ein anderer Getreuer, Li T'ing-tschi, hatte sich bis jetzt trotz des Befehls der Kaiserin, sich zu ergeben, und trotz schlimmster Hungersnot noch immer in Yang-tschou gehalten. Als der Zug des Kaisers in seiner Nähe über den Yang-tsě kam, machte sein Waffengefährte K'iang Ts'ai einen zweifelten Versuch, die beiden Gefangenen zu entführen, aber der Anschlag mißlang, und Li T'ing-tschi lehnte weiter alle Anerbietungen A-schu's ab, bis er Kunde erhielt von dem, was in Fu-tschou geschehen war, zugleich mit der Aufforderung, dort sein neues Amt als Minister zu übernehmen. Darauf übergab er das Kommando einem seiner Unterführer, Tschu Huan, und verließ mit K'iang Ts'ai und siebentausend Soldaten die Stadt. Bei T'ai-tschou östlich von Yang-tschou wurden sie von A-schu, dem Tschu Huan sofort die Stadt übergeben hatte, eingeholt und umzingelt. Li T'ing-tschi wollte sich in einem Teiche ertränken, wurde aber in dem flachen Wasser

ergriffen, nach Yang-tschou zurückgebracht und dort auf Tschu Huan's besondere Bitte zusammen mit K'iang Ts'ai hingerichtet.

Der neuen Regierung in Fu-tschou, die mit Tsch'en Yi-tschung an der Spitze von den Getreuen gebildet war, standen bedeutende Machtmittel nicht zur Verfügung, weder an ausgebildeten Truppen noch an zuverlässigen Stützpunkten, aber ein eiserner Wille, die Dynastie bis zum letzten zu verteidigen, war bei fast allen vorhanden, die den neuen Kaiser auf den Schild erhoben hatten. Sie wußten, daß sie zu kämpfen haben würden, und bereiteten sich durch Truppenanwerbungen, Aufrufe an die Städte und Sammlungen von Mitteln darauf vor, so gut sie es vermochten. In Betracht kamen die Gebiete von Süd-Tschê-kiang, Süd-Kiang-si, Fu-kien, Kuang-tung und vielleicht Teile des östlichen Kuang-si, das übrige war von den Mongolen besetzt oder unter der Furcht vor ihrem Druck. Seinerseits konnte Kublai Khan unmöglich der Bildung des neuen Widerstandsherdes im Süden untätig zusehen. Außer den bei Hang-tschou verbliebenen beiden Heerführern Argan und Tung Wên-ping finden wir eine Reihe von neuen teils mongolischen teils chinesischen Generalen als Verstärkung der vorhandenen Kräfte. Es ist mit dem vorhandenen Material, das die kriegesischen Vorgänge zusammenhangslos in einzelnen Aufzeichnungen von Bruchstücken der bloßen Tatsachen registriert, kaum möglich, ein klares Bild von dem Ablauf zu gewinnen. Gekämpft wurde in dem ganzen südöstlichen Küstengebiet und seinem weiteren Hinterlande von Kin-hua im südlichen Tschê-kiang bis zu der Südspitze von Kuang-tung. Aber es ist nur ein anscheinend regelloses Hin- und Herziehen mit Belagerungen von Städten, Meutereien der Truppen und Verrätereien von höheren und niederen Offizieren und Beamten; nach einem strategischen Plane sucht man vergeblich. Im allgemeinen läßt sich erkennen, daß die chinesischen Truppen, schlecht ausgebildet, wie sie waren, den mongolischen Heeren nicht gewachsen waren, so wenig wie es die chinesischen Führer den erfahreneren und geschulteren mongolischen gegenüber sein konnten, wenngleich der Heldenmut und die leidenschaftliche Hingabe von Männern wie Wên T'ien-siang, Tschang Schikie und anderen die höchste Bewunderung verdienen. Wie stark die an Zahl zur Verfügung stehenden Truppen waren, läßt sich auch nicht annähernd schätzen. Wenn es heißt, bei dem Aufbruch aus Fu-tschou seien 170 000 Mann regulärer Truppen und 300 000 Mann Miliz um den Kaiser gewesen, so können solche Angaben nicht ernst genommen werden. Tsch'en Yi-tschung verlegte seine Tätigkeit in die Nähe der Kaiserkinder und wurde oftmals die Ursache von Mißhelligkeiten zwischen den Mitgliedern der Regierung. Es kam so weit, daß Lu Siu-fu wegen seiner abweichenden Meinungen nach Tsch'ao-tschou im Süden, schon in der Kanton-Provinz, verbannt wurde. Auf Verlangen Tschang Schikie's wurde er allerdings einige Zeit später wieder zurückgerufen. Während sich den Sommer hindurch die Kämpfe, vornehmlich von Wên T'ien-siang, mehr um die Städte von Kiang-si abgespielt hatten, gelang es den Mongolen im Spätherbst, den Mei-ling-

Paß (I, 26) zu überschreiten und in die Provinz Kuang-tung einzudringen. Da jetzt der Nachschub aus dem Süden stark gefährdet war und vom Norden her Argan und Tung Wên-ping, nachdem sie Wên T'ien-siang zurückgedrängt hatten, gegen Fu-tschou vorgingen, so wurde der Aufenthalt dort bedenk-
 5 lich, und man brachte den Kaiser zu Schiff nach dem großen, damals noch in hoher Blüte stehenden Handelshafen Ts'üan tschou (Marco Polos Zaitun). Dort wollte man sich die Unterstützung des Zolldirektors der arabisch-persischen Handelsniederlassung sichern (II, 550ff.), eines sehr einflußreichen und durch seinen Reichtum mächtigen Arabers namens P'u Schou-
 10 kêng, der, wie das *Sung schi* (Kap. 47 fol. 24v) sagt, „dreißig Jahre lang Kommissar für die Seehandelsschiffe (*po ssë* oder *schì-po schì* „Inspektor des Überseehandels“ s. oben S. 107) gewesen war und sich die Einnahmen von der fremden Handelsschiffahrt angeeignet hatte“, jetzt obendrein die Stellung eines kaiserlichen Ordnungskommissars (*tschao-fu schi*, s. unten) von
 15 Ts'üan-tschou bekleidete. Als die kaiserlichen Schiffe ankamen, stellte sich auch P'u Schou-kêng ein und bat den Kaiser, dort Wohnung zu nehmen. Tschang Schi-kie lehnte ab, und als man ihm riet, P'u Schou-kêng festzunehmen, weil er dadurch alle seine Schiffe in seine Gewalt bekäme, lehnte er auch das ab. Bald aber stellte es sich heraus, daß man über nicht genug
 20 Schiffe verfüge, und so beschlagnahmte man kurzer Hand die Schiffe des Arabers und bemächtigte sich auch seines sonstigen Eigentums. P'u Schou-kêng, der allem Anschein nach bereits mit den Mongolen verhandelt hatte und Tschang Schi-kie verdächtig war, ließ aus Rache die sämtlichen Mitglieder des in Ts'üan-tschou befindlichen „südlichen Hofamtes der kaiserlichen
 25 Sippe, sowie die Beamten und Huai-Truppen, die sich in Ts'üan-tschou befanden“, umbringen. Wenige Wochen später, am 13. Januar 1277, ging er mit der Stadt offen zu den Mongolen über.

Unter diesen Umständen kam ein Bleiben in Ts'üan-tschou nicht in Frage, und man setzte die Reise nach Süden fort bis Tsch'ao-tschou (bei dem Ver-
 30 traghafen Swatow), doch scheinen sich die Flüchtigen meist an Bord der Schiffe aufgehalten zu haben. Zu Beginn des Jahres 1277 war die militärische Lage für die Sung zunächst entmutigend: in Kuang-tung ging eine Stadt nach der anderen zu den Mongolen über, darunter auch Tsch'ao-tschou und Kuang-tschou (Kanton) selbst, nicht anders war es in Fu-kien. Im April
 35 gelang es aber Wên T'ien-siang, von Kia-ying tschou an der Grenze von Kuang-tung aus, das südliche Kiang-si zurückzugewinnen und sich in Kant-schou festzusetzen, während Tschang Schi-kie Tsch'ao-tschou und Ts'üan-tschou zurückeroberte. Aber die Wende war von kurzer Dauer. Im September erlitt Wên T'ien-siang eine vernichtende Niederlage durch den bisher
 40 unter Bay'an stehenden General Li Hêng, einen Abkömmling des Königshauses von Si-Hia (s. oben S. 132), der zum Entsatz von Kan-tschou von Hing-kuo (nördlich davon) heranzog. Wên's Heer wurde völlig aufgerieben, seine Unterführer gerieten in Gefangenschaft, die Verbände lösten sich auf, er selbst konnte entkommen und begab sich „erhobenen Hauptes“, wie es im

Sung schi heißt, nach Sün-tschou (dem heutigen Lung-tsch'uan) in Kuang-tung. Seine Frau, seine Kinder und sein ganzer Stab wurden gefangen genommen, die Familie sandte Li Hêng nach Ta tu, die übrigen wurden getötet. Die Katastrophe bedeutete in der Tat das Ende der letzten Möglichkeit für die Sung. Nun war auch Ts'üan-tschou nicht mehr zu halten, und 5 Tschang Schi-kie begab sich zunächst zu dem in der Bucht von Tsch'ao-tschou ankernden Kaiserschiff. Wenn man hier nicht in die Hände der Mongolen fallen wollte, mußte sofort wieder das Meer aufgesucht werden. So segelte man denn weiter nach Süden, als die Feinde bereits an der Bucht standen, und machte Halt auf Siu schan, einer der kleinen Inseln im Delta 10 des Perl-Flusses, nicht weit von Hongkong (I, 15). Es war eine trostlose Fahrt an der Meeresküste entlang: dieser Erbe einer zusammengestürzten Weltherrschaft, durch die Sünden seiner Väter der Zukunft beraubt, ein unmündiger Knabe, von einem Häuflein Getreuer in unbeirrbarem Glauben ohne sein Befragen wie eine kostbare Vase verschleppt, und zu Lande die 15 Scharen der Verfolger, dem Schiffe nachjagend, um sich bei jedem Landungsversuch auf die Beute zu stürzen. Je mehr die Aussichten auf eine Wiederherstellung der Dynastie schwanden, um so mehr sank auch die Neigung der Gouverneure, die eigene Zukunft einer aussichtslosen Sache zu opfern; die Fälle von Verrat und Abfall häuften sich bis in die eigenen Reihen hinein. 20 Auch Tsch'ên Yi-tschung, der Vielgewandte, der noch immer sein Gewissen zu beschwichtigen wußte, gehörte zu denen, die es für richtig hielten, die eigene Person bei Zeiten in Sicherheit zu bringen. Auf Siu schan suchte er bei den Gefährten zu erreichen, daß man nach Champa an der Ostküste von Annam (II, 148) entweichen sollte. Da er auf allgemeinen Widerspruch stieß, 25 ging er „zunächst“ allein, „um das Weitere vorzubereiten“, aber er ist trotz mehrfacher Aufforderung nie wieder zurückgekehrt. Er soll später, nachdem die Mongolen 1282 auch Champa erobert hatten, nach Siam gegangen und dort verschollen sein.

Im Januar 1278 mußte auch Siu schan aufgegeben und das weitere Meer 30 aufgesucht werden. Man wählte Tsing-ao, eine der südlich von Macao weiter draußen liegenden Inseln, unterwegs faßte aber ein Wirbelsturm die Schiffe, mehrere von ihnen kenterten und zahlreiche Soldaten und Mannschaften fanden den Tod. Völlig erschöpft, krank und lebensmüde kamen die unglücklichen Knaben vor der Insel an. Aber erbarmungslos hetzten die Ver- 35folger hinter den Flüchtlingen her und erschienen bereits vor der Insel, als die Schiffe weiter seewärts nach Südwesten steuerten. An der Ostküste der Insel Hai-nan, in Ts'i-tschou yang, südöstlich von der Stadt Wan hien (heute Wan-ning hien), ging man zu Anker und war sogar im Stande, die Verfolger zurückzutreiben. Wên T'ien-siang, dem Unermüdlichen, war es ge- 40lungen, noch einmal ein Heer aufzustellen und sich der Stadt Hui-tschou (östlich von Kanton), zu bemächtigen. Kuang-tschou (Kanton), das hart umkämpfte, wechselte wiederholt den Besitzer, gegen Lei-tschou (auf der Halbinsel gegenüber Hai-nan) versuchte Tschang Schi-kie einen Handstreich,

hatte aber keinen Erfolg. So staunenswert die Beharrlichkeit war, mit der die beiden Männer zu ihrer verlorenen Sache standen, das Schicksal abzuwenden, war die Zeit vorbei. Der offenbar schon todkranke Prinz Schi bat, man möge ihn auch nach Champa bringen, man erfüllte ihm aber die Bitte nicht, sondern fuhr nach dem Festland zurück und ankerte bei Kang-tschou, einer der dem Bezirk von Wu-tsch'uan (östlich von Lei-tschou) vorgelegenen Inseln. Dort starb der Arme am 8. Mai 1278. Seine Getreuen verliehen ihm den Tempelnamen Tuan tsung. Man überlegte, was nun geschehen solle. Alle ließen das Haupt sinken und wollten den Kampf aufgeben und auseinandergehen. Da wurde der sonst so schweigsame Lu Siu-fu ein beredter Anwalt der heiligen Sache. „Noch ist ein Sohn Kaiser Tu tsung's am Leben!“ rief er aus. „Setzen wir ihn auf den Thron! Es hat Leute im Altertum gegeben, die mit einem Regiment Soldaten und zehn *li* im Geviert den größten Erfolg gehabt haben. Für uns stehen Hunderte von Beamten bereit und Zehntausende von Soldaten zu unserer Verfügung; wenn der Himmel nicht will, daß die Sung zu Grunde gehen, wie sollten wir da nicht den Staat begründen können?“ So machte man allem Unglück zum Trotz den jetzt achtjährigen Prinzen Ping, der inzwischen zum Prinzen von Wei ernannt war, zum Kaiser des nicht mehr vorhandenen Sung-Reiches. Lu Siu-fu und Tschang Schi-kie wurden Regenten.

Aber die Lage wurde immer unhaltbarer. Da die Kämpfe gegen Lei-tschou auch wieder zu keinem Erfolge führten, Wên T'ien-siang aber noch immer bei Kuang-tschou Fuß zu fassen bemüht war, so ging man im Sommer mit den Schiffen wieder näher an das Delta heran und blieb bei Yai schan, einem steilen Riff westlich von Macao. Bis zum Ende des Jahres 1278 konnte man sich dort dank der Zufuhr von Lebensmitteln von Hai-nan notdürftig halten, obwohl auf dem Festlande auch die letzten Stellungen verloren gingen. In Kuang-tung räumten die beiden Heerführer der Mongolen Li Hêng und Tschang Hung-fan mit den Resten des Widerstandes auf; Kuang-tschou, das von Tschang Schi-kie's Truppen noch verteidigt war, hielt sich noch den Dezember über, aber die Bevölkerung in den Städten begann rebellisch zu werden, und es kam vor, daß sie die Offiziere der Sung an die Feinde auslieferte. Anfang 1279 wurde Kuang-tschou endgültig von den Mongolen genommen, Tschang Schi-kie's General flüchtete nach Yai schan. Wên T'ien-siang hatte sich noch einmal in Tsch'ao-yang (bei Swatow) festgesetzt. Auf dem Marsche nach Hai-fêng (halbwegs bis Hui-tschou) geriet er mit den weit überlegenen Truppen Tschang Hung-fan's zusammen, seine Streitmacht wurde völlig aufgerieben, er selbst gefangen genommen. Das mitgeführte Gift, das er nahm, wirkte nicht, und so wurde er Tschang Hung-fan als Gefangener zugeführt. Der feindliche Heerführer nahm ihn ehrenvoll auf und behielt ihn als Gast bei sich in der Hoffnung, den tapferen und treuen Mann für Kublai zu gewinnen. Im März 1279 fand der erste Angriff von Tschang Hung-fan und Li Hêng gegen Yai schan selbst statt. In einer Seeschlacht, in der die angeblich aus über tausend Schiffen bestehende Flotte

der Sung von Tschang Schi-kie befehligte wurde, gelang es noch einmal, die Feinde abzuwehren. Aber schon wenige Wochen später erfolgte ein zweiter Angriff, und zwar von zwei Seiten. Die Sung-Truppen waren während der letzten Zeit von aller Zufuhr abgeschnitten gewesen und waren, völlig erschöpft, kaum noch im Stande, Widerstand zu leisten. Sie gingen teils 5 zu Grunde, teils ergaben sie sich dem andrängenden Gegner. Tschang Schi-kie raffte eine Schar entschlossener Mannschaften zusammen und entkam mit ihnen auf etwa zehn Schiffen in einen Kanal. Von dort schickte er ein kleines Boot zurück, das den Prinzen Ping abholen sollte, da dessen großes Schiff inmitten der anderen zu schwer beweglich war. Aber Liu-fu lehnte dies ab: 10 er fürchtete Verrat oder die Schande der Gefangennahme, und dem war der Tod vorzuziehen. Aller Hilfsmittel beraubt, ohne Ausweg aus einer verzweifelten Lage und mit der untragbaren Schande vor Augen, blieb dem heroischen Manne, der getreu zu seinen konfuzianischen Grundsätzen stand, nur noch eins übrig: die Flucht in das Jenseits. „Er griff zum Schwerte und 15 trieb seine Frauen und Kinder in das Meer. Zu dem Herrscher von Sung (dem Prinzen Ping) aber sprach er: „Jetzt, wo der Zustand des Reiches sich so gestaltet hat, ist es Pflicht Eurer Majestät, für das Reich zu sterben. Nachdem der Kaiser Hien (s. oben S. 341 f.) bereits eine so große Schande auf sich genommen hat, ist es nicht angängig, daß Eure Majestät noch weitere 20 Schande dazu häufen“. Dann nahm er den Herrscher von Sung auf den Rücken und sprang mit ihm ins Meer. Die Beamten der Frauengemächer (wo der Knabe bis dahin gehalten war) folgten ihm in großer Zahl in den Tod nach“. Das Menschlich-Erschütternde in diesem Ausgang der dreijährigen Tragödie ist stärker als die politische Bedeutung, die ihm zukommt. 25 Die Sung-Dynastie hatte auch ohne dies zu bestehen aufgehört.

Nach dem Falle von Yai schan drang Tschang Hung-fan nochmals in Wên T'ien-siang: nun, wo die Sache der Sung doch zu Ende sei, solle er sich dem neuen Herrscher zur Verfügung stellen, er werde unzweifelhaft unter Kublai Khan Minister werden. Tränenden Auges erwiderte Wên: „Wenn der 30 Staat untergegangen ist und der Minister ihn nicht hat retten können, so verdient dieser Minister mehr als die Todesstrafe. Wie sollte ich es da wagen, dem Tode auszuweichen, und eine doppelte Gesinnung zeigen?“ So war die einzige Gunst, die er erbat, der Tod. Tschang Hung-fan wußte sich nicht zu helfen und sandte ihn nach Tschung-tu. Kublai, der möglichst viele der 35 südlichen Beamten in seine Dienste ziehen wollte, wurde auf Wên T'ien-siang besonders aufmerksam gemacht und tat nun das Menschenmögliche, um ihn zum Nachgeben zu überreden. Aber der starre Diener der Vergangenheit blieb unerschütterlich und bat nur, ihm den Tod zu gewähren. Bis zum Jahre 1282 blieb er in der Hauptstadt. Als dann in der Provinz Gerüchte 40 aufkamen, wonach Bestrebungen zur Wiederaufrichtung der Sung-Dynastie bemerkbar würden und auch in der Hauptstadt eine geheime Agitation gemeldet wurde, ließ sich Kublai Khan überzeugen, daß Wên T'ien-siang unter solchen Umständen eine Gefahr werden könne, und nach langem

Widerstreben willigte er ein, daß der immer wieder geäußerten Bitte um den Tod stattgegeben werde. Wên T'ien-siang starb in heiterer Zufriedenheit, er war sechsundvierzig Jahre alt. Sein heldenmütiges Schicksal lebt im Gedächtnis des chinesischen Volkes fort und ist zum Gegenstand eines volkstümlichen Dramas gemacht worden.

Über Tschang Schi-kie's Ende lauten die Nachrichten verschieden. Nach den einen soll er, nachdem er die Leiche der Mutter des Prinzen Schi, die sich etwas später ebenfalls ertränkt habe, am Meeresstrand bestattet, selbst auch den Tod im Wasser gesucht haben. Nach anderen habe er auf Weisung
10 jener Mutter sich bemüht, noch einen Nachkommen der Kaiserfamilie zu finden und ihn als Herrscher einzusetzen. Dabei sei in einem plötzlich aufkommenden Sturme sein Schiff zerschellt und er ertrunken. Ein dritter Gewährsmann im *S. T'ung-kien* will wissen, er habe sich nach Champa begeben wollen und sei deshalb nach Kuang-tung zurückgekehrt. Auf der
15 Fahrt sei bei der Insel Hai-ling shan (westlich von St. John Island) ein Sturm aufgekommen. Die Mannschaft habe verlangt, an Land zu gehen, aber Tschang Schi-kie habe dies abgelehnt mit der Erklärung, der Himmel wolle offenbar nicht, daß das Geschlecht der Sung-Herrscher fortgesetzt werde und daß er daher gleichfalls zu sterben habe. So sei er in der
20 See ertrunken. Wie tief muß die Idee vom „Himmelssohn“ in diesen Männern gesessen haben, daß auch die jämmerlichen Figuren auf seinem Throne sie nicht zu erschüttern vermochten! Ahnungsvoll hatte einst T'ai tsung, der zweite Kaiser der Sung-Dynastie, zu seinen Ministern gesagt: „Wenn die Regierung keine auswärtigen Sorgen hat, so wird sicher
25 das Unheil im Innern lauern. Auswärtige Sorgen heften sich immer nur an Gefahren der Grenze, und die kann man abwehren; aber wenn Verräter und Heuchler ihr verbrecherisches Spiel treiben, dann bedeutet das inneres Unheil und ist Grund zur höchsten Besorgnis“.

Achter Teil.

Das Imperium des Geistes.

Das Sung-Reich und sein Kulturgebiet.

Erstes Kapitel.

Innerer Aufbau.

a) Verfassung und Verwaltung.

Die fast hundertjährige Zersplitterung des Reiches hatte nicht bloß die Einheitlichkeit der Verwaltung zerstört, sondern auch die Organisation der Einzelstaaten den Einflüssen fremder Volkselemente zugänglich gemacht, in den nordischen Fremdstaaten natürlich am meisten, aber auch in denen des Südens, die zu einem großen Teile noch von Völkerschaften 5 der Thai und Man (I, 35ff.) bewohnt waren und vor der Sung-Zeit nur in lockerem Kulturzusammenhange mit dem Norden gestanden hatten. Der Buddhismus und andere fremde Geistesmächte waren hinzugekommen und hatten manche neue Organisationsformen bedingt oder alte umgewandelt. Die fünf „legitimen“ Traditionsträger unter den Staaten (s. oben S. 10ff.) 10 lebten zwar in der Vorstellung, daß sie die Fortsetzung des T'ang-Reiches seien, aber wir haben gesehen, welche Zustände in ihnen herrschten und wie es mit der Fortsetzung in Wirklichkeit stand. Indessen war ja der Grundriß des Gebäudes von den „alten Herrschern“ ein für allemal festgelegt; unerschüttert durch alles, was inzwischen geschehen, standen die Fundamente 15 da, und die Sung wollten weder noch konnten sie bei der neuen Vereinheitlichung von ihnen abweichen.

Es ist in der Tat erstaunlich zu sehen, daß in einer Periode von so außerordentlichem geistigem Reichtum wie es die Sung-Zeit war, sich nicht so viel realistischer Sinn durchsetzte, wie für die Erkenntnis von der Wandel- 20 barkeit der Zeiten und ihrer Erfordernisse nötig war. Die Menschen und ihre Bedürfnisse im 11. und 12. Jahrh. waren anders als die um zwei Jahrtausende zuvor — man denke nur an die eben erwähnten Berührungen mit fremden Geisteswelten unter den T'ang und den Nachfolgestaaten oder an die Erfindung und Verbreitung des Buchdrucks —, aber unentwegt starrte 25 man auf den stilisierten Idealstaat der Tschou; nicht nur an die ihn bestimmenden allgemeinen Vorstellungen klammerte man sich, sondern auch

seine Formen bemühte man sich als die gesetzmäßigen festzuhalten; wo dies aber unter den veränderten Verhältnissen schlechterdings nicht möglich war, suchte man wenigstens den Schein zu wahren und behängte die neue Einrichtung, gleichsam zur Entschuldigung, mit einem durch die Überlieferung geheiligten alten Namen. So finden wir auch im Sung-Reiche eine Unzahl von Behörden, Ämtern und Titeln mit altertümlichen Bezeichnungen, über deren Bedeutung und Aufgaben man vergebens nach Klarheit sucht; vermutlich wurden sie auch nur deshalb weitergeführt, weil sie früher vorhanden waren.

- 10 Im Lichte moderner Verfassungsgeschichte gesehen, ist auch der Staat der Sung noch das primitive Gebilde des Mittelalters oder des Altertums: Hof und Staat sind kaum noch geschieden, das Volk lebt — in der Theorie — wie eine Familie, der Monarch ist ihr Vater, die Beamten vertreten ihn. Alle Linien der Verwaltung, zur Sung-Zeit sogar noch weniger gebrochen als
- 15 vorher, finden ihren Sammelpunkt in ihm. Dem entspricht die Urwüchsigkeit der Finanzverwaltung: die Steuern sind Leistungen für den Familienvater, den Kaiser, der sie nach seinem Gutdünken verwendet, den Palast davon erhält und die Beamten bezahlt. Daß eine solche Idealform der Verwaltung, die vielleicht in einem kleinen Gemeinwesen möglich ist, in einem großen
- 20 Staate, an dem die Weiterentwicklung der Zivilisation nicht vorübergeht, zu Unsicherheit und Verwirrung führen muß, ist selbstverständlich. Nur große Herrschergestalten, wie wir sie in der T'ang-Zeit und im Anfang der Sung-Zeit finden, können in solchen Verhältnissen das feste Mittelstück sein, das für die Verwaltung eines großen Staates unerläßlich ist, wenn sie
- 25 nicht auseinanderfallen und der Staat in schwere innere und äußere Gefahren geraten soll. Wenn aber solche Herrscher nicht vorhanden sind — und das war zur Sung-Zeit die Regel —, dann muß eine andere Zentralstelle, sei es ein oberster Minister oder eine Behörde, die unabhängig von den Organen des Hofes ist, das Mittelstück bilden.
- 30 Es ist immer wieder die alte Schicksalsfrage der einheitlichen Regierung des großen Reiches (I, 157), die Beantwortung heischt und die jede Zeitperiode auf ihre Art zu lösen versucht hat. Die Gründer der Sung-Herrschaft haben das große Verdienst, die auseinanderstrebenden Kräfte der Satrapenwirtschaft in den Provinzen gebannt zu haben, an denen das T'ang-Reich
- 35 zu Grunde gegangen war, indem sie die übermächtige Stellung der Militärgouverneure und „Schutzherrn“ durch Entziehung der Militärhoheit beseitigten und eine Überwachung der Provinzialverwaltung durch Vertreter der Zentralregierung einführten. Aber die dadurch bewirkte Stärkung der Zentrale ist in Folge von deren innerer Lähmung durch das Treiben der
- 40 höfischen Kreise wieder verloren gegangen. Es fehlt noch immer die ehrlich gewollte Heranbildung von Fachministerien für die verschiedenen Gebiete der Verwaltung, so sehr auch die wirtschaftlichen und innerpolitischen Verhältnisse darauf hindrängen; statt fachlich vorgebildeter Beamten sind es die im Kanon geschulten Literaten, die alle Verwaltungsaufgaben lösen

sollen und nur selten bei besonderer Begabung dazu fähig sind. In der Zentrale aber liegt die Leitung in den Händen von vielleicht wohlmeinenden, aber weltfremden, oft genug aber noch ganz anders gearteten Männern, deren Macht soweit reicht, wie sie den meist willens- und urteilsschwachen Monarchen zu lenken vermögen. Alle aber sind beherrscht von der geschichtlichen Vorstellung, daß man für die Verwaltung nicht besser sorgen könne, als wenn man die „alten Herrscher“ zum Vorbild nähme. Selbst die wenigen freien Geister, die über der Zeit standen, waren im Banne dieses Glaubens oder gaben wenigstens vor, es zu sein, um sich überhaupt Gehör zu verschaffen. Wang Ngan-schi, der große Reformator des 11. Jahrhunderts (s. oben S. 167 ff.), der die Gebrechen in dem Organismus des Staates klar erkannt hatte und schonungslos aussprach, hielt es für notwendig, jeden seiner Vorschläge für Änderung in der Verwaltung durch einen Hinweis auf das Verfahren der „alten Herrscher“ zu begründen und zu rechtfertigen.

Es ist sehr zweifelhaft, ob der chinesische Großstaat nach dem Untergange der T'ang sich hätte wieder bilden können, wenn ihn nicht die ungeheure Kohäsionskraft des Konfuzianismus wieder gerettet hätte. Seine in den Massen des Volkes tief verwurzelte Gesellschaftsethik war das wirksamste Mittel dafür, daß diese Massen sich willig in die staatliche Ordnung fügten und die Last der schlechten Verwaltung geduldig ertrugen, so lange sie nicht die Grenze des Erträglichen überschritt. Gerade die Sung-Zeit aber hat durch die Dogmatisierung der konfuzianischen Lehre diese Kohäsionskraft bis zu einem solchen Grade gesteigert, daß in der Zukunft keine Aufsplitterung des Reiches mehr eintritt. Äußerer Druck hat allerdings zeitweilig das Seinige dazu beigetragen, denn die großen Fremdstaaten auf chinesischem Boden an der Peripherie bewirkten durch ihre Vergewaltigungen, daß der innere Rest sich um so fester zusammenschloß und aus dem Glanze seiner unerhört gesteigerten geistigen Kultur mit Verachtung auf das finstere Barbarentum hinunterblickte. Vereinzelte Selbständigkeitsbestrebungen in den Provinzen hatten ihren Ursprung in politischen Einwirkungen der Fremdstaaten und fanden immer ein rasches Ende. Diese selbst aber blickten bei aller Überlegenheit ihrer materiellen Kraft mit scheuer Bewunderung auf die ungebrochene Geistesmacht des Sung-Reiches. Sie ahmten seine Einrichtungen nach und belegten sie mit den gleichen Namen; Ämter und Würden, Kleidung und Abzeichen, Sitten und Verkehrsformen, Kultus und Unterricht übernahmen sie und suchten alles mit ihrem eigenen Volkstum zu verbinden; sie erlernten die chinesische Sprache und studierten die kanonischen Werke, um sie in das heimische Idiom zu übertragen. Je weiter die Zeit fortschritt, um so bewußter und planmäßiger scheint die Synthese geworden zu sein. So wurde aus dem innerlich zerfallenden, politisch machtlosen Sung-Reiche dank dem Konfuzianismus und seinen gelehrten Vertretern doch noch ein Imperium des Geistes, das den staatlichen Untergang auch dann noch überdauert hat, als das Barbarentum eine Herrschergestalt hervorbrachte, die nicht bloß das Reich

- der Sung zerschlug, sondern auch den konfuzianischen Weltstaat in einem vordem nie erreichtem Maße verwirklichte. Und doch hatte die Sung-Dynastie auf dem Gebiete der Verfassung und Verwaltung, abgesehen von der durch ihre Gründer vorgenommenen Umstellung, nichts anderes zu
- 5 bieten als das, was bereits die früheren Dynastien in Anlehnung an die vermeintlichen Einrichtungen der Tschou und die wirklichen der Ts'in sich zu eigen gemacht hatten. Die wenigen Änderungen, die sich finden, sind unwesentlich: sie sind erzwungen durch den Wandel der Verhältnisse, vor allem durch den Wegfall der Außenländer des T'ang-Reiches und durch
- 10 das Emporkommen der großen Fremdstaaten. In einer so wichtigen Frage wie der Entwicklung der Fachministerien sind diese sogar vorausgegangen. Im übrigen gefällt man sich in dem Ersinnen anderer Namen für vorhandene Einrichtungen oder in der Schaffung neuer, meist literarischer Ämter, bei denen man nicht erkennt, welche Tätigkeit sie ausüben.
- 15 Das *Sung-schi* (Kap. 161 fol. 1v⁰) sagt ehrlich, daß „die Sung die Einrichtungen der T'ang übernahmen, aber sie stark zusammendrängten“, was eben mit der zunehmenden Verengung des Reichsgebietes zusammenhing. Mehr noch als unter den T'ang scheint der Grundsatz der Kollegialität in den obersten Behörden durchgeführt: alle leitenden Stellen sind wenigstens
- 20 doppelt besetzt, damit jeder der Inhaber von dem anderen beobachtet werden kann und keiner zu viel Macht in die Hände bekommt, ein Zeichen des allgemeinen Mißtrauens und der Furcht am Hofe. Demselben Empfinden entspringt später die Bestimmung, daß kein Gouverneur in seiner Heimatprovinz tätig sein darf, damit nicht die Bevölkerung willfähriger für seine
- 25 Zwecke werde als für die der Zentrale. Wir kennen beide Maßnahmen auch an dem Preußen Friedrich Wilhelm I. Im einzelnen blieb die Gesamtorganisation meist so, wie sie unter den T'ang gestaltet war (II, 532ff.): die längst zu bloßen Ehrentiteln zusammengeschrumpften Würden der drei *schü* und drei *kung* sind als solche erhalten und werden an bevorzugte Minister ver-
- 30 liehen. Bestimmend für das Ganze ist die Weiterentwicklung der drei *schêng*. Ihre Präsidenten und Vizepräsidenten zusammen mit den Mitgliedern des *schu-mi yuan* („geheimer Staatsrat“) bilden die eigentliche Regierungskörperschaft (*tschêng-schi t'ang*), den „Kronrat“ (s. I, 128) um den Monarchen, soweit dieser nicht durch andere, unberufene Berater zu seinen
- 35 Entschlüssen veranlaßt wird. Die Geschäftsbereiche der drei *schêng* sind im allgemeinen unverändert geblieben, dagegen hat das *schu-mi yuan* eine erhöhte Bedeutung erhalten. Zur T'ang-Zeit i. J. 765 eingerichtet, war es zuerst eine unbedeutende Behörde mit einem Eunuchen an der Spitze und hatte nur die Bearbeitung gewisser Berichte oder Eingaben an den Thron
- 40 zu besorgen. Gegen Ende des 9. Jahrhunderts erlangte es allmählich eine erhöhte Wichtigkeit, und unter den Sung wurde es dem *tschung-schu schêng*, der Zentralstelle für Verkündigung kaiserlicher Verordnungen, beigeordnet, mit besonderem Geschäftsbereich für militärische Angelegenheiten. Es hat dann anscheinend mehr und mehr die Aufgaben des *tschung-schu schêng*

übernommen und ist zu einer Art geheimen Staatsrates emporgestiegen. Während zur T'ang-Zeit das *tschung-schu schêng* und das *mên-hia schêng* fast zu einer Einheit geworden waren, wollte die Reorganisation unter Schên tsung um 1078 wieder eine schärfere Scheidung der drei *schêng* herbeiführen; da aber gerade damals die Kriegsfragen besondere Aufmerksamkeit verlangten (s. oben S. 177 ff.), so wurde die Entwicklung des *schu-mi yuan* dadurch nur noch gefördert. Dem *tschung-schu schêng* blieben noch die Studienanstalt *tsi-hien tien*, das jetzt zu größerer Bedeutung kommende Amt für Geschichtsschreibung (*kuo-schi kuan*) und das *pi-schu schêng* zugeordnet (vergl. unten), dem *mên-hia schêng* das *hung-wên kuan*, also im wesentlichen Stätten der Wissenschaft, an deren Spitzen je ein oder mehrere Großsekretäre (*ta hûo schi*) standen. Selbständig stand unter diesen Stätten allein das *han-lin yuan* (II, 431), die Gelehrtenakademie, die tatsächlich das ehemalige *hûo-schi yuan* (III, 385) war und jetzt als höchste literarische Behörde eine große Bedeutung erlangt hatte, nachdem ihr die Abfassung oder Begutachtung besonders feierlicher kaiserlicher Kundgebungen zugewiesen worden war. Die Zahl ihrer Mitglieder war unbeschränkt, zu ihren Großsekretären (*hûo schi*) gehörten oft die höchsten Würdenträger, außerdem zählte natürlich ihr Stab eine große Menge von Untersekretären u. ä., die sämtlich anerkannte konfuzianische Gelehrte waren. Die Präsidenten und Vizepräsidenten dieser höchsten Behörden waren in der Regel *tsai-siang* oder *tsch'êng-siang* oder *p'u-sché*, Titel, die noch dem Altertum entstammen, aber ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben und zu bloßen Auszeichnungen geworden sind, ohne mit dem Amt selbst etwas zu tun zu haben (vergl. unser „Geheimrat“); seit dem 7. Jahrh. war auch der Titel *t'ung p'ing-tschang schi* aufgekommen. Weitaus das wichtigste unter den drei *schêng* war natürlich das *schang-schu schêng* mit seinen sechs Abteilungen als das eigentliche Fundament der Verwaltung, und je straffer deren Zentralisation durch die Einschränkung der Satrapenwirtschaft wurde, um so mehr mußte seine Bedeutung steigen. Noch erhob sich freilich zur Sung-Zeit über dem Ganzen als höhere Instanz das — wie es jetzt noch genannt wird — *schu-mi yuan* des *tschung-schu schêng*, dem alle Angelegenheiten vorzulegen waren, in denen die sechs Abteilungen keine Entscheidung treffen konnten; notwendig werdende Berichte an den Thron gingen dann — wohl zur Redigierung — an das *mên-hia schêng*. Der Präsident des gesamten *schang-schu schêng* oder *schang-schu tu schêng*, der *schang-schu ling*, war ein sehr hoher Beamter, der im Range sogar noch über den drei *schi* stand (meistens wird er beide Würden in sich vereinigt haben), und während der Sung-Zeit ist auch an diesem Zustande formell nichts geändert worden, obwohl die sechs Abteilungen (*ts'ao* oder *pan*) sich mehr und mehr zu selbständigen Behörden auswachsen mußten. An ihrer Spitze standen je ein Präsident (*tsch'êng*), ein Vizepräsident (*ssê-lang*) und ein Generalsekretär (*tschung yuan wai lang*). Sie gliederten sich schon seit der Sui-Zeit in vierundzwanzig Unterabteilungen (*ssê*). Die völlige Auflösung des *schang-schu* in seine Teile konnte

nur noch eine Frage der Zeit sein. Kaum eine Veränderung hat das Zensorat (*yü-schi t'ai*) mit seinen drei Abteilungen gegenüber der T'ang-Zeit erfahren. Die leitenden Beamten waren jetzt nicht mehr Mitglieder im alleinigen Hauptamt, sondern hatten immer noch ein anderes Amt daneben, das sogar oft 5 mals wichtiger war. Dagegen fielen die größtenteils zu Sinekuren gewordenen „neun *k'ing*“ (II, 535) fast ganz der Reform von 1078 zum Opfer. Erhalten blieben nur das *t'ai-tsch'ang ssë* und das *ta-li ssë*, das *tsung-tschêng ssë* wurde mit dem *t'ai-tsch'ang ssë* zusammengelegt, das *wei-wei ssë* und das *t'ai-p'u ssë* gingen im *ping pu* (Kriegsabteilung) auf, das *t'ai-fu ssë* und das 10 *ssë-nung ssë* im *hu pu* (Abtlg. für Volkswirtschaft), das *kuang-lu ssë* und das *hung-lu ssë* im *li pu* (Kultusabteilung). Gewohnheit und Tradition haben sich allerdings auch hier wieder stärker erwiesen als die Zweckmäßigkeit: schon unter Kao tsung wurden drei der eingezogenen Ämter doch wieder selbständig, und später tauchen auch andere wieder auf. Sehr stark ent- 15 wickelt waren — was bei der hochgespannten Geistigkeit der Sung-Zeit nicht Wunder nehmen kann — die wissenschaftlichen Ämter. Das *pi-schu schêng*, die große Staatsbibliothek, umfaßte jetzt auch das *tsi-hien yuan*, das *schü kuan*, das *tschao-wên kuan* und das 988 neu geschaffene *pi ko* (vergl. oben S. 355), alles Sammelstätten für die gewaltig angestiegene literarische 20 Produktion, für die Handschriften und Drucke der vergangenen Jahrhunderte, Zeichnungen und Bilder, die täglichen Aufzeichnungen der Chronisten, für die Annalen u. a. Daneben besorgten die hier zusammengerufenen Gelehrten neue revidierte Ausgaben alter Texte und stellten in eigenen Druckereien die prachtvollen Werke des berühmten Kunstdruckes der Sung-Zeit 25 her (vergl. unten). Die zahlreichen weiteren Ämter mit enger spezialisiertem Geschäftsbereich wie Medizin, Kleider, Wagen, Kriegsgerät u. a. müssen übergangen werden.

Ganz nach chinesischem Vorbilde waren die Zentralregierungen in den Fremdstaaten Liao, Kin und Si-Hia eingerichtet, deren Bevölkerung ja 30 auch zu einem beträchtlichen Teile aus Chinesen bestand. Dabei war aber Vorsorge getroffen, daß das einheimische Element wie die anderen noch vorhandenen Völkerschaften zu ihrem Rechte kamen. Es war keine einfache Aufgabe, so verschiedenartige Bevölkerungsbestandteile in einer gemeinsamen Verwaltungsorganisation zusammenzuschließen, und in der Tat 35 hat man sich auch dazu verstehen müssen, getrennte Systeme mit einheitlicher Leitung einzurichten. Die K'i-tan-Herrscher hatten zwar schon früh den konfuzianischen Kult mit allen seinen politischen Folgen eingeführt (s. oben S. 88f.) und danach auch ihre Regierungsorgane gestaltet, das *Liao schi* (Kap. 47 fol. 1r⁰) behauptet sogar, „der Staat der K'i-tan habe schon seit 40 der Zeit T'ai tsung's von T'ang (Mitte des 7. Jahrh.) gewisse Verwaltungsämter der Provinzen (nach chinesischem Vorbilde) eingerichtet“, aber sie hatten dabei auf Wesen und Bedürfnisse des einen Volkes Rücksicht genommen. T'ai tsung (Tê-kuang 927 — 947, s. oben S. 95), heißt es im *Liao schi* (Kap. 45 fol. 1r⁰f.), „vereinigte die chinesischen Behörden (mit den

einheimischen) und teilte sie in nördliche und südliche. Die einheimischen Ordnungen dienten zur Regierung der K'i-tan, die chinesischen bezogen sich auf die Chinesen. Die einheimischen waren knapp und einfach, die chinesischen waren den gewohnten Bezeichnungen angepaßt und wurden in ihrer alten Form beibehalten. So teilten sich die Behörden des Liao-Reiches in die nördlichen und die des südlichen Hofes (*yuan*). Der Nordseite (*pei mien*) lag die Regierung des Palastes, der Stämme und der Vasallenstaaten ob, der Südseite (*nan mien*) die Sorge für die Chinesen, die Provinzialbezirke, die Steuern und die Militärpferde. Man hielt sich in der Regierung an die Landesbräuche und fand so das Angemessene“. An der Spitze der beiden „Höfe“ stand je ein Prinz mit dem Titel *tsai-siang*. Die Namen „nördlicher und südlicher Hof“ sollen von der Lage der Hauptzelte hergenommen sein, von denen das eine nördlich, das andere südlich vom Palast war. Die obersten Behörden darin hießen „*schu-mi yuan* des nördlichen“ und „des südlichen Hofes“; sie waren unter Schi tsung (Wu-yü, s. oben S. 97f.) 15 947 und 948 geschaffen worden und hatten unter einander die Geschäfte verteilt, die im Sung-Reiche den sechs *pu* des *schang-schu schêng* oblagen, z. B. lagen die des *ping pu* (Kriegsabteilung) bei dem nördlichen *schu-mi yuan*, die des *li pu* (Abteilung für Beamtentum) bei dem südlichen, die des *hu pu* (Abteilung für Volkswirtschaft) bei beiden usw. Außerdem gab es in den „Höfen“ noch eine größere Zahl von Unterämtern, wie das *ta lin-ya yuan*, etwa dem *han-lin yuan* entsprechend (vergl. oben S. 192), oder das *ti-lie-ma tu ssë*, dem Kultus und Riten unterstanden u. a. m. Die Namen dieser Ämter und die Titel ihrer Beamten sind in der K'i-tan-Sprache gegeben und daher weder in ihrer Form noch in ihrer Bedeutung für uns noch 25 erkennbar. Eine eigene Organisation hatte das von den K'i-tan unterworfene P'o-hai, das von ihnen in Tung-tan kuo (s. oben S. 87) umbenannt war und von einem Mitgliede der königlichen Familie als Statthalter regiert wurde. Hier war die oberste Behörde das *tschung-t'ai schêng*, an dessen Spitze zwei Präsidenten, *ta siang*, standen. Ebenso wird für den Stamm der Yao 30 nien, ein gleich hinter den Ye-lü rangierendes Geschlecht, eine besondere Organisation aufgeführt, sowie für die Kuo-kiu und die Hi (s. oben S. 86). Alle diese Organisationen gehörten zu dem Geschäftsbereich des nördlichen Hofes und unterstanden K'i-tan-Leuten.

Die Organisation des südlichen Hofes, der in seiner Gliederung weit umfangreicher als der nördliche war, wurde unter Schi tsung allmählich zu einem getreuen Abbild der Sung-Zentrale. Es gab, wenigstens wenn die Schlußfolgerungen der Verfasser des *Liao schi* (Kap. 47 fol. 1v⁰) richtig sind, die drei *schêng* mit den sechs Abteilungen (*pu*), die drei *schü*, zu denen auch der Präsident des Zensorats, der *yü-schi ta fu* gehört, und die drei *kung*, 40 ein *kuo-schi yuan*, ein *han-lin yuan*, ein *ta-li ssë* und sogar von den „neun *k'ing*“ ist die Rede, eine große Anzahl von *hüo schü* wird aufgezählt, die meist nach den gleichen Palasthallen benannt sind wie die der Sung. Es ist bei der Kargheit des Materials nicht möglich, ein Urteil darüber zu ge-

winnen, inwieweit diese Behörden nicht bloß Teilstücke eines nach chinesischem Vorbilde entworfenen Verfassungsplanes, sondern lebendige, wirkende Organismen waren und wie dann ihre Tätigkeit sich gestaltete; auch das *Liao schi* verrät keine Kenntnis darüber. Zur Besetzung dieser Ämter 5 des südlichen Hofes wurden fast durchweg Chinesen berufen.

In dem anderen Nordreiche, Kin, war die Entwicklung der Verwaltungsorganisation einfacher als in Liao, weil sie sich von selbst ergab. Die ersten Anfänge einer solchen Organisation bei den wohl damals noch halbwilden Ju-tschen wurden von dem Großvater Aguda's, des Reichsgründers (s. 10 oben S. 183ff.), geschaffen. Wir kennen davon nur die Bezeichnungen der höchsten Beamten in der einheimischen Sprache; bis auf einige wenige Reste verschwanden diese Ämter und ihre Namen aber in der großen Neuorganisation unter Hi tsung (1135—1150), dem Schöpfer einer wirklichen Behörden- und Beamtenhierarchie (s. oben S. 241). Waren die ersten 15 Einrichtungen samt ihren Namen einfach von Liao übernommen (vergl. oben S. 188), so wurde unter Hi tsung gleichzeitig die Sung-Verfassung als Vorbild aufgestellt; die beiden „Höfe“ übernahm man dabei nicht. Hailing wang, der Nachfolger Hi tsung's (s. oben S. 246), vereinfachte 1156 das System wesentlich, indem er das *tschung-schu schêng* und das *mên-hia schêng* 20 aufhob und nur das *schang-schu schêng* als oberste Zentralbehörde bestehen ließ. Abweichend von der Sung-Verfassung enthielt dies aber nicht die sechs Abteilungen (*ts'ao* oder *pu*), sondern gliederte sich in verschiedene Spezialämter (*yuan*, *t'ai*, *fu*, *ssê* u. a.). Daneben bestanden schon seit 1140 die sechs *pu* als selbständige Behörden, womit die Entwicklung bereits weiter gegangen 25 war als in Sung. An der Spitze des *schang-schu schêng* stand auch hier der *schang-schu ling* als Präsident und unter ihm amtierten zwei *tsch'êng-siang*, zwei *p'ing-tschang tschêng-schi* und zwei *ts'an-tschì tschêng-schi* als höchste Beamte. Jedes der sechs *pu* aber wurde geleitet von einem Präsidenten, der den Titel . . *schang-schu* führte, unter ihm standen ein Vizepräsident, 30 *schi-lang*, zwei Obersekretäre, *lang-tschung*, und Sekretäre, *yuan wai lang*. Da diese Beamten im Range tiefer standen als die des *schang-schu schêng*, so mag hier noch ein gewisses Vorgesetztenverhältnis bestanden haben, aber tatsächlich war die Loslösung der Ressortministerien in Kin der in Sung vorangegangen. Die drei *schi* und drei *kung* finden sich auch hier, 35 aber ihre Bedeutung war sicher nicht größer als in Sung: Ehrentitel für die Minister, verbunden mit einer höheren Rangstufe. Die zahlreichen anderen, meist kleineren Ämter, Zensorat (*yü-schi t'ai*), Akademie (*han-lin hño-schi yuan*), Amt für Geschichtsschreibung (*kuo-schi yuan*) u. a. sind durchweg denen der Sung nachgebildet.

40 Von dem inneren Zustande des tangutischen Si-Hia wissen wir nicht viel. Der Staat stand durch seine Verbindung mit Tibet und Turkistan sehr stark unter buddhistischem Einfluß (s. oben S. 155f.), aber sein bedeutendster Herrscher, Li Yuan-hao (1032—1048), organisierte ihn durchaus nach chinesischem Muster (s. oben S. 154 u. 257). Nach den spärlichen Angaben des

Sung schi (Kap. 485 fol. 13r⁰) gab es ein *tschung-schu*, ein *schu-mi yuan*, darunter drei Unterämter (*ssě*), ein Zensorat und eine größere Zahl anderer Ämter für Ackerbau und Viehzucht, tangutische (d. h. wohl tibetisch-indische) Wissenschaft (*fan hūo*), chinesische Wissenschaft u. a. Leider aber erfahren wir außer den Namen nichts über alle diese Behörden. Von 5 Beamten werden nur der Präsident des *tschung-schu schêng*, der *tschung-schu ling* oder *tsai-siang*, der *schu schi ta fu*, der *shi-tschung* und der *t'ai wei* genannt. Das Beamtentum unter diesen Würdenträgern bestand aus Tanguten und Chinesen. Es ist leicht zu erkennen, wie der Geist des Konfuzianismus die Beherrscher in den Fremdstaaten in seinen Bann zog, um so stärker 10 natürlich, je länger die Verbindung mit dem „Mittelreiche“ währte. Die überall vorhandenen großen chinesischen Teile der Bevölkerung sind ohnehin immer das kulturell überlegene Element den regierenden Einheimischen gegenüber, und überall schimmert auch hier das Bestreben durch, dem vermeintlichen klassischen Muster des Tschou-Reiches nahezukommen. 15

So eifrig man im Sung-Reiche auf die Gliederung der Zentrale und besonders auf die Organisierung der Wissenschaft bedacht war, so wenig bekümmerte man sich um die Verwaltung der Gebiete „draußen“, d. h. der Provinzen. T'ai tsu's Leben wurde ganz von der gewaltsamen Einigung des Reiches ausgefüllt, und erst T'ai tsung konnte das Werk der Beseitigung der 20 Teilstaaten vollenden. Unter diesen Umständen begnügte man sich zunächst damit, die alte Einteilung des Landes in zehn *tao* von der T'ang-Dynastie zu übernehmen (s. II, 542f.), und nur die allzu großen von ihnen, nämlich Kien-nan, Kiang-nan und Schan-nan, in je zwei Teile, einen östlichen und einen westlichen, zu zerlegen, so daß man nunmehr dreizehn *tao* hatte, ob- 25 wohl große Teile dieser „Provinzen“ gar nicht mehr zum Reiche gehörten, sondern inzwischen an die Fremdstaaten gekommen waren. Dieser Widerspruch zwang sogar die Theoretiker in K'ai-fêng, sich den wirklichen Verhältnissen irgendwie anzupassen. Schon bald nach T'ai tsu's Tode kam neben *tao* die gleichbedeutende Bezeichnung *lu* auf, aber unmöglich konnte man die 30 so benannten Einheiten mit den *tao* der T'ang-Zeit gleichsetzen, sondern verstand, wie es scheint, allgemein gewisse Gegenden ohne feste Abgrenzung darunter. So sprach man unter dem Jahre 979 von 21 *lu*, dann von 19, von 17, von 16 und schließlich wurde 997 das Reich durch besonderen Akt in 15 *lu* geteilt. Je kleiner das Gesamtterritorium aber wurde, um so mehr 35 wuchs durch Zerteilung die Zahl der *lu* oder Provinzen wieder: um 1030 waren es 18, um 1080 23 und schließlich, am Ende der Herrschaft im Norden angeblich (nach *Sung schi* Kap. 85 fol. 3r⁰) 26, in Wirklichkeit aber 23, außer dem hauptstädtischen Bezirk, nämlich die folgenden:

K'ai-fêng fu, der Bezirk der „Ost-Hauptstadt“ (*Tung-king lu*) 40

1. King-tung tung lu, Ostteil östl. der Hauptstadt (östliches Schan-tung)
2. King-tung si lu, Westteil östl. der Hauptstadt (West-Schan-tung und östliches Ho-nan) mit der „Süd-Hauptstadt“ Ying-t'ien oder Kuei-tê fu

3. King-si nan lu, Südteil westl. der Hauptstadt (westliches Ho-nan)
4. King-si pei lu, Nordteil westl. der Hauptstadt (nordwestliches Ho-nan, mit der „West-Hauptstadt“ (Ho-nan fu)
5. Ho-peï tung lu, Ostteil von Ho-peï (südöstliches Tschì-li) mit der „Nord-Hauptstadt“ (Ta-ming fu)
6. Ho-peï si lu, Westteil von Ho-peï (westliches Tschì-li) mit Tschên-ting fu (Tschêng-ting)
7. Ho-tung lu, Ostseite des Huang ho (Süd- und Mittel-Schan-si) mit T'ai-yuan fu
10. 8. Yung-hing kün lu (südöstliches Schen-si) mit King-tschao fu (Singan)
9. Ts'in-fêng lu (südwestliches Schen-si) mit Fêng-siang fu
10. Liang-Tschê lu (Tschê-kiang)
11. Huai-nan tung lu, Ostteil von Huai-nan („südlich vom Huai“, östliches Ngan-hui)
15. 12. Huai-nan si lu, Westteil von Huai-nan (westliches Ngan-hui)
13. Kiang-nan tung lu, Ostteil von Kiang-nan („südlich vom Yang-tsë“, südöstliches Kiang-su) mit Kiang-ning (Nanking)
14. Kiang-nan si lu, Westteil von Kiang-nan (nördliches Kiang-si)
20. 15. King-hu pei lu, Bezirk nördlich vom King (I, 142 = Tung-t'ing)-See (Hu-peï) mit Kiang-ling fu (King-tschou)
16. King-hu nan lu, Bezirk südlich vom King-See (Hu-nan)
17. Fu-kien lu (Fu-kien)
18. Tsch'êng-tu fu lu (nordöstliches Ssë-tsch'uan) mit Tsch'êng-tu fu
25. 19. Tsë-tschou lu (südöstliches Ssë-tsch'uan)
20. Li-tschou lu (nordöstliches Ssë-tsch'uan u. südwestliches Schen-si) mit Hing-yuan fu (Han-tschung)
21. K'uei-tschou lu (südöstliches Ssë-tsch'uan)
22. Kuang-nan tung lu, Ostteil von Kuang-nan (östliches Kuang-tung)
30. 23. Kuang-nan si lu, Westteil von Kuang-nan (westliches Kuang-tung).

Dazu hatte man 1122 voreilig die Bezirke Yen-schan lu mit Yen-king fu (Peking) und Yün-tschung lu mit Ta-t'ung fu hinzugenommen, die bis dahin zu Liao gehört hatten und die man jetzt von den verbündeten Ju-tschen zurückzuerhalten hoffte, aber niemals erhielt (s. oben S. 200ff.). Die im 35 *Sung schi* angegebene Zahl 26 trifft nicht zu.

Nach der Räumung des Nordens vor dem Ansturm der Kin trat eine weitere Verkleinerung des Reichsgebietes ein, und man sah sich genötigt, stellenweise Neueinteilungen der Bezirke vorzunehmen. Sie beschränkten sich jedoch immer auf Zusammenlegungen oder Zerteilungen mehrerer Einheiten. Die Zahl hat deswegen mehrfach geschwankt, aber die längste Zeit hat die in 16 *lu* gewährt. Außer dem Bezirk von K'ai-fêng fu waren die beiden *lu* von King-tung, die beiden von Ho-peï, ferner Ho-tung, Yung-hing und Ts'in-fêng, d. h. ganz Nordchina dem Reiche entrissen, Liang Tschê wurde in Liang Tschê si lu und tung lu zerlegt, das erste mit Lin-ngan

(Hang-tschou), der neuen Hauptstadt, das zweite mit Schao-hing fu. Der ganze Südwesten, die späteren Provinzen Kuang-si, Kuei-tschou und Yünnan fehlt, während die T'ang ihn noch als Reichsgebiet hatten rechnen können. Jetzt war er von den unabhängigen Staaten Ta-li (Nan-tschao, s. oben S. 37) und Annam (s. oben S. 172ff.) eingenommen. Wir haben in diesen Einteilungen die Grundlage der späteren Provinzen (*schêng*) zu sehen. Die *lu* setzten sich zusammen, wie zur T'ang-Zeit, aus *tschou* (Bezirke) und diese aus *hien* (Kreise), einige größere *tschou*, vor allem die der Hauptstädte, waren *fu* (Hauptbezirke, Präfekturen), eine Bezeichnung, die in dieser Bedeutung zuerst in der Provinzialverfassung der T'ang erscheint (II, 541); die *kün* waren schon seit dem 7. Jahrh. fortgefallen (II, 540), doch findet man die Bezeichnung immer noch angewendet, ohne daß man das Verhältnis zu den *tschou* erkennen kann. Für die Zeit der nördlichen Sung-Dynastie werden folgende Zahlen der kleineren Verwaltungseinheiten genannt: 4 hauptstädtische *fu* (s. oben Nr. 2, 4, 5 und K'ai-fêng), 30 andere *fu*, 15 254 *tschou*, 1234 *hien*, für die südliche Dynastie fehlen die Zahlen. Die Einwohnerzahl des Reiches soll beim Verlassen des Nordens nach dem *Sung schi* 20882258 Familien mit 46734784 Köpfen gewesen sein, d. h. wenig mehr als zwei Personen auf die Familie! Auch wenn nur die steuer- und fronfähigen Personen gezählt werden, ist die Zahl unmöglich (vergl. III, 37f.). Im Süden haben sich in Folge der Kriege die Besitzverhältnisse so oft verschoben, daß sich verlässliche Angaben weder über die Verwaltungsbezirke noch über die Bevölkerung erhalten haben, wenn sie jemals vorhanden gewesen sind.

Anders als zur T'ang-Zeit hat sich unter den Sung die Provinzialverwaltung gestaltet. Das Überwuchern der Macht in den Händen der Militär-gouverneure (*tsie-tu schi*) hatte, wie wir früher sahen, verhängnisvolle Folgen gehabt und schließlich das Reich zersprengt (II, 538ff.). Unter den „fünf Dynastien“ wirkte dieses zentrifugale Element noch weiter, brachte immer neue Gewalthaber hervor und verhinderte eine Einigung. T'ai tsu hat als erste seiner Taten diese Gefahr gebannt, indem er den *tsie-tu schi* alle Macht nahm und die Verwaltungsbefugnisse an die Zivilgouverneure oder Präfekten (*ts'ê-schi* oder *tschi-tschou*) zurückgab (vergl. oben S. 118). Die *tsie-tu schi* wurden Militärbeamte mit besonderen Aufträgen, ohne festes Amt. Sie wurden zur Inspektion der Truppen und Milizen in die Provinzen entsandt, aber für die Bildung einer eigenen Militärmacht außerhalb der Hauptstadt bestand keine Möglichkeit mehr. In der Tat hören wir, wie schon früher erwähnt wurde, von Selbständigkeitsbestrebungen in den Provinzen nur sehr selten und dann immer in Verbindung mit einem der Fremdstaaten. Für die anderen großen Militärsatrapen der T'ang, die *tu-hu* (II, 539), war in dem aller Außenländer beraubten Sung-Reiche ohnehin kein Raum mehr. Eine wirkliche Verwaltungseinheit wurde zwar das *lu* unter den Sung so wenig, wie es das *tao* unter den T'ang hatte werden können, aber es werden jetzt wenigstens einige Ansätze dazu sichtbar (s. unten). War es unter den

T'ang die militärische Organisation, die eine weitere Entwicklung verhinderte, so war es unter den Sung das Mißtrauen des schlechten Gewissens gegen jede Anhäufung von Macht in einer Hand (vergl. oben S. 233). Verwaltungseinheiten waren die *fu*, d. h. die hauptstädtischen Bezirke und einige 5 wichtigere unter den *tschou* — die Sung hatten den Gebrauch dieser Bezeichnung bedeutend erweitert —, die *tschou* und die *hien*. Die wirkliche Residenzstadt, also K'ai-fêng, später Lin-ngan (Hang-tschou), nahm eine besondere Stellung ein, sie unterstand einem *mu-yin* oder *ling-yin* oder *fu-yin*, der ein hoher Beamter und meist ein kaiserlicher Prinz, zuweilen sogar der Thron- 10 folger war. Der alte Titel (II, 541) wurde aber allmählich auf die Residenzstadt selbst beschränkt, der zugehörige *fu*-Bezirk wurde, wie die anderen *fu*, von einem *tschi-fu* (Präfekten) verwaltet, wie ein *tschou* von einem *tschi-tschou* und ein *hien* von einem *tschi-hien* oder *hien-ling*. Diese Bezeichnungen ersetzten unter den Sung allmählich die älteren Titel *ts'ě-schi* und *t'ai schou*, 15 die nur noch in der Literatursprache ihr Dasein fortsetzten. Der später so wichtig gewordene *tschi-hien* hat hier seinen Ursprung. Die *tschi-fu* und *tschi-tschou* bekamen durch die Ausschaltung der *tsie-tu schi* eine erhöhte Machtstellung, indem sie zivile und militärische Befugnisse in ihrer Hand vereinigten. Die Inhaber der Posten galten deshalb als *king kuan* „haupt- 20 städtische Beamte“, und die *tschi-fu* führten vor ihrer Amtsbezeichnung noch das Wort *k'uan* etwa „beauftragt mit“, als Zeichen, daß sie von der Zentrale nur zeitweilig „detachiert“ waren. Aus dem Bestreben, die angemessene Macht der Militärkommandanten zu brechen, die in den *tsie-tu schi* ihren Höhepunkt erreicht hatte, ging unter den ersten Sung-Kaisern ein Amt hervor, das 25 später weiter entwickelt wurde und zu großer Bedeutung gelangte. „In der Absicht, die angemessenen Machtbefugnisse der Kommandanten in den Provinzen unter den fünf Dynastien zu unterdrücken“, heißt es, „ernannte T'ai tsu Inspektoren für die Bezirke“. Sie hießen *t'ung-p'an* „Entscheidungsinstanzen“, d. h. Zivilkommissare. Es waren zuerst keine ständigen Be- 30 amten mit festem Amtsbezirk, sondern, wie ihre Vorgänger zur T'ang-Zeit, die sich aber den hohen Militärbeamten gegenüber niemals hatten durchsetzen können (s. II, 543f.), Abgesandte der Zentralregierung, die in den einzelnen *fu* oder *tschou* die militärischen Zustände, die Finanzgebarung u. a. überwachten. Die Bezirke, die einem *t'ung-p'an* zugewiesen waren, 35 bildeten ein *kien*, und die *t'ung-p'an* waren *kien-ssě*. Diese „Inspektionsbezirke“ entwickelten sich allmählich zu neuen Verwaltungseinheiten mit eigenem Beamtentum. Die Listen der Sung-Annalen geben für 1122 63 *kien*. Die *t'ung-p'an* müssen scharfe Kritiker gewesen sein, denn das *Wên-hien t'ung-k'ao* sagt, sie „dürften nicht mit den späteren oberflächlichen Kom- 40 promißlern gleichgesetzt werden“. Noch von einer anderen Seite her aber sorgte die Zentralregierung für unmittelbare Überwachung der Provinzen. Unter den T'ang hatte man auch vergeblich versucht, durch herumreisende Inspektionsbeamte bessere Aufsichtsmöglichkeiten über die Provinzen zu erlangen, die Ämter waren aber nie recht zur Geltung gekommen und jetzt

in Vergessenheit geraten. Auf diese Einrichtungen besann man sich jetzt: 991 sandte man wieder, neben den *t'ung-p'an*, denen vor allem die Behandlung der Militärfragen, der Steuern und der Justiz oblag, die *tschuan-yün schi* „Verkehrs- oder Transportinspektoren“ in die Provinzen. Diese Inspektoren, die schon zur T'ang-Zeit einmal für vorübergehende Zwecke 5 verwendet worden waren, sollten die Wirtschaftsverhältnisse überwachen und die Strafjustiz prüfen oder, wenn nötig, berichtigen (vergl. oben S. 118). Die *tschuan-yün schi* bereisten in der Regel ein ganzes *lu* — das erste Mal, daß man in dem *lu* eine Einheit im Ganzen sieht. Noch drei andere Inspektoren der frühen T'ang-Zeit, die in den *tsie-tu schi* aufgegangen und längst 10 vergessen waren, holte man wieder hervor: die *tschi-tschi schi* „Einsatzbeamte“, die *king-lüo schi* „Ordnungsbeamte“ und die *ngan-fu schi* oder *süan-fu schi* „Befriedungsbeamte“, zuweilen auch *king-lüo ngan-fu schi* genannt. Es waren dies Titel von den verschiedenen „Befriedungsbeamten“, die man zur T'ang-Zeit als Regierungskommissare in die Grenzgebiete 15 oder in die von Aufständen heimgesuchten und verwüsteten Gegenden gesandt hatte (II, 542). Die Sung riefen diese Ämter wieder ins Leben, da durch die Kriege mit den Fremdstaaten große Teile des Reiches schwer gelitten hatten und man durch die Ernennung solcher Hilfskommissionen den Forderungen des eigenen Gewissens Genüge zu tun glaubte. Sie sollten 20 sich um „die Angelegenheiten des Heeres und der Bevölkerung“ bemühen, die Wirksamkeit der Lokalbeamten beobachten, Straffälle prüfen und entscheiden, die Münzverhältnisse untersuchen, die Ausrüstung des Heeres inspizieren u. a. m. Dazu kamen dann noch nach der Umsiedelung nach Süden die *tschao-fu schi*, Sonderkommissare, die mit Ordnungsaufgaben 25 in bestimmten Gebieten betraut waren, aber nach deren Erledigung wieder abberufen wurden.

Im ganzen zeigt die Landesverwaltung der Sung gegenüber der der T'ang nur insofern eine wichtige Veränderung, als die Satrapenwirtschaft der *tsie-tu schi* beseitigt ist, und diese muß in erster Linie den Ausdehnungs- 30 bestrebungen der Fremdstaaten zugeschrieben werden. Jedes Selbständigkeitsgelüste hatte mit ihnen zu rechnen: wenn es nicht die Macht der Liao, Kin oder Si-Hia zum Feinde haben wollte, konnte es nur unter ihrem Schutze Erfolg haben; dieser Erfolg aber würde nur eine neue Abhängigkeit gebracht haben, abgesehen davon, daß ein Paktieren mit den Landesfeinden doch 35 nicht jedem Provinzgewaltigen behagte. Empörungsversuche glaubte man jetzt eher von den Präfekten der großen Bezirke fürchten zu müssen, auf die viele Machtbefugnisse der *tsie-tu schi* übergegangen waren, aber zu ihrer Überwachung waren eben die zahlreichen Inspektoren ernannt worden, wenngleich man mit diesen auch der durch die Kriege verelendeten Bevöl- 40 kerung helfen zu können meinte oder wenigstens zu helfen vorgab. Vielleicht war es auch eine Folge des ständigen Mißtrauens bei der Zentrale, das die Belehnung von Würdenträgern und Günstlingen, d. h. ihre Ausstattung mit großen Landpfünden, die zur T'ang-Zeit noch blühte (II, 555), fast ganz

fortgefallen und auf die Mitglieder der kaiserlichen Sippe beschränkt war. Für ein Aufleben des Lebenswesens war zur Sung-Zeit schon deshalb keine Aussicht mehr, weil, im Gegensatz zur T'ang-Zeit, hierfür kein Land mehr vorhanden war. Hierzu kam, wie erwähnt, als äußerst wichtiges Moment, die
 5 Dogmatisierung der konfuzianischen Lehre mit dem „Himmelssohn“ als Mittelpunkt durch die großen Denker der Sung-Zeit (s. unten), die eine stärkere Verwurzelung dieser Lehre in allen Schichten des Volkes, damit aber eine festere Zusammenschließung der Völker des Reiches als einer Kulturgemeinschaft bewirkte. Durch alle diese Umstände erklärt es sich,
 10 daß beim Sturz der Dynastie trotz der Schwäche der Regierung keine neue Zersplitterung des Reiches erfolgte und auch später nie mehr erfolgt ist, auch wenn man von der gewaltigen zentralisierenden Macht der kommenden mongolischen Dynastie ganz absieht.

Wie das Heerwesen im Sung-Reiche beschaffen gewesen sein muß, läßt
 15 sich an den schweren Niederlagen der kaiserlichen Truppen in den Kämpfen mit den Fremdstaaten erkennen, deren Kampfgeist sie nichts Gleichwertiges gegenüberzustellen hatten. Einige bedeutende Heerführer wie Tschang Tsün, Han Schi-tschung (s. oben S. 224ff.), Yo Fei (s. oben S. 227ff.), Mêng Hung (s. oben S. 303) u. a. haben wohl durch ihre Persönlichkeit ihre Truppen mit-
 20 fortreißen können, aber entscheidende Erfolge haben auch sie nicht zu erreichen vermocht, dafür war offenbar weder die Ausbildung noch die Rüstung ausreichend. Überdies pflegte jeder große militärische Erfolg die Eifersucht der Kreaturen des Hofes zu erregen, die Folgen waren Verleumdung des siegreichen Feldherrn, Abberufung und Ersatz durch einen un-
 25 fähigen Günstling. Die vernichtende Kritik, die Wang Ngan-schi in seiner großen Anklageschrift von 1058 an den Zuständen im Heere übt (s. oben S. 168), besagen genug, um die Wehrlosigkeit gegenüber den nordischen Bedrängern zu erklären.

Nach dem *Sung schi* (Kap. 187 fol. 1r^o) setzte sich das Sung-Heer aus
 30 drei Teilen zusammen: 1. den Palastgarden des Kaisers (*kin kün*), die „die Hauptstadt zu verteidigen und darin Ordnung zu halten hatten“, 2. den Bezirkstruppen (*siang kün*), die in den Bezirken (*tschou*) in Garnison lagen; sie wurden nach den Bevölkerungslisten ausgewählt oder angeworben, die besten mußten an die Palastgarden abgegeben werden, die übrigen wurden
 35 teils in der Garnison für Arbeitszwecke u. ä. verwendet, teils hatten sie den Bezirk gegen Überfälle (durch Räuber oder Feinde) zu schützen (sie hießen deshalb auch *hiang ping*); und 3. den Grenztruppen (*fan ping*), die „den Schutz der Grenzen zu übernehmen hatten“, sie waren zu Anfang der Dynastie aufgestellt worden und hatten unmittelbar an den Grenzen ihre
 40 Garnisonen. Die Palastgarden erhielten ihren Ersatz aus den Bezirken, deren Präfecten die benötigten Rekruten auszuwählen und nach der Hauptstadt zu senden hatten. Wang Ngan-schi, der wegen der ständigen Gefährdung des Reiches durch die Fremdstaaten eine Verstärkung der Wehrkraft für unerläßlich hielt, wollte die bei den Bezirkstruppen vorhandene be-

schränkte Gestellungspflicht weiter bis zu einer allgemeinen Wehrpflicht ausbauen und setzte deshalb 1070 das Gesetz über die Aufstellung einer erweiterten Miliz (*pao-kia*) durch, die einen Teil der *hiang ping* bilden sollte. Zehn Familien wurden dadurch zu einem Schutzverband (*pao*) zusammengefaßt, fünfzig Familien zu einem Großverbande (*ta pao*). Jede Familie, die zwei oder mehr wehrfähige Männer hatte, mußte einen Mann stellen; waren mehr als zwei solcher Mitglieder vorhanden, so konnten weitere Einstellungen erfolgen. Die Offiziere, je ein Mann für den Verband, wurden aus den Familienvorständen ausgewählt. Waffen durften, abgesehen von denen, die verboten waren, nach Belieben verwendet werden. Es ist klar, daß diese so zu Stande gebrachte Truppe zunächst höchstens für Polizeizwecke ausreichend sein konnte. So bescheiden dieser Anfang einer Wehrhaftmachung des Volkes war, so stieß er doch auf so heftigen Widerspruch, daß sich das neue System nicht länger halten konnte, als das Leben des Kaisers Schên tsung währte, unter dem es eingeführt war: 1086 wurde es wieder beseitigt. Die Sorge für die Truppe lag zwei Kommissaren, den *schü-wei ssê*, ob. Die Provinzialtruppen, das eigentliche Volksheer, umfaßten in ihren großen Verbänden eine Mehrzahl von Bezirken, in der Regel ein ganzes *lu* (hier zeigt sich ein weiterer Ansatz zur Vereinheitlichung), und führten besondere Namen, z. B. die Armee *Tschung-schun*, die in Ho-peï ihre Standorte hatte, oder die Brigade *Tschung-hiao kün* (s. oben S. 285 u. 287). Die Rekrutierung hierfür erfolgte auf mehrfache Art. Zum Teil wurden die Truppen, ähnlich wie die *fu-ping* unter den T'ang (II, 545), ausgehoben, indem von jedem Haushalt ein Mann wehrfähig gemacht und zum Heeresdienst eingezogen wurde, wobei Stellvertretung durch einen anderen zulässig war. Außerdem fand Anwerbung statt. Den betroffenen Familien wurden Steuervergünstigungen gewährt. Damit der Landwirtschaft keine Arbeiter entzogen würden, wurde die Ausbildung auf die Zeit vom November bis Februar verlegt. In Schen-si soll die Aushebung bis zu 68757 Mann ergeben haben. Die Grenztruppen rekrutierten sich vornehmlich aus den in den Grenzlanden ansässigen Fremdstämmen; sie befanden sich in den nordwestlichen Gebieten, wo tangutische und tibetische Kontingente (ob durch Anwerbung oder Aushebung, ist nicht klar) als Grenzschutz (*fan-li tshi ping*) aufgestellt wurden. Sie wurden bezahlt mit Geld, Reis, Mehl, Dienstpferden und Kleidung. Diese Verbände sollten vornehmlich zur Abwehr der Si-Hia dienen, doch wurde es im Laufe der Zeit notwendig, neben ihnen auch chinesische Formationen zu bilden. Natürlich konnten die Grenztruppen nur gehalten werden, so lange sich die Gebiete noch in chinesischer Hand befanden. Das System der Militärkolonien und Grenzkolonien für zivile Siedler, wie es zur T'ang-Zeit bestanden hatte, war unter den Sung in dem Umfange nicht mehr möglich. So lange die chinesische Macht noch nicht ganz aus Schen-si und Ssé-tsch'uan vertrieben war, wurden dort Militär-Kolonien (*t'un-t'ien*) gehalten, im Ganzen mit mangelhaftem Erfolge. Als der Norden preisgegeben werden mußte, befanden sich

die zu sichernden Grenzen zwischen dem Huai und dem Yang-tsë, sowie in Ho-nan, Hu-peï und Ssë-tsch'uan. Auch hier hat man es mit der Anlage von Kolonien für Soldaten und zivile Siedler versucht, da unbebautes und verlassenes Land genügend vorhanden war, aber die Erfolge waren wiederum
5 schlecht, teils wegen der Unfähigkeit der Behörden, teils in Folge des immer stärker werdenden Druckes durch die Kin und durch die Mongolen.

Die alte Wehrkreis- (*wei*) Einteilung (II, 545) mit den *tsiang-kün* an der Spitze finden wir bei den Sung nicht mehr, auch die *tu-tu fu* (Militär-gouvernements) erhalten sich nur noch in den Akten der Behörden. Dagegen
10 besteht noch die Stellung eines *ta tu-tu* und *tu-tu* sowohl in der Hauptstadt wie in einzelnen Großstädten der Provinzen: die in der Hauptstadt hatte öfters ein kaiserlicher Prinz inne. Es heißt zwar, daß ihnen die Sorge um die Militärpferde in den *lu* obliege, aber das *Sung schi* sagt selbst, daß sie meistens an den Geschäften der Regierung beteiligt seien. Vermutlich hatten
15 die *tu-tu*, die ja auch Befehlshaber der städtischen Garnisonen waren und für den Schutz der Tore sorgen mußten, die Obhut über die Akzise auf die einkommenden Waren. Da dies meist ein einträgliches Geschäft war, so erklärt es sich, daß oft Prinzen und hohe Minister das Amt eines *tu-tu* mit versahen. Im übrigen aber ist es ein vergebliches Bemühen, für solche und
20 andere Titel wie *tsung kuan*, *tu-t'ung* u. a., die aus einer anders gearteten Vergangenheit mitgeschleppt werden, einen Inhalt oder Wirkungskreis ergründen zu wollen. Daß bei den Sung im allgemeinen wenig Interesse für Heeresorganisation bestand, ist bei der Geisteshaltung der Zeit nicht zu verwundern.

25 Bei den kriegerischen Völkern des Nordens war das Heer naturgemäß der wichtigste Bestandteil in der staatlichen Organisation. Es bildete sogar die Grundlage des ganzen Staatsaufbaus (s. oben S. 97 u. S. 243) und enthielt noch viel Eigenständiges, während die Landeseinteilung und Verwaltung später von den Chinesen entlehnt wurden. Wie schon erwähnt (s. oben
30 S. 356), sollen die K'i-tan bereits zu Beginn der T'ang-Zeit gewisse chinesische Ämter, und zwar die eines *tu-tu* und eines *ts'ë-schi*, als Gouverneure für bestimmte Landesteile, eingesetzt haben. Aber die eigentliche Organisation der Provinzen vollzog sich erheblich später. Hauptzentren der Verwaltung waren natürlich die fünf Hauptstädte; sie leiteten die fünf Provinzen (*tao*),
35 die die Namen der Hauptstädte hatten, anfangs mit dem Zusatz *fu* (s. oben S. 96), also Lin-huang fu mit der „Oberen Hauptstadt“ (s. oben S. 90 u. 96), Liao-yang fu mit der „Ost-Hauptstadt“ usw. Diese Provinzen, *tao* oder *fu*, mit je einem „Gouverneur“ (*tsung-kuan*) oder „Präfekten“ (*tschi-fu*) an der Spitze, enthielten mehrere „Bezirke“ (*tschou*) unter je einem
40 „Unterpräfekten“ (*tschi-tscho*), von diesen einige wieder mehrere „Kreise“ (*hien*) unter je einem „Kreishauptmann“ (*hien-ling*) und daneben noch „Stadtgebiete“ (*tsch'êng*). Die Listen des *Liao schi* (Kap. 36) zählen 67 *tschou* und 98 *hien* auf. Die weiten Gebiete der anderen tungusischen und tangu-tischen Völker, sowie die im Westen bis nach Turkistan hinein gelegenen, die

zeitweilig unterworfen waren, hatten an dieser Organisation keinen Teil. Auch für die K'i-tan selbst war neben der chinesischen Verwaltungseinrichtung noch die alte Stammesorganisation beibehalten worden, wenn chinesisch-klassizistisch umbenannt. Die größeren Stämme (*pu-tsu*) auch unterstanden je einem *i-li-kin* oder *ta wang* („Großfürsten“), dem ein *t'ai schi*, ein *t'ai pao*, ein *t'ai wei* und ein *t'i-yin* oder *ssë-t'u* („Finanzverwalter“) und ein *ssë-k'ung* (Versorger der Ausrüstung?) zur Seite standen. Ferner hatte jeder größere Stamm einen *tsie-tu schi* und verschiedene unter ihm stehende Beamte. An der Spitze eines kleinen Stammes standen ein *ssë-t'u* und ein *ssë-k'ung* sowie ein *tsie-tu schi* und mehrere untergeordnete Beamte. Diese Organisationen der K'i-tan-Stämme diene allein der Aufstellung des Heeres. Apaoki hatte nach seinem Regierungsantritt zunächst ein Heer für die Sicherung seines eigenen Stammes und seiner Sippe, das *yü-tschang ts'in-kün* „die Leibgarde der kaiserlichen Zelte“, gebildet, das angeblich (nach *Liao schi* Kap. 35 fol. 1v^{off.}) 300 000 Reiter für ihn selbst und 200 000 für die Fürstin zählte. Ferner war für das neue Reich ein Heer vorgesehen, das über die verschiedenen Hauptstädte, Provinzen, Bezirke und Kreise (vergl. oben S. 96f.) verteilt und anscheinend nach Sippengruppen — zwölf „Paläste“ (*kung*) und ein *fu* — benannt war. Diese Truppen bestanden aus einheimischen, d. h. K'i-tan-Kontingenten und solchen, die aus Fremdstämmigen und Chinesen gemischt waren. Es sollen im ganzen 509 000 Mann gewesen sein, so daß also die gesamte Streitmacht über 1 Million Köpfe gezählt haben würde, eine Zahl, die man nicht ohne Zweifel hinnehmen wird, es sei denn, daß man unter dem ständig gebrauchten Ausdruck *ting* die Wehrpflichtigen verstehen soll (vergl. oben S. 97). Die Listen des *Liao schi* geben für jeden Kreis (*hien*) die Zahl der zu stellenden *ting* an. Besondere Verbände scheinen die *tyu-kün* gebildet zu haben. Der erste Bestandteil dieses Ausdrucks dürfte ein K'i-tan-Wort und auch das Schriftzeichen 𠂔 dafür dem K'i-tan-System entnommen sein. Weder über die Aussprache noch über die Bedeutung hat sich bis jetzt Klarheit erreichen lassen. Die Aussprache schwankt zwischen *ti*, *tyu*, *min*, *miao* u. a., und die Bedeutung läßt sich vielleicht aus den mongolischen Fünfigerverbänden herleiten, Reiter-Kameradschaften für den Kriegs- und Wachdienst von fünfzig jüngeren Männern von fünfzehn Jahren aufwärts, zu deren Bezeichnung in der Literatur das Zeichen 𠂔 *kiu* „vereinigen“ verwendet ist (offenbar weil man das unchinesische Zeichen nicht verstand), und von denen das *Hei Ta schi lüo*, ein kleines, aber wertvolles Werk von 1237 (fol. 19r^o), berichtet (s. unten). Da das *Liao schi* (Kap. 46 fol. 13v^o) von „zwölf Reihen *tyu-kün*“ spricht, liegt es nahe, diese mit den zwölf „Palästen“ zu verbinden; daneben gibt es noch solche, die zu den verschiedenen Stämmen, und solche, die zur Verwaltung der Weideplätze und Viehherden gehören. Ein klares Bild von Wesen und Verwendung dieser Verbände erhält man aber nicht. Für die tributpflichtigen Völker oder Staaten (sie werden alle als *kuo* bezeichnet) waren besondere *ta wang* mit vielen Neben- und Unterbeamten wie *siang*,

t'i-yin, t'ai-schi, t'ai pao, tsie-tu schi, siang-yin, tsiang-kün u. a. vorgesehen. Die lange Liste der Tributstaaten umschließt neben vielen unbekannten Namen auch viele bekannte, wie Ju-tschen, Uiguren, Turfan, Tanguten, Si-Hia, Kao-li und Sin-lo, Japan, T'u-küe, Wu-sun, Khotän, Araber, Tibeter 5 u. a., also auch Länder und Völker, von denen man wohl nur die Namen kannte. Immerhin zeigt die Liste, wie weit gedehnt die politische Begriffswelt der K'i-tan geworden war. Es fehlt aber in der Liste das Sung-Reich, das doch tatsächlich tributpflichtig war (s. oben S. 143ff.); hier war aber die Scheu vor der Geistesmacht, der man die meisten Einrichtungen ver- 10 dankte, zu groß, als daß man gewagt hätte, sie auf eine Stufe mit den Ju-tschen, Uiguren u. a. zu stellen.

Daß diese ganze von China entlehnte, aber mit einheimischen Bestandteilen durchmischte Verfassung von Liao zu einem großen Teile Theorie geblieben ist, dürfen wir annehmen. Ein klares Bild von ihr zu gewinnen, ist 15 bei dem Gewirr unzähliger Namen von Ämtern und Titeln, für die eine Erklärung nicht gegeben wird, unmöglich, auch den Verfassern des *Liao schi* im 14. Jahrhundert wird es vielleicht schon unmöglich gewesen sein, zumal es mit ihrem Quellenmaterial nicht gut bestellt war (s. oben S. 2f.).

In Kin zeigt die Landeseinteilung, wie wir früher sahen (s. oben S. 242f.), 20 zwar denselben Grundriß wie die in Liao, ist aber in einigen Einzelheiten vereinfacht. Sie schließt sich, je später um so mehr, an das chinesische Vorbild an und stößt die von den K'i-tan überkommenen alten einheimischen Formen und Einrichtungen ab, eine Entwicklung, die von den Kin-Herrschern teils gefördert, teils beklagt worden ist. Der berühmte Hai-ling 25 wang im 12. Jahrhundert pflegte immer neidisch nach dem Süden zu blicken und alles was er an Brauch und Sitte im Sung-Reich sah, nach Kräften nachzuahmen (s. oben S. 248). Sein Nachfolger Schi tsung dachte anders hierüber und sah die Gefahren für sein Volk. „Nach dem Untergange von Liao“, sagte er zu einem seiner Berater (*Liao schi* Kap. 89 fol. 17v⁰), „soll 30 man nicht die alten Sitten vergessen. Ich meine, daß Hai-ling wang, der die Bräuche der Chinesen mit Eifer erlernte, seinen Ursprung vergessen hat. Wenn man sich auf die alten Sitten des Landes stützt, dann braucht man innerhalb der Grenzen keine Besorgnisse zu hegen, das ist eine alte Erfahrung“. Die Erkenntnis hat indessen die Entwicklung nicht aufhalten können, 35 und mit dem Guten der konfuzianischen Staatsordnung hat man das Schlechte der literarischen Überfeinerung entlehnt. Das bedeutete am Ende seelische und körperliche Erschlaffung. So finden wir in der Verwaltung des Kin-Reiches schließlich dieselbe aufgeblähte Beamtenhierarchie mit ihren hohlen Titeln und Ämtern wie im Sung-Staate.

40 Die Provinzen (*lu*) wurden von Gouverneuren (*tsung-kuan*) verwaltet, an der Spitze jeder der fünf Hauptstädte aber stand als Gouverneur ein *fu-yin*, der zugleich die Stellung eines *tsung-kuan* hatte, außerdem daneben ein „Statthalter“, *liu-schou*. Die übrigen Präfekturen (*fu*) unterstanden je einem *yin*, die Bezirke (*tschou*) je einem *ts'ë-schi*, die Kreise (*hien*) je

einem *hien-ling*; auch *tschi-tsch'êng* werden noch aufgeführt, obwohl die *tsch'êng* „Stadtgebiete“ als solche nicht mehr bestanden. Auch *tschuan-yün schi* finden wir, die aber nur die Steuer- und Kornspeicherverwaltung haben, und neben ihnen *diet'ung-p'an*, deren Tätigkeit hier ganz unklar bleibt. Auffallend ist die Einsetzung einer Reihe von Sonderämtern für die Salzsteuer, Weinsteuern u. a., sowie eines besonderen Zollinspektors (*schui-wu ssě*), eines Kommissars für den Handel (*mai-wu ssě*) und eines anderen für das Holzgeschäft (*mu-tsch'ang schi*) in der Residenzstadt Tschung-tu. (Man fühlt sich fast an die Sonderämter des *Tschou-li* erinnert).

Das Heerwesen erfreute sich bei den Ju-tschen auch nach der Gründung 10 des Kin-Staates besonderer Pflege. Die allgemeinen Rekrutierungsbestimmungen wurden bereits früher erwähnt (s. oben S. 243), auf dieses ursprüngliche System wurde dann allmählich nach chinesischem Vorbilde eine zivile Bürokratie gebaut, aus den erwähnten Gründen nicht zum Vorteil des kriegerischen Geistes. Wie Apaoki bei den K'i-tan, so hatte Aguda zunächst 15 für sich und seine nächsten Verwandten und Mitarbeiter (s. oben S. 367) starke Leibgarden (*kin-kün*) geschaffen. Nur über diese macht das *Kin schi* Einzelangaben hinsichtlich der Organisation; von dem sonstigen Heere erfahren wir außer allgemeinen Bemerkungen nur einiges wenige über eine alte Verbandorganisation, die den *tyu-kün* der K'i-tan entspricht. Das *Kin* 20 *schi* (Kap. 44 fol. 2r^o) sagt im Anschluß an die erwähnten Rekrutierungsbestimmungen: „Die Stammeshäupter hießen (in der Sprache der Ju-tschen) *po-kin*, die mobilisierten Truppen hießen *mêng-ngan mou-k'é*. Diese Bezeichnung war von der Anzahl der befehligten Truppen hergenommen. Der Befehlshaber eines *mêng-ngan* war nämlich ein Tausendschaftsführer und 25 der Befehlshaber eines *mou-k'é* ein Hundertschaftsführer. Der Unterbefehlshaber eines Hundertschaftsführers hieß *pu-li-yen*, ein Unteroffizier bei der Truppe *a-li-hi*. Über die Zahl (der Truppen) eines Stammes gab es zuerst keine Bestimmungen, aber zwei Jahre nachdem T'ai tsu (Aguda) zur Regierung gekommen war und das Geschlecht der Ye-lü 30 (K'i-tan) besiegt hatte, bestimmte er, daß dreihundert Familien ein *mou-k'é* und zehn *mou-k'é* ein *mêng-ngan* bilden sollten. Nachdem sich dann alle Stämme unterworfen hatten, wurde die Bezeichnung *mêng-ngan mou-k'é* dafür verwendet und den Stammeshäuptern der Befehl über die Stammes- truppen verliehen“. Diese Erklärung läßt auch einiges Licht auf die *tyu-kün* 35 fallen; es handelt sich hier offenbar um eine Einrichtung, die den östlichen Steppenvölkern allgemein eigen gewesen ist, denn die Tausendschaftsführer und Hundertschaftsführer sind auch bei den Mongolen oft erwähnte Truppenkommandeure, und die spätere „Banner“-Organisation der Mandschus (s. unten) dürfte ebenfalls damit zusammenhängen. Wie in dieser 40 nicht bloß Mandschus, sondern auch Mongolen und bestimmte Chinesen in „Bannern“ zusammengefaßt waren, so hatten auch in Kin außer den Ju-tschen Fremdvölker wie die K'i-tan, P'o-hai und Chinesen ihre *mêng-ngan* und *mou-k'é*. (Im *Kin schi* Kap. 2 fol. 13v^o wird vermerkt, daß Angehörige

der drei Völker, die sich mit ihren Sippen unterwarfen, zu Tausendschaftsführern ernannt wurden). Da diese sich aber später als unzuverlässig erwiesen, so wurden diese Formationen unter Hi tsung aufgelöst, und nur die Organisation der Ju-tschen blieb bestehen. (Vergl. oben S. 243). Dagegen
 5 finden sich in Kin auch noch Reste der *tyu-kün* der K'i-tan, und das *Kin schi* (Kap. 44 fol. 6v⁰) führt mehrere Stämme mit Namen auf, die diese Fünzigerverbände stellen. Es kann sich dabei natürlich nur um K'i-tan-, vielleicht auch um Hi-Verbände gehandelt haben, die von den Kin mit übernommen wurden. Selbst bei den Mongolen der älteren Zeit unter Dschingis
 10 Khan und Ogodai Khan scheint sich, wie vorhin erwähnt wurde, die gleiche oder eine ähnliche Organisation erhalten zu haben (s. oben S. 367), die sogar mit demselben Schriftzeichen 𠤎 benannt ist, sie verschwindet dann aber ganz in der der Tausendschaften und Hundertschaften. Die ersteren heißen im Mongolischen *mingan*, offenbar dasselbe wie *mêng-ngan*, dagegen ist der
 15 Name der letzteren *jaghu* = hundert, was mit *mou-k'é* nicht zu vereinigen ist; möglicherweise liegt hier ein Irrtum insofern vor, als man *mou-k'é* die Bedeutung „Hundertschaft“ nur in Anlehnung an die „Tausendschaft“ gegeben hat, während es in Wirklichkeit etwas anderes bedeutet und wohl mit dem mandschurischen *mukun*, „Sippe“, „Familie“ zusammengehört.

20 Äußerst wenig wissen wir wieder über die Landeseinteilung von Si-Hia, über die Verwaltung überhaupt nichts. Nach den spärlichen Angaben im *Kin schi* (Kap. 134 fol. 13r⁰) und *Si-Hia ki-schi pên-mo* (Kap. *schou-hia* fol. 13r⁰ff.) zählte das Reich, das sich durch den großen Huang-ho-Bogen in Schen-si, später bis an das nordwestliche Ende von Kan-su bei Kia-yü
 25 kuan erstreckte, sechs Provinzen (*tao*), nämlich: Schen-si kuan-nei tao mit Si-ngan fu als Hauptort, Schen-si ho-si tao mit Fêng-siang fu, K'ing-yang fu und Ning-hia wei, Schen-si kuan-si tao mit P'ing-liang fu und Yen-ngan fu, Schen-si lung-yu tao mit Kung-tsch'ang fu und Lin-t'ao fu (heute Lantschou), Schen-si si-ning tao und Schan-si ki-ning tao mit T'ai-yuan fu.

30 Diese Provinzen enthielten elf, dann, nach genauerer Gliederung, zwanzig Bezirke (*tschou*) mit sechsundzwanzig Kreisen (*hien*). Es ist anzunehmen, daß die Verwaltung dieser Bezirke nach chinesischem Vorbilde organisiert war, zumal auch hier inmitten der Tanguten-Stämme eine zahlreiche chinesische Bevölkerung und mit ihr chinesische oder chinesisch gebildete
 35 Beamte vorhanden waren. Militärisch muß das Land, wie sich in den zahlreichen Kämpfen mit Sung, Kin und später mit den Mongolen zeigt, eine gute Organisation gehabt haben. Die Liste des *Pên-mo* nennt elf größere Garnisonen oder Wehrbezirke (*wei-so*) mit fünfzehn kleineren Standquartieren, dazu noch eine Anzahl befestigter Plätze. Wir wissen aber, daß sich
 40 der Machtbereich von Si-Hia, wenigstens vom 11. Jahrh. ab, noch weit über Kan-su hinaus am Etsin gol entlang erstreckte (s. oben S. 158 f. und 282), aber ob etwa hier die buddhistischen Klöster nach tibetischer Art die Hoheitsrechte hatten, ist nicht zu ersehen. Auch von der Organisation des Heeres, seiner Rekrutierung usw., sowie von der Zivilverwaltung erfahren wir nichts.

b) Wirtschaft.

Das *Sung schi* leitet seine Kapitel über die Wirtschaft mit der folgenden kennzeichnenden Übersicht ein (Kap. 173 fol. 1v⁰f.): „Nachdem die Sung von den T'ang und den Fünf Dynastien die Herrschaft übernommen hatten und es T'ai tsu gelungen war, die verschiedenen Teilstaaten zu unterwerfen, schaffte er das System der Grenzgouvernements (II, 544) und lokalen Zoll- 5 ämter ab; Korn, Seide und Geld wurden angesammelt und die Innengebiete mit starker Hand geschützt. Es ergingen Anordnungen für die Förderung des Ackerbaus, und Reis, Hirse, Maulbeerbäume und Hanffasern waren überall die wichtigste Angelegenheit. Was T'ai tsung anlangt, so waren die Staatseinkünfte reichlich, täglich wurde mit den Ministern über Herab- 10 setzung der Steuern und Verringerung der Lasten beraten und das Beschlossene in Kraft gesetzt. Unter Tschên tsung konnte man im Innern auf die heiligen Berge steigen und die Vollendung des Werkes melden (s. *Li-ki* I, 563 und oben S. 146ff.), außen aber hatte man die West-Barbaren besänftigt und die Grenzlande beruhigt (s. oben S. 143ff.), und seitdem ver- 15 stärkten sich die Erörterungen über die Wirtschaft von Tag zu Tag. Zur Zeit Jen tsung's erhöhten die K'i-tan unsere Leistungslieferungen und die Si-Hia unsere Geschenke (s. oben S. 162), der Unterhalt der Truppen an beiden Grenzen brachte unzählige Schwierigkeiten mit sich, aber der Kaiser war bescheiden, schlicht und anspruchslos, daher waren die Anordnungen, 20 die Forderungen an das Volk stellten, nicht sehr drückend. Schên tsung wollte das Ansehen Chinas stärken und die Mißstände früherer Generationen beseitigen; Wang Ngan-schi und sein Anhang boten ihre Kunst, das Heer stark und den Staat reich zu machen, zum Verkauf an (s. oben S. 167ff.), die Gesetze über die Kornbeleiheung (*ts'ing-miao* s. unten) und die Miliz 25 (*pao-kia* s. oben S. 365) wurden in Kraft gesetzt, und damit begannen die Leiden des Volkes. Unter Tschê tsung vernichteten die Yuan-yu-Leute (s. oben S. 170) die schwachen Hoffnungen des Volkes auf Ruhe. Zur Zeit *schao-schéng* (1094—1097) und später leitete Tschang Tun (s. oben S. 170) die Anschläge der Schao-schu (wider die Gegner von Wang Ngan-schi), 30 und die schlimme Regierung begann aufs neue. Nachdem Hui tsung zur Regierung gekommen war, hielt Ts'ai King seine prahlerischen und selbstgefälligen Reden, während die Steuern drückend waren und erbarmungslos eingetrieben wurden, um die vielen Lüste zu befriedigen, aber auch um das eigene Unheil zu beschleunigen (s. oben S. 170f.). Als dann Kao tsung nach 35 Süden übergesiedelt war, hatte er zwar die Hälfte des alten Besitzes verloren, aber er stützte sich auf den Reichtum der natürlichen Hilfsmittel des Landes im Südosten, und sie genügten, um den Staat wohlhabend zu machen. Während der folgenden hundertfünfzig Jahre wurden staatliche und persönliche Interessen in grober Weise miteinander verquickt.“ 40

Mit Recht wird hier hervorgehoben, daß die volkswirtschaftlichen Zustände während der Sung-Zeit in erster Linie durch zwei Dinge bestimmt

wurden: durch das Verhältnis zu den Fremdstaaten und durch das Reformwerk Wang Ngan-schi's mit den erbitterten Kämpfen um seine Geltung. Die beständigen Kriege gegen die K'i-tan, die Si-Hia und die Ju-tschen — nur die Jahre nach dem Vertrage von Schan-yuan 1005 waren eine, freilich
 5 teuer erkaufte, Zeit des Friedens — verursachten gewaltige Aufwendungen für das Heer, zudem schränkten sie die Landbestellung ein und vertrieben bedeutende Teile der Bevölkerung von ihren Äckern. Große Steuerausfälle waren die Folge. Wang Ngan-schi's einschneidende Wirtschaftsgesetze, die unmittelbar zum Staatssozialismus mit allen seinen schlimmen Begleit-
 10 erscheinungen führten, ihre Aufhebung und Wiedereinführung brachten Unsicherheit und Unzufriedenheit in das ganze wirtschaftliche Gefüge, Landwirtschaft und Handel bekamen weitere Lasten zu tragen. Die Tributleistungen an die K'i-tan und Ju-tschen kamen hinzu; wie die Verhältnisse am Hofe waren, haben wir gesehen. Wenn trotz alledem Handel und Verkehr
 15 im ganzen ihren befriedigenden Fortgang nahmen, zeitweilig und stellenweise sogar aufblühten, so kann dies nur der erstaunlichen Anpassungsfähigkeit und unverwüstlichen Unternehmungslust der Chinesen zugeschrieben werden. Die Verlegung der Hauptstadt nach dem Süden in die reiche Provinz Tschê-kiang hatte zur Folge, daß die südlichen Teile des Reiches,
 20 soweit sie nicht der chinesischen Herrschaft entzogen waren, besser durchorganisiert und damit steuerkräftiger wurden. Zwar hatten sie ihren Charakter als Verbannungsgebiete, den sie zur T'ang-Zeit noch hatten, auch jetzt noch nicht überall verloren, aber in der Zwischenzeit war durch das Wirken der reichen Südstaaten (s. oben S. 35 ff.) doch manches für die Aufschließung
 25 und wirtschaftliche Entwicklung geschehen — das glänzende Hang-tschou und seine weitere Umgebung, die unter den Herrschern von Wu-Yüe aufgeblüht waren (s. oben S. 36f.), sind Beispiele dafür —, der Einfluß des Hofes mußte natürlich dem Wirtschaftsleben des Südens einen weiteren Auftrieb geben, der ohnehin schon durch den Überseehandel der dortigen
 30 Hafenstädte seit der T'ang-Zeit erfolgt war (II, 550ff.).

Als Ganzes gesehen, kann die Wirtschaft der Sung-Zeit sich mit der des gewaltigen T'ang-Reiches und ihren durch ganz Asien sich hinziehenden Verbindungen nicht messen (II, 547ff.), zumal die geistigen Kräfte der führenden Schichten mehr durch Fragen der Literatur und Kunst als durch
 35 solche der Wirtschaft angezogen wurden. Zu dem ehernen Bestande in der Gedankenwelt des Literaten gehörte freilich die Sorge um Ackerbau und Seidengewinnung, aber von den wohlstilisierten Betrachtungen bis zum Verständnis der Lebensbedingungen des Bauern war es ein weiter Weg geworden. Der Landmann, den der bittere Mangel zum Schuldenmachen
 40 zwang, verfiel früher oder später dem Wucherer, der ihm an Zinsen mehr abnahm als er erarbeiten konnte, und das Ende war Aufgabe des Landes und Flucht in die Weite. Dagegen halfen weder die formvollendeten Aufsätze der Literaten noch die moralisierenden Kundgebungen der Regierung. Schon unter Tschên tsung am Anfang des 11. Jahrh. kam man auf eine Einrich-

tung der T'ang zurück und setzte entweder besondere Beamte ein, denen die Förderung des Ackerbaus oblag, oder man verband die Aufgabe mit der Tätigkeit der *t'ung-p'an* und *tschuan-yün schi* (Inspektoren, s. oben S. 362f.). Die Zahl der Bauern, die in Folge der Bedrückungen durch Abgaben und Kriegsschäden ihr Land aufgaben und „herumschweifendes Volk“ wurden, 5 war so groß, daß 1023 besondere Verordnungen dagegen erlassen wurden: Land, das über zehn Jahre von seinen Eigentümern verlassen war, konnte von anderen unter den Pflug genommen werden und zwar unter ganzem und halbem Steuererlaß. Dann wurde den „Herumschweifenden“ eine Frist von hundert Tagen gesetzt, innerhalb der sie ihr Land wieder in Bebauung 10 nehmen sollten, wogegen Steuer- und Fronerlaß für fünf Jahre, danach Herabsetzung um 80 v. H. zugesichert wurde. Nach Ablauf der Frist wurde das Land frei für Besitznahme durch andere. I. J. 1078 wurde — auch eine Folge von Wang Ngan-schi's Reformen — bestimmt, daß Bauern, die brachliegendes Land unter den Pflug nehmen oder Wasserkräfte nutzbar 15 machen, Darlehen an Geld oder Korn erhalten, „Herumschweifende“, die Arbeitsochsen kaufen (und seßhaft werden), fünf Jahre Steuererlaß genießen sollen.

Es war klar, daß mit solchen Maßnahmen dem Elend der Landbevölkerung nicht beizukommen war, weil die Ursachen sehr viel tiefer lagen. Wang Ngan-schi, der die Dinge während seiner Tätigkeit in der Provinz in der Nähe sah, hatte versucht, durch eine groß angelegte staatliche Hilfsaktion die Bauern aus den Händen der Händler und Wucherer zu befreien. Unter Schêng tsung hatte er 1069 die Einführung eines Kornbeleihsystems durchgesetzt, das unter dem Namen *ts'ing miao* berühmt geworden ist. Danach sollte den 25 Bauern vom Staate „beim Aufsprießen des Kornes“ (*ts'ing miao* = „grüne Sprossen“) bares Geld vorgestreckt werden, das nach dem Reifwerden mit einem mäßigen Zins (nach chinesischen Gewohnheiten, es waren 20 v. H. im Jahre!) zurückzuzahlen war. „Die eine Hälfte des Darlehns“, heißt es im *Sung schi* (Kap. 176 fol. 18r^o), „wird für die Sommerernte, die andere 30 für die Herbsternte gegeben. Wenn jemand das Darlehen in Naturalform (d. h. als Getreide) beantragt oder, weil zur Zeit der Rückzahlung die Preise hoch sind, es in Geld zurückzuzahlen wünscht, so ist das alles in sein Belieben gestellt“. Wang Ngan-schi hatte mit seinem System an eine alte Einrichtung, die „preisregulierenden Speicher“ (*tsch'ang p'ing-ts'ang*) an- 35 geknüpft; es waren dies Speicher der Regierung, in denen in Zeiten des Überflusses aufgekauft Korn gelagert wurde, das man in Zeiten der Teuerung auf den Markt brachte. Auf diese Weise wurden die allzu niedrigen Preise gesteigert, die allzu hohen gesenkt. In Notzeiten sollten auch Kornrationen an die arme Bevölkerung daraus verteilt werden, wenn man es nicht vorzog, 40 für diese Zwecke die wohlhabenden Kreise zu Geldspenden gegen Verleihung von Beamten- und Adelstiteln zu veranlassen. Das neue System wurde unter heftigstem Widerstande durchgesetzt und hat sich auch bis zum Jahre 1124 gehalten, aber es ist ebenso wenig ein Segen für die Bauern

geworden wie die alte Einrichtung. Beide sind gescheitert an der Unehrlichkeit und Habgier der Beamten, die den Bauern Anleihen zu übermäßigen Zinsen aufzwangen, wie sie früher das gespeicherte Korn zu Wucherpreisen verkauft hatten. Su Schi, besser bekannt als Dichter unter seinem Beinamen Su Tung-p'o, hatte in einer seiner Gegenschriften gegen Wang Ngan-schi die Entwicklung vorausgesehen, indem er erklärte: „Der Gedanke, den Leuten Anleihen zu geben, um sie zu entlasten, ist gut. Aber die Schwierigkeit liegt in dem Charakter der Beamten, die Auszahlung und Rücknahme der Anleihen zu überwachen haben. Sie werden bestimmt mit Willkür verfahren, und keine Maßnahmen, die man dagegen ersinnen mag, werden sich als wirksam erweisen“. Die Lage der Bauern ist trotz aller, vielleicht gut gemeinten Versuche des 11. Jahrhunderts dieselbe geblieben, ihre Ursachen lagen tiefer als die Reformatoren meinten, und sie zu beseitigen, waren die Sung-Herrscher weder willens noch fähig. Wang Ngan-schi war um Jahrhundert zu früh geboren.

Chinesische Statistiken der Sung-Zeit versuchen, Aufstellungen zu machen von dem Umfange des beackerten Landes und seiner Verteilung auf die Bevölkerung, geraten aber dabei in solche Unmöglichkeiten, daß auch das *Sung schi* (Kap. 173 fol. 12r^o) sie für unbrauchbar erklären muß. Wohl wegen dieser Unsicherheit in den Besitz- und Steuerverhältnissen wurde 1072/73 eine neue Vermessung und Steuerveranlagung für das gesamte Ackerland angeordnet. Das Land sollte in Parzellen von 1000 Schritt im Geviert oder 41 *k'ing* (= 287 Hektar) aufgeteilt, dann nach seiner Beschaffenheit und Lage in fünf Klassen eingeordnet und danach die Steuer berechnet werden.

Man hoffte, auf diese Weise eine gerechtere Verteilung und größere Ertragsfähigkeit der Steuer erreichen zu können. Das neue System (*fang-t'ien kün schui*), das in etwas an das alte Neunfeldersystem der Tschou-Zeit (I, 131f.) erinnert, sollte nur allmählich, von den hauptstädtischen Bezirken beginnend, in den Provinzen durchgeführt werden. Wie die meisten derartigen Maßnahmen ist auch diese in der Hauptsache Theorie geblieben, die Preisgabe des Nordens und Umsiedlung nach dem Süden schuf ohnehin neue Verhältnisse. Mit dem danach immer stärker werdenden inneren Verfall schwinden auch die Versuche, dem bedrängten Bauerntum, d. h. dem weitaus größten Teile der Bevölkerung, Hilfe zu bringen, jedenfalls hören wir nicht mehr von solchen.

Der Übergang des Grundeigentums aus kleinbäuerlichem Besitz an den meist in der Stadt lebenden Grundherrn, der das Land durch hoffnungslose Verschuldung des Bauern an sich brachte und den bisherigen Eigentümer als Pächter darauf beließ, ein Zustand, der schon zur T'ang-Zeit weit um sich gegriffen hatte, setzte sich zur Sung-Zeit fort und bildete jene ungesunden wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse heraus, die in der politischen Entwicklung der neuesten Zeit eine so verhängnisvolle Rolle gespielt haben. Die Geschichte der ländlichen Pachtverhältnisse in China ist noch ungeklärt,

sie wird auch nicht leicht aufzuhellen sein, da die Angaben der Quellen darüber sehr spärlich und nur mit Mühe aufzusuchen sind.

Die innere, d. h. vor allem Grenzkolonisation durch Soldaten und landlose Bauern, die zur T'ang-Zeit hoch entwickelt war, schrumpfte unter den Sung natürlich zusammen und verfiel schließlich ganz. T'ai tsu ließ in Ho-peï, von Hiung-tschou (östlich von Pao-ting fu) bis zur Küste Militär- und Zivilsiedlerkolonien (*t'un-t'ien* und *ying-t'ien*, s. II, 546f.) anlegen, teils gegen die Einbrüche der K'i-tan, teils gegen Sturmfluten vom Meere her. Waren die *t'un-t'ien* ursprünglich für die Grenztruppen, die *ying-t'ien* für „Herumschweifende“ gedacht, so änderte sich dieser Zustand jetzt insofern, als beide Siedlungen vielfach in einander aufgingen: je nachdem die Soldaten nicht ausreichten, um einen Raum zu füllen, oder anderswohin verlegt wurden, drangen die Bauern ein, oder wenn es an Bauern fehlte, belegten die Soldaten das Land. „Die *ying-t'ien* waren nicht mehr bloß für Bauern, die *t'un-t'ien* nicht mehr bloß für Soldaten“, heißt es im *Wén-hien tung k'ao* (Kap. 7 fol. 7r^o). Nachdem die nördlichen Provinzen verloren waren, wurden die neuen Grenzen in Hu-peï am mittleren Yang-tsë, in Ngan-hui am Huai-Fluß und in Kiang-su gegen die Kin, dann auch in Ssë-tsch'uan gegen die Tanguten, später gegen die Mongolen durch Militärkolonien geschützt. Hier im fernen Westen haben die Mongolen das chinesische Beispiel nachgeahmt und selbst Ackerbaukolonien angelegt oder wahrscheinlich von den Chinesen übernommen (s. oben S. 317). Die Erträge der Kolonien waren im Anfang teilweise nicht schlecht, verminderten sich aber mehr und mehr unter der allgemeinen Mißwirtschaft eines erpresserischen Beamtentums. In einem Bericht des Ministerialpräsidenten Tschang Tsch'an, eines der mutigsten Widersacher Ts'in Kuei's in seiner Friedenspolitik (s. oben S. 227f.), wird dargelegt, der Verfall der Militärkolonien in Hu-peï sei nicht dadurch verursacht, daß die Äcker nicht bestellt werden könnten oder daß keine Leute da seien, um sie zu bestellen, sondern dadurch, daß die Beamten in der Sorge, keinen Ertrag zu erzielen, vagabundierendes Volk heranholten, und wenn dieses nicht ausreiche, sesshafte Bauern zur Bestellung zwängen. Sie holen sie von ihren reifen Feldern fort, damit sie die unreifen des Staates bestellen, die eigenen aber liegen brach, sie müssen jedoch die Steuern darauf entrichten. Es kommt vor, daß die Leute aus einer Entfernung von mehreren hundert *li* herangeholt werden. So werden auch Äcker von Bauern einfach für Staatsland erklärt und die Feldfrüchte für den Staat geerntet. Fast bis zum Ende der Sung-Herrschaft hat es nicht an Versuchen gefehlt, Ackerbaukolonien, namentlich im Gebiete des Huai, anzulegen, teils um die staatlichen Finanzen zu schonen, teils um landlose Bauern anzusiedeln, aber es ist schwer zu sagen, wie weit die Erträge die Kosten überstiegen und in wie weit die Versuche überhaupt ernst gemeint waren. Das Eindringen der Mongolen machte bald dem Ganzen ein Ende.

Es ist leicht zu ermessen, in welche Verwirrung bei solcher Unklarheit der Besitzverhältnisse die damals wieder (im Gegensatz zur T'ang-Zeit) fast

ganz in Naturalabgaben (Reis, Korn, Seide, Baumwolle) bestehenden Grundsteuern und sonstigen staatlichen Auflagen, damit aber die ganze finanzielle Grundlage der Verwaltung geraten mußten. In Folge der Kriege, der Vertreibung vieler Bauern von ihrem Lande und des unsteten Lebens 5 zahlloser Familien, wechselten die Besitzverhältnisse sehr häufig: zur Steuer veranlagtes Land wurde zur Brache, anderes wurde von Zugewanderten in Besitz genommen, aber nicht versteuert; zudem waren die Grenzen der Grundstücke verwischt, es gab Zweifel und Streitigkeiten ohne Ende. Kein Geringerer als Tschu Hi (s. oben S. 292 ff.) lenkte, als er in T'ung-ngan 10 in Fu-kien bei der Verwaltung tätig war, die Aufmerksamkeit darauf, daß nicht einmal die Grenzen zwischen den beiden benachbarten Bezirken (*kün*) Ts'üan-tschou und Tschang-tschou bestimmt seien, geschweige denn zwischen den einzelnen Grundstücken, und daß man deshalb auch die Zuständigkeit der Steuerbehörde nicht feststellen könne. Es sei daher dringend 15 erforderlich, daß eine neue Katastrierung vorgenommen werde. Dann solle für je ein *mou* (etwa 7 Ar) nach einer von neun Güteklassen die Steuer in Geld festgesetzt und diese in Korn umgerechnet werden. So werde sich das Steueraufkommen für jeden Bezirk leicht errechnen lassen. Die Anträge wurden genehmigt und sollten im nächsten Jahre in den beiden Be- 20 zirken ausgeführt werden. Wiederholt noch kam man bis zum Ende der Dynastie auf diese Anträge Tschu Hi's zurück und verlangte Berichtigung der Landvermessung als Grundlage einer gerechten Steuererhebung. Ob man allerdings (im Gegensatz zur T'ang-Zeit) eine wesentliche Verbesserung der letzteren gegenüber der Zeit nach den Reformen des 8. Jahrh. (II, 557) 25 erreicht hat, ist sehr zweifelhaft.

Ein schwieriges Problem bei Abführung der Grundsteuer bildete von jeher die Transportfrage. Die Kosten für Heranschaffung der Naturalabgaben aus den entfernten Teilen des Reiches in die Hauptstadt waren sehr hoch, dazu kamen für die Bevölkerung noch die drückenden Arbeitsleistungen 30 beim Transport, die Stellung von Boten, Wagen, Zug- und Lasttieren u. a. Der Bedarf der Hauptstädte allein an Reis, Korn und Hülsenfrüchten, insbesondere für den Unterhalt des Heeres, war gewaltig. Auf dem Kaiserkanal und dann auf vier Wasserwegen wurden die Güter aus dem Süden nach K'ai-fêng geschafft, der wichtigste davon war der Pien ho genannte Arm 35 des Huang ho, der unterhalb von Yung-tsê abzweigte (s. II, 324 u. III, 343). Für das Jahr 981 gibt das *Sung schi* (Kap. 175 fol. 22rd.) folgende Zahlen: auf dem Pien ho kamen von Kiang-su und Ngan-hui 3 Millionen Pikul (1 Pikul = 60,5 Kilo) Reis und 1 Million Pikul Bohnen, auf dem Huang ho 500 000 P. Mais und 300 000 P. Bohnen, auf den beiden anderen Wasser- 40 straßen 400 000 P. Mais und 200 000 P. Bohnen, sowie 120 000 P. Bohnen; diese Mengen steigerten sich 995 auf 5 800 000 P. und 1008 auf 7 Millionen P. Reis. Kiang-nan, Huai-nan, Liang-Tschê und King-Hu (s. oben S. 360) waren die Hauptlieferanten. Die Frage, wie man die für den Transport über so weite Entfernungen notwendigen Kosten verringern könne, hat

die Finanz- und Wirtschaftsmänner Chinas schon seit dem Altertum beschäftigt. Immer hatte man zu dem Aushilfsmittel gegriffen, das in den entfernten Gegenden als Steuer abgelieferte Korn dort zu verkaufen und mit dem Erlös anderes in möglichster Nähe der Hauptstadt zu kaufen. Dabei sollte man verkaufen, wenn die Preise günstig d. h. hoch waren, und ein- 5 kaufen, wenn sie niedrig lagen. Dabei konnten die „preisregulierenden Speicher“ (s. oben S. 373) nach ihrer Bestimmung mitwirken. Auch Wang Ngan-schi hat sich der Frage des Transportes angenommen und 1069 den Erlaß eines Edikts erreicht, das die Transportinspektoren (s. oben S. 363) der genannten Lieferungsprovinzen anwies, mit dem Verfahren des Ver- 10 kaufens und Kaufens zu beginnen. Damit sie ausreichende Betriebsmittel für den Anfang zur Verfügung hätten, wurden dem obersten Transportinspektor fünf Millionen Geldschnüre (s. unten) überwiesen. Auch dieser Wunsch Wang Ngan-schi's, das sogenannte *kün-schu p'ing-tschun fa* „Gesetz betreffend Ausgleich der Transportlasten“, das von Anfang an auf heftigen 15 Widerstand stieß, ist wie alle ähnlichen Reformunternehmen an der Korruption des Beamtentums gescheitert, dem hier für seine Raffsucht besonders günstige Gelegenheiten gegeben waren. Wang's Gegner hatten sogleich auf dieses größte aller Hemmnisse hingewiesen, und die neue Ordnung ist tatsächlich auch nicht in Kraft gesetzt worden. 20

Als wichtige Einnahmequellen verblieben auch bei den Reformen Wang Ngan-schi's die staatlichen Monopole bestehen, obwohl dieser selbst ein Gegner davon war. Es waren wie bisher Salz, Spirituosen und Tee, die in staatlicher Regie gehandelt wurden. Tee war erst zur T'ang-Zeit hinzugekommen. Die Teepflanzer lieferten ihre Erzeugnisse an bestimmte Groß- 25 kauflente ab, und diese zahlten dafür einen festen Preis an die amtlichen Stellen (zur Sung-Zeit sechs). Wang Ngan-schi bekämpfte dieses System, weil die Teekauflente einen Ring bildeten, den Pflanzern die Preise drückten, die Bevölkerung und die Kleinhändler aber zwängen, schlechte Sorten zu hohen Preisen zu kaufen. Außerdem seien bei der geringen Zahl der amt- 30 lichen Teestellen und der Großkauflente die Anmeldung und Ablieferung umständlich, erforderten hohe Transportkosten und seien oft auch noch mit Verlusten durch Beschädigung verknüpft. Wang Ngan-schi wollte nicht die Aufhebung aller Monopole beantragen, da die Einkünfte daraus nicht entbehrt werden könnten, aber die Beseitigung des Teemonopols erklärte 35 er für notwendig, zumal es nicht einmal ertragreich sei.

Nicht besser als mit den Steuern stand es mit der anderen Grundlast, den Frondiensten für öffentliche d. h. staatliche Arbeiten. Sie waren eine alte Einrichtung und ursprünglich keine allzuschwere Bürde, hatten sich aber zur Sung-Zeit durch ständige Erweiterung zu einer unerträglichen Plage, 40 namentlich für das Landvolk, entwickelt. Alles, was mit den Bedürfnissen der Behörden zusammenhing, Wachdienst, Polizei, Straßenbau, Maurerarbeiten, Transport zu Lande und zu Wasser u. a. mußte als Frondienst geleistet werden, ja sogar die persönlichen Dienste für die Beamten in Haus

und Küche wurden den Bewohnern der Dörfer und Städte zugeschoben. Man hatte die Bevölkerung nach dem Grade ihres Besitzes in Klassen eingeteilt — die Zahl wechselte, in der Regel waren es neun — und legte in wenig gerechter Art einzelnen Klassen die Fronlasten auf. Personen mit
 5 Beamtenrang, also auch die Literaten, buddhistische und taoistische Priester waren frei. Die Verantwortlichkeit für pünktliche Leistung der Frondienste und Entrichtung der Steuern wurde bestimmten wohlhabenden Personen aus der Bevölkerung aufgebürdet. Die damit verbundenen Lasten waren derart, daß sich Familien nicht selten ihres Besitzes entäußerten oder
 10 ihn verbargen oder gar die Flucht ergriffen, um davon frei zu kommen. Gegen diese schreienden Mißstände erhoben sich um die Mitte des 11. Jahrh. gewichtige Stimmen, nicht bloß die von Wang Nang-schi, sondern auch die seiner Gegner, vor allem die von Ssë-ma Kuang. Wang Ngan-schi setzte es 1070 durch, daß in Zukunft wenigstens ein großer Teil der Frondienste
 15 von staatlich besoldeten Hilfskräften ausgeführt werden mußte. Insbesondere wurden die Privatpersonen, die bisher mit der Durchführung der Leistungen beauftragt waren, von ihren Verpflichtungen entbunden und bezahlte Amtspersonen an ihre Stelle gesetzt. Die Klassen aber, die von den Frondiensten frei gestellt waren, sollten hinfort durch Beiträge in Geld einen
 20 Ersatz dafür leisten. Schließlich sollten auch die Dienste der bisher Pflichten teilweise durch eine Steuer in Geld ersetzt werden. Da die Klasseneinteilung die Größe des Landbesitzes oder des sonstigen Vermögens und damit die des Einkommens zur Grundlage hatte, so waren hier die ersten Anfänge einer gestaffelten Einkommensteuer gegeben. Wang Ngan-schi's
 25 Neuerungen wurden heftig angefeindet und haben sich auf die Dauer wegen offener Härten nicht behaupten können, aber der Grundsatz, öffentliche Arbeiten durch bezahlte Kräfte ausführen zu lassen, hat sich doch gehalten; freilich blieb daneben auch die Fronarbeit immer in gewissem Umfange bestehen, in welchem Umfange, war jedoch weit mehr durch die größeren
 30 oder geringeren Erpressungen der Lokalbeamten als durch gesetzliche Ordnung bestimmt.

Daß, wie zur T'ang-Zeit, so auch zur Sung-Zeit noch eine Kopfsteuer, wenn auch in vielfach verkappter Form, bestand, kann kaum einem Zweifel unterliegen, sonst würde ein Edikt wie das von 1145, wonach die Befreiung
 35 von der Kopfsteuer (*ting-ts'ien*) für buddhistische und taoistische Klosterinsassen aufgehoben wurde unverständlich sein. Näheres darüber läßt sich allerdings nicht feststellen. Die buddhistischen und taoistischen Klöster genossen ja seit alter Zeit Steuerfreiheit, und die Klagen über die damit verbundenen Mißstände sind niemals verstummt (vergl. II, 305 u. 429).
 40 Aber es hing wohl ganz von der Gunst oder Ungunst der Zentrale und der Lokalbehörden ab, ob die Grundsteuer und Entgelt für Frondienste nicht doch in irgend welcher Form von den Klöstern — sei es auch nur für eigene Rechnung der Beamten — erhoben wurden. Es wird schwer halten, in diese dunklen Verhältnisse Licht zu bringen.

Eine weitere wichtige Einnahmequelle für den Staat waren die Warenzölle, die aber noch eine sehr primitive Form aufweisen. Nach dem *Sung schi* bestanden sie aus Transportzöllen und Umsatzsteuern. Es heißt dort (Kap. 186 fol. 1r^o): „Die Zölle auf Güter, die von Reisenden mitgeführt wurden, hießen Durchgangszölle (*kuo schui*) und betrugen zwanzig vom Tausend. Die Abgaben auf Waren, die von Ansässigen im Handel verkauft wurden, hießen Ortssteuer (*tschu schui*) und betrugen dreißig vom Tausend. So war die allgemeine Regel, aber bestimmte Ordnungen gab es nicht. Die Einzelheiten richteten sich nach den Verhältnissen der Gegend und waren nicht gleichmäßig“. Welche Hindernisse durch diese zahllosen Inlandzölle — jeder einzelne Bezirk erhob sie von Waren, die in seinen Bereich kamen — und ihre Unbestimmtheit — schließlich entschied jeder Lokalbeamte über ihre Höhe — dem gesetzlichen Handel in den Weg gelegt wurden, hat man noch in der neuesten Zeit beobachten können. Dem Kaufmann blieb meist kein anderer Weg übrig, als sich mit den Zollbeamten irgendwie, gesetzlich oder ungesetzlich, über eine erträgliche Höhe der Abgaben zu einigen. Daß wir über Umfang und Einzelheiten des Inlandhandels wenig wissen, war schon hinsichtlich der T'ang-Zeit gesagt worden (II, 548), für die Sung-Zeit gilt dasselbe. Der Landhandel mit fremden Völkern mußte sich mit der starken Macht-schrumpfung des Sung-Reiches entsprechend verringern, indessen vollzog sich doch ein Austausch hochwertiger Erzeugnisse wie Seide, Porzellan, Lack-sachen von der chinesischen, Edelsteine und Halbedelsteine, Baumwolle, Pelze u. a. von der anderen Seite weiter durch Vermittlung der Uiguren, der Si-Hia, der K'i-tan und der Kin. Das *Sung schi* (Kap. 186 fol. 21v^{off}.) berichtet über den Handel mit den K'i-tan, daß er anfangs unbehindert und unkontrolliert vor sich ging, daß aber von 977 ab an mehreren Orten des nördlichen Ho-peï, zwischen Ho-kien und T'ien-tsin, ferner an den Pässen von Tai-tschou und Yen-mên im nördlichen Schan-si Zollstationen errichtet wurden „für den Handel mit Weihrauch, Medikamenten, Rhinozeroshörnern und Elfenbein“, dem später noch „Rotholz“ (*su mu* Sapanholz, *Caesalpinia*), wohl für Färbezwecke, hinzugefügt wurde. Damit dürften aber keineswegs alle hier gehandelten Waren aufgezählt sein. Das *Sung schi* selbst nennt später noch Seidenwaren, Lackgeräte und Reis als Ausfuhr-, Silber, Gold, Tuch, Schafe, Pferde und Kamele als Einfuhrgüter. Das Schicksal dieses Handels hing von dem Verhältnis zwischen den beiden Staaten ab: wurde das Verhalten der K'i-tan allzu gewalttätig, so sperrte man den Handel; kam man zu einer Einigung, so wurde er wieder freigegeben. Es ist freilich zweifelhaft, welche von beiden Seiten das größere Interesse hatte. T'ai tsung spricht 988 in einem Edikt von „seinen Kindern, den Bewohnern von Yu und Ki (Ho-peï)“, die nicht durch eine Beeinträchtigung ihres Grenzhandels in Folge der Kämpfe Not leiden sollen. Die K'i-tan ihrerseits drängen wiederholt auf Öffnung der Grenzen, und über den Schmuggel während der Sperren wird ständig geklagt. Unter den Nachfolgern der K'i-tan, den Kin, erfuhren die Verhältnisse nur insofern eine Änderung, als die Grenzen immer

weiter nach Süden vorrückten und damit immer mehr chinesische Händler der Kontrolle der Sung entzogen wurden.

Für den Handel mit Si-Hia hatte man 1007 zuerst bei dem heutigen Yen-ngan im nordöstlichen Schen-si eine Zollstelle eingerichtet. Handels-
 5 artikel waren Seidenstoffe, Porzellan, Lackgefäße, Weihrauch, Medikamente, Ingwer und Zimt bei den Chinesen gegen Pferde, Rinder, Schafe, Filzdecken und Teppiche, Süßholz (*Glycyrrhiza* für medizinische Zwecke), ferner Bienenwachs, Moschusbeutel, Pelzjacken, Steinbock- und Antilopenhörner, Ammoniaksalz, Aeginetia-Wurzeln, Safran und Vogelfedern
 10 (wohl die des Eisvogels oder Königsfischers, die für Schmucksachen verwendet werden) bei den Tanguten. Auch Si-Hia gegenüber wurde in Zeiten mangelnden Einvernehmens der Handel untersagt, so besonders nach dem Bruch mit Yuan-hao 1038 (s. oben S. 160f.), aber es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß dieser mehrfach durch Gesandtschaften um Wiedereröffnung
 15 habe bitten lassen, wie das *Sung schi* (Kap. 186 fol. 23v⁰) angibt. Geschmuggelt wurde ohnehin auch an den Westgrenzen trotz aller Verbote. Zu wichtigen Vermittlern mit dem Westen hatten sich seit dem Ende der T'ang-Zeit die Uiguren entwickelt. Sie hatten, wie früher erwähnt wurde (II, 501), im Turfan-Gebiet und im nordwestlichen Kan-su, von Kan-tschou (zeit-
 20 weilig von Liang-tschou) bis Kua-tschou neue Staatswesen gebildet; selbst in Kutscha müssen Teile von ihnen gesessen haben. Damit aber waren die Uiguren in den Besitz der wichtigsten Stützpunkte des Handels mit Innerasien gekommen, und sie selbst hatten sich dabei aus Kriegern und Hirten zu friedlichen Kaufleuten entwickelt; am Ende der Sung-Zeit hatten sie
 25 fast ein Monopol für den Handel zwischen China und den Städten des Tarimbeckens (der freilich nicht mehr die Bedeutung hatte wie früher, s. unten). So waren sie unter anderem die Vermittler für die Einfuhr des in China so begehrten Nephrits aus den Lagerstätten von Khotän. Handelsbeziehungen bestanden auch mit den Volksstämmen des südlichen Ssch'-
 30 tsch'uan und Yün-nan, und wir hören sogar von Handelsämtern und Zollstellen in den dortigen Grenzgebieten, aber die Nachrichten sind zu dürftig, als daß sich ein deutliches Bild davon gewinnen ließe. Jedenfalls hielt der rege Handelssinn der Chinesen den Verkehr über die Grenzen trotz aller Behinderungen aufrecht. Daß die Handelsbeziehungen zwischen Kin und
 35 Si-Hia ganz ähnlich waren, geht aus dem hervor, was früher über die Grenzverhältnisse dort gesagt wurde (s. oben S. 259f.).

Auch in Innerasien hatten die Warenerzeugung und die kaufmännischen Neigungen der Chinesen während der Sung-Zeit ihren alten Ruf nicht verloren, obwohl alle politischen Beziehungen längst zu Ende gekommen waren,
 40 das zeigt die Gesandtschaft des Chwärezm-Schah an Dschingis Khan, den vermeintlichen Beherrscher Chinas, von 1215 (s. oben S. 274). Die Bemühungen der dortigen Kaufleute fanden bei den Chinesen — Dschingis Khan's Handelskarawane wird zum kleinsten Teile aus Mongolen bestanden haben — bereitwillige Aufnahme. Freilich hatte der chinesische Handel

mit Inner- und Westasien, wie früher gezeigt wurde (II, 550ff.), schon längst andere Wege eingeschlagen, nachdem die persisch-arabischen Kaufleute in den süd- und mittelchinesischen Hafenplätzen ihre Niederlassungen angelegt hatten. Der zur T'ang-Zeit dort angebahnte Verkehr mit dem Westen hatte sich zur Sung-Zeit ungestört weiter entwickelt, die chinesischen Seefahrer taten es den Arabern mindestens gleich und dehnten ihre Reisen über die Inseln der Südsee aus bis nach Ceylon und Indien, vielleicht sogar bis zum Persischen Golf und nach Afrika. Welche außerordentliche Bedeutung aber die persischen und arabischen Kolonien in den Häfen von Kuang-tung und Fu-kien durch ihren Reichtum erlangt hatten, das wird 10 beleuchtet durch das Verhalten des Zolldirektors von Ts'üan-tschou in Fu-kien, des Arabers P'u Schou-kêng, dessen Hilfe sich die Anhänger des von den Mongolen gejagten letzten Sung-Kaisers zu sichern suchten (s. oben S. 346). Diese über große Reichtümer und entsprechenden Einfluß verfügenden fremden Kaufleute hatten die Stellungen hoher chinesischer 15 Beamter an sich gebracht; das Amt eines Zolldirektors — *schí-po ssé* —, das zu ihrer Überwachung geschaffen war, bekleidete einer der ihrigen, und die beiden kämpfenden Regierungen bemühten sich um ihre Gunst. Daß den Chinesen diese machtvollen fremden Handelsherren anstößig wurden, läßt sich begreifen, aber man kann den Angaben des *Sung schi* (Kap. 167 20 fol. 19v⁰) entnehmen, daß alles Aufbegehren der Zensoren und Literaten dagegen wirkungslos blieb. Nach diesen Angaben wurde zuerst 1086 in Ts'üan-tschou ein Zolldirektor (*ti-kü schí-po*) für die Provinz Fu-kien eingesetzt (d. h. als Beamter der Zentralregierung, vorher war er nur Kommissar des Gouverneurs), 1107 wurde die Zahl auf drei erhöht, nämlich für 25 die Provinzen Tschê-kiang, Kuang-tung und Fu-kien (in Kuang-tung bestand das Amt schon vor 712, aber ebenfalls nur als ein Kommissariat des dortigen Militärgouverneurs). Schon ein Jahr danach beantragte ein Zensor, die drei Ämter in dem des „Verkehrsinspektors (*tschuan-yün schí*, s. oben S. 363) aufgehen zu lassen. Das geschah indessen nicht, und eine i. J. 1127 30 vollzogene Zusammenlegung der Zolldirektorate von Fu-kien (Ts'üan-tschou) und Tschê-kiang (Ningpo) mit den betreffenden Verkehrsinspektoren wurde sehr bald wieder rückgängig gemacht. I. J. 1159 erhob sich abermals eine Bewegung unter der Beamtenschaft gegen die Ämter, namentlich gegen die von Tschê-kiang, die sich bereits auf fünf Plätze ausgedehnt 35 hatten, während die von Fu-kien und Kuang-tung an je einem Orte wirkten; 1165 beschwerte man sich über „die Schikanen der Zolldirektoren von Tschê-kiang beim Erheben der Abgaben“ und verlangte ihre Beseitigung, da sie nur „fressende Parasiten“ seien; die von Fu-kien und Kuang-tung möge man mit Rücksicht auf den dortigen Überseehandel, der „groß wie der 40 Ozean“ sei, weiter belassen. Wenn das *Sung schi* am Schluß bemerkt, die Geschäfte der Zolldirektoren seien dann allmählich von den Präfekten, Inspektoren (*t'ung-p'an* s. oben S. 362) und Kreisdirektoren (*tschi-hien*) unter der Oberleitung der Verkehrsinspektoren mit übernommen worden, so zeigt die

Stellung von P'u Schou-kêng, der nicht bloß Seezolldirektor, sondern auch Ordnungskommissar (*tschao-fu schi*, s. oben S. 363) von Ts'üan-tschou war, wie die Dinge wirklich lagen. Wir wissen auch, daß Tschao Ju-kua, jener Abkömmling der Sung-Familie, dessen Aufzeichnungen über die „Bar-
 5 baren“ eine Hauptquelle für unsere Kenntnis des arabisch-chinesischen Seehandels sind, noch im 13. Jahrh. Seezolldirektor von Fu-kien war. Die Verbindungen des Überseehandels von den südchinesischen Häfen aus waren viel zu gewinnbringend, die Abgaben und Bestechungsgelder zu einträglich geworden, als daß man diesen Handel ernsthaft hätte unterbrechen wollen.
 10 Die Entwicklung der Seezollämter war dementsprechend gewesen: waren sie ursprünglich einfache Zollstellen, die von den Gouverneuren eingerichtet waren, so wurden sie allmählich zu großen Behörden, wie schon ihre Benennung nach ganzen Provinzen erkennen läßt. Um 976 wurde der ganze Überseehandel staatlich monopolisiert und Schleichhandel mit schweren
 15 Strafen (Brandmarkung und Verbannung) bedroht. Über die Organisation im allgemeinen wissen wir nicht viel. Ersichtlich ist aber, daß auch die Zentralregierung ihren Anteil an den Zöllen und sonstigen Abgaben (in der Regel 10—30 v. H. der Ladung in Waren) beanspruchte, von den heimlichen Auf-
 20 lägen der hohen und niederen Beamten zu schweigen. So erklärt es sich, daß man das anmaßende Gebaren der fremden Kaufleute, die Chinesinnen heirateten, zuweilen an den Staatsprüfungen teilnahmen und Beamtenränge erhielten, mit in den Kauf nahm, 987 sogar kaiserliche Sendboten abschickte, um „die Barbaren südlich des Meeres“ zum Kommen zu veranlassen.

Die Frachten der Seeschiffe bestanden zwar fast durchweg aus Luxus-
 25 waren, aber da sie in Landeserzeugnissen bezahlt wurden, war der Handel keine sonderliche Belastung für die Volkswirtschaft. Unter diesen waren allerdings neben Seide und Porzellan auch Gold, Silber, Blei, Zinn und Kupfermünzen. Die Ausfuhren dieser letzteren, die aus einer Legierung von Kupfer und Zinn bestanden, war am bedenklichsten. Nach chinesischen
 30 Kupfermünzen bestand im malaiischen Archipel offenbar eine große Nachfrage, denn Tschao Ju-kua hebt besonders hervor, daß die Kaufleute die Münzen „hinausschmuggelten“, und das *Sung schi* (Kap. 489 fol. 14r⁰) berichtet, daß der Kaiser Schên tsung i. J. 1079 den Gesandten von Sanfo-ts'i (Sumatra) 64000 Schnüre Kupfergeld (die Schnur bestand aus 1000
 35 Stücken) und 10500 Tael Silber schenkte. Dieselbe Quelle gibt aber auch an (Kap. 180 fol. 23r⁰), daß „seitdem in Tschê-kiang, Fu-kien und Kuangtung Seezolldirektoren eingesetzt waren, durch den Überseehandelsverkehr ein Abfluß der Kupfermünzen verursacht wurde. Das Verbringen von
 40 Kupfermünzen von Hang-tschou stromabwärts zum Meere wurde deshalb verboten“. Dies Verbot wurde 1182 und 1216 erweitert und verschärft.

Es war jedoch nicht der Überseehandel allein, der den Abfluß des gemünzten Kupfers seines Metallwertes wegen verursachte, auch an den Landgrenzen strömten die Münzen in fremde Staaten, und alle Klagen und Verbote nützten wenig. Mangel an gemünztem Gelde, besonders an vollwertigem,

war chronisch in China: einmal war die Kupfergewinnung überhaupt unzureichend, und dann wurde das rote Metall trotz aller Verbote immer wieder zur Herstellung von Gefäßen und Geräten, sowie zum Gießen buddhistischer Statuen verwendet. Es nützte wenig, wenn einmal in einem zornigen Erlaß die Einziehung und Einschmelzung solcher Gefäße und Statuen zur Herstellung von Münzen angeordnet wurde. Ungesetzliches Prägen (nur die staatlichen Stellen waren dazu berechtigt) und Falschmünzerei waren deshalb auch mit den drakonischsten Strafen nicht zu beseitigen, die guten Münzen zog der Handel ins Ausland, schlechte Legierung entwertete das Geld und machte die Preise steigen, ebenso die diktatorische, also künstliche Erhöhung des Geltungswertes der Stücke durch die Regierung oder Verringerung ihrer Anzahl in den Schnüren (vergl. oben S. 119). Um den Bedarf an Barmitteln zu decken, half man sich an den Grenzen zuerst mit eisernem Gelde, von 1069 ab wurde das Prägen solcher Münzen auch in gewissen Innenprovinzen angeordnet, wobei das Verhältnis der Eisenmünzen zu den Kupfermünzen festgesetzt wurde. Die Ausfuhr von Kupfer war schon seit alten Zeiten verboten, und zeitweilig wurde sie auch hart bestraft, aber in Wirklichkeit kümmerte man sich so wenig darum wie um viele andere Verbote. Wang Ngan-schi ließ 1074 das Verbot aufheben, weil er davon eine beträchtliche Erhöhung der Einfuhrzölle erhoffte. Aber eine Folge davon war auch ein verstärktes Abfließen der Kupfermünzen, und 1086 wurde die Aufhebung rückgängig gemacht.

Der Mangel an baren Zahlungsmitteln und das schwere Gewicht der Geldschnüre führten schließlich, wie schon zur T'ang-Zeit, auch jetzt wieder zur Verwendung von Geldscheinen. Zu Beginn des 9. Jahrh. pflegten, den T'ang-Annalen zufolge, die Kaufleute sich in die Hauptstadt zu begeben, ihr Geld bei ihren amtlichen Provinzialvertretungen oder anderen sicheren Stellen zu hinterlegen und sich darüber einen Schein ausstellen zu lassen. Diese Scheine, die wohl gestückelt waren, benutzten sie auf ihren Geschäftsreisen an Zahlungen statt. Sie bekamen die Bezeichnung „fliegendes Geld“ und erhielten allmählich den Charakter von Inhaberpapieren. Diese Einrichtung, in der wir den ersten Anfang des Bank- und Wechselverkehrs zu sehen haben, wurde später, aus nicht erkennbaren Gründen, von der Regierung untersagt. Zweihundert Jahre danach aber griff man den Gedanken abermals auf, indem man unter T'ai tsu von Sung Kaufleute, die in die Hauptstadt kamen, veranlaßte, ihr Geld an einer bestimmten amtlichen Stelle gegen einen Quittungsschein zu deponieren. Die Provinzialbezirke erhielten Anweisung, auf diese Scheine bei Präsentation Zahlung zu leisten. Die Scheine erhielten den Namen *pien ts'ien* („Bequemlichkeitsgeld“). Als dann zur Zeit Tschên tsung's (998 — 1022) in Ssë-tsch'uan das eiserne Geld sich wegen seines schweren Gewichts als zu unbequem erwies, wurden von einer Anzahl wohlhabender Kaufleute Geldscheine, sogenannte *kiao-tsë*, im Werte von einer Schnur Kupfermünzen ausgegeben, die innerhalb von drei Jahren einlösbar waren. Die Scheine wurden von der Bevölkerung zunächst

gern genommen, doch erwies sich die so geschaffene Garantie als unsicher, weil die Zahlungsfähigkeit der Garanten wechselte. So entstanden Mißhelligkeiten und Prozesse, und die Behörden schritten zu einer Art von halber Legalisierung, ohne aber eine Garantie für die Einlösung zu übernehmen. Indessen wurde unter Jen tsung (1023 — 1063) die unbefugte Herstellung oder Fälschung der Scheine unter Strafe gestellt und dem Gesamtwert der ausgegebenen *kiao-tsě* eine Grenze gesetzt. I. J. 1131 hinwiederum beantragten die Behörden von Wu-tschou (heute Kin-hua in Tschê-kiang), für die dort stehenden Truppen, da der Ort zu Wasser nicht erreichbar sei 10 und die schweren Geldschnüre daher nur mit Schwierigkeit hingeschafft werden könnten, Zollgutscheine, *kuan-tsě* genannt, auszugeben, die von den Soldaten beim Kauf von Tee, Salz und anderen Bedarfsartikeln in Zahlung gegeben und von den Kaufleuten dann auf den Zollämtern zur Entrichtung der Zölle verwendet werden könnten. Die Einrichtung verbreitete sich 15 zunächst, mußte aber nach einigen Jahren aufgegeben werden, weil sie zu so viel Erpressungen seitens der Beamten Anlaß gab, daß die Bevölkerung bittere Klage erhob (vor allem vermutlich die Kaufleute, denen man die Zollscheine nicht einlöste). Man half sich dann auch hier mit den *kiao-tsě*-Scheinen, bis man 1159 die Zollämter anwies, neue, mit amtlichem Siegel 20 versehene Zollscheine auszugeben und eine genügende Deckung in Bargeld bereitzuhalten. In Huai-si liefen damals Zollscheine im Werte von 800 000 Schnüren, in Huai-tung von 400 000 Schnüren um, die in kleine Beträge bis zu einigen hundert Kupfermünzen gestückelt waren. Aber der Zustand muß dauernd unbefriedigend geblieben sein, denn 1160 erhielt die Abteilung 25 für Volkswirtschaft (s. oben S. 356) den Auftrag, „Geldscheine, sogenannte *hui-tsě*“ herzustellen, die durch Barbeträge gedeckt seien und innerhalb wie außerhalb der Städte umlaufen könnten. Sie sollten im Handel dem legalen amtlichen Gelde gleichwertig sein. Zwei Jahre später wurde ein Gesetz gegen unbefugte Herstellung solcher *hui-tsě* erlassen. Sie liefen 30 zuerst nur in der Provinz Liang-Tschê (s. oben S. 360) um, dann aber auch in dem ganzen Gebiet südlich vom Yang-tsě bis in das südliche Kiang-si und Hu-nan. Sie lauteten auf 200, 300, 500 und 1000 Geldstücke und konnten zu Zollzahlungen und als Sold der Truppen verwendet werden. Die *hui-tsě* sind in ständig wachsendem Umfange bis zum Sturze der Dynastie in Um- 35 lauf geblieben. I. J. 1166 sollen sie einen Wert von 28 Millionen Schnüren, später von über 43 Millionen gehabt haben. Die geschilderten Umstände im Sung-Reich mußten bei stärkerer Entwicklung des Handelsverkehrs und bei der hohen finanziellen Anspannung in Folge der ständigen Kriege im Norden und Westen mit Notwendigkeit zu Versuchen einer Abhilfe 40 führen. Diese Abhilfe konnte nur in einer Papierwährung oder einem geordneten Banksystem gefunden werden. Die Ausgabe der verschiedenen Geldscheine enthielt die Keime für beides: während die *kiao-tsě* den Beginn des Banknotensystems bezeichnen, waren die *kuan-tsě* und die *hui-tsě* schon die ersten Versuche, eine staatlich gedeckte Papierwährung zu schaffen. Aber

Voraussetzung für den Bestand aller war das öffentliche Vertrauen, und hieran fehlte es mit gutem Grund bei den Scheinen, die aus amtlicher Hand kamen. Daher wurde die amtliche Papierwährung, als sie zwangsweise weiter entwickelt wurde, nach der Sung-Zeit zu einer hemmungslosen Assignaten-
wirtschaft, die das ganze Wirtschaftsleben untergrub und wesentlich zum 5
Sturze der Mongolen-Dynastie beitrug. Dann aber verschwand das amtliche Papiergeld bald so gut wie ganz aus dem Verkehr und lebte nur ganz vorübergehend wieder auf. An seine Stelle trat die Banknote, die sich aus dem *kiao tsě* entwickelte, von angesehenen Bankhäusern gedeckt wurde und das allgemeine Vertrauen genoß. Sie ist aus dem chinesischen Handelsverkehr 10
bis in die neueste Zeit nicht wegzudenken. Das Metall, von dem die chinesische Währung, soweit sie in gemünztem Gelde bestand, getragen wurde, war das Kupfer und als Notbehelf das Eisen. Silber und Gold haben wohl als Zahlungsmittel gedient, aber niemals in Form von gemünztem Gelde, sondern in bestimmten Gewichtseinheiten und in einem bestimmten Ver- 15
hältnis zu den Kupfer- oder Eisenmünzen, Silber in größerem Umfange anscheinend erst vom 12. Jahrh. ab, Gold sehr selten und nach dem 12. Jahrh. überhaupt nicht mehr.

Bei den K'i-tan soll dem *Liao schi* (Kap. 60 fol. 2v⁰) zufolge schon Apaoki (s. oben S. 86ff.) Schmelzhütten für Silber und Eisen haben anlegen lassen, 20
und von etwa 1025 ab förderte man im Yin schan sowie im Quellgebiet des Liao ho im südlichen Hing-ngan auch Gold und Silber. Ebenso soll die Prägung von Kupfermünzen früh — wohl unter Apaoki — begonnen haben, da Kupfer reichlich vorhanden war. Das Geld diente für Heereszwecke, reichte aber in seiner alten Form dafür nicht aus, und man prägte deshalb 25
unter King tsung (968 — 982) neues Geld, das sich als Umlaufsmittel rasch verbreitete. Papiernen Geldes hat man sich zur Liao-Zeit nicht zu bedienen brauchen.

Die Kin übernahmen zuerst einfach die Münzen der Liao und Sung; nach dem aber Hai-ling wang 1153 die Hauptstadt nach Yen-king verlegt 30
hatte (s. oben S. 248), ahmte er ebenso wie die Kleidung und die Riten auch das Papiergeld der Sung nach und ließ *kiao-tsě*-Scheine herstellen, „die zusammen mit dem Gelde benutzt werden sollten“ (*Kin schi* Kap. 48 fol. 1r⁰). Die großen Scheine (*ta tsch'ao*) lauteten auf 1, 2, 3, 5 und 10 Schnüre, die kleinen (*siao tsch'ao*) auf 100, 200, 300, 500 und 700 Stücke, die Laufzeit 35
betrug 7 Jahre, worauf sie in neue Scheine umgetauscht wurden. Trotzdem wurde das Kupfer immer seltener. I. J. 1171 wurde jede eigenmächtige Herstellung von Kupfergeräten verboten, schon vorhandene sollten gegen Erstattung des halben Wertes abgeliefert werden, ausgenommen blieben
Buddhastatuen, Kultgegenstände, Glocken, Gürtelschmuck u. a. Da man 40
sich mit Eisen ungern behalf, nahm man schließlich seine Zuflucht zum Silber. Das *Kin schi* berichtet darüber (ebenda fol. 8r⁰): „Im 2. Jahre *tsch'êng-ngan* (1197) meldete das *schang-schu schêng*, daß man für die Ge-
bührnisse an die Beamten und die Truppen, sowie für die Wachstationen an

den Grenzen Silber verwende, wie es den früheren Bestimmungen über Geldscheine entspreche. Von dem Silber wiege jeder Barren fünfzig Taels (1 Tael = 63 gr.), sein Wert sei 100 Geldschnüre. Da aber die Bevölkerung die Barren zuweilen zerschneide und durchlöchere (um die Stücke wie 5 Kupfermünzen aufzureihen), so falle oder steige auch der Wert entsprechend. Man habe deshalb das Silber geprägt mit der Bezeichnung *tsch'êng-ngan pao-huo* (d. h. Wertstück aus der Zeit *tsch'êng-ngan* 1196—1200). Es gab fünf Arten von 1 bis 10 Taels. Mit einem Abzug von 2 Schnüren auf einen Barren (2 v. H.) konnten die Stücke im staatlichen und privaten Verkehr 10 wie bares Geld gebraucht werden“. Dies ist der einzige uns bekannte Fall der Prägung einer Silbermünze in der früheren chinesischen Geschichte — wenn es überhaupt ein solcher war, was nach dem wenig klaren Text nicht sicher ist. Jedenfalls hat der Versuch nur ganz kurze Zeit gewährt und keinerlei Bedeutung erlangt.

15 Von den Münzverhältnissen der Si-Hia würden wir noch weniger wissen als es der Fall ist, wenn uns nicht einige Münzen erhalten wären (s. oben S. 158); sie gleichen genau den chinesischen.

Das Wertverhältnis von Silber zu den Kupfermünzen sollte überall ursprünglich 1 Tael = 1000 sein und war es wohl auch zur Sung-Zeit annähernd. Aber das Verhältnis muß in demselben Maße geschwankt haben wie 20 die Legierung der Münzen, der Marktpreis des Silbers und die Menge der umlaufenden Stücke, Faktoren, die auch die Stückzahl einer Schnur und die Kaufkraft der Stücke bestimmten.

China war wie die Fremdstaaten nicht arm an Metallen, aber, wie bereits 25 erwähnt, das Kupfer reichte jedenfalls für den Währungsbedarf nicht aus; ob die Lagerstätten zu gering waren oder die Förderungsmethoden zu primitiv, kann hier nicht entschieden werden. Das *Sung schi*, das einige allgemeine Angaben über den Bergbau macht (Kap. 185 fol. 11r^off.), nennt als abgebaute Metalle: Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei und Zinn, außerdem 30 Alaun-Kristalle, Quecksilber und Zinnober. Die damals abgebauten Vorkommen waren über viele Gebiete verbreitet, es werden unter anderen genannt: für Gold: Schen-si, Kiang-si, Ngan-hui; für Silber: Schen-si, Hunan; für Kupfer: Kiang-si, Hu-nan, Tschê-kiang, Kuang-tung, Fu-kien. Seitdem hat sich die Lage natürlich erheblich verändert: viel neue Lager- 35 stätten sind hinzugekommen, viele aufgegeben. Von den Betrieben gibt das *Sung schi* nur die Zahlen der Berginspektionen (Hüttenämter, *kien* 7) Schmelzöfen (*ye* 12), Verarbeitungsstätten (*tsch'ang* 163) und Zollämter (*wu* 24). Die Verwaltung unterstand den Transportinspektoren. Der Betrieb der Gruben war sehr unregelmäßig, oft unterbrochen und abhängig von 40 mancherlei Umständen wie Krieg und Frieden, Arbeitsverhältnissen u. a., zuverlässige Ertragszahlen können daher nicht erwartet werden. Nur für wenige Jahre sind sie überliefert, und Anspruch auf Genauigkeit können sie schon deshalb nicht erheben, weil sicherlich viele Erze durch Privatunternehmer gefördert wurden, die sich der amtlichen Erfassung entzogen. Man

war in den Fragen des Bergbaus sehr weitherzig und überließ neben dem staatlichen Regal das Aufsuchen und Ausbeuten von Erzvorkommen der Bevölkerung gegen eine Abgabe. Die gegebenen Zahlen haben deshalb nur einen ganz beschränkten Wert. Für ein Jahr in der Periode *huang-yu* (1049—1053) wird folgendes verzeichnet: Gold 15095 Taels, Silber 219829 5 Taels, Kupfer 5100834 Pfund (1 Pfund = 605 gr.), Eisen 7241000 Pfund, Blei 98151 Pfund, Zinn 330695 Pfund, Quecksilber 2200 Pfund. Man vergleiche damit die Zahlen der Erzgewinnung in anderen Ländern und auch des neueren China! Handel, Gewerbe und Industrie waren nicht die Gebiete, auf denen sich der Geist der Sung-Zeit am stärksten entfaltete. 10

Zweites Kapitel.

Wissenschaften und Künste.

Wie im 11. Jahrhundert das gesamte Wirtschaftsleben im Sung-Reiche durch die Wirksamkeit Wang-Ngan-schi's beherrscht war (s. oben S. 167 ff.), so war es das Geistesleben im 12. Jahrhundert durch Tschu Hi und den „Neukonfuzianismus“ (s. oben S. 291 ff.). Wir haben früher gesehen, daß 5 die Wege, auf denen die Metaphysiker der *Sing-li*-Schule, Tschu Hi selbst wie seine Vorgänger, wandelten, ihren Ausgang vom Buddhismus und Taoismus genommen hatten, und zwar nicht sowohl durch Entlehnung bestimmter Vorstellungsserien — obwohl es auch daran nicht fehlt, es braucht nur an die Weltperioden Schao Yung's oder an Tschou Tun-yi's von den 10 Taoisten überliefertes *T'ai-ki t'u* erinnert zu werden —, als vielmehr durch die Anregung zum Nachdenken über metaphysische Fragen, wie Weltentstehung und Welterklärung. Die Neukonfuzianer werden zwar nicht müde, jede Verbindung mit den beiden „Irrlehren“ von sich zu weisen und immer wieder herabsetzend von ihnen zu reden, aber sie wissen nicht, wie 15 ihr dürrer konfuzianischer Acker durch den Regen indischen Geistes befruchtet worden ist. Daß es freilich allein die Meditations- (sanskrit. *dhyāna*-, chinesisch *tsch'an*-, japanisch Zen-) Schule des Buddhismus (s. II, 300 f.) gewesen sein sollte, der die Konfuzianer ihre neue abstrakte Spekulation entnehmen, wie von Vertretern dieser Schule in Japan behauptet wird, 20 ist sehr unwahrscheinlich. Jedenfalls sind sie trotz allen Aufbegehrens gegen den Buddhismus ständig genötigt, sich mit ihm auseinanderzusetzen, und manchem von ihnen mag es schwer angekommen sein, die überlieferungsmäßig bedingte Überlegenheit über ihn festzuhalten. Die Philosophie der Sung-Zeit war eben eine Folge des Einstromens der fremden Geisteselemente 25 zur T'ang- und Nach-T'ang-Zeit, gleichzeitig aber auch eine scharfe Reaktion des Chinesentums dagegen. Diese Tatsache ist den chinesischen Geschichtsschreibern auch nicht verborgen geblieben, aber meist als Verderbnis ihrer eigenen Geistigkeit verschrien worden.

Es gehört nicht zu unserer Aufgabe, die Versuche einer metaphysischen 30 Spekulation von Tschu Hi, seinen Vorgängern im Norden und seinen Nachfolgern im Süden genauer zu beleuchten, oder den anderen philosophischen Richtungen nachzugehen, die sich im Norden wie im Süden entfalteten, aber alle auf dem gleichen Boden der „Klassizität“ standen wie die Neukonfuzianer, und sich schließlich nur in der Auslegung der Texte unter-

schieden. Dieselbe Bedeutung und Dauer wie die der Neukonfuzianer hat keine von ihnen erlangt, auch Tschu Hi selbst würde durch seine Philosophie allein niemals den ungeheuren Einfluß haben ausüben können, der ihm für Staat und Gesellschaft, ja für die ganze geistige Formung seines Volkes während der nächsten Jahrhunderte zugeschrieben werden muß. Es ist 5 weit weniger der Philosoph in ihm als vielmehr der Neubilder des konfuzianischen Kanons, der die Herrschaft über die chinesische Geisteswelt bis in unsere Tage hinein erlangt und behalten hat.

Die Fundamentalbegriffe in Tschu Hi's Lehre sind *li* (etwa „innere Gesetzlichkeit“) und *k'i* („Materie“), beide berühren sich mit dem Begriffspaar 10 *sing* „Natur“ und *li*, das von den Schülern des Meisters kurz vor oder nach seinem Tode eingeführt wurde. Tschu Hi selbst scheint unter *sing* die menschliche Natur, unter *k'i* die Natur als Kosmos verstanden zu haben. Die Bedeutungen sind aber bald nicht mehr klar geschieden, und *sing-li* ist dann zur Bezeichnung des ganzen Lehrsystems der Neukonfuzianer geworden. 15 Jedenfalls wollte Tschu Hi seine Auffassungen vom *sing*, *k'i* und *li* aus den kanonischen Texten herleiten, und zwar vornehmlich aus dem *Tschung-yung*, dem *Lun-yü* und *Mêng tsě*; dieses Bestreben verleitete ihn indessen zu Ausdeutungen der Texte, die sich sprachlich nicht rechtfertigen lassen und, wie wir gesehen haben, auch von vielen Gelehrten abgelehnt 20 wurden, ebenso wie schon Tschu Hi's Vorgänger Schao Yung, Tschou Tun-yi und die Brüder Tsch'êng von Männern wie Ssé-ma Kuang und Su Schi, dem berühmten Dichter, und vielen anderen wegen ihrer willkürlichen Textauslegung abgelehnt waren. Diese Willkürlichkeit griff aber unter Tschu Hi's Händen immer weiter in den verbürgten Bestand der Texte hinein, 25 und das, was so an neuem, namentlich metaphysischem Gedankengut entstand und dem Konfuzius zugeschrieben wurde, berechtigt in der Tat zu der Bezeichnung „Neukonfuzianismus“. Der Name *tao hūo*, der zur Sung-Zeit dafür üblich war (s. oben S. 292), deutet an, daß man jetzt erst den richtigen „Weg“ wieder gefunden zu haben meinte. 30

Tschu Hi hat mit einem erstaunlichen Fleiße nahezu alle Bücher des Kanons bis in die Einzelheiten kommentiert. Drei Werke gelten allein dem *Lun-yü*, zwei dem *Lun-yü* und *Mêng tsě* zusammen, eins behandelt *Mêng tsě* allein; die Texte des *Ta-hūo* und des *Tschung-yung*, ursprünglich Teile des *Li-ki* (I, 308), ordnete er neu und teilte sie in Abschnitte und Sätze, zu 35 den Liedern des *Schi-king* und den alten, aber an Unklarheit reichen „Vorworten“ dazu (I, 51f.) veröffentlichte er umfangreiche Untersuchungen, dagegen ließ er das *Schu-king*, über das er manche Zweifel hegte, unkommentiert. Dafür gab er in zwei besonderen Werken Zusammenstellungen aus den Vorschriften des *Li-ki* mit Erläuterungen, die beide volkstümliche 40 Bücher geworden sind. Die Auslegungen, die Tschu Hi in diesen Kommentaren den kanonischen Texten gegeben hat, sind für abendländisches wissenschaftliches Empfinden zuweilen Willkürlichkeiten bedenklicher Art, Wortdeutungen, die philologisch nicht zu rechtfertigen sind, Sacherklärungen

gen, die den Inhalt des Textes zurechtbiegen, damit er für die philosophisch-spekulativen Vorstellungen der Neukonfuzianer brauchbar wird. Gewiß hat Tschu Hi diese gewaltsame Exegese zum Teil schon von seinen Vorgängern übernommen, aber ihre endgültige Form und ihre ganze Bedeutung
 5 hat sie erst von ihm erhalten, denn — und das ist die Hauptstärke dieses unbestritten großen und höchst eigenartigen Gelehrten — er redete in einer Sprache, die an Schlichtheit und Klarheit alles weit übertraf, was andere auf dem Gebiete geleistet hatten. Das Literatentum, das sich später an seine Spuren heftete, ist diesem Vorbilde leider nicht gefolgt. Der Widerspruch
 10 gegen die Vergewaltigung der Texte, der sich schon zur Zeit der älteren Vertreter der *Sing-li*-Schule erhob, ist zwar auch später nicht völlig verstummt, er hat sogar zu Tschu Hi's Lebzeiten besonders heftige Formen angenommen, aber entscheidend durchzusetzen hat er sich nie vermocht. Das *kiang hūo* „Erklärung der Lehre“, ursprünglich vielleicht von den *Sing-li*-Philosophen
 15 selbst für ihre Disputationen gebraucht, ist später zu einem Spottnamen für heterodoxe Systeme umgewandelt worden. Wang-Ngan-schi's Haltung gegenüber dem Kanon und denen, die seine Texte aufsagen können (s. oben S. 168), war noch unvergessen, und so kann es nicht wundernehmen, wenn jene Leibwächter der Unberührtheit der Texte in dem *tao hūo*, namentlich
 20 Tschu Hi's, eine neue Gefahr witterten und sich zur Abwehr rüsteten. Und doch bestand ein großer Unterschied zwischen beiden Reformatoren. Auch Wang Ngan-schi hatte sich an den Texten zu schaffen gemacht, und daß er sie so verstand, wie es zur Rechtfertigung seiner politischen Pläne notwendig war, können wir schon nach der wilden Feindschaft des Literatentums mit
 25 Sicherheit vermuten. Seine Kommentare zum *Schu-king*, *Schi-king*, *Yi-king*, *Lun-yü*, *Mêng tsě* und *Tschou-li* sind freilich bis auf Bruchstücke verloren, aber er hatte sich nicht gescheut, das *Tsch'un-ts'iu*, dieses der Überlieferung zufolge einzige ureigene Werk des Konfuzius (I, 94f.), als eine „zerhackte und zerkochte Hofzeitung“ aus dem Kanon auszuschließen und den
 30 „drei Kommentaren“ (I, 95 u. 307) die Glaubwürdigkeit abzusprechen. Man hat später „den Fluch von zehntausend Generationen“ auf Wang Ngan-schi wegen dieser Freveltat herabbeschworen, aber erst Hu Ngan-kuo, dem literarischen Kanzler unter Kao tsung, der auch eine Sammlung von Ergänzungen zu Ssě-ma Kuang's *T'ung-kien* geschrieben hat, gelang es
 35 1138, durch Überreichung seines großen Kommentars zum *Tsch'un-ts'iu* das verstoßene Werk zu retten und in seine alte Stellung im Kanon wieder einzusetzen. Also auch Wang Ngan-schi's Ehrfurcht vor dem Textbestande ging nicht so weit, daß er nicht Änderungen oder Deutungen vorgenommen hätte, wo es ihm gut schien, aber seine Ziele lagen weit weniger in den Ge-
 40 bieten philosophischer Spekulation als in denen praktischer Staatsführung; Stil und Ausdruck galten ihm weniger als Wissen und Erfahrung. Gerade zum *Tsch'un-ts'iu* hatte sich Tschu Hi in ein sehr eigenartiges Verhältnis gebracht. Ssě-ma Kuang's großes Werk, das *Tsě-tsch'i t'ung-kien*, schien ihm dazu angetan, den Stoff für eine Darstellung der Geschichte des Reiches zu

liefern, wie er sie für richtig hielt. Er (genau gesagt: seine Schüler unter seiner Anleitung) machte das *T'ung-kien* zu einem neuen *Tso-tschuan* und setzte über die einzelnen Abschnitte ein paar kurze, dürre Sätze als Inhaltsangabe, die aber durch ihre Auswahl und Fassung zugleich Werturteil, „Rechts- 5 entscheidungen“ (*yi* 義) sein sollten, genau nach dem Vorbilde des *Tsch'unt's'iu*, dessen trockene Sätzchen nach der Überlieferung der Kung-yang- und Ku-liang-Schule die „Rechtsentscheidungen“ in den Geschichtsfällen des *Tso-tschuan* waren (vergl. I, 268f.). So entstand das *Tsë-tsch'i t'ung-kien kang-mu* d. h. „Netzschnur und Maschen des *Tsë-tsch'i t'ung-kien*“, dessen Wesen und Bedeutung im Abendlande meistens verkannt worden ist und 10 noch verkannt wird, im Gegensatz selbst zu chinesischen Gelehrten, die ihre Ansicht über den Historiker Tschu Hi seit langem berichtet haben. Über die Entstehung des *kang-mu* hat sich Tschu Hi selbst in dem von 1172 datierten Vorworte deutlich ausgesprochen, auch hat er in einem besonderen Kapitel eigenhändig die Anweisungen zusammengestellt, die das richtige 15 Verständnis seines *kang-mu* erschließen sollen. Man mag als Abendländer über den Geschmack zweifelhaft sein, wie er sich in einer solchen Aneignung der Rolle des Konfuzius als *praeceptor mundi* bekundet, der Chinese empfindet hier jedenfalls nichts Anstößiges, das zeigt die uneingeschränkte Verehrung, die man dem Meister und seinem Werke im allgemeinen bis heute 20 hat zuteilwerden lassen. Der Ruhm des letzteren hat den des *T'ung-kien* längst überstrahlt, aber für die Geschichtsforschung hat es nur insofern Wert, als es zeigt, wie gewisse Ereignisse nach dem Maßstabe der Lehrmeinungen in der Schule des *tao hūo* zur Sung-Zeit bewertet wurden.

Diese Lehrmeinungen, die in der Persönlichkeit Tschu Hi's zusammen- 25 gefaßt sind und für die sein Name fast das Symbol geworden ist, haben das geistige Gesicht Chinas für Jahrhunderte bestimmt. So heftig Tschu Hi selbst bei seinen Lebzeiten angefeindet war, nach seinem Tode stieg sein Stern bald zu strahlender Höhe empor und ist nicht wieder verblaßt. I. J. 1227 erschien das Edikt Li tsung's, das ihm hohe posthume Ehren mit einer 30 vielsagenden Begründung zusprach. Es heißt darin: „Wenn ich mir die Kommentare Tschu Hi's zum *Ta-hūo*, dem *Lun-yü*, *Mêng tsë* und dem *Tschung-yung* vor Augen halte, so erkenne ich, wie er die aufgehäuften verborgenen Gedanken der Heiligen und Weisen an das Licht gezogen und so geholfen hat, den rechten Weg der Regierung zu finden, und indem ich 35 meinen Sinn auf seine Erklärung der Lehre (*k'iang hūo*) richte, gedenke ich auf das tiefste der ewigen Vorbilder. Als besondere Auszeichnung ernenne ich daher Tschu Hi zum Großmeister (*t'ai schi*) und verleihe ihm den Titel Herzog des Staates Sin“. I. J. 1241 verkündete ein weiteres Edikt Li tsung's, daß Tschou Tun-yi, Tschang Tsai, Tsch'êng Hao und Tsch'êng Yi 40 die Überlieferung von Konfuzius' Lehre, die seit *Mêng tsë* abgerissen gewesen sei, zur Sung-Zeit wieder aufgenommen hätten. „Tschu Hi aber stellte mit scharfem Verstande äußerlich und innerlich die getrübbte Wahrheit klar und ermöglichte es, den Gehalt vom *Ta hūo*, *Lun-yü*, *Mêng tsë* und *Tschung-*

5 *jung* ganz zu verstehen, und so verbreitete er über die Lehre des Konfuzius noch weit mehr Klarheit in der Welt“. Die Studiendirektoren erhielten Weisung, die fünf genannten Gelehrten zu „Teilnehmern an den Opfern (im Konfuzius-Tempel) zu machen, damit die Absicht ihrer Ehrung offen-
 10 bar werde“. Zugleich wurde Wang Ngan-schi, als „ein für zehntausend Generationen Schuldbeladener“ von der Teilnahme an den Opfern in der Halle des Konfuzius-Tempels ausgeschlossen. Diese Erhebung Tschu Hi's zum Erben und Nachfolger von Konfuzius ist nicht eine vorübergehende Episode gewesen, sondern sie ist eine dauernde Einrichtung bis zum 20. Jahr-
 15 hundert geblieben, und ihre Form hat sogar noch eine mehrfache Steigerung erfahren. Seine Auffassung von der Unbedingtheit der kanonischen Lehre, wie er sie verstand, die Auslegung der Texte im einzelnen, wie er sie festgelegt, wurden und blieben maßgebend für die amtliche Wissenschaft. Tschu Hi's Wirken und Einfluß lassen sich nur vergleichen mit denen des ihm fast
 20 zeitgenössischen großen Dogmenschöpfers und Schriftauslegers Thomas von Aquino, des gewaltigsten in dem Kreise jener gelehrten Scholastiker des 13. Jahrhunderts, die in der christlichen Kirche eine unbedingte Rückkehr zur Heiligen Schrift als alleiniger Glaubensquelle verlangten und mit Hilfe der aristotelischen Philosophie ein scharf durchgebildetes kirchlich-theolo-
 gisches Lehrsystem aufbauten. Tschu Hi und sein Kreis überragen sie freilich noch an Stärke und Dauer ihrer Wirkung wie an Weite des beherrschten Raumes.

Das mächtigste Instrument dieser Wirkung wurden die staatlichen Prüfungen. Ihr System, dessen Gestaltung und Charakter früher dargestellt
 25 worden sind (II, 602ff.), wurde in Folge dieser Dogmatisierung „der Lehre“ hinsichtlich des Wissenstoffes noch weiter eingeeengt und noch härter geformt, als es schon zur T'ang-Zeit geschehen war. Die Aufsätze (*wén-tschang*, II, 606) waren unweigerlich gebunden an Tschu Hi's Exegese der kanonischen Schriften, jede Abweichung konnte dem Kandidaten verhängnis-
 30 voll werden. Organisatorisch war das Prüfungssystem unter Schên tsung, also zu einer Zeit, wo unter Wang Ngan-schi's Einfluß die Neigung zu einer freieren Gestaltung des Prüfungsinhaltes bestand, neu geordnet und vorübergehend vereinfacht worden. Die gesamte, jetzt immer wichtiger werdende Organisation wurde dem Ministerium des Kultus unterstellt. Man
 35 hatte hiermit bereits unter den T'ang (seit 736) den Anfang gemacht, doch befand sich damals die Leitung bestimmungsgemäß nur in den Händen eines Vizepräsidenten des Ministeriums. Die Prüfungen hatten den Grad des *tsin-schi* (II, 328) zum Ziele, und zu seiner Erlangung führte der Weg, unter Be-
 seitigung der Prüfung für den *siu-ts'ai*-Grad (II, 262), über die kanoni-
 40 schen Schriften und die Dichtkunst. Die Prüfung in den kanonischen Schriften bestand in je einer solchen über die „neun *king*“, die „fünf *king*“, das *k'ai-yuan li* (III, 387), die „drei Geschichtswerke“ (das *Schi-ki*, das *Ts'ien-Han schu* und das *Hou-Han schu*), die „drei *li*“ (*I-li*, *Tschou-li* und *Li-ki*) und die „drei Kommentare“ (*T'so tschuan*, *Kung-yang tschuan* und *Ku-liang*

tschuan). An unteren Graden, aus denen die *tsin-schi* hervorgingen, gab es die *hüo-kiu*, die *ming-king* und die *ming-fa*. Die stärkste Förderung hatte das Prüfungssystem und mit ihm der gesamte Unterricht und konfuzianische Kult unter Jen tsung erfahren. Er beseitigte durch eine Reihe von Verordnungen Mißstände, Härten und Ungerechtigkeiten und bemühte sich vor allem, die Studienmöglichkeiten in den Provinzen zu verbessern. Er war es auch, der 1055 den Nachkommen des Konfuzius in unbegrenzter Erbfolge den Titel *Yen-schêng kung* verlieh, der sich bis in die Gegenwart erhalten hat. Unter Jen tsung war auch die Errichtung von Lehranstalten in den Provinzen angeordnet worden, und nun wurde allmählich die neue Ordnung dort ebenfalls eingeführt und so im ganzen Reiche einheitlich verbreitet. „Innerhalb der vier Meere erwuchs so die verfeinerte Bildung“, erklären die Sung-Annalen (*Sung schi* Kap. 155 fol. 2r⁰). Die Wirklichkeit sah allerdings wieder anders aus als dieser von den Annalen gezeichnete Idealzustand. Noch unter Jen tsung selbst wurde in Edikten von 1044 und 1045 gerügt, daß die Lehrkräfte an den Provinzschulen unzulänglich seien, daß der Unterricht vernachlässigt werde und daß die auszubildenden Kandidaten nur Ämtern nachjagten und für Fortsetzung ihrer Studien keinen Sinn hätten. Diese Verhältnisse scheinen in der Folgezeit sich nicht gebessert zu haben, und die höhere literarische Bildung blieb unter den Sung im wesentlichen in der Hauptstadt konzentriert.

In den Provinzen waren es nur einige wenige, besonders bevorzugte große Studienanstalten, wo wirkliche Wissenschaft, natürlich rein scholastischer Art, gepflegt wurde. Im Anfang der Dynastie gab es im ganzen Reiche — von der Hauptstadt abgesehen — vier solcher Anstalten. Sie waren alle durch private Mittel begründet worden; man hatte zunächst Bücher zu einer Bibliothek gesammelt, dann Land erworben und die nötigen Gebäude errichtet. Als bald sammelten sich junge Literaten, die ihre Studien fortsetzen wollten, bedeutende Gelehrte fanden sich ein, die Unterweisung gaben, man lenkte dann die Aufmerksamkeit der Zentralbehörden auf das Unternehmen und erhielt dort Unterstützung durch Zuweisung von Büchern, Grundstücken oder Barmitteln und vor allem ein kaiserliches Namenschild, auf dem die Anstalt als *schu-yuan* „Bibliothek und Studienanstalt“ bezeichnet wurde. Einige dieser literarischen Sammelpunkte haben es im Laufe der Zeit durch ihre Verbindungen mit den größten Gelehrten zu hohem Ansehen und berühmten Namen gebracht, die bis heute fortleben. Die vier *schu-yuan* vom Anfange der Sung-Zeit waren: das *Pai-lu t'ung schu-yuan* in den Lu-schan-Bergen bei Kiu-kiang am Yang-tsö, eine Stätte, wo schon unter Li Pien von Nan T'ang (s. oben S. 36. u. 69) um 940 ein Sammelpunkt der Literaten gewesen war und wo später Tschu Hi oft und lange gewohnt hat, das *Schi-ku schu-yuan* nördlich von Hêng-tschou in Hu-nan, das schon um 820 entstanden war; das *Yo-lu schu-yuan* in T'an-tschou (Tsch'ang-scha) in Hu-nan, um 970 errichtet, wo ebenfalls Tschu Hi und sein Freund Tschang Tsch'i gelehrt haben, und das *Ying-t'ien fu schu-yuan* in Kuei-tê in

Ho-nan, das 1009 seine Auszeichnung als *schu-yuan* erhalten hatte. Außerdem bestanden noch vorübergehend in Lo-yang ein *Sung-yang schu-yuan* und in Kiang-ning fu (Nanking) ein *Mao-schan schu-yuan*. Beide scheinen jedoch nicht zu rechter Entwicklung gekommen zu sein. Die jungen Gelehrten, 5 die in den Studienanstalten auch ihre Wohnung hatten — es waren meist Kandidaten, die sich für die Prüfungen vorbereiteten —, zählten nach Hunderten, und die Bibliotheken nahmen mit der Entwicklung des Buchdrucks (s. unten) bald einen großen Umfang an. In der Hauptstadt wurden die Interessen der Studienanstalten vom *kuo-tsě kien*, der alten Adels- 10 akademie, wahrgenommen, das sich von einer Unterrichtsanstalt (II, 536) mehr und mehr zu einer Verwaltungsbehörde umwandelte (s. unten).

Die vier großen Studienanstalten waren aber auch alles, was es an Einrichtungen des höheren Unterrichts in den Provinzen gab. Für die eigentlichen Schulen, die in allen Bezirken unterhalten werden sollten, hatte man 15 bei der Zentrale wenig Interesse, und den Kandidaten, die eine Prüfung ablegen wollten, blieb es nach wie vor überlassen, sich die Kenntnisse dafür durch Privatlehrer zu verschaffen (II, 603). Die Prüfungen, und zwar sowohl die für die niederen Grade in den Provinzen wie die großen in der Hauptstadt, fanden zuerst jährlich, von 1067 ab aber alle drei Jahre statt. Was in 20 den Provinzen versäumt wurde, tat man in der Hauptstadt überreichlich: nicht nur hatten die Beamstensöhne in den verschiedenen Studienanstalten die weitaus besten Möglichkeiten der Bildung, sondern die erfolgreichen Kandidaten der *tsin-schi*-Prüfung erhielten auch Ehrungen mannigfacher Art. Schon 975 hatte man begonnen, ihnen einen Geldbetrag zu überweisen und 25 eine Festlichkeit zu veranstalten, und im Lauf der Jahre wurden die Auszeichnungen in verschiedener Form vermehrt. Sie erhielten bestimmte Abzeichen an der Kleidung, bekamen eine Eskorte bei ihrer Fahrt durch die Stadt, wobei ihr Name laut ausgerufen wurde, die Geldzuwendungen wurden bis auf 3000 Geldschnüre erhöht, ein feierliches Bankett wurde im Ministe- 30 rium des Kultus für sie veranstaltet u. a. m. Zu Zeiten war es üblich, daß die Kaiser selbst eine Prüfung mit den erfolgreichen *tsin-schi* im Palast abhielten. Die drei besten erhielten dann besondere Titel und zugleich ein Amt in der Provinz oder in einer der Gelehrtenakademien der Hauptstadt. Gewisse kultische Handlungen in dem von T'ai tsu erweiterten Kon- 35 fuzius-Tempel mit dem Pantheon berühmter Gelehrter (s. oben S. 120f. u. S. 392) waren mit den Prüfungen verbunden. Man sieht, wie in diesem Zeitalter geistiger Hochkultur die Bewertung literarischer Kenntnisse gestiegen war, und wie die hauptstädtischen Abschlußprüfungen allmählich zu einer feierlichen Staatsaktion wurden.

40 Wang Ngan-schi bemühte sich, das jetzt mit immer neuen Verordnungen und Formalien belastete Prüfungswesen abermals zu vereinfachen und das tote Wissen durch Stellung praktischer Verwaltungsaufgaben zu beleben, aber die Wirkung dauerte nur so lange, wie er die Macht hatte, mit seinem Verschwinden drückte die literarische Routine alles ihr Fremde wieder zu

Boden. Mit dem Auftreten Tschu Hi's und seiner Schule und mit der Sanktionierung seiner Lehre durch den Staat fielen auch, wie vorhin gesagt wurde, die Prüfungen und somit der gesamte Unterricht und das Beamtentum diesem neuen Dogma anheim.

Daß demgegenüber das militärische Prüfungssystem, soweit es sein 5 Schattendasein noch weiter führte, nichts bedeutete, braucht kaum erwähnt zu werden. Man hatte zwar die äußeren Formen denen der literarischen Prüfungen noch weiter angeglichen — die militärische Prüfung war ja in Wahrheit auch nur eine literarische (vergl. II, 606f.) —, auch hatte man das Gegenstück des Konfuzius-Tempels, des *Wên-süan wang miao*, den 10 *Wu-tsch'êng wang miao* oder Tempel des T'ai kung (II, 432), genau nach dem Muster seines Vorbildes ausgestattet und ihm sogar zweiundsiebzig Schüler (s. oben S. 121) zugesellt, aber an der Bedeutungslosigkeit des Ganzen wurde dadurch nichts geändert. In einem Staate, der so von literarischen und schöngeistigen Neigungen beherrscht wurde wie der der Sung, 15 war kein Raum für militärische Tüchtigkeit, so sehr das Reich ihrer bedurft hätte. Auch Wang Ngan-schi hat trotz allen Bemühens (s. oben S. 168f.) hieran nichts geändert.

Durch alles dies vollzog sich eben jener Prozeß in der Formung des chinesischen Geistes, der sein Kulturleben bis zur Neuzeit mitbestimmt hat. Deutlich sichtbar wird er in der Regierungszeit von Schên tsung um die Mitte 20 des 11. Jahrhunderts, also noch zu Wang Ngan-schi's Lebzeiten. Zur T'ang-Zeit und in der darauf folgenden Periode der inneren Kämpfe hatte die kanonische Wissenschaft fast ganz gestockt (II, 586). Man hielt sich im allgemeinen an die Exegese der Han-Kommentatoren, d. h. Tschêng Hüan's 25 und seiner Zeitgenossen, die Streitigkeiten um die Echtheit gewisser Texte im 3. Jahrhundert (II, 265ff.) waren entschieden und vergessen. Unter den starken Einflüssen fremder Kulturen ging das Geistesleben der T'ang-Zeit andere Wege, fast schien es, als sollte der Konfuzianismus oder wenigstens die konfuzianische Scholastik dabei mehr in den Hintergrund gedrängt 30 werden. Aber schon während der „Späteren fünf Dynastien“ war unter den Einwirkungen der politischen Zerrissenheit im Innern und des Abschneidens der Verbindungen mit dem Westen diese Entwicklung gelähmt und abgestorben. Die Sung-Herrschaft, von Anfang an zu schwach, um den Ansturm neuer politischer Kräfte von außen her abzuwehren, brachte insofern 35 eine Änderung, als das Chinesentum begann, sich wieder mehr auf sich selbst zu besinnen und sich geistig von der fremden Umwelt abzuschließen. Die namentlich durch den Buddhismus, mittelbar auch durch den Taoismus als Auffang-Filter in das Land getragenen fremden Elemente wurden zwar nicht abgestoßen, aber der Konfuzianismus zeigte wieder seine stärkere 40 Lebenskraft und schmolz sie ein. Die Wiederbelebung der kanonischen Weisheit begann von zwei Seiten. Wang Ngan-schi wandte sich ihr zu, um dort die Rechtfertigung für sein staatliches Reformwerk zu suchen, Schao Yung und Tschou Tun-yi wollten über die bloße Staatsethik des Kon-

fuzianismus hinaus und eine Lösung metaphysischer Fragen finden, die ihnen der Buddhismus gezeigt, der Konfuzianismus aber in seiner bisherigen Gestalt versagte. Es kam eben nur darauf an, wie man die kanonischen Texte auslegte. Beiden Richtungen stand als dritte der Konservatismus gegenüber, 5 der auf der überlieferten Lehre der Han-Meister beharrte. Wir haben gesehen, welche heftigen, ja leidenschaftlichen Formen der Streit annahm, wie er die bis dahin ruhige einheimische Gelehrsamkeit bis in die Tiefe aufwühlte, und wie das *sing-li* und das *tao hūo* mit Tschu Hi den vollen und endgiltigen Sieg davontrug (s. oben S. 292 ff.).

10 In einem allerdings stimmten die feindlichen Parteien überein: in der lauten und längst in religiöse Formen gekleideten Verehrung des Konfuzius, seiner Schüler und Ausdeuter. Selbst Mêng tsě, der Demokrat, der den Fürsten für das Unwichtigste im Staate erklärt hatte (I, 212), kam jetzt zu hohen Ehren. I. J. 1074 stellte das *Kuo-tsě kien* den Antrag, daß seine Statue 15 im Tempel des Konfuzius aufgestellt werden und Konfuzius selbst den Titel „Kaiser“ (*ti*) erhalten solle, für andere Weise des Altertums wurden andere Ehren vorgeschlagen. Schên tsung, der Freund und Gönner Wang Ngan-schi's, der damals im Begriff stand, seine Ämter aufzugeben (s. oben S. 169), und von dem eine Äußerung nicht vorliegt, stimmte dem Antrage 20 hinsichtlich Mêng tsě's zu und verlieh ihm außerdem i. J. 1083 den Adelstitel „Herzog von Tsou“ (dem Heimatstaate Mêng tsě's, s.I, 211). Den Ehrennamen *Ya schêng* „der zweite Heilige“ (I, 211) hatten ihm schon die ersten Neunkonfuzianer beigelegt. Konfuzius hingegen behielt seinen Ehrentitel *Wên-süan wang*.

25 Das Ergebnis von Tschu Hi's Sieg, dem die staatliche Macht erst seine volle Wucht verlieh, war oder wurde, hauptsächlich mit Hilfe des Prüfungssystems, eine Uniformierung der Geister, die mit jeder Generation an Stärke zunahm. Eine solche Gleichschaltung des Denkens aber, außerhalb deren Grenzen sich keine Tore zum Aufstieg oder zu der begehrten Beamtenlauf- 30 bahn öffneten, konnte keine andere Wirkung haben, als sie jede Abschnürung persönlicher Urteilsregungen hat: die geistige Erstarrung. Dazu kam, daß nicht alle konfuzianischen Adepten, auch nicht die in den höchsten Stellungen befindlichen, auf der geistigen Höhe Tschu Hi's standen, daß vielmehr die große Masse der Literaten nichts Einfacheres und Besseres zu tun wußte 35 als „auf des Meisters Worte zu schwören“. Schon für Konfuzius waren die *li*, die alles regelnden Ordnungen, der Ausdruck des *té*, der Sittlichkeit, als Form des *tao*, und somit Grundlage seiner Staatsauffassung (I, 206f.). Aber je mehr sich die Epigonen mit ihrer haarspaltenden Scholastik seiner Lehren bemächtigten, um so mehr vergaß man dieses Verhältnis: die *li* wurden ihres 40 sinngebenden Urgrundes beraubt, der Form ging der Inhalt aus, sie wurde Selbstzweck. „Wenn ein Mensch der rechten Gesinnung entbehrt, was nützen ihm die *li*?“ hatte Konfuzius gesagt (*Lun-yü* III, 3). Für den Literaten der späteren Zeit galt die Umkehrung des Satzes, die *li* waren das Wesentliche; zu wissen, welches Gebaren in jeder Lebenslage zu zeigen sei,

welche Worte man bei bestimmten Anlässen zu sprechen habe, wie das soziale Verhältnis sich kennzeichnen müsse, das war das Wichtige, der Schein, den man sah, mußte regelrecht sein, ob dem die Wirklichkeit entsprach, die man nicht sah, blieb unwesentlich. Von dieser Mechanisierung des Tuns war es nur ein Schritt zur Mechanisierung des Denkens. So, wie die nunmehr zum orthodoxen Dogma gewordene Lehre Tschu Hi's es vorschrieb, dachte man, und diese durch Generationen hindurch weitergegebenen Denkgewohnheiten wurden schließlich entwicklungsunfähig. Natürlich gab es immer einzelne unabhängige Geister, die sich des Zwanges entledigten und ihre eigenen Wege gingen, es hat zu keiner Zeit an Gegnern Tschu Hi's gefehlt, und unter ihnen befanden sich Männer, die dem großen Meister durchaus ebenbürtig waren, auf Grund eigener Erkenntnisse aber seine Philosophie und seine Exegese ablehnten. Keiner von allen hat jedoch gegen die staatlichen Machtmittel aufzukommen vermocht, keiner war einflußreich genug, um die Entwicklung aufhalten oder umlenken zu können. Das Beispiel der gebildeten Schichten wirkte weiter nach unten, das ganze Volk erhielt einen einförmigen, unbeweglichen geistigen Ausdruck.

Diese Dogmatisierung des Konfuzianismus und die damit einsetzende Erstarrung im Geistesleben am Ende der Sung-Zeit bilden für den weiteren Verlauf der chinesischen Geschichte Momente von größter Bedeutung. Waren die konfuzianischen Literaten von jeher von einem starken Bildungsdünkel mit allen seinen Folgeerscheinungen besessen gewesen (I, 210f.), und hatten sie sich schon vor der T'ang-Zeit zu einer Art von Interessengemeinschaft zusammengefunden (II, 265), so erwuchs nunmehr jene machtvolle Oberschicht des chinesischen Volkes, die von allen denen gebildet wurde, die durch das staatliche Prüfungssystem, ganz oder teilweise, hindurchgegangen waren, dem Staate das Beamtentum lieferten oder als Bildungs- und Traditionshüter die öffentliche Meinung beherrschten oder machten. Diese Schicht war sich jetzt ihrer Machtstellung bewußt, sie pochte auf ihre Bedeutung für den Staat und ihre Rechte daran, bildete mit dem Beamtentum einen unteilbaren Organismus und wachte darüber, daß der Bildungsinhalt im Volke frei blieb von dogmatisch unzulässigen Elementen. Diese Uniformierung der Geister hat zwar in dem konfuzianischen Staate die Kohäsionskraft seiner Glieder so verstärkt, daß seit dem 13. Jahrhundert kein Zerfall des Reiches mehr eingetreten ist, mochten auch die Dynastien wechseln, innere Krisen den Frieden bedrohen und Verlegungen der Hauptstadt die Zentrale verlagern (vergl. oben S. 116). Aber diese Kohäsion war kein Zeichen lebendiger, schöpferischer Kraft, sondern nur die Wirkung der dogmatischen Fesselung der Geister. Während die T'ang-Zeit durch ihre weit ausholenden Verbindungen über den asiatischen Kontinent hin eine ungehemmte Aufnahmebereitschaft für fremde Kulturelemente mit sich gebracht hatte (II, 559ff.), zog sich im 11. und 12. Jahrhundert das Chinesentum, sicherlich auch unter dem Druck der gewalttätigen Fremdvölker innerhalb seiner Grenzen, in sich selbst zurück und umgab

- sich mit dem Panzer seines neuen Dogmas. Getreu der jetzt stärker als je betonten Überlieferung und gemäß der einhelligen Überzeugung der Tschu-Hi-Schule wie ihrer Gegner, lebte man der Gewißheit, daß man in den kanonischen Büchern die Wahrheit über alle Dinge ungeteilt und ungetrübt 5 besitze, daß man somit das wahrhafte „Volk der Mitte“ und für die übrige Menschheit ebenso Lichtquell sei wie die Sonne für die Planeten. Da man über alle den Sterblichen erreichbare Weisheit verfügte, gab es in der Welt nichts weiter, was des Erlernens wert gewesen wäre. Wer noch zu behaupten wagte, daß in den Lehren vom *tao hūo* buddhistische oder taoistische 10 Elemente vorhanden seien, wurde zornig abgewiesen, wie Tschu Hi selbst ja oft genug jene „Irrlehren“ gebrandmarkt hatte. Unter solchen Umständen wurde eine Fortbildung der Wissenschaft in selbständigem Suchen nach Wahrheit unmöglich; was blieb, war eine sich selbst genügende, aber nur Bekanntes immer wiederholende und darum unfruchtbare Scholastik.
- 15 Die weltoffenen mongolischen Herrscher haben den Erstarrungsprozeß wohl in seiner Wirksamkeit nach außen abdämmen können, aber in seinem Wesen verwandelt worden ist er dadurch nicht, und nach ihrem Sturze vollzog er sich nur um so schneller und nachhaltiger. So wurden schließlich Hochmut und Unwissenheit der regierenden und gebildeten Schichten zu 20 den finsternen Gewalten, die das chinesische Reich sozial und politisch lähmten. Die des Lichts entwöhnten Augen sahen die Wirklichkeit nicht mehr, und erst als diese im 19. Jahrhundert mit ehernen Schritten hereintrat, kam die Erkenntnis und mit ihr der Untergang.

- Gewiß ist Tschu Hi ein konfuzianischer Thomas von Aquino geworden, die 25 große Dogmenschöpfung des 12. Jahrhunderts geht unter seinem Namen, aber es wäre ungerecht, wenn man ihn allein mit der Verantwortung für die verhängnisvollen Folgen belasten würde. Es wäre nicht möglich gewesen, Staat und Volk so völlig unter das Joch des erneuerten Lehr- und Formensystems zu zwingen, wenn dessen Schöpfer nicht ein starker Zug zur Ge- 30 regeltheit und Ausgeglichenheit (*p'ing-ngan*) im Wesen des Chinesentums und eine lange Gewöhnung an feste Lebensformen entgegengekommen wären. Ein wohlgegliedertes System von Formen, das nur mechanisch angewendet zu werden braucht und den Einzelnen der Mühe weiteren Denkens enthebt, wird immer die meiste Aussicht haben, die Masse zu beherrschen.
- 35 Den Kanon bildete auch zur Sung-Zeit die in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts entstandene auf K'ung Ying-ta zurückgehende Sammlung der „neun Werke“ (*kiu king*, s. II, 597f.). Noch zur T'ang-Zeit, im 9. Jahrhundert, waren das *Hiao-king*, das *Lun-yü* und das *Ör-ya*, eine Sammlung von Worterklärungen, angeblich dem hohen Altertum entstammend, hinzu- 40 gekommen (ihre Texte waren freilich nicht mit auf die Steintafeln von 837 — s. II, 598f. — eingemeißelt worden), und schließlich wurde durch Tschu Hi's Urteilspruch auch der viel umstrittene *Méng tsé* aufgenommen (s. oben S. 396), so daß nunmehr dreizehn kanonische Schriften gezählt werden. Nachdem aber das *I-li*, die beiden *Tsch'un-ts'iu*-Kommentare von

Kung-yang und Ku-liang, sowie das *Ör-ya* wieder entfernt waren, hatte man aufs neue eine Neuner-Reihe hergestellt. Die Kommentare Tschu Hi's zum *Lun-yü* und *Mêng tsě*, sowie zu den von ihm neu geordneten und abgetheilten Texten des *Ta hio* und *Tschung-yung* (s. oben S. 389) wurden nicht der Ausgabe von K'ung Ying-ta angefügt, sondern als besondere Werke gedruckt 5 und bildeten bis in die neueste Zeit die Grundlage der Studien des angehenden Literaten, da sie für die staatlichen Prüfungsarbeiten allein bestimmend waren.

Diese Bedeutung erfuhr eine gewaltige Verstärkung durch die neue Art der Vervielfältigung der Texte, den Buchdruck. Wir haben früher ge- 10 sehen, daß die Konfuzianer Jahrhunderte hindurch sich nicht entschließen konnten, den von Buddhisten im 7. oder gar 6. Jahrhundert ersonnenen und geübten Abdruck mit Holzplatten auf ihr Schrifttum anzuwenden (II, 581ff.). Die neue Methode hatte sich aber, wie früher gezeigt wurde (s. oben S. 33), durch ihre allzu deutlich in die Augen fallenden Vorzüge schon 15 Jahrhunderte vor Beginn der Sung-Herrschaft in der literarischen Welt durchgesetzt und seit den zwanziger Jahren des 10. Jahrhunderts auch den konfuzianischen Starrsinn überwunden. I. J. 953 fand der von den Ministern Fêng Tao und Li Yü gestellte und so berühmt gewordene Antrag auf Druck der neun kanonischen Bücher mit Holzplatten seine Verwirk- 20 lichung, aber schon drei Jahrzehnte früher lag der erste derartige Druck des Kanons in Ssě-tsch'uan vor. Zur wirklichen Kunst entwickelt ist der Buchdruck allerdings erst während der Sung-Zeit, und zwar besonders während ihres ersten Teiles im Norden. Hier erreichte das Schnitzwerk der Holzplatten, dem die größten Kalligraphen der Zeit — und es gab ihrer nicht 25 wenige — die Vorlagen lieferten, eine künstlerische Höhe, die niemals mehr übertroffen worden ist und der gegenüber die modernen Erzeugnisse als klägliche Massenarbeit wirken. Die meist aus Birnbaum- oder Dattelbaumholz, hergestellten Platten, von Künstlerhand geschnitzt, gaben jeden persönlichen Schriftzug bis in die geringsten Einzelheiten wieder, so daß der 30 Abdruck einem veredelten Manuskripte glich, und da die Schreibkunst als ein Teil der Malerei zur Sung-Zeit gleichfalls ihre höchsten Triumphe feierte (s. unten), so läßt sich ermessen, welche Kunstwerke diese Druckerzeugnisse darstellten. Dazu kam, daß das verwendete Papier die Gesamtheit der besten Eigenschaften aufwies: Weichheit, Biegsamkeit und Widerstands- 35 fähigkeit; die aus Lampenruß und Pflanzenöl hergestellte Schwärze gab den Schriftzeichen ihre gleichmäßige makellose Farbe.

Mit den ersten Drucken der neun kanonischen Schriften, und zwar mit ihren Kommentaren, die auf den Steintafeln nicht mit eingemeißelt waren, hatte man das *kuo-tsě kien* beauftragt, das, wie erwähnt, jetzt meist anderen 40 literarischen Zwecken zu dienen hatte. Auch andere Werke wurden später hier nach amtlicher Verfügung gedruckt, so daß die so entstandenen Ausgaben oft als *kien-pên* bezeichnet werden. Nachdem erst einmal dem Blockdruck das amtliche Placet erteilt war, entwickelte er sich in der schreib-

freudigen Sung-Zeit auch der Menge nach in gewaltigem Ausmaße. Ohne Schwierigkeiten konnten nun die Texte in die Hände jedes Studiumbeflissenen gelangen, und damit wurden natürlich die Verbreitung und die Herrschaft der monopolisierten Lehrmeinungen weiter verstärkt. Neben der amtlichen Druckerei des *kuo-tsě kien* entstanden allmählich zahlreiche private Unternehmungen, die in ihren Leistungen nicht zurückstanden. Die meisten und größten befanden sich in Ssö-tsch'uan, Tschê-kiang und Fu-kien, auch Kiang-su wird öfter erwähnt. Als die besten Drucke galten die von Hang-tschou, als die nächstbesten die von Ssö-tsch'uan und als die geringsten die von Fu-kien. Unter der südlichen Sung-Dynastie war der Höhepunkt bereits überschritten, vielleicht hing der Abstieg mit dem Anschwellen der Erzeugnisse und der raschen Zunahme der billigeren, weniger guten Ausgaben zusammen.

Auch der Gedanke an „bewegliche Typen“ taucht zur Zeit der nördlichen Sung auf, allerdings in engster Verbindung mit der Druckplatte. Es ist das Experiment eines „gewöhnlichen Mannes aus dem Volke“ Namens Pi Schêng, der um 1045 versuchte, den Holzplattendruck zu vereinfachen. Er bildete Schriftzeichen aus Mörtel, brannte sie im Feuer zu harten Stücken, setzte sie auf eine eiserne Platte und überzog sie mit einer Schicht aus „Harz, Wachs und Papierasche“. Darauf wurde ein eiserner Rahmen darüber gelegt, das ganze im Feuer erwärmt, so daß die Masse etwas schmolz, und schließlich eine Holzplatte darauf gepreßt, wonach der Satz nunmehr eine ganz glatte Fläche, „wie die eines Schleifsteines“ bildete. Von dieser so gewonnenen Druckplatte wurden dann die Abzüge hergestellt. Schên Kua, der gelehrte Geograph und unglückliche Feldherr von 1082 (s. oben S. 178 u. 180f.), der allein uns in seinem *Mêng-k'i pi-t'an* über die Erfindung berichtet, war offenbar von dem Verfahren sehr angetan, und in der Tat handelt es sich hier um den ersten Versuch, die Druckplatte statt durch Schnitzen, im ganzen durch Zusammensetzung mit beweglichen Einzelschriftzeichen herzustellen. Trotzdem ist es zu verstehen, daß das Verfahren sich nicht hat durchsetzen können, ja nicht einmal in weiterem Umfange bekannt geworden ist. Schön oder der Holzplatte gegenüber konkurrenzfähig können die Erzeugnisse kaum gewesen sein, aber davon abgesehen, war es vor allem die Eigenart der chinesischen Schrift, die der Verwendung beweglicher Typen hinderlich im Wege stand. Von der alphabetischen Schrift lassen sich die wenigen Typen in beliebiger Menge leicht herstellen, aber die vielen Tausende chinesischer Schriftzeichen, von denen jedes einzelne schon schwieriger zu formen ist, setzen, wenn die Herstellung zeit- und kostensparend sein soll, eine Technik voraus, die der von Pi Schêng überlegen ist. Erhalten ist denn auch keines seiner Druckerzeugnisse. Die Verwendung brauchbarer beweglicher Typen in China gehört einer späteren Zeit an.

Die Folgen dieser Entwicklung des Buchdrucks mußten natürlich, abgesehen von der Verstärkung der Orthodoxie, sehr weitreichende werden,

auf geistigem Gebiete sowohl wie auf buchtechnischem. Viel weitere Kreise konnten jetzt am literarischen Leben teilnehmen, und dieses erfuhr wiederum dadurch eine starke Befruchtung. Sie würde noch stärker gewesen sein, wenn eben die Geister nicht durch das aufkommende Dogma gebunden worden wären. Eine neue Anregung erhielt auch die Schreibkunst und damit die zu ihr gehörige Malerei. Die durch den Druck festgehaltenen und vervielfältigten Schriftzüge berühmter Kalligraphen reizten zur Nachahmung und weiteren Vervollkommnung; die rasch ihrem Höhepunkt zustrebende Malerei wird noch zu erwähnen sein. Mit der Herstellung mußte sich auch die Form des „Buches“ ändern. Die Seide war zur Sung-Zeit als Schreibmaterial zwar längst durch das Papier ersetzt worden (I, 414), aber die Form des aufgerollten Schriftstückes hatte sich noch lange darüber hinaus erhalten. Da die Papierstücke nicht so lang wie die Seidenstücke waren, klebte man mehrere Stücke an einander und rollte sie ebenso auf wie früher die Seide. Noch jetzt hat sich der Ausdruck *küan* d. h. „Rolle“ für einen Buchteil („Kapitel“) erhalten. Diese Rollen mußten sich im Laufe der Zeit um so unbequemer erweisen, je öfter man mit ihnen zu tun bekam. Beim Lesen mußte man sie, den Zeilen folgend, auf- und zurollen, zurückgreifen auf eine frühere Stelle war umständlich, außerdem unterlag die Rolle immer, auch wenn dauerhaftes Material dafür verwendet war, einer schnelleren Abnutzung, die sich beim Papier natürlich steigerte. So faltete man allmählich das Papier, anstatt es zu rollen, und machte aus der Rolle eine Harmonika, ein Faltbuch, das sich wegen der Ähnlichkeit mit den Bündeln der indischen Palmblattmanuskripte (*pothi*) namentlich für die buddhistischen Texte noch Jahrhunderte hindurch bis in die Neuzeit erhalten hat. Schon zur T'ang-Zeit hatte man begonnen, die gefalteten Papierstücke, anstatt sie an einander zu kleben, auf einander zu legen und zusammenzubinden. In der Sung-Zeit wurde dieses Verfahren vervollkommen: das geheftete Bogen-Paket wurde durch Holzdeckel oder durch einen Tuchumschlag geschützt, an den Rändern der gefalteten Bogen wurden Titel, Kapitel- und Seitenzahl gedruckt, und das chinesische Buch, so wie es noch heute im Gebrauch ist, war fertig. Durch ständige Verschönerungen hat es die chinesische Buchkunst zu hervorragenden Leistungen gebracht. Es war ein ähnlicher Übergang, wie er sich einst im 4. Jahrhundert bei der Übertragung der griechischen Literatur aus der Papyrusrolle in den Pergamentkodex vollzogen hatte.

Das Schrifttum der Sung-Zeit nahm nahezu auf allen Gebieten, außer auf dem der kanonischen Literatur besonders auf dem der Geschichte und Altertumskunde, der Geographie, der Philosophie, der Poesie und der literarischen Aufsätze verschiedenen Inhalts, einen gewaltigen Umfang an, darunter befanden sich zahllose Ausgaben in künstlerischer Verfeinerung. Als besonderes Ruhmesblatt der Sung-Dynastie gilt die Schaffung von vier Riesensammlungen früherer Werke. Es sind die folgenden: 1. das *T'ai-p'ing yü-lan*, eine unter 55 Sachkategorien geordnete Sammlung von Auszügen aus über

1690 Werken, das Ganze 1000 „Rollen“ (Kapitel) umfassend, in der Zeit von 977 bis 984 entstanden; 2. das *T'ai-p'ing kuang-ki*, eine ähnliche Sammlung von Auszügen aus 475 Werken, darunter viele buddhistische und taoistische, unter 92 enger gefaßten Kategorien in 510 „Rollen“, von 977 bis 5 978 zusammengestellt; 3. das *Wên-yuan ying-hua*, eine Sammlung von 19102 Texten der Poesie nach dem Vorbilde von Siao T'ung's *Wên-süan* vom 6. Jahrh. (II, 168 u. 277f.), in 1000 „Rollen“ zu 37 Gruppen geordnet, von 982 bis 987 entstanden; 4. das *Ts'ê-fu yüan kuei*, eine Geschichtsenzyklopädie in 1000 „Rollen“ mit 31 Haupt- und 1102 Unterabteilungen, 10 von 1005 bis 1013 verfaßt. Die vier Sammelwerke, auf Anordnung der beiden Kaiser T'ai tsung und Tschên tsung durch eine Kommission verfaßt, entsprechen ganz der besonderen Neigung der Chinesen, das verstreute Schrifttum zusammenzufassen und so vor dem Untergange zu retten. Wie wir früher sahen, geht sie bis in das Jahr 225 zurück (II, 277). So lange 15 die Literatur nur handschriftlich überliefert wurde, also auch nur wenige Exemplare von einem Werke vorhanden waren, erklärt sie sich auch leicht, nachdem aber der Druck sich zu seiner vollen Höhe entwickelt hatte, konnte dieser Umstand nicht mehr so stark ins Gewicht fallen. Trotzdem hat bei dem zu den monarchischen Pflichten gehörenden hohen literarischen In- 20 teresse der Herrscher der Sammeleifer nicht nachgelassen, und in der Tat sind dadurch viele wertvolle Werke, sei es ganz, sei es in Bruchstücken, erhalten geblieben, die sonst vergessen und verloren wären. Auch von den kaiserlichen Palastbibliotheken des *tsi-hien yüan* (II, 431 u. 534), des *kuo-schi kuan* (Amt für Geschichtsschreibung) und des *pi ko* wurde jetzt wieder 25 planmäßig gesammelt (vergl. II, 579 u. oben S. 355). Die Leiter der drei Ämter wiesen 1071 unter Schên tsung darauf hin, daß die vorhandenen Schriften der vier Abteilungen: kanonische Schriften, Geschichtswerke, Einzelautoren und Sammelwerke (II, 329) zahlreiche Fehler und Lücken aufwiesen, und daß es notwendig sei, diese Schäden zu beseitigen. Man habe bisher noch nicht 30 die Vollständigkeit früherer Dynastien erreicht. Es sei das beste, die Bibliothographien der Geschichtsannalen, vom *Ts'ien-Han schu* anfangend, zu Grunde zu legen und alle darin verzeichneten Werke zu beschaffen. Zu diesem Zwecke müßten alle Büchereibesitzer im Reiche aufgefordert werden, ihre Schriften in der Hauptstadt einzureichen, damit sie hier zur Vergleichung 35 und Feststellung gesicherter Texte dienen, sowie nötigenfalls abgeschrieben werden könnten. Über den Erfolg des Unternehmens, das im *Sung hui yao* verzeichnet steht, erfahren wir freilich nichts.

Der Druck so umfangreicher Werke wie der vier Enzyklopädien blieb natürlich auch immer eine mühsame und kostspielige Angelegenheit, und 40 mehrfach wurden hierdurch große Verzögerungen in der Veröffentlichung verursacht. So wurde das *T'ai-p'ing yü-lan* wahrscheinlich erst unter Jen tsung (1023—1063) gedruckt, während für das kürzere *Kuang-ki* gleich nach seiner Vollendung die Platten geschnitten wurden. Das *Wên-yuan ying-hua* hat sogar zweihundert Jahre lang nur als Handschrift existiert,

dagegen lag von dem *Ts'ê-fu yuan kuei* bereits Anfang 1021 eine größere Anzahl gedruckter Exemplare vor. Alle vier Sammlungen, mögen auch manche Veränderungen mit ihnen vorgegangen sein, sind heute noch Fundgruben für die Erforschung des früheren chinesischen Mittelalters.

Unübersehbar sind die Scharen von gelehrten und ungelehrten Schriftstellern, die jetzt die Früchte ihrer Studien, ihre Gedanken, Beobachtungen und Erfahrungen zu Papier brachten und dann dem Plattenschneider übergaben. Unter den Herrschern der nördlichen Sung hatten sich, bevor der Einfluß der Neukonfuzianer bestimmend wurde, auch die Buddhisten und Taoisten eines gewissen kaiserlichen Wohlwollens zu erfreuen. Daß 10 T'ai tsu i. J. 971 das gesamte *Tripitaka* in Ssê-tsch'uan drucken ließ, wofür 130 000 Platten geschnitten sein sollen, wurde bereits erwähnt (s. oben S. 120). Das Jahr vorher, so melden die buddhistischen Quellen weiter, soll auf kaiserlichen Befehl „in Tsch'êng-tu je eine Sammlung der buddhistischen Schriften in goldenen und in silbernen Schriftzeichen hergestellt 15 worden sein“ (*Fo-tsu li-tai t'ung-tsai* Kap. 26 fol. 314v^o, a). Wenn diese Nachricht überhaupt zutrifft, könnte es sich natürlich nur um eine kleine Anzahl von Schriften gehandelt haben. Aus diesen Sammlungen mag auch das *T'ai-p'ing kuang-ki* seine buddhistischen Auszüge entnommen haben. Über den Druck des taoistischen Kanons, der um 1008 unter Tschên tsung 20 neu zusammengestellt war (s. II, 594 und unten), sind wir noch immer im Dunkeln. Daß zahlreiche taoistische Einzelschriften damals schon gedruckt waren, ist anzunehmen, denn da das Edikt Kublai's von 1258 anordnete, daß die Druckplatten des taoistischen Schrifttums vernichtet werden sollten (s. oben S. 309), so werden die Taoisten mit dem Druck den Buddhisten nicht 25 nachgestanden haben, zumal sie gerade unter Tschên tsung, als das *Tripitaka* bereits gedruckt vorlag, die kaiserliche Gunst in besonders hohem Maße genossen. Erst aus der Ming-Zeit aber, zuerst aus dem 15. Jahrhundert, ist der Druck des gesamten, bis dahin stark angeschwollenen Kanons belegt, indessen liegt unsere Kenntnis von seiner Geschichte noch sehr im 30 Argen. Aus der Geschichtsliteratur, die seit der Sung-Zeit ganz unter die Herrschaft der Neukonfuzianer geraten ist, wird keine weitere Aufklärung zu erwarten sein, und die taoistischen Quellen harren noch der Erschließung (vergl. unten).

Übrig geblieben ist von dem ungeheuren Reichtum an Druckerzeugnissen 35 der Sung-Zeit verhältnismäßig wenig. Wenn auch die Werke selbst erhalten sind, so gehört doch ein Sung-Druck heute zu den kostbaren Seltenheiten der Bibliophilen. Die großen Bibliotheken in China, Japan und dem Abendlande besitzen noch eine Anzahl davon und schätzen sie als ihre wertvollsten Unica, die große Masse ist verloren. 40

Überblickt man die geistige Produktion der Sung-Zeit im ganzen, so erkennt man leicht, daß der Neukonfuzianismus — es handelt sich um die Zeit vor Tschu Hi und unmittelbar nach ihm — noch nicht die Bedeutung besaß, daß er neben seiner orthodoxen Lehre keine andere Gedankenrichtung

hätte aufkommen lassen und auch den anderen Wissensgebieten seine Prägung hätte verleihen müssen. Die Literatur ist von universaler Mannigfaltigkeit und wendet sich auch den entlegensten Fragen zu. Es waren nicht bloß Wang Ngan-schi und ein Kreis von ihm abhängiger Anhänger, die über
 5 die Lehren der Alten eigene Gedanken äußerten, sondern auch Männer mit berühmten Namen, wie Ngou-yang Siu, Tsêng Kung, Su Sün und seine beiden Söhne Su Schi und Su Tsch'ê („die drei Su“) u. a. Sie billigten zwar nicht die politische Wirksamkeit des Reformators, schätzten ihn aber als Stilisten und Gelehrten. Alle gelten auch als Meister des Essays, wie er zur
 10 T'ang-Zeit aufgekommen war (II, 589), dessen Prosa aber nicht viel weniger gekünstelt erscheint als die Poesie, namentlich die in rhythmischer Prosaform gehaltenen Schilderungen, die sog. *fu*, die nunmehr ihren Höhepunkt an Geschraubtheit und Unverständlichkeit erreichten. Auch die Lyrik wird zwar noch eifrig gepflegt, steht aber im allgemeinen hinter der
 15 T'ang-Zeit zurück (II, 587f.). Gerade die eben genannten, zusammen mit dem an Ruhm sie alle überstrahlenden Su Schi (Tung-p'ô) und seinen beiden hervorragendsten Schülern, Huang T'ing-kien und Tsch'ên Schi-tao, waren auch auf diesen Gebieten die anerkannten Meister. Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß die zur Manieriertheit über-
 20 steigerte Stiltechnik der wirklichen Poesie zum Verhängnis wurde. Man wird in den Gedichten der Sung-Zeit, von Ausnahmen abgesehen, vergeblich nach echtem Empfinden suchen, es sind konventionelle, mit Zitaten überladene Äußerungen ebenso konventioneller Gedanken und vorgetäuschter Gefühle. Wir kennen diese Art „Poesie“ von den deutschen Meistersingern
 25 oder von den stilgerechten Erzeugnissen der französischen Bildungspoese des 17. und 18. Jahrhunderts, wie sie auch in den Gedichten Friedrichs des Großen überall durchscheint. Dichtkunst hatte jeder Literat zu erlernen und auszuüben, sie gehörte auch zu den Fächern der Staatsprüfungen.

Eine besonders verkünstelte Form (wenn man sie noch als Poesie be-
 30 zeichnen will) war allein den Sung eigen und entsprach ganz dem Geiste der Zeit. Sie hat den Namen *ssê-leo wên* d. h. „Stil zu vier und sechs“. Es sind Vers- oder Satzpaare von abwechselnd je vier und sechs Worten, die einander entsprechen, also ein streng durchgeführter Parallelismus. Der Ausdruck geht in die T'ang-Zeit, vielleicht noch weiter zurück, bedeutet
 35 aber zunächst nur Gedichte aus vier und sechs Silben ohne Verbindung zu Paaren; erst zur Sung-Zeit erhält er das Gewicht eines nicht bloß rhythmischen, sondern auch stilistischen Gesetzes. Im nördlichen Sung war das *ssê-leo wên* sogar die vorgeschriebene Form für eine der zu leistenden Arbeiten in den Staatsprüfungen und gehörte mit zu den Geistesprodukten,
 40 die Wang Ngan-schi als sinn- und zwecklos brandmarkte und beseitigt wissen sollte. „Die vier Worte sollen eng verbunden, aber nicht gedrängt, die sechs Worte stilvoll, aber nicht lässig sein“, lautet eine Vorschrift, deren Sinn nur ein Literat der Sung-Zeit zu enträtseln vermag. Das *ssê-leo wên* hat diese Zeit nicht überlebt.

Dem Geiste des alles beherrschenden Buchwissens entsprechend entwickelt sich auch das beliebte, dem Volke noch nahestehende, *ts'ě* genannte Lied, ein aus gleich langen Versen von fünf, sechs oder sieben Silben bestehender Vier- oder Achtzeiler, der zur T'ang-Zeit oft, besonders von Sängern und Freudenmädchen gesungen wurde, zu einer überkünstelten, mit Zitaten überladenen Dichtung, die der großen Menge kaum verständlich war. Unter dem Einfluß der Melodie, die auf die Silbenzahl nicht immer Rücksicht nahm, sondern sich willkürlich um einige Noten erweiterte oder verengte, ging auch die Gleichheit der Verslänge verloren, Lieder mit ungleichen Verslängen entstanden, und es war durchaus nicht ungewöhnlich, daß zu vorhandenen Melodien neue Lieder gedichtet wurden. Da den fremden, im Umkreise der chinesischen Kultur lebenden Völkern die Sprache der *ts'ě* nicht verständlich war, so kamen bald einfachere Liedertexte auf, die der Umgangssprache näher standen. Diese Gesänge erhielten den Namen *k'ü* (eigentlich „unrichtig“, „abweichend“), eine Bezeichnung, die seit langem für eine andere Art von Gesängen üblich war und bis in die Han-Zeit zurückgeht. Es gab „große“ und „kleine“ *k'ü* je nach der Anzahl der „Sätze“ (*tschung*), aus denen sie bestanden. Zur T'ang-Zeit hatten sich die aus Mittelasien hereinkommenden musikalischen Einflüsse (II, 562) auch dieser Liedform bemächtigt, und unter den Sung-Herrschern erfreute sie sich besonderer Gunst bei Hofe. Die Aufführung der „großen *k'ü*“ — es gab ihrer vierzig — lag der „Intendantur“ (*kiao fang*) des Palastes ob; die fremden Elemente darin waren geblieben, namentlich die musikalischen, aber die Texte ganz im Chinesischen aufgegangen. Die *k'ü*, die im Volke gesungen wurden, waren natürlich einfacherer Art.

25

Nachdem sich die *k'ü* aus den *ts'ě* gelöst hatten, entwickelten sie sich auf ihre eigene Weise weiter, je mehr sie auch in den Gelehrtenkreisen gepflegt wurden. Ursprünglich dort nur in fröhlicher Gesellschaft beim Essen gesungen, wurden sie allmählich kunstvoller und erfuhren eine sehr bedeutende Ausweitung dadurch, daß zur Musik der Tanz hinzukam. „Wenn in Sung die Leute zu Schmausereien zusammenkamen,“ sagt Wang Kuo-wei, „so durfte zur Erhöhung der Festfreude der Gesang nicht fehlen. Aber im allgemeinen gab es nur Gesang, keinen Tanz. Der Gesang erfolgte in Einzelstücken (*k'üe*); wenn aber mehrere Stücke in Verbindung mit einander gesungen wurden, so war dies ein *k'ü*“. Nachdem nun zu den immer „verwickelter“ (*fan-fu*) werdenden Gesängen der Tanz hinzugetreten war, andererseits auch die umlaufenden Schwänke und Possen (*hua-ki hi*) aufgenommen waren, hatte man die Anfänge des dramatischen Singspiels geschaffen, das sich nun zur Oper auswuchs. Es weist auf diesen Ursprung, wenn die Singspiele *hi-k'ü* („Spiel“- oder „Scherz“-Gesänge) genannt wurden. Die so entstandene Oper verschmolz mit den Pantomimen und sonstigen schauspielerischen Darstellungen, wie sie besonders unter Hüan tsung von T'ang eingeführt waren (II, 562). Erst gegen das Ende der Sung-Zeit scheint sich aber das wirkliche Schauspiel herausgebildet zu haben,

40

das dann unter der Mongolenherrschaft den Höhepunkt seiner Entwicklung erreichte und eine Reaktion gegen die immer unverständlicher werdende Gelehrtensprache bedeutete. Das Schauspiel wollte gehört und verstanden werden und mußte sich deshalb einer Redeweise bedienen, die der Umgangssprache näher stand als dem überschraubten Jargon der Gelehrten. Wir sind über die Geschichte des Theaters zur Sung-Zeit trotz der Forschungen Wang Kuo-weï's noch immer unvollkommen unterrichtet, da das Literatentum eben wegen der Sprachform dramatische Werke für vulgär und nicht standesgemäß ansah, sie zwar genoß, aber in seinem Schrifttum keine Notiz davon nahm.

In Anlehnung an das Theater wandelte sich auch das so volkstümliche Schattenspiel im Sung-Reiche und nahm äußerlich die Form der Bühne an, auf der die Figuren sich bewegten, während der Sprecher ihrer Rollen hinter dem Vorhang saß. Vorher war er die Hauptfigur gewesen und hatte den Text der Erzählung vorgetragen, die Schattenbilder aber hatten nur zur Illustration und Erläuterung gedient.

Solche Erzählungen, wie sie sowohl die Schattenspieler als auch berufsmäßige Erzähler vortrugen, gehören in die weite und vielgestaltige Literaturklasse der *siao-schuo*; eine Bezeichnung, die sich eben wegen ihrer umfassenden Bedeutung nicht übersetzen läßt, die aber eigentlich alles deckt, was nicht klassisch-literarisch ist. Sie geht zurück bis zur Han-Zeit und wird von den Chinesen von dem Namen gewisser Beamten hergeleitet, die angeblich auf Straßen und Plätzen kleine, volkstümliche Erzählungen sammeln sollten (eine Etymologie, die nichts weniger als sicher scheint).

Die *siao-schuo* nahmen zur Sung-Zeit einen starken Aufschwung, und vielfach wuchs damit ihr literarischer Wert, weil sie nicht bloß von Spezialisten, sondern auch von Verfassern mit höheren sozialen Zielen gefördert wurden. Ganz besonders gedieh die Entwicklung in der Friedenszeit, die dem Vertrage von Schan-yuan von 1005 (s. oben S. 143ff.) folgte, also während der letzten Zeit Tschên tsung's, unter Jen tsung (s. oben S. 154 u. 163) und dann auch später im Süden. So wurden von „den Späßen und Witzen, die durch ihre Komik und Albernheit die Leute zum lauten Lachen brachten, aus den Reden der Straßen und Winkel, aus dem Geschwätz der Gassen und Ecken“ lange Erzählungen und „Romane“ mit sozialen Schilderungen und Spitzen, die zwar keine literarische Chronik verzeichnet, die aber doch in reicher Fülle überliefert sind.

Neben den unmittelbar amtlichen, d. h. durch kaiserliche Ausschüsse zusammengestellten Sammelwerken, Enzyklopädien und Einzelschriften in pompöser Ausstattung wurden auch, teils mit, teils ohne amtliche Förderung von einzelnen Gelehrten nicht wenige Monumentalwerke geschaffen, die heute noch in ständigem Gebrauch sind. Auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung tritt die amtliche Produktion sogar hinter der privaten zurück. Von den dynastischen Annalenwerken ist nur das *Wu tai schi*, und zwar die sogenannte ältere Fassung unter T'ai tsu von einer Kommission verfaßt

worden (s. oben S. 1), und dies fand bei dem Gelehrtentum so wenig Beifall, daß Ngou-yang Siu aus eigener Machtvollkommenheit eine zweite Geschichte desselben Zeitraumes, das *Sin wu tai schi*, daneben stellte. Ebenso hatte man an den bereits vor Beginn der Sung-Herrschaft vorliegenden T'ang-Annalen Anstoß genommen, und Ngou-yang Siu, zusammen mit dem 5 zeitweilig sehr einflußreichen Minister Sung K'i, eine neue Bearbeitung, das *Sin T'ang schu*, geliefert (s. II, 308), die 1060 fertig wurde. Alle bis dahin vorhandenen Geschichtswerke ließ jedoch das gewaltige Werk Ssë-ma Kuang's, das *Tsë-tschü t'ung-kien*, hinter sich, das am 1. Januar 1085 dem Throne überreicht wurde. Der Verfasser, wohl der beste Kenner der Ge- 10 schichte seines Landes, hatte 1066 von Ying tsung die Aufforderung erhalten, „die Geschichte der Fürsten und Untertanen in den vergangenen Zeiträumen in ihrer Aufeinanderfolge darzustellen“, wie es in dem Edikt hieß. Mit einigen wenigen Mitarbeitern machte sich Ssë-ma Kuang an die Arbeit und lieferte in weniger als zwanzig Jahren eine Darstellung der chinesischen 15 Geschichte in 294 Kapiteln vom Jahre 403 v. Chr. an, dem Jahre, in dem der Tschou-Kaiser die Beherrscher von Tschao, Han und Wei als selbständige Fürsten anerkannte (I, 180) und damit ein neuer Zeitabschnitt der „Kampfstaaten“ begann, bis zum Jahre 959, d. h. dem Beginn der Sung-Dynastie. In würdiger, aber einfacher und verständlicher Sprache fügte er den ganzen 20 riesigen Stoff zusammen, allerdings noch ohne einheitliche innere Verbindung, aber doch bisweilen schon auf die Motive der handelnden Personen eingehend und so eine solche Verbindung wenigstens ermöglichend. Ssë-ma Kuang als Gesamtdarsteller ist von keinem seiner Landsleute wieder erreicht worden. Sein Werk genoß ein solches Ansehen, daß es den amtlichen 25 Annalen gleich geachtet wurde und nahezu kanonischen Charakter hatte. Fast hundert Jahre später erschien eine Fortsetzung, die bis 1127, d. h. bis zum Ende der nördlichen Sung-Dynastie reicht und 1063 Kapitel zählt, eine andere wurde im 18. Jahrhundert verfaßt und bis 1368, d. h. bis zum Ende der Yuan-Dynastie weitergeführt (s. oben S. 9). Was Tschu Hi aus 30 dem *T'ung-kien* gemacht hat, haben wir gesehen (s. oben S. 390f.). Als privates Seitenstück zu den Annalen, aber mit der mythischen Urgeschichte beginnend und mit der Sui-Dynastie endend, erschien gegen 1162 das *T'ung tschi*, die „Allgemeine Geschichte“ in 200 Kapiteln von Tschêng Ts'iao (II, 3). Ein mehr die Geographie als die Geschichte betonendes großes 35 Werk von 200 Kapiteln entstand in der Zeit von 976 bis 983 und hatte den Titel *T'ai-p'ing huan-yü ki*. Sein Verfasser, Yo Schi, hatte keine Möglichkeit, es drucken zu lassen, und so geriet das Manuskript in die Gefahr, verloren zu gehen. Erst nach Jahrhunderten fand sich ein unvollständiges Exemplar vor, das aber in neuester Zeit durch weitere Funde bis auf einen 40 winzigen Rest vervollständigt werden konnte. Am frühesten bekannt und benutzt wurde im Abendlande von den großen Enzyklopädien der Sung-Zeit Ma Tuan-lin's großes Werk, das *Wên-hien t'ung k'ao* in 348 Kapiteln. Es ist ein Handbuch der Staatswissenschaft und hat sich das *T'ung tien* 5

der T'ang-Zeit (II, 3) zum Vorbild genommen, aber den Kreis seines verarbeiteten Stoffes, der aus der gesamten Literatur zusammengetragen ist, bedeutend erweitert. Ma Tuan-lin mag ungefähr von 1254 bis 1322 gelebt haben, war also Zeuge des Unterganges der Dynastie. Wann er sein Werk beendet hat, wissen wir nicht, wohl aber wird uns im *Sin Yuan-schi* in seiner Lebensbeschreibung berichtet, daß i. J. 1319 ein vom Kaiser Jen tsung der Yuan-Dynastie „mit der Aufsuchung rechtschaffener Männer beauftragter“ Taoist die Aufmerksamkeit des Kaisers auf das *Wên-hien t'ung k'ao* gelenkt habe, dessen Verfasser er in seiner Heimat Kiang-si angetroffen hatte. Der Vertrauensmann ließ das Werk abschreiben und reichte es beim Throne ein, worauf der Kaiser i. J. 1322 den Druck befahl, ein Zeichen, daß auch die mongolischen Herrscher den Wissenschaften nicht abhold waren. Ma Tuan-lin, der über zwanzig Jahre an dem Werke gearbeitet haben soll, starb während des Druckes oder bald nachher.

Zu den vielen geistigen Großtaten, dessen sich die Sung-Zeit rühmen kann, gehört auch die Schöpfung einer neuen Wissenschaft, die von großer Bedeutung für die Geschichte, Kunstgeschichte und Volkskunde geworden ist, der Archäologie. Sie bestand freilich zunächst nur in der Sammlung von Gegenständen des Altertums, in der Hauptsache von Vasen, Dreifüßen, Glocken und sonstigen Kult- und Gebrauchsgeräten aus Bronze, ferner von Stücken aus Edelstein, im besonderen Nephrit, Siegeln, Gefäßen u. a. m. Die Freude am Sammeln entwickelte sich ebenfalls in der Friedenszeit im 11. Jahrhundert (vergl. oben S. 406); sie begann bei wohlhabenden Privatleuten und fand dann auch bei Hofe Eingang. Interesse für metallene Kunstgegenstände hat sich schon in früheren literarischen Erzeugnissen kundgetan; wir haben noch zwei kleine Werke aus dem 5. und 6. Jahrhundert, die sich mit Schwertern und Dreifüßen befassen, aber sie behandeln nur die Herstellung und das Aussehen einzelner berühmter Exemplare nach literarischen Zeugnissen, nicht die archäologische Bedeutung.

Systematisches Sammeln, Bestimmung und Einordnung der Gegenstände begannen erst zur Sung-Zeit. Jen tsung ordnete 1051 an, daß die kleine Sammlung von Glocken und Dreifüßen aus der Hia-, Schang- und Tschou-Zeit in einem bestimmten Raume des Palastes aufbewahrt werden sollte. Dies ist das erste Mal, daß von einer Sammlung derartiger Gegenstände durch den Kaiser die Rede ist. Unter Hui tsung (1101 bis 1125), der für seine ästhetischen und phantastischen Liebhabereien mehr Zeit und Interesse übrig hatte als für die schlimme Lage des Staates (s. oben S. 209), erreichte die Sammeltätigkeit ihren Höhepunkt. Eine zeitgenössische Quelle, das *T'ie-wëi schan ts'ung t'an* des Ts'ai T'ao, berichtet, daß i. J. 1107 über fünfhundert Stücke im Palast zusammengebracht waren und daß sie sich bis 1118 auf mehr als sechstausend, um 1126 gar auf über zehntausend vermehrt hätten, Zahlen, an denen jedoch berechnete Zweifel geäußert werden. Von der Sammeltätigkeit ging man aber nunmehr zur Beschreibung und Bestimmung über. Der erste, der diese Arbeit systematisch aufnahm, war

Li Kung-lin, als Sammler und Archäologe, aber mehr noch als Maler von Pferden, Porträts und religiösen Bildern bekannt (vergl. unten), der auch mit dem wenig älteren Su Schi befreundet war. Er war *tsin-schi* von 1070 und starb bereits 1106. Er verfaßte von den ihm zugänglichen Stücken einen Katalog *K'ao ku t'u* und lieferte so die erste archäologische Studie. Nach diesem Vorbilde soll dann, angeblich 1107, eine Beschreibung der kaiserlichen Sammlung, *Süan-ho (tien) po-ku t'u*, d. h. „Altertümer der Süan-ho-Halle“, wo Hui tsung's Sammlung aufbewahrt wurde, von Wang Fu, einem der Helfer des berüchtigten Ts'ai King (s. oben S. 206 u. 209) zusammengestellt sein. Die Verfasserschaft Wang Fu's ist aber nicht sicher. Das Werk, aus 30 Kapiteln bestehend, ist noch vorhanden, während das *K'ao ku t'u* seit langem verloren ist. Es darf dies letztere aber nicht verwechselt werden mit dem heute noch vorhandenen sehr bekannten Werke gleichen Namens von Lü Ta-lin, das ebenfalls am Ende des 11. Jahrhunderts erschienen ist. In welchem Verhältnis es zu dem von Ts'ai T'ao erwähnten, sonst nicht bekannten Werke des Li Kung-lin steht, ist nicht festzustellen. Das *Süan-ho po-ku t'u*, in späteren Ausgaben auch als *Po-ku t'u lu* bezeichnet, und das *K'ao ku t'u* von Lü Ta-lin sind die berühmtesten Werke der Sung-Zeit über alte Bronzen. Sie sind später erweitert und mehrfach neu herausgegeben worden; noch heute bilden sie wichtige Quellen und Handbücher für archäologische Studien.

Diese Anfänge haben eine reiche Nachfolge gehabt, nicht zur Sung-Zeit, denn nach Abtrennung des an Altertümern ergiebigen Nordens waren die Verhältnisse wenig günstig für weitere Sammlungen, die Schätze Hui tsung's aber nach der Eroberung von K'ai-fêng in den Besitz von Kin übergegangen, wohl aber in den folgenden Zeiträumen. Nachdem einmal das Interesse der Chinesen an den greifbaren Überresten der fernen Vergangenheit geweckt war, ist es niemals wieder eingeschlummert, sondern immer stärker und allgemeiner geworden. Zahllose Sammlungen der Kaiser sowohl wie wohlhabender Privatpersonen sind im Laufe der Jahrhunderte entstanden, und eine Fülle von literarischen Arbeiten hat sie ausgewertet. In der modernen Zeit hat sich die wissenschaftliche Archäologie und Inschriftenforschung in China, die ja ein Feld von unbegrenzter Weite und Tiefe zur Verfügung hat, in erstaunlicher Weise entwickelt und Ergebnisse von größter Bedeutung ans Licht gebracht. Der Schößling, der unter den Sung gepflanzt wurde, ist zu einem mächtigen Baume geworden.

Bei allem Überwiegen der konfuzianischen Neubildung fehlen doch in dem Kulturbilde der Sung-Zeit auch die beiden Geistesmächte nicht, die sich seit langem tief in das Volksleben der Chinesen eingegraben hatten: Buddhismus und Taoismus. In ihrem Heimatlande Indien war die buddhistische Kirche teils durch die Eroberungen der Muhammedaner, teils durch geistigen Rückgang schon seit dem 8. Jahrhundert äußerlich und innerlich in Verfall geraten. Nach der Eroberung von Sindh durch die Araber 712 (II, 439f.) starb der Buddhismus im westlichen Indien aus, im Osten und

Norden, namentlich in Bengalen und Orissa, sowie in Kaschmir hielt er sich bis gegen 1200, wo die Muhammedaner Magadha (Bihar) eroberten. Die Folge war eine allgemeine Flucht der Śramaṇas nach Südindien, nach Nepal, Birma und anderen Ländern, das eigentliche Kernland blieb 5 verloren. Kaschmir fiel erst 1340 dem Islam.

Aber was dem Buddhismus im Westen entrissen war, hatte er im Osten längst wieder gewonnen. Auch zur Sung-Zeit, als die konfuzianische Orthodoxie ihre größten Triumphe feierte, konnte die indische Lehre in China ihre Machtstellung vorläufig noch behaupten, sowohl äußerlich als Kirche, 10 wie auch innerlich als Philosophie bei den Gelehrten und als Religion im Glaubensleben der Massen. Wir haben bereits erwähnt, wie viel buddhistisches — vielleicht sagt man richtiger hinduistisches — Gedankengut sich in den Spekulationen der Neukonfuzianer verbirgt (s. oben S. 388), und die zahllosen heftigen Ausfälle gegen den Buddhismus bei fast allen 15 Philosophen des 12. Jahrh. beweisen zum wenigsten, wie stark man sich mit ihm beschäftigte und wie wichtig man ihn nahm. Tschu Hi's Freund und Widersacher Tschang Tsch'i (s. oben S. 393) spricht sich einmal sehr scharf über die spekulativen Leidenschaften und dunklen Reden der neuen Richtung aus. Er sagt: „Gewisse Leute setzen die natürliche Vernunft bei 20 Seite und reiten auf leeren Redensarten herum. Sie verachten die niedrigen Wissenschaften und lassen ihre Worte in die Höhe fliegen. Sie fegen alles hinweg, was von der Körperlichkeit abhängt, und glauben, daß sie selbst außerhalb von Körperlichkeit und Lebensodem stehen. Ich fürchte, daß diese Krankheit nicht von leichter Art ist. Es ist wie mit denen, die 25 sagen, sie wollen die Buddhisten widerlegen, und die dann, ehe sie sich dessen versehen, gerade in den Buddhismus hineingeraten“. Mit der nicht zu bestreitenden Tatsache aber, daß auch unter den konfuzianischen Literaten der Buddhismus nicht wenige Anhänger gefunden hatte, weiß sich einer von seinen erbittertsten Feinden, Hu Yin, ein Neffe von Hu Ngan-kuo (s. oben 30 S. 390), *tsin-schi* um 1122, der lange zu Kao tsung's Umgebung gehörte, auf sehr bequeme Weise abzufinden. Er schreibt in seinem krausen Stil: „Nachdem der Buddhismus in China eingedrungen war, hat er manchem Ohren und Augen in Verwirrung, Herz und Sinne in Unruhe gebracht, die Menge dieser Leute ist wie die der Strahlenkranz-Männer (ein spöttischer 35 Ausdruck für die buddhistischen Heiligen, deren Haupt ein Strahlenkranz umgab) nicht zu zählen. Das ist zu bedauern. Wenn man es aber bedauert, dann könnte man einem Vertreter der rechten Lehre die Frage vorlegen: Wie kommt es, daß kürzlich so viele Konfuzianer im Buddhismus untergetaucht sind? Dieser aber würde antworten: Sie haben studiert, aber 40 nichts erreicht, nun sind sie alt und ihre Geisteskräfte schwach geworden. Sie möchten einen baldigen Abschluß haben und finden keine Ruhe. Da hören sie nun von den gewaltigen Übertreibungen einer noch nie dagewesenen Weisheit, sie geraten in Entzücken darüber und schließen sich an. Dann sind sie wie Wanderer, die auf ebener Straße gehen und leicht vorwärts-

kommen. Plötzlich aber haben sie einen hohen Berg vor sich und unter sich einen tiefen Fluß, so daß ein Weiterkommen schwierig ist. Da sind sie froh, wenn sich ihnen ein Seitenweg bietet, und folgen diesem. Ihre Leistungsfähigkeit zwingt sie eben dazu. Sie sind auch wie Leute, die auf Gasthäuser angewiesen sind, da sie kein behagliches Heim besitzen. Weil sie aber nicht den Frieden des Heimes besitzen, freuen sie sich, daß sie wenigstens in Gasthäusern wohnen können“. Das ist Ärger und Spott, aber keine Erklärung.

Der Verkehr mit Indien war auch nach dem Untergange der T'ang von den Śramaṇas noch nicht aufgegeben worden, obwohl die Verhältnisse in Turkistan wie in Indien selbst in Folge der muhammedanischen Eroberungen schwieriger geworden waren. Vom Jahre 953 wird im *Sung schi* (Kap. 490 fol. 1v⁰) von einer aus sechzehn Personen bestehenden Gesellschaft berichtet, die unter Führung des Śramaṇa Sa-man-to(?) aus dem westlichen Indien mit Pferden als Tribut am Hofe von Tschou eingetroffen sei. Diese Gesandtschaft, von der keine buddhistische Chronik weiß, dürfte das Erzeugnis von Mißverständnissen sein. Überhaupt herrscht in den Nachrichten über den Verkehr mit dem buddhistischen Westen viel Unklarheit, und die Angaben der Annalen lauten ganz anders als die des *Fo-tsu t'ung ki* und des *Fo-tsu li-tai t'ung tsai*. So viel ist indessen sicher, daß im Anfang der Sung-Zeit noch immer zahlreiche chinesische Mönche die buddhistischen Kultstätten im Tarimbecken, namentlich in Khotän, Turfan, Kutscha und Kharaschar, sowie in Nördindien für Studienzwecke besuchten und auch Sendboten von dort mit Reliquien und Manuskripten religiösen Schrifttums in Sung eintrafen (vergl. S. 155). Auch der Seeweg von Südindien aus wurde mehrfach benutzt, wenngleich die Mühen und Gefahren hier nicht geringer gewesen sein mögen als auf der Reise durch die Gobi. T'ai tsu und T'ai tsung standen diesem Verkehr wohlwollend gegenüber, wie sich die Buddhisten zu jener Zeit überhaupt nicht über Mangel an Wohlwollen zu beklagen hatten (vergl. oben S. 120). Das *Sung schi*, dem es mehr auf die Möglichkeit ankommt, hier Tributgesandtschaften zu erkennen, weiß von einem Prinzen Jang-kie-schuo-lo zu erzählen, der 975 vom östlichen Indien mit Geschenken kam. Auch berichtet es, daß, wenn in Indien ein König sterbe, alle seine Söhne mit Ausnahme des Thronfolgers Mönche werden müßten und nicht mehr in ihrem Staate wohnen dürften. In Folge dessen sei auch ein Prinz, Mañjuśrī, mit chinesischen Mönchen nach China gekommen; T'ai tsu habe ihn gut aufgenommen und ihm in dem Kloster Siang-kuo ssě (wo oftmals fremde Śramaṇas wohnten) Wohnung angewiesen. Die Mönche aber seien von Eifersucht wegen solcher Gnadenbeweise erfüllt worden und hätten die Ausweisung des Fremdlings verlangt. T'ai tsu habe dem schließlich stattgegeben, und Mañjuśrī habe erklärt, er werde zu Schiff über die Südsee zurückkehren. „So wisse man nicht, wo er geblieben sei.“ I. J. 982 soll ein chinesischer Mönch aus Ssě-tsch'uan von Indien mit dem Briefe eines dortigen Königs

angekommen sein, den T'ai tsung durch den indischen, auch sonst als Übersetzer bekannten Śramaṇa Dānapāla(?) habe übertragen lassen. Der König habe darin dem „hochheiligen und höchst erleuchteten Herrscher von China“ (Tschì-na) seine Grüße und Segenswünsche übermittelt. Zu T'ai tsu's Zeit, 965, kehrte auch ein Mönch namens Tao-yuan aus Indien zurück, der „zwölf Jahre unterwegs und sechs Jahre in Indien“ (?) gewesen war. Als er auszog, herrschte in K'ai-fêng noch die Spätere Tsin-Dynastie (s. oben S. 45), und als er zurückkam, war die heimische Welt verwandelt. T'ai tsu, dem wohl keine Kenntnis von den „Westlanden“ mehr übermittelt war, ließ sich von dem Manne genau über Lage, Beschaffenheit und Kultur der durchreisten Länder berichten, und vielleicht war es eine Folge von Tao-yuan's Mitteilungen, daß im Jahre darauf 157 Mönche mit kaiserlicher Genehmigung und Unterstützung durch Schutzbriefe an die fremden Staaten (ihre Wirkung wird freilich nicht weit gereicht haben) nach Turkistan und Indien aufbrachen. „Von Indien aber“, so sagt das *Sung schi* (Kap. 490 fol. 2r^o), „kamen nach der Periode k'ai-pao (968—975) Mönche mit buddhistischen Schriftpaketen zur Überreichung ohne Unterlaß.“

Aber dieser Austausch der Śramaṇas währte nicht mehr lange. Nach der Islamisierung Turkistans und Nordindiens hörten die Reisen im Norden allmählich auf, jedenfalls haben wir keine Nachrichten mehr darüber; mit der Übersiedlung nach dem Süden riß die Verbindung mit dem Westen vollends ab. Der Seeweg im Süden wurde von der nach Birma und Indonesien verlagerten Kirche wenig benutzt, der Missionseifer war dort weit schwächer als in der nördlichen Kirche. Das Liao- und das Kin-Reich, wo der Buddhismus sich meist hoher Gunst erfreute, mag wegen der größeren Nähe mit den Kultstätten im Tarimbecken noch selbständige Verbindung gehabt haben, so lange diesen noch eine Daseinsmöglichkeit gelassen war, aber Nachrichten darüber fehlen. Islam und Nestorianismus haben dem Buddhismus in Mittelasien den Tod gebracht, wir sind den Spuren jener Abart des Christentums früher begegnet (s. oben S. 264 u. 306). Die Mongolen haben der indischen Lehre dann später zu neuem Leben in anderer Form verholfen (s. oben S. 331 f.).

Die Übersetzung der heiligen Schriften war ohnehin zur T'ang-Zeit in der Hauptsache abgeschlossen (vergl. II, 579 f.). Was in der Sung-Zeit — abgesehen von original-chinesischen Schriften — zum Kanon an Neuem hinzukam, war nicht viel, an Übersetzern ist kaum ein Dutzend bekannt, darunter sind die bedeutendsten Fa-t'ien (Dharmadeva?), später Fa-hien genannt, aus Magadha, T'ien-si-ts'ai aus Jalandhara, der sich der besonderen Gunst T'ai tsung's zu erfreuen hatte, und der bereits erwähnte Dānapāla. Vielleicht hatte es auch seinen Grund in diesen veränderten Verhältnissen, daß zur Zeit T'ai tsung's der Name des früheren Übersetzungsamtes, *fan-* oder *i-king yuan* (II, 575) in *tsch'uan-fa yuan*, „Amt für Verbreitung der Lehre“, umgewandelt wurde. Das bedeutet aber nicht, daß der Buddhismus selbst schon hätte verkümmern müssen. Er hat im Gegenteil erst jetzt

das chinesische Denken recht beeinflußt. Wir haben früher gesehen, wie die buddhistische Metaphysik bis weit in die Kreise der Neukonfuzianer hinein anreizend gewirkt hatte (s. oben S. 291 ff), und viele von denen, die nicht auf Tschu Hi blindlings eingeschworen waren, wie der berühmte Su Schi, standen zu ihr in einem engen inneren Verhältnis. Das geht schon daraus 5 hervor, daß immer wieder mit sehr viel Eifer Sturm dagegen gelaufen wird, daneben aber die Frage Klärung verlangt, warum die fremde Lehre so viele Anhänger habe. Auch der Buddhismus selbst gewann durch diese Auseinandersetzung mit dem Konfuzianismus zur T'ang-Zeit an Kraft und Tiefe, erfuhr aber auch manche Wandlungen. Kommentare zu wichtigen 10 Sūtras, wie dem *Sūrangama-sūtra*, dem *Hua-yen king* u. a., umfangreiche Glossare wie das große *I-ts'ie king yin-yi*, das *Hua-yen king yin-yi*, das *Fan-i ming-yi tsi*, oder Chroniken nach dem Muster der einheimischen Vorbilder wie das öfter erwähnte *Fo-tsu t'ung ki* oder (zu Beginn der Yuan-Zeit) das *Fo-tsu li-tai t'ung tsai* und viele andere gelehrte Werke sind in diesem 15 Zeitraume entstanden. Wie aber die Buddhisten sich alte chinesische Vorstellungen beim Toten- und Ahnenkult zu eigen machten, wurde früher schon erwähnt (II, 577).

Die schon zur T'ang-Zeit sehr regen Beziehungen zu den japanischen Glaubensgenossen wurden unter den Sung fortgesetzt, nachdem die stän- 20 digen Kämpfe in der Zwischenzeit sie vorübergehend unterbrochen hatten (II, 385 u. 578). Dazu kamen jetzt auch koreanische Verbindungen, und die Kataloge des *Tripitaka* weisen mehrere Verfasser aus Kao-li auf. Die zahlreichen japanischen Mönche, die ebenso wie die koreanischen sich auch jetzt wieder zu viele Jahre währenden Studienaufenthalten in China einfanden — 25 namentlich der T'ien-tai schau in Tschê-kiang mit den gelehrten Stätten seiner Klöster war zeitweilig ein Hauptziel von ihnen (II, 300) —, haben ganze Bibliotheken von Sung-Drucken buddhistischer und nicht buddhistischer Schriften mit über das Meer genommen; sie bilden heute noch Kostbarkeiten der großen staatlichen und klösterlichen Büchereien dort, wäh- 30 rend sie in China längst verschollen sind. Wie das *Fo-tsu t'ung ki* (Kap. 44 fol. 274 r^o, a) berichtet, hatte der König Ts'ien (Hung-)Schu von Wu-Yüe (in Tschê-kiang, s. oben S. 70 u. 113) nach dem Regierungsantritt T'ai tsu's 960 feststellen müssen, daß „die Schriften der T'ien-t'ai-Lehre während der Wirren unter den ‚Fünf Dynastien‘ zum großen Teil vernichtet waren. 35 Er sandte deshalb nach Kao-li und Japan, um dort Ersatz zu beschaffen. Von Kao-li schickte man darauf den Śramaṇa Ti-kuan mit der ganzen Literatur an Lehrtexten und Kommentaren. Dieser begab sich nach Lo-k'i (bei Ki-ngan am Kan-Fluß in Kiang-si) zu dem Oberpriester Tsi und händigte ihm die gesamte Literatur der (T'ien-t'ai-)Schule aus“. Auch in Korea 40 waren in den großen Klöstern Stätten buddhistischer Gelehrsamkeit entstanden, wo die chinesischen Texte studiert und erklärt wurden. Die chinesische Sprache und Schrift waren dabei ebenso beherrschend wie bei den Japanern, die ihre Reisen nach China oft über Korea ausführten. Natur-

lich war der Buddhismus nicht das Einzige, was die Angehörigen beider Völker in China suchten und fanden; auch die gesamte neue Philosophie erregte ihre stärkste Beachtung. Tschu Hi (japan. Shushi) wirkte in Japan genau so dogmenschaftend wie in China, und seine Lehre wurde dort später 5 im Staat der Tokugawa (von 1603 ab) ebenso Staatsphilosophie wie im Reiche der Sung und der folgenden Dynastien. Wissenschaft und Sprache Chinas waren jetzt die wahrhafte Leuchte der Mitte.

Mehr Schwierigkeiten als von dem Konfuzianismus der Sung-Zeit erwachsen aber dem Buddhismus von den Taoisten; auch die Gunst der Herr- 10 scher verteilte sich auf diese beiden ziemlich gleichmäßig. Seine höchsten, aber auch übelsten Triumphe feierte der Taoismus unter Tschên tsung, der durch seine „himmlischen Bücher“ und seine Beziehungen zum „Edelstein-Kaiser“ (s. oben S. 148) auch für die sinnlosesten Fabeleien zugänglich geworden war. Ehe diese vom Wang K'in-jo beschworenen Mächte von 15 ihm Besitz ergriffen, hatte er am Anfang seiner Regierung dem *Fo-tsu li-tai t'ung tsai* (Kap. 26 fol. 318 v^o, b) zufolge noch für den indischen Śramaṇa Fa-hien (s. oben S. 412) einen Hymnus verfaßt, der „die Wahrheiten des Buddhismus pries, die sich von den Westlanden nach China verbreitet hätten“. Dann aber wurde der ebenso schwachsinnige wie eitle Monarch 20 völlig in die Netze seiner liebedienerischen Minister und höfischen Schmarotzer verstrickt, und da Wang K'in-jo mit den Taoisten zusammenarbeitete, so hatten diese ihren reichlichen Anteil an dem Gewinn. Tschên tsung ließ sich mit dem höchsten Titel des taoistischen Pantheons schmücken, ersann immer neue Bezeichnungen für den „Edelstein-Kaiser“, baute den 25 *tao*-Priestern Heiligtümer im Palast und Klöster außerhalb davon, lieferte Vorreden zu Wang K'in-jo's Schriften taoistischer Weisheit und ließ sich zu den absonderlichsten Kulthandlungen überreden. I. J. 1015 berief er einen Nachkommen des ersten „Papstes“ Tschang Tao-ling (I, 420), verlieh ihm den Titel *tschên-ts'ing sien-schéng* „Meister der Wahrheit und Reinheit“, 30 richtete ihm auf Wang K'in-jo's Antrag ein Archiv ein, ließ das Kloster Schang-ts'ing kuan erbauen und gewährte ihm Steuerfreiheit für seine Ländereien. Von da ab wurden die Nachfolger des *t'ien-schi* „Himmelslehrers“ im Erbgange regelmäßig mit besonderen Titeln ausgezeichnet. Auch unter Hui tsung hatte der Taoismus gute Zeiten, als der berühmte 35 Ts'ai King mit seiner korrupten Klientel den willenschwachen Monarchen völlig mit Vorstellungen rohen Aberglaubens umnebelte, bis er als „Fürst des *tao*“ den Thron abgab (s. oben S. 196 u. 209).

Das Schrifttum der Taoisten muß schon früh, wenn es auch dem der Buddhisten weit nachstand, immerhin beträchtlich gewesen sein, und daß 40 es, wenigstens zum Teil, zu Beginn der Sung-Zeit auch gedruckt vorlag, kann bei der Rolle, die der Taoismus damals spielte, als sicher angenommen werden (vergl. oben S. 403). Es wurde schon früher erwähnt, daß die Taoisten auch ganz nach dem Vorbilde der Buddhisten ihre Schriften zu einem Kanon (*tao tsang*) zusammengefaßt haben (II, 594). Die Nachrichten über

diese Organisation sind unsicher. Eine unverbürgte Quelle will wissen, daß zum ersten Male in der Zeit *k'ai-yuan* (713—741) die taoistischen Werke nach Ausscheidung der Duplikate zu einem Kanon (*tsang*) zusammengefaßt worden seien (vergl. III, 445). Die Sammlung habe aus 3744 „Rollen“ bestanden und den Titel *San-tung k'iung-kang* „die herrlichen 5 Lehren der drei Mysterien“ gehabt. In den Unruhen der späteren Zeit seien die Bücher dann zerstreut und verloren gegangen. Zur Sung-Zeit aber habe man durch die Behörden Nachforschungen danach anstellen lassen, und so habe man über 7000 „Rollen“(!) wieder zusammengebracht. Diese seien von Sü Hüan, dem bekannten Herausgeber des *Schuo-wên*, und anderen 10 gesichtet worden, und nach Ausscheidung der Duplikate seien noch 3737 „Rollen“ übrig geblieben. Man habe die Sammlung dann in drei große Teile (*san tung*) geteilt, jeder Teil habe einen Anhang (*?fu*) erhalten, ein vierter Anhang habe selbständig als Ergänzung für das Gemeinsame der drei Teile bestanden. Das ganze sei untergeteilt gewesen in zwölf Kategorien (*lei*). 15 Die drei Teile hätten den drei „Fahrzeugen“ (*schêng*) der Buddhisten entsprochen (hier scheint eine Verwechslung mit den „drei *piṭaka*“ vorzuliegen). Da Sü Hüan von 916 bis 991 lebte, so würde die zweite Sammlung des Kanons um die Mitte des 10. Jahrhunderts entstanden sein. Dagegen spricht Tsch'ao Kung-wu, der bekannte Bibliograph des 12. Jahrhunderts, in seinem 20 wohl um die Jahrhundertwende verfaßten Katalogwerk nach einem Zitat im *Wên-hien t'ung-k'ao* (Kap. 225 fol. 4v⁰) davon, daß ein „gewisser Têng Tsě-ho „zur Zeit der regierenden Dynastie“ (Sung) das taoistische Schrifttum zu Abteilungen (*pu*) mit 311 Gruppen (*tschi*) zusammengefaßt habe. Das würde dann auf die gleiche oder eine etwas spätere Zeit deuten, aber 25 das Ganze bleibt unsicher.

Das nützlichste und für profane Zwecke wertvollste Werk der taoistischen Literatur ist die schon mehrfach erwähnte Enzyklopädie *Yün-ki ts'i ts'ien* mit ihren 122 Kapiteln. Ihr Verfasser war Tschang Kün-fang, der um 1005 *tsin-schi* wurde. Er hatte das Glück, unter Tschên tsung hauptstädtischer 30 Beamter zu werden und das Wohlwollen Wang K'in-jo's zu gewinnen, so daß er durch dessen Empfehlung eine ihm mehr zusagende Tätigkeit erhielt als die bisherige. Er war auf Veranlassung des Zensorats in die Provinz verbannt worden, wurde aber durch seine Gönner zurückberufen, und da gerade damals (um 1012) die taoistischen Schriften nach Hang-tschou über- 35 geführt werden sollten, damit sie neu geordnet würden, wurde er mit dieser Aufgabe betraut. Aus dem so erhaltenen Material stellte er zunächst ein Riesenwerk von 4565 Kapiteln zusammen und legte dies auch vor. Aus dem unförmlichen Gebilde, das wohl nur aus Abschriften bestand, wurde dann das Wichtigste ausgewählt, und das Ergebnis war das erhalten gebliebene und viel 40 benutzte Werk, das zwar immer noch überreich an Phantasmagorien ist, aber auch wertvolle Angaben über den Inhalt, die Terminologie und die Geschichte des Taoismus enthält.

Der Taoismus hat sich zur Zeit der Nördlichen Sung durch seine Verbin-

5 dung mit den unsauberen Machenschaften am Hofe so hoffnungslos bloßgestellt, daß er als religiöses System, das doch noch Su Schi, der selbst einen Kommentar zum *Tao-tê king* geschrieben hatte, und mancher andere in ihm sah, gegen den Konfuzianismus und den Buddhismus in der Folgezeit nicht mehr aufkommen konnte und nur noch als wüster Aberglaube in der Volksreligion Unterkunft fand. Hier hat er auch seine Stellung behauptet, aber Hochschätzung ist ihm von keiner Seite mehr zuteil geworden. Einzelne Persönlichkeiten wie Tsch'ang-tsch'un (s. oben S. 276f.) haben daran nicht viel ändern können.

10 Verfolgungen wie zur T'ang-Zeit ist unter den Sung weder der Taoismus noch der Buddhismus ausgesetzt gewesen, aber die zuletzt auf Eifersucht und Mißgunst beruhenden Streitigkeiten zwischen beiden in Wort und Bild, namentlich wegen der taoistischen Schmähschrift *Hua-Hu king* zogen sich durch die Jahrhunderte hin und nahmen zeitweilig leidenschaftliche Formen
15 an (s. oben S. 308f.). Auf der anderen Seite hat es auch, ähnlich wie zur T'ang-Zeit, an Annäherungsbemühungen nicht gefehlt, und die Wirkungen der Yogācāra-Schule (II, 590) waren noch spürbar. So günstig wie damals lagen allerdings die Verhältnisse nicht, und erst unter der Yuan-Dynastie konnte das Wort: *san kiao wei yi* in Umlauf kommen.

20 Von einer inneren Weiterentwicklung des Taoismus kann man denn auch in dieser Zeit kaum reden. Die Erzeugnisse seiner durch nichts gehemmten Phantasie wurden dafür immer bunter und strahlender und kamen so dem Glücksverlangen der Massen entgegen. Die hier zu Grunde liegenden Vorstellungen knüpften sich jetzt an den „Edelstein-Kaiser“ (*Yü-huang*) als
25 Mittelpunkt und schufen ihm einen wohl gegliederten Hof- und Beamtenstaat von unerhörter Pracht und Glorie, der aus Göttern und Genien verschiedenen Ranges nach indischem Muster bestand. Der Gedanke liegt nahe, daß der Taoismus auch hier den Spuren des Buddhismus nachgegangen ist und ein Gegenstück zu dem bereits ganz volkstümlich gewordenen *Amitābha*
30 und der *Sukhāvati* (II, 299) schaffen wollte. Auch die Erinnerungen an den *Schang ti*, den „Herrscher in der Höhe“ des Altertums (I, 119), mögen hier mitgewirkt haben. Dem gegenüber beginnt die schon mehr esoterische Lehre von den „drei Mysterien“ und ihren drei Gottheiten (II, 565 u. 594) etwas zurückzutreten. Es ist auch schwer zu erkennen, in welchem Verhältnis der
35 jenseits jener drei Mysterienkreise thronende *Yuan-schi t'ien-tsun* „der von den Himmeln zu Verehrende vom ersten Uranfang“ (der an Lao ts'és *tao* erinnert) zu dem *Yü-huang* gedacht war. Aber offenbar liegen hier zwei getrennte Vorstellungskreise verschiedenen Ursprungs vor. Wiederum eine Gruppe für sich bilden die jetzt auch sehr volkstümlich werdenden
40 „acht Genien“ (*pa sien*), die sich zwar mit teils historischen teils erfundenen Persönlichkeiten der T'ang-Zeit verbinden und in ihrer gegenwärtigen Anordnung erst dem Ende der Sung- oder gar erst der Mongolen-Zeit angehören, deren Gesamtbegriff aber weit älter ist. Schon Wang Tsch'ung erwähnt in seinem *Lun-héng* (I, 302) eine Schrift, in der von den *pa kung*, den acht

unsterblichen Taoisten in der Begleitung Huai-nan tsë's (I, 296), die Rede ist. Diese acht Unsterblichen lassen sich durch die Jahrhunderte verfolgen, und im 6. Jahrh. wird von einem „Bilde der *pa-sien* des Huai-nan tsë“ gesprochen. Die bis in das 2. Jahrh. v. Chr. zurückreichende Vorstellung ist in immer zunehmendem Maße in das Volksleben der Chinesen eingedrungen: die *pa sien* gehören sowohl zur Volksreligion, als auch zur volkstümlichen Kunst. In zahllosen Darstellungen, auf Papier gemalt, auf Seide gestickt, in Holz oder Elfenbein geschnitzt und in Bronze gegossen, sind sie ein überall anzutreffendes Motiv.

Wie hier ein Gebilde des Vulgär-Taoismus sich in Kunst und Kunsthandwerk eingenistet hat, so ist auch dem metaphysischen Gehalt der alten *tao*-Lehre die höhere Kunst, vor allem die Malerei, eine Heimat geworden. Und hier verschmilzt der Taoismus geradezu mit den Grundgedanken der Yogācārya-, der Mādhyamika-, der T'ien-t'ai- und Dhyanā-Schulen (II, 576 u. 300), ja man muß darin sogar uralte Ideen jener präkonfuzianischen Religion erkennen, die sich noch nicht von dem gemeinsamen Mutterboden gelöst hatte und erst durch das Literatentum zum Konfuzianismus umgewandelt wurde. Wir haben hier den Durchbruch eines urwüchsigen, zum wenigsten nordchinesischen Rasse-Empfindens vor uns, das der Seele des gesamten Volkes eigen war und ohne Rücksicht auf Philosophie und religiöse Schulen, getrieben durch die geheimnisvollen Kräfte eines neuen Zeitalters, nach Ausdruck suchte und ihn in der Landschaftsmalerei der Sung-Zeit fand. Es ist das Erahnen der raum- und zeitlosen Macht, die das Universum durchwaltet, von der alles Seiende, also auch der Mensch, nur eine Formwerdung ist, aus der alles hervorgeht und in die alles zurückkehrt, jener Macht, die man schon früh als *tao* bezeichnet hat (I, 118f.). Das Glücksgefühl des Einswerdens mit dieser Macht aber, zu dem die buddhistischen Schulen, die alten taoistischen Patriarchen und die ältesten Lehrer der Vorkonfuzianer den Weg weisen durch die Einsamkeit in der Natur, die Meditation, das Sichversenken in das All, das sollte in den Landschaften der Sung-Malerei seinen Ausdruck finden. Schon zur T'ang-Zeit waren mehrere Meister durch den Buddhismus zu dieser Sinngebung ihrer Bilder hingeleitet worden (II, 587), aber erst die Sung-Zeit hat, wie manches Erbteil der Vergangenheit, so auch dieses ihrer Vollendung entgegengeführt. Die Bilder, auf Seide oder Papier mit unfehlbarer Sicherheit der Pinselführung hingeworfen, anfänglich nur in Schwarz-weiß, zeigen weltentrückte Einsamkeiten in wilden Gebirgslandschaften mit hohen Bergspitzen, jähem Abgründen, schäumenden Bergwassern, einem sturmzerzausten Baum im Vordergrund, darunter einen in Sinnen verlorenen Einsiedler, seine Hütte oder einen halbversteckten Tempel, alles in zahllosen Variationen. Der Maler will hiermit weder bloß ästhetische Empfindungen in dem Betrachter wachrufen noch seine Aufmerksamkeit auf Einzelheiten, auch nicht auf die dargestellten Personen richten, sondern alle Gegenstände des Bildes sind ihm nur Symbole, Sinnbilder für die ewigen Gesetze der Natur, denen alles, die

Berge, die Gewässer, die Bäume, die Blumen, die Wolken, die Winde und natürlich auch der Mensch, „der flüchtige Sohn der Stunde“, in nie rastender Veränderlichkeit unterworfen sind. Somit soll das Bild als Ganzes durch sich wirken und das kosmische Gefühl wachrufen, das den sinnenden Menschen über die Widerwärtigkeiten des Lebens hinaushebt. Oftmals sind Gegenstände des Bildes nur angedeutet, unfertig, als habe der Maler sie vergessen oder liegen lassen: dann soll der Beschauer selbst die Ergänzung vornehmen und den Gedanken in seiner Seele vollenden, genau so wie es der Lyriker der T'ang zuweilen vom Leser seiner Gedichte verlangt (II, 10 588). Zwar hat auch in der Malerei, wie in der Poesie (s. oben S. 404), die konventionelle Technik ihre Rolle gespielt, aber an echtem Empfinden ist hier weit mehr anzutreffen als dort. Einige besonders bekannte Namen unter den Landschaftsmalern der Sung sind Fan Tschung-tschêng (meist mit seinem Beinamen Fan K'uan genannt), King Hao, Tung Yuan, Kû-jan, 15 Kuo Hi, der Kaiser Hui tsung; ferner unter den südlichen Sung Ma Yuan und sein Sohn Ma Lin, Hia Kuei, Liang K'ai. Von ihren Werken dürften sich heute mehr in den Sammlungen Japans als in China finden. Hochgeschätzt waren neben den Landschaften die Bilder von Bambus, Pflaumenblüten, Blumen und Vögeln, sowie von Pferden, Tigern, Reitern u. a. Fast 20 alle Genannten haben sich auch diesen Gegenständen zugewandt, Spezialisten waren Su Schi, der Dichter und Staatsmann, und Li Kung-lin, sein Zeitgenosse und Freund, der schon als Mitbegründer der archäologischen Studien und Bearbeiter der Sammlungen Hui tsung's genannt war (s. oben S. 409). Besonders innig verbunden ist diese Schwarz-weiß-Malerei mit 25 der Schreibkunst, das zeigt sich nirgends deutlicher als in der Darstellung des Bambus, des geliebtesten Baumes der Meister des Pinsels. Er mußte mit einem Pinselschwung hingeworfen werden wie ein Schriftzeichen im „Gras“-Stil. Auch für Su Schi war der Bambus ein Lieblingsgegenstand, und er hat auf seine Art die Weisungen für innere Vorbereitung und Pinsel- 30 führung hinterlassen. Schên Kua hat in seinem *Mêng-k'i pi-t'an* (s. oben S. 400) ein ganzes Kapitel dem Zwillingsspaar „Schrift und Bild“ (*schu hua*) gewidmet, in dem sich der Satz findet: „Die geheimnisvolle Schönheit von Schreiben und Malen muß mit der Seele erfaßt werden“ (Kap. 17 fol. 2r⁰). Es ist auch die Sache des Malers, einen Vers oder Spruch oder auch 35 seinen Namen in das Bild an eine Stelle zu setzen, wo die schönen Schriftzeichen den Eindruck des Ganzen als einer Einheit verstärken. Freilich werden sich dem abendländischen Auge schwerlich immer die gleichen seelischen Untergründe öffnen wie dem chinesischen. Ein gewisser Konventionalismus, der sich leicht aus der konfuzianischen Erziehung ungezählter Gene- 40 rationen erklärt, ist auch dabei nicht zu verkennen.

Man hat unter den Malern der südlichen Sung zwei Kategorien unterschieden: die „Akademie-Maler“ und die „Gelehrten-Maler“, zuweilen auch, nicht eben glücklich, als „Gentleman-Maler“ oder verfeinerte Amateure bezeichnet. Die sogenannte „Akademie“ (*t'u-hua yuan*) war nichts anderes

als eine kleine Abteilung in der Han-lin-Akademie (s. oben S. 355), oder genauer im *pi-ko*, einer Bibliothek, die schon unter T'ai tsung 988 gegründet war und auch die kaiserliche Bildersammlung enthielt (vergl. oben S. 356). Unter Hui tsung war diese auf 1500 Stück angewachsen, eine Menge, von der Têng Tsch'un, ein bekannter Kunsthistoriker des 12. Jahrhunderts, 5 sagt, daß „eine solche Fülle in früheren Zeiten noch niemals dagewesen sei“. Hui tsung hatte ihr den Namen *süan-ho jui-lan tsi* verliehen. Bei seiner leidenschaftlichen Hingabe an die Malerei zog er junge Künstler aus dem Reiche an seinen Hof, gab ihnen Wohnung und Unterhalt im Palast und ließ sie im *pi-ko* sich ihren Studien widmen. Daß er diese Studien mit 10 Anteilnahme verfolgte und die Künstler mit seinen Auffassungen zu erfüllen suchte, läßt sich annehmen. Dieser Zirkel scheint den Namen *t'u-hua yuan* erhalten zu haben, wohl in Erinnerung an die *hua yuan*, die es schon zur Zeit der „fünf Dynastien“ mehrfach gegeben haben soll. Wenn man die Einrichtung als „Akademie“ bezeichnen will, darf man jedenfalls 15 keine europäischen Begriffe damit verbinden. Die chinesischen Quellen sind sehr wortkarg in ihren Angaben, und der Name wird so gut wie ganz verschwiegen. Erst die Ming-Zeit hat dem Ganzen eine größere Bedeutung beigelegt. Neuere chinesische und ebenso abendländische Kunsthistoriker schreiben danach der „Akademie“ eine Wichtigkeit zu, die ihr nicht gebührt. 20 Es scheint auch wenig berechtigt, die „Akademiker“ in einen Gegensatz zu den „Gelehrten-Malern“ (*wên-jen hua*) zu bringen. Bei diesen handelt es sich um Literaten, Beamte oder sonstige Verehrer der Wissenschaften, die das Malen als Beruf ablehnen und es nur als eine der geistigen Fertigkeiten üben, die ebenso wie das Schreiben von Essays, die Anfertigung von 25 Gedichten oder die Pflege der Kalligraphie zur vollkommenen Ausbildung eines Gelehrten gehört. Das besagt nicht, daß sie Dilettanten in herabsetzendem Sinne gewesen wären; es finden sich unter ihnen Meister ersten Ranges, und die meisten der vorhin genannten Künstler waren Literaten und hohe Beamte. Es braucht nur wieder auf den vielseitigen Su Schi hingewiesen zu 30 werden. Auch würde noch zu entscheiden sein, worin die Eigenheiten der „Akademiker“ und der „Gelehrten-Maler“ bestehen.

Gleichfalls Ming-Kritiker waren es, welche die Theorie einer Nord- und Südschule in der Landschaftsmalerei der Sung-Zeit schufen. Sie wollten darin eine Fortsetzung der beiden Schulen der T'ang-Zeit mit Li Ssë-sün als 35 dem Haupt der nördlichen und Wang Weiß als dem der südlichen (II, 587) sehen, verknüpften damit aber ein ausgesprochenes Werturteil: die nördliche Schule galt als grob und unschön, die südliche als elegant und verfeinert im Geschmack. In den Vorstellungen jener späten Kritiker verband sich dann ihre Scheidung auch mit der in „Akademiker“ und „Gelehrte“, indem 40 sie die ersteren der nördlichen, die letzteren der südlichen Schule zuwiesen. Einer der bekanntesten unter ihnen, Mo Schi-lung (16. Jahrh.), meint sogar: „Die *Tsch'an-* (*Dhyāna-*) Schule (II, 300) teilte sich zur T'ang-Zeit in eine südliche und eine nördliche Schule, ebenso teilte sich, gleichfalls zur T'ang-

Zeit, die Malkunst in eine südliche und eine nördliche Schule“. Mit der den Chinesen eigentümlichen Neigung zur Kategorien-Symmetrie wird also die Theorie des 16. Jahrhunderts in dem für die Sinngebung der Sung-Maler so wichtigen *Dhyāna*-Buddhismus verwurzelt. Die neuere Forschung, in 5 China sowohl wie im Abendlande, hat diese ganze Zwei-Schulen-Theorie abgelehnt. Die Verschiedenartigkeit im Stil der Sung-Bilder läßt sich weder nach geographischen Gesichtspunkten noch nach der Herkunft der Maler gruppieren. Es hat, wie immer so auch damals, in der Kunst mehrere Richtungen gegeben, die durch die Einflüsse bestimmter Meister gebildet 10 wurden, aber die stilistischen Feinheiten so zu ordnen, daß man sie zu großen Schulen gruppieren kann, wird für ein abendländisches Auge noch weniger möglich sein als für ein chinesisches.

Die Landschaftsmalerei ist der Teil der künstlerischen Erbschaft der T'ang, den die Sung mit der größten Liebe und dem größten Erfolg weiter ent- 15 wickelt haben. Die perspektivischen Gesetze, nach denen die parallelen Graden sich nirgend am Horizonte treffen, während sie nach den abendländischen sich in dem sogenannten Fluchtpunkt vereinigen, wurden zur T'ang-Zeit gesichert, sind dann von den Sung übernommen und von der chinesischen Malerei festgehalten bis in unsere Tage. Alles andere, der 20 Realismus und die fremden Elemente in der Malerei und Plastik, die Darstellung von Personen aus dem Buddhismus und Taoismus, namentlich die so vielgestaltete Kleinkunst der T'ang (II, 561), ist zum größten Teile abgestoßen oder nicht weiter entwickelt. Dafür überstrahlt aber die Landschaft das gesamte Zeitalter und die späteren Jahrhunderte. Der Reichtum 25 an Bildern muß unermesslich gewesen sein, aber Krieg, Klima und Fahrlässigkeit haben gründlich damit aufgeräumt, die große Sammlung Hui tsung's ist bei der Eroberung und Plünderung von K'ai-fêng durch die Ju-tschen 1127, soweit sie nicht verschleppt wurde, restlos zu Grunde gegangen (s. oben S. 217). Einige wenige Sung-Bilder, deren Echtheit nicht 30 immer sicher ist, haben sich durch die Zeiten hindurch gerettet und sind heute ängstlich gehütete Kostbarkeiten von Museen und Sammlern, am meisten in Japan, wohin sie von buddhistischen Mönchen mitgebracht worden sind. Im übrigen ist die Nachwelt auf gute Kopien angewiesen.

Gegen die Malerei tritt die Plastik zur Sung-Zeit ganz zurück. Eigentlich 35 ist es nur der Buddhismus, der noch zu Skulpturen anregt, aber von den so entstandenen Statuen ist nichts erhalten. Die Holzskulptur, die der Tempel verlangte, war keine Kunstform, in der der Künstler seinem Seelenleben Ausdruck geben konnte, und so ist es fraglich, ob dieser Kunstzweig überhaupt Blüten getrieben hat. Höher bewertet werden Bambus-, Elfenbein- und 40 Nephritschnitzereien, ebenso haben es Seidenwirkerei und Brokatweberei in den kaiserlichen Werkstätten von Su-tschou, Hang-tschou und Tsch'êng-tu zu hoher künstlerischer Vollendung gebracht. Besonders geschätzt wurden Geräte (Kästen, Schalen, Teller) aus geschnittenem Rot- oder Schwarzlack, deren Schönheit an den Erzeugnissen einer späteren Zeit noch zu ermessen ist.

Ein anderes kunstgewerbliches Gebiet, das die Sung-Zeit ein gut Teil weiter entwickelt hat — soweit wir nach dem sehr spärlichen erhaltenen Material urteilen können —, ist die Keramik, insonderheit das Porzellan. Die Geschichte des Porzellans in China, also des Erzeugnisses, das neben der Seide die früheste und weiteste Verbreitung in der Welt, die höchste Bewunderung und eifrigste Nachahmung gefunden hat, liegt in ihren Anfängen im Dunkeln. Wenn in chinesischen Schriften die „Erfindung“ des Porzellans dem ehrwürdigen Kaiser Schun oder gar dem unvermeidlichen Huang ti (I, 61 u. 65) zugeschrieben wird, so kommt dem die gleiche Bedeutung zu wie den Fabeln von der Auffindung chinesischer Porzellanfläschchen in ägyptischen Pharaonengräbern des 18. Jahrhunderts v. Chr. Auch das von St. Julien vermeintlich erschlossene Vorkommen von Porzellan in der Zeit von 185 v. Chr. bis 87 n. Chr. hat sich als unhaltbare These erwiesen. Erst neuere Forschungen an aufgefundenen Gefäßen haben ergeben, daß man am Ende der Han-Zeit, oder bald nachher, in der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. eine Töpferware hatte, die aus einer kaolinartigen Masse bestand und „von Porzellan nicht weit entfernt“ war. Über die Entwicklung der folgenden Jahrhunderte ist auch den Chinesen nichts bekannt, aber nach Beseitigung der Porosität der hergestellten Gefäße hatte man spätestens in der Mitte des 7. Jahrhunderts wirkliches Porzellan zur Verfügung. Das geht aus dem Berichte des buddhistischen Pilgers I-tsing (II, 574) hervor, der von 671 bis 692 in Indien war und dort Porzellangefäße fand, die, ebenso wie Lackwaren, anscheinend aus China eingeführt waren. Dabei ist allerdings Voraussetzung, daß der von I-tsing gebrauchte Ausdruck (*ts'ě*) Porzellan bedeutet, was dem Zusammenhange nach kaum zu bezweifeln ist. Zur T'ang-Zeit im 8. Jahrhundert wird das chinesische Porzellan in Mengen nach Mittel- und Westasien zu Lande durch sohdische Kaufleute, über See durch Araber und Perser ausgeführt (II, 444, 551 u. 553). In den Ruinen von Samarra, der Residenz der Abbasiden-Kalifen am Tigris im 9. Jahrhundert, wurden 1913 neben Scherben von „echtem Steingut“ auch solche von weißem Porzellan ausgegraben, das „die charakteristischen Eigentümlichkeiten echten ostasiatischen Porzellans“ hatte. Hier haben wir also das Vorhandensein von technisch ausgereiftem Porzellan zwischen 838 und 883 unmittelbar bezeugt. Am Ende der T'ang-Zeit gab es bereits Porzellangefäße von edelsten Formen mit reicher Ornamentik, in beiden wurden die mit weltoffener Freude aufgenommenen Einflüsse der fremden Länder sichtbar (II, 560 ff.). Auch die herrlich getönten Farben, die im Abendlande so viel Bewunderung hervorgerufen haben, darunter das schöne Grün des Seladon, fanden sich bereits in hoher Vollendung. Die Sung-Zeit hat auch hier das meiste der T'ang-Ornamentik, wohl als „fremdartig“ ausgeschieden, dafür aber die Schönheit der Farbe um so mehr entwickelt. Sehr viele ihrer Erzeugnisse waren einfarbig, zuweilen mit einer Ornamentik in Relief versehen. Man wird indessen alle Urteile mit Vorsicht abzugeben haben, da das einwandfrei

- echte Material wiederum äußerst dürrtig ist. I. J. 1920 wurden in der 1108 durch einen Dammbruch des Huang ho überschwemmten und dann im Schlamm versunkenen Bezirksstadt Kü-lu in Ho-peï, östlich von Schun-tê, eine Menge von Gebrauchs- und Ziergegenständen wie Möbeltrümmer, 5 Holzschnitzereien, Lackwaren, Bronzen u. a. ausgegraben; darunter auch zahlreiche Porzellanstücke, die zum Teil sogar datiert sind (1092, 1103 und 1108). Diese unbezweifelbar echten Sung-Gefäße können einen sicheren Maßstab für die Beurteilung abgeben. Es ist nicht unmöglich, daß der Boden Chinas noch mehr solcher verlorenen Schätze herausgeben wird.
- 10 Die wichtigsten Porzellan-Brennereien waren zur Sung-Zeit in Ho-nan, Tschü-li, Tschê-kiang und Fu-kien. Die von Tschü-li, die sich in Ting-tschou (zwischen Pao-ting und Tschêng-ting) befand, wurde 1127 nach der Katastrophe von K'ai-fêng (s. oben S. 214ff.) nach King-tê tschên, östlich von Nan-k'ang in Kiang-si, verlegt.
- 15 Die Geschichte des Bronzegusses ist noch zu erforschen. Ob der neu aufgekommene Hang zum Sammeln alter Bronzen (s. oben S. 408f.) dazu beigetragen hat, neue nach dem Geschmack der Zeit zu gießen, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls haben die Form und Ornamentik der archaischen Sakralbronzen noch weit in das Mittelalter hineingewirkt. Kunstwerke 20 hohen Ranges, die angeblich der T'ang-Zeit angehören, sind besonders in Japan erhalten, aber es wird gezweifelt, ob sie nicht Erzeugnisse der Sung sind. Es wäre seltsam, wenn der künstlerische Sinn der Zeit es nicht auch auf diesem Gebiete zu großen Leistungen gebracht hätte. Von den großen Tempelbronzen (Räuchergefäßen, Tierfiguren), wie wir sie aus späterer Zeit 25 kennen und die es sicherlich auch gegeben hat, ist nichts erhalten. Sie mögen durch Naturkatastrophen verschüttet, ins Ausland gebracht oder eingeschmolzen sein, um das Metall für andere Zwecke zu verwenden (vergl. oben S. 382).
- Nicht anders ist es mit der Baukunst. Außer einigen Pagoden ist uns von 30 den sicher ebenso prunkvollen wie zahlreichen Tempel- und Profanbauten nichts erhalten, was uns zu einer wirklichen Anschauung verhelfen könnte. Baudenkmäler haben in China wenig Aussicht auf Bestand, da im allgemeinen mehr Neigung vorhanden ist, neue zu errichten, als alte zu erhalten, Wind und Wetter aber den nicht allzu festgefügtten Häusern rasch und böse zu- 35 setzen. Die mächtigen Steinpagoden allein bieten stärkeren Widerstand. Diese massiven Türme buddhistischer Klöster sind es auch, die durch ihre Dauer eine besondere kulturgeschichtliche Bedeutung erlangt haben. In den nordchinesischen Provinzen, die unter der Herrschaft der Liao und Kin standen, finden sich mehrere sicher zu datierende Pagoden aus der Zeit 40 dieser beiden Dynastien, die eigenartige Formen aufweisen und sich von denen Mittel- und Südchinas deutlich unterscheiden. Ein besonders reiches und charakteristisches Bauwerk dieser Gruppe ist die bei dem Kloster T'ien-ning ssê vor den Südwesttoren von Peking, die dem 11. Jahrhundert angehören soll (die Tempelanlage ist erheblich älter), Kunsthistoriker haben

danach die ganze Gruppe als T'ien-ning-Pagoden bezeichnet. In ihrer Konstruktion wie in ihrem Skulpturenschmuck lassen sie einen eigenen Stilwillen erkennen, der wieder Rückschlüsse gestattet auf eine größere Selbstständigkeit jener beiden Völker in kultureller Schaffenskraft, als man bei ihrer sonstigen geistigen Abhängigkeit vom Chinesentum erwarten sollte. 5 Ob etwa andere fremde Einflüsse bei dem Pagodenstil wirksam gewesen sind, wissen wir nicht. In jedem Falle ist diese Selbstständigkeit ein weiteres Anzeichen für die Stärke des Volkstums bei den K'i-tan und Ju-tschen, mit der sie ihre Eigenart im Gegensatz zu ihren südlichen Nachbarn gewahrt haben und der wir schon früher begegnet sind (s. oben S. 242). 10

Wir wissen zu wenig von dem geistigen Leben der beiden Völker, als daß wir uns ein deutliches Bild davon machen könnten. Daß ihre Staatseinrichtungen, ebenso wie die in Si-Hia den chinesischen nachgebildet waren, haben wir gesehen (s. oben S. 356 ff.); was sie an Wissenschaften und Künsten besaßen, kann auch nur ein Widerschein der chinesischen Sonne gewesen 15 sein, dafür sorgten schon die vielen chinesischen Literaten in ihren Ländern. Es ist auch kein Zweifel, daß, namentlich aus dem Volke der K'i-tan, bedeutende Gelehrte hervorgegangen sind, aber sie waren chinesisch geschult und der chinesischen Sprache mit allen Feinheiten mächtig. Es braucht nur an einen Mann wie Ye-lü Tsch'u-ts'ai (s. oben S. 277) erinnert zu werden, 20 der keinem chinesischen Gelehrten etwas nachgab, oder an Kao Tsch'i-yao, den Berater der Mongolen-Herrscher, der *tsin-schi* von Si-Hia war (s. oben S. 312) und somit beweist, daß auch das chinesische Prüfungssystem dort eingeführt war.

Mit Unmut und Bewunderung zugleich überblicken wir das Zeitalter 25 der Sung; durch die Nacht des Niederganges und der Schande strahlt hell und siegreich das Doppelgestirn der konfuzianischen Bildung und der künstlerischen Schöpferkraft, ein wahres Imperium des Geistes.

Neunter Teil.

Der Universalismus als Gestaltung.

Das Weltreich der Mongolen.

Erstes Kapitel.

Das Gesamtreich.

Dschingis Khan hatte seine gewaltigen Eroberungen auf dem asiatischen Kontinent, unbeschwert von moralischen Erwägungen, aber besessen von der Vorstellung eines himmlischen Auftrages zur Eroberung der Welt, ausschließlich für sich und seine Sippe, nicht etwa für sein Volk, ausgeführt, 5 und er hielt die eroberten Länder als unbeschränktes Eigentum seiner Person. Noch während seines Lebens hatte er nach mongolischem Brauch seine Söhne mit großen Apanagen ausgestattet, die aus Steppenländern für die Herden und aus den Einkünften von bestimmten Teilen der eroberten Länder bestanden. Nach seinem Tode wurde der von ihm zum Nachfolger be- 10 stimmte Sohn Ogodai Beherrscher des Ganzen, dessen Brüder behielten ihre Apanagen und wurden zu Statthaltern des Groß-Khans. So sollte die Einheit des Reiches ebenso gewahrt bleiben wie das Eigentum der Sippe daran.

Dschingis Khan hinterließ nach dem Tode von Joči, dem ältesten der Nachkommen (s. S. 279), noch drei Söhne: Dschagatai*), Ogodai und Tului, 15 an die Stelle des Verstorbenen trat dessen Sohn Batu (s. S. 304). Jeder dieser vier erhielt ein Teilgebiet zur Verwaltung und Nutznießung und führte dort sein Regiment in rasch wachsender Unabhängigkeit unter der Oberherrschaft des Groß-Khans. Folgendes waren die vier Gebiete: 1. Turkistan unter Dschagatai. Es bestand im wesentlichen aus dem Reiche der 20 Kara Khitai, dem Ili-Gebiet, den vom Tschu und vom Talas durchflossenen Steppenländern, Transoxanien bis Buchara und Samarkand mit dem Kaschgar-Gebiet und dem Uiguren-Lande im Süden. 2. Tarbagatai unter Ogodai, östlich an das vorige anschließend, also die Länder östlich vom Balkasch, mit dem Schwarzen Irtysch, dem Urungu nor und dem Imil. 3. Karakorum 25 unter Tului, das Stammland am Onon und Keruleng, d. h. „die vier großen Orda“ oder fürstlichen Heerlager. 4. Kasakistan unter Batu, d. h. die

*) Die bekannteren mongolischen Namen sind in der üblichen deutschen Umschreibung wiedergegeben.

Steppengebiete westlich vom Irtysh mit Semipalatinsk und Akmolinsk, im wesentlichen das Land der Kiptschak oder Komanen. Die Apanagen der Brüder Dschingis Khan's lagen im nordöstlichsten Teile der Mongolei am Argun und Chailar-Fluß, hinüberreichend bis in die nördliche Mandschurei. Alles Übrige, d. h. was südwestlich und südlich der heutigen Mongolei lag 5 und erst noch zu erobern war, blieb dem Groß-Khan vorbehalten.

Diese Länderverteilung entsprach den Verhältnissen beim Tode des großen Weltbezwingers. Die Eroberungen waren aber damals noch keineswegs abgeschlossen, sondern gingen unaufhaltsam nach Westen, Süden und Osten weiter, und damit erhielten die Gebiete die Möglichkeit, ins Ungemessene 10 weiter zu wachsen. Nach dem Plünderungszuge um das Kaspische Meer bis zur Krim 1222 (s. S. 275) hatten Batu und Subutai die mongolischen Waffen 1237 bis 1241 durch das Land der Kiptschak und die russischen Fürstentümer bis nach Schlesien getragen (s. S. 304). Batu begnügte sich zwar zunächst mit den Ländern an der unteren Wolga, d. h. den Steppen 15 der Kiptschak nördlich und nordöstlich vom Schwarzen Meer, aber sein Gebiet wurde von nun ab ein mächtiges Khanat und hat als „Reich der Goldenen Horde“ bis 1502 bestanden, wo es durch den Khan der Krim vernichtet wurde. Ebenso dehnte sich das Gebiet Dschagatai's nach Dschingis Khan's Tode von Transoxanien aus nach Westen über den Syr darja und 20 Amu darja, nach Süden über das Tarim-Becken nach Afghanistan, und wenn Indien trotz mehrfacher Einbrüche im Pandschab noch nicht erfaßt wurde, so lag dies daran, daß die muhammedanischen Sultane von Delhi im Stande waren, den Mongolen erfolgreich Widerstand zu leisten. Das Khanat von Tarbagatai unter Ogodai's Nachkommen Kaidu, das ruheloseste 25 von allen, wurde durch seine Eroberungen nach Süden zu, seine Unterwerfung von Dschagatai (s. unten) und die Verschlagenheit seines Herrschers zeitweilig auch das mächtigste und gefährlichste. Zu diesen drei Großstaaten, die sich aus den Steppen-Khanaten entwickelt hatten, kam bald noch ein vierter. I. J. 1253 war Hulagu, Kublai's Bruder, mit einem Heere ausgesandt worden, um Persien und Vorderasien zu unterwerfen (s. S. 311 u. 326). Er eroberte Bagdad, die Hauptstadt des Kalifen, 1258, ließ diesen selbst hinrichten, überschritt den Euphrat, zwang die Städte Aleppo und Damaskus zur Übergabe und hatte somit Syrien zu seinen Füßen. Diese letzte Eroberung ging zwar nach Hulagu's Rückkehr nach Karakorum aus 35 Anlaß von Mongko Khan's Tod (s. S. 324) wieder verloren, aber es blieb noch immer ein mächtiges Reich, das nahezu das gesamte Persien von Afghanistan über Mesopotamien bis weit nach Anatolien hinein umschloß und im Nordosten an das Khanat von Kiptschak grenzte. Die Beherrscher dieses Reiches, von denen Hulagu der erste war, hatten bis 1295 die Bezeichnung 40 Ilkhan (vielleicht „Landfürst“ oder „Friedensfürst“), dann erscheinen andere Titel. Das Reich der Ilkhane zerfiel durch innere Zwistigkeiten von 1325 ab, und 1356 wurde ihm durch den Khan der Goldenen Horde ein Ende bereitet.

Wirkliche Einigkeit hat unter den Beherrschern dieser großen Khanate eigentlich niemals bestanden. Nach dem Tode ihres Ahnherrn Dschingis Khan kam es schon bald, teils heimlich, teils offen, zu Zwistigkeiten wegen der Nachfolge im Groß-Khanat, zu denen durch den Tod des ältesten der 5 Söhne und die Übergehung des nächstfolgenden von Anbeginn an der Keim gepflanzt war. Die Brüder und ihre Nachkommen gerieten auch aus anderen Ursachen der Habgier und Mißgunst unter einander in offenen Streit, und langwährende Kriege waren die Folge. Schon die Wahl Kuyuk's 1246 war unter heftigen Zwistigkeiten erfolgt (s. S. 305f.), mit Mongko 1251 ging die 10 Thronfolge von der Linie Ogodai's auf die von Tului über, und dieser auf Batu zurückzuführende Wechsel trieb die Opposition in der Sippe zum offenen Kampf. Kaidu, der Enkel Ogodai's, ein Mann von stärkstem Willen und von großem Ehrgeiz, stand an der Spitze der Gegner. Kublai, der Nachfolger seines 1259 gestorbenen Bruders Mongko, bekam diese Gegnerschaft, an 15 der sein eigener Bruder Arik bügä teilhatte, während seiner Regierung gründlich zu spüren (s. S. 326). Kaidu erklärte sich für den legitimen Groß-Khan und verlangte von dem benachbarten Dschagatai-Khanat Unterwerfung. Sein Herrscher Barak mußte nach einem unglücklichen Kriege Ili und das Tarim-Becken an Kaidu abtreten, das er selbst kurz vorher im 20 Kampfe gegen den Statthalter Kublai Khan's erlangt hatte. Außerdem wurde er gezwungen, die Oberherrschaft Kaidu's über sein Khanat in Transoxanien anzuerkennen (s. S. 335). Von den Kriegen Kublai's gegen Kaidu und den ihm verbündeten Kiptschak-Khan ist früher die Rede gewesen (s. S. 342f. u. unten). Sie haben über den Tod des großen Herrschers gewährt, 25 und es ist nicht gelungen, den unbotmäßigen Enkel Ogodai's, der tatsächlich der Gebieter Mittelasiens war, unter das Joch der Groß-Khane zu zwingen. Erst i. J. 1301, mit der Besiegung und dem Tode Kaidu's, kam der Kampf zum Ende.

Diese Gegensätze zwischen den Herrschern der Khanate können durch 30 die Verschiedenartigkeit der Bevölkerung nicht gemildert worden sein. Schon Dschingis Khan's Heere sollen den arabisch-persischen Geschichtsschreibern zufolge mehr als zur Hälfte nicht aus Mongolen, sondern aus Türken bestanden haben, und seine Nachkommen fanden in den eroberten Ländern sehr mannigfaltige Völkerschaften vor: in den Steppen von Tarba- 35 gatai und Ili wohnten Türken, in den Randgebieten des Tarim-Beckens auch Inder, Tanguten und Chinesen, in Persien und Afghanistan Iranier verschiedenster Prägung, im Kiptschak-Gebiet Komanen, Baschkiren, Khasaren und andere türkische Volkssplitter. Ein besonders buntes Völkergemisch bewohnte die Küste des Schwarzen Meeres. Dort saßen Iranier, 40 Araber, Türken, Griechen (seit dem Altertum), Armenier, Goten (auf der Krim) u. a. Was sich seit Dschingis Khan's Zeiten in den mongolischen Heeren nach Westen ergoß, war ein Abbild dieses Gemisches. Die Heere bestanden zwar im Anfang der Hauptsache nach aus Mongolen und Türken, aber im Laufe der Jahre gesellten sich immer neue Volksteile den plündern-

den Horden zu. Wie die Rekrutierung unter den Hilfsvölkern von statten ging, wissen wir nicht, aber Zwang und Aussichten auf Beute dürften die wichtigsten Werkzeuge gewesen sein. Die höhere Führung lag ganz in den Händen von Mongolen, die Reiterei wird auch in ihren Mannschaften zum größten Teile aus Mongolen bestanden haben. Deren Heeresverfassung ist uns in ihren Grundzügen bekannt (s. unten). Das ganze Völkergemisch in den Khanaten pflegte man im Westen als „Tataren“ zu benennen, schon bei den Franziskanern war es die ständige Bezeichnung. Wie wenig der Name berechtigt ist, zeigt seine Geschichte (s. S. 264), und wenn man, namentlich in Rußland, von „turko-tatarischen“ Völkern spricht, so ist dieser Ausdruck unlogisch: das, was man als „Tataren“ bezeichnete, waren eben zu einem sehr großen Teile Türken, es würde also den wirklichen Verhältnissen besser entsprechen, wenn man „turko-mongolisch“ sagen würde.

Die Mongolen haben gewiß, namentlich im Anfang, überall die beherrschende Schicht gebildet, aber das wird sich rasch geändert haben. Die Dienste der ihnen kulturell überlegenen Uiguren, Chinesen, Perser und Araber waren nicht zu entbehren (s. S. 304 u. 305), dadurch stieg deren Einfluß auf die Regierung, die vielen Türken in den mongolischen Heeren bildeten eine natürliche Brücke zu der eingesessenen Bevölkerung, und so kann es nicht wundernehmen, wenn in Kiptschak die Mongolen ganz im Türkentum aufgingen, in den kulturell höher stehenden Ländern aber viel von ihrer Eigenart verloren. Begünstigt wurde die Verschmelzung der Mongolen mit den Türken durch den Übertritt der Khane der Goldenen Horde und ihrer Minister zum Islam. Dadurch wurde allerdings unter den Mongolen selbst, die ursprünglich Schamanen waren, auch für religiöse Zwistigkeiten der Boden geschaffen; zumal später auch der vom Groß-Khan geförderte Buddhismus ein wichtiges Element wurde. Religiöse Unduldsamkeit gehörte zwar nicht zu den Eigenschaften der Mongolen, aber der Gegensatz der Anhänger des Propheten zu den „Ungläubigen“ hat doch, namentlich in Iran, zu manchen Ausbrüchen des Hasses und der Bedrückung geführt. Auch dort hatte sich der mongolische Herrscher noch im 13. Jahrhundert zum Islam bekannt, obwohl Hulagu nicht allzu lange vorher noch Krieg gegen den Kalifen geführt hatte. Berke, der Khan der Goldenen Horde, hatte nach arabischen Quellen dieses Vorgehen Hulagu's von vornherein mißbilligt und schließlich mit dem ägyptischen Sultan ein Bündnis gegen den Ilkhan geschlossen, „weil ihm die religiösen Pflichten über den Banden des Blutes ständen“. Daß das nestorianische Christentum nicht ohne Bedeutung war, haben wir früher gesehen (s. S. 264), auch die Reisen der Franziskaner und ihre Berichte sind beredte Zeugnisse. Die ursprüngliche Duldsamkeit der Mongolen gegen alle Religionen, schon von Dschingis Khan an, mag mehr der Gleichgültigkeit zuzuschreiben sein als einer tieferen Einsicht, erst die Lehre Muhammeds hat hier verschärfend gewirkt.

Daß das gesamte Mongolenreich mit allen seinen Khanaten eine orga-

nische Einheit unter dem Groß-Khan sein sollte, war für Dschingis Khan eine Selbstverständlichkeit, und solange er lebte, hat sich auch nie ein Versuch zur Loslösung einzelner hervorgewagt. Auch nach seinem Tode wirkte sein eiserner Gehorsamszwang zunächst noch weiter. Aber kaum ein Jahr-

5 zehnt später begannen sich die zentrifugalen Kräfte geltend zu machen, die in einem solchen Riesenstaate immer vorhanden sein müssen, wenn sie nicht von der ehernen Faust eines großen Zentralherrschers niedergehalten werden. Die Ausdehnung der Khanate, von denen jedes ein großes Reich darstellte, und die damit verliehenen Machtmittel, die Möglichkeit, die be-

10 herrschten Gebiete durch Eroberungen noch zu vergrößern, die nahezu unbeschränkte Selbständigkeit der Herrscher, deren Erblichkeit schon durch Dschingis Khan in der Belehnung eingeschlossen war, und die Schwierigkeit für den Groß-Khan, bei den gewaltigen Entfernungen einen Überblick über Organisation und Verwaltung zu behalten, mußten allein schon den

15 Zusammenhalt erschweren, auch wenn nicht die ständigen Sippenzwistigkeiten und die Auflehnung gegen die Nachfolge im Groß-Khanat hinzugekommen wären. Das von Dschingis Khan gegebene Gesetzbuch, die *Yāsā* (s. S. 278), mag zwar auch das Verhältnis der Khanate zum Groß-Khan geregelt haben, aber was bedeuten solche Vorschriften gegen die Gewalt

20 dieser naturgegebenen Kräfte! Trotz aller Schwierigkeiten und Reibungen haben sich aber, wenigstens bis über Kublai Khan's Regierung hinaus, der Zusammenhalt des Reiches und die Oberhoheit des Groß-Khans bewahren lassen. Solange Kublai regierte, mußten die einzelnen Herrscher durch den Groß-Khan bestätigt werden, und sie scheinen sich auch im allgemeinen

25 an diese Regel gehalten zu haben. Carpini und Rubruk schildern zwar bei der Beschreibung ihres Empfanges durch Batu dessen Hoflager als prunkvoll wie das eines mächtigen Herrschers und sagen, daß er „alle Hofbeamten wie auch der Kaiser“ hatte, Rubruk meint sogar, daß „die Untertanen Batu's sich als die Höherstehenden fühlten“ (denen von Mongko gegenüber). Aber

30 trotzdem mußten beide, ihrem Bericht zufolge, wie alle Gesandten, an den Groß-Khan geschickt werden, „da er im Reich der Mongolen der höchste Herrscher sei“. Abaka, der Sohn und Nachfolger Hulagu's als Ikhan, weigerte sich, die Thronbesteigung vorzunehmen, ehe seine Bestätigung vom Groß-Khan eingetroffen war. Bolod cingsan (d. h. Minister Bolod), der Haupt-

35 gewährsmann Rašid ed-Dīn's für seine Mongolengeschichte, war ein Vertreter des Groß-Khans in Persien, hat allerdings seinen Aufenthalt dort eigenmächtig ausgedehnt und ist bis zu seinem Tode 1313 im Westen geblieben. Auch sonst wurde nicht sowohl das Vorrecht des Groß-Khans an sich in Zweifel gezogen als vielmehr die Gesetzlichkeit der Thronfolge in einzelnen Fällen,

40 und erst nachdem in den Khanaten das Mongolentum durch die fremden Einflüsse und ihre Völker verdunkelt worden war, die Groß-Khane aber mehr Geschmack an chinesischen Kulturgütern gewonnen hatten als an den Regierungsaufgaben des Weltreiches, gingen auch die großen Khanate ihre eigenen Entwicklungswege unbekümmert um die Stellung des Zentralherrschers.

Es war nicht anders als einst in dem großen Lehensreiche der Tschou oder in den Satrapien der T'ang. Die riesigen Staatswesen waren von einer Stelle aus nicht zu übersehen, sondern bedurften einer Dezentralisierung durch Teilfürsten oder Gouverneure, diese aber konnten nur durch eine große Herrscherpersönlichkeit in Abhängigkeit vom Organismus der Gesamtheit gehalten werden, wenn sie nicht zu selbständigen Machthabern mit unabhängigen Staaten werden sollten. Auch Deutschland hat ja diese Entwicklung unter den sächsischen und staufischen Kaisern erfahren. Bei den Mongolen fehlte überdies ein Moment des Zusammenhalts, das im chinesischen Reiche, namentlich in der frühen Tschou-Zeit, wirksam gewesen 10 war: die innere Stärke des Familienverbandes. Die Lehen sollten in erster Linie an die Mitglieder der kaiserlichen Familie gegeben werden, und bei den strengen Gesetzen der Pietät (*hiao*) war die Auflehnung eines Jüngeren gegen den Älteren wegen der allgemeinen Mißbilligung im Volke immerhin ein gewagteres Unternehmen als bei den Mongolen, wo zwar der Sippen- 15 verband auch seine Bedeutung hatte, aber ohne die starke ethische Wurzel war, die er bei den Chinesen besaß (vergl. oben S. 321). Verstöße gegen jene Gesetze sind allerdings in den regierenden Familien Chinas auch keine Seltenheit gewesen. Aber das sittliche Fundament, das der chinesische Universalismus im Konfuzianismus hatte (I, 118ff. u. 201), fehlte dem mongolischen überhaupt. Dschingis Khan glaubte zwar auch, daß er bei seinen blutigen Orgien und erbarmungslosen Verwüstungen im Auftrage des Himmels handelte (s. S. 279), aber sein einziges Ziel war, Macht und Reichtum für sich und seine Sippe zu gewinnen. Der Gedanke einer sittlichen Pflicht und Verantwortung fehlte, und er ist auch in den Khanaten, außer in dem 25 China Kublai Khan's kaum zu spüren.

In dieser Umwelt gesehen, wird erst die ganze Bedeutung von Mongko Khan's Auftrag an Kublai erkennbar, „in den chinesischen Gebieten südlich der Gobi die gesamte militärische und zivile Verwaltung zu übernehmen“ (s. S. 311). Seines Vaters Khanat war das am nächsten der Hauptstadt 30 Karakorum gelegene Gebiet (so wollte es der mongolische Brauch hinsichtlich des Jüngsten in der Familie), die chinesischen Gebiete erhielt er nur zur Neuordnung, dann aber wurde aus seinen neuen Eroberungen das Khanat China, und nach seiner Wahl zum Groß-Khan 1260 übernahm er das Gesamtreich.

Zweites Kapitel.

Das „Khanat China“ im Ausbau.

a) Militärische Sicherungen.

Durch die Vernichtung der Sung-Dynastie hatte Kublai Khan dem Weltreich ein neues unterworfenen Land eingefügt. Aber das Khanat China war noch etwas durchaus anderes als die übrigen Khanate. Es war nicht bloß ein Land mit einer zu höchstem Glanz entfalteten Kultur, die über den
5 ganzen Kontinent hin strahlte, mit einem durch die konfuzianische Ethik zu einer strengen Ordnung erzogenen Volke, mit einem bis in alle Einzelheiten organisierten Beamtentum, sondern es war auch der Träger einer Jahrtausende alten, geheiligten und niemals abgerissenen Tradition, deren religiöser und staatspolitischer Gehalt die höchsten Vorrechte beanspruchte.

10 Kublai Khan hatte sich viele Jahre hindurch dem Zauber dieser Kultur hingegeben, er hatte die Kraft der gewaltigen Staatskonzeption erkannt und stand in Ehrfurcht vor dem religiös-sittlichen Gedanken, der sie durchleuchtete (s. oben S. 311 ff.). So mußte er zu der Überzeugung kommen, daß das riesige Reich, das seine Vorgänger durch ihre Eroberungen zu-
15 sammengebracht hatten, weiterhin nicht auf so primitive Weise regiert werden könnte, wie diese es getan. Für den Zusammenhalt des Ganzen bedurfte es anderer Mittel als einer Schar von Steppenreitern, die ihre „Verwaltung“, d. h. die Ausbeutung der unterworfenen Gebiete zu eigenem Nutzen buchstäblich „vom Rücken des Pferdes“ aus besorgten (s. S. 313).

20 Man mußte die Völker durch eine geistige Kraft im Gefüge des Weltstaates halten, durch eine religiös-sittliche Verpflichtung, die sie nötigte, sich dem gottgewollten System einer in Frieden geleiteten Menschheit einzuordnen. Daß diese Kraft im konfuzianischen System gegeben war, hatte Kublai im Umgang mit seinen chinesischen Beratern längst erkannt, und so war es
25 nur natürlich, daß er, je mehr er zur Macht gelangte, um so mehr die chinesischen Kulturgedanken zur Richtschnur seines Handelns machte. Daß das „Mittelreich“ auch die Zentrale seines ganzen Weltreiches sein müsse, war ihm sehr bald klar geworden, und die Einrichtungen, die er traf, entsprachen dieser Auffassung, mochten ihn seine Sippenossen und Landsleute darum
30 auch verleumdten und anfeinden. Gleich nach seiner Wahl zum Groß-Khan hatte er die chinesische Jahresbezeichnung eingeführt (s. oben S. 326), Yen-king zur Reichshauptstadt, Tschung-tu, später Ta-tu oder Khan-balik d. h. „Khan-Stadt“, gemacht (s. oben S. 333) und im Norden eine einheitliche

chinesische Verwaltung aufgebaut. I. J. 1271 trat er dann durch einen feierlichen Staatsakt in den unmittelbaren Bereich der dynastischen Geschichte des Mittelreiches ein, indem er, nach der Beseitigung der Nordstaaten und mit dem Ende des Südreiches vor Augen, den neuen Staat und die neue Dynastie nach chinesischer Form und mit chinesischem Namen 5 verkündete. Das mongolische Herrscherhaus hieß fortan Ta Yuan, „der Große Uranfang“; die Erklärung dafür wurde in der folgenden Verkündigung gegeben: „Nachdem Wir den erhabenen Auftrag (des Himmels) erhalten haben, das Land innerhalb der vier Meere zu besitzen, bedarf es auch der Auszeichnung eines geziemenden Namens, durch den Wir die Reihe 10 der zahlreichen Herrscher fortsetzen und die einheitliche Gesamtheit bekunden. Dabei schließen Wir uns an das ruhmvolle Altertum an und wollen nicht unser Haus allein absondern. T'ang (Wohnsitz des mythischen Kaisers Yao, I, 138) bedeutet *tang* (d. h. „prächtig“), Yao benutzte den Namen und verhalf ihm so zu großem Ruhme. (Er hieß „Yao von T'ang“). 15 Yü (Wohnsitz von Schun, I, 86) bedeutet *yü* (d. h. „Musik“), Schun hielt sich an den Namen und machte ihn zur Bezeichnung seines Staates („Schun von Yü“). Dann kam allmählich die Zeit der Blüte von Yü („dem Großen“) und der Wirksamkeit von T'ang („dem Aufrechten“). Der eine benannte die (von ihm begründete) Hia-Dynastie „die Große“, der andere bestimmte 20 durch den Namen Yin (für die Schang-Dynastie, I, 68) die Zeit und zwang die Widerstrebenden zur Unterwerfung. Aber dann folgte man nicht mehr dem Altertum, und wenn man auch die Umstände ausnutzte und das Reich gewann, regierte man doch nicht mit Gerechtigkeit. Die ihr Reich Ts'in und Han nannten, hielten sich dabei an die Gegend, wo sie zuerst empor- 25 gekommen waren. Die aber, die dem Reiche die Namen Sui und T'ang gaben, taten dies im Anschluß an ihre ersten Lehensgebiete. Das alles folgte der Erfahrung mit der Bildung des Volkes. So lange man die Befugnisse der Regierung besaß, hätte man nach der höchsten Gerechtigkeit streben sollen, aber nicht wenig ist dort zu tadeln. Unser Vorfahr Dschin- 30 gis Khan ergriff des Himmels Szepter und erhob sich aus den Landen des Nordens, in übermenschlicher Kraft nahm er die Pläne kaiserlichen Wirkens auf und erschütterte die Welt, so daß des Himmels Stimme gewaltig durch die Weiten der Länder erscholl. Im ganzen Altertum gab es dergleichen nicht. Vor kurzem nun sind ehrwürdige Gelehrte an den Thron herange- 35 treten und haben dargelegt, daß man nun, da das hohe Herrschaftsamt bereitstehe, bei Zeiten auf einen ruhmvollen Reichsnamen bedacht sein müsse. Was gibt es in den Ordnungen des Altertums, das meinem eigenen Gefühle als angemessen erschiene? Nun wohl: der Name des neuen Staates soll Ta Yuan („Groß-Yuan“) sein. Er ist hergenommen von der Bedeutung 40 *k'ien-yuan* im *Yi-king*. (Es ist der Anfang des *Yi-king*: „das Hexagramm *k'ien* ist das Ursprüngliche“). Wenn in einem großen Schmelzofen die Metalle ihre Form verflüssigen, welchen Namen soll man den Stoffmassen geben? Hier ist es ein Verdienst, dem Anfang zu helfen. Ich, der Herrscher,

will in den zehntausend Ländern den Frieden gründen und besonders die wichtigen Pflichten der Güte pflegen. Dem Himmel mache ich Meldung von dem erhabenen Gesamtnamen, euch Allen (den Untertanen) teile ich ihn mit zu meiner höchsten Genugtuung“.

- 5 Dieses Schriftstück mit seiner gedankenarmen Verstiegtheit ist selbst für das zu Verirrungen geneigte Literatentum der Sung-Zeit eine ungewöhnliche Leistung, und unter den alten wie den neuen Untertanen Kublai Khan's wird es nicht viele gegeben haben, die seinen Sinn verstanden. Das einzige Moment von geschichtlicher Bedeutung darin ist die Wahl des Namens *Yuan*.
- 10 Alle vorhergehenden Dynastien haben sich, worauf das Edikt mit Recht hinweist, nach Ländern oder Landschaften genannt, die Mongolen waren die ersten, die ihren Namen den Gebieten der chinesischen Mystik entnahmen, und die zwei Dynastien, die den Yuan noch gefolgt sind, haben ihr Vorbild nachgeahmt. Die Erklärung, die dafür gegeben wird, zeugt freilich von den
- 15 Verirrungen, in die der Geist der Sung-Zeit geraten war. Die „ehrwürdigen Gelehrten“, die das Edikt veranlaßt haben und in denen wir auch die Verfasser sehen müssen, waren der inzwischen zum *t'ai pao* (I, 128) ernannte Liu Ping-tschung (s. S. 312) und einige andere von den Literaten an Kublai's Hofe, wie das *Yuan schi* ausdrücklich bezeugt.
- 20 Nachdem Kublai als Enkel und Erbe seines Großvaters auch dessen Glauben an seine göttliche Mission in veredeltem Sinne übernommen hatte, war er entschlossen, dieser Mission Geltung zu verschaffen und die Staaten der Erde, wenn irgend möglich, durch Überredung auf gutlichem Wege, anderenfalls mit Gewalt, zur Anerkennung seiner Oberhoheit zu veranlassen.
- 25 Was seine Lehensträger im Westen taten, wollte er selbst im Osten tun. Bei Sung war sein Bemühen vergeblich gewesen. Kao-li war schon seit 1217 tributpflichtig (s. oben S. 270), abseits aber blieb das Inselreich Japan, das zwar in engen kulturellen Beziehungen zu beiden Ländern stand, aber politisch schon zur T'ang-Zeit und vollends unter den Sung seine Selbständig-
- 30 keit gewahrt hatte (II, 384ff.). Die erste Anregung, mit Japan in Verbindung zu treten, erfolgte durch einen Koreaner namens Tscho Yi 1265, wie wir aus den koreanischen Annalen (*Kao-li schi* Kap. 26 fol. 8v⁰) entnehmen können. Danach ließ Kublai 1266 durch eine Gesandtschaft den König von Korea davon in Kenntnis setzen, daß einer seiner Untertanen, Tscho Yi,
- 35 berichtet habe, Japan sei seinem Lande benachbart, die Gesetze und Staatseinrichtungen dort seien vortrefflich. Seit der Han- und T'ang-Zeit hätten zu China Gesandtschaftsbeziehungen bestanden, daher wolle er (Kublai) mit dem Lande ebenfalls einen freundschaftlichen Verkehr aufnehmen. Der König solle Führer stellen, die seine Gesandtschaft dorthin geleiteten, Schwierigkeiten der Seereise in Folge von Sturm und Wellen dürften ebenso wenig
- 40 als Entschuldigung gelten wie die Tatsache, daß bisher keine freundschaftlichen Beziehungen bestanden hätten. Vielleicht hat hier schon die Legende von den unermeßlichen Gold- und Perlenschätzen der japanischen Inseln mitgewirkt, die von dem Palaste des Herrschers zu erzählen wußte, daß seine

Säulen, Dächer und Fußböden aus reinem Golde beständen, und die ihren Ursprung haben mochte in den goldgelben Dachziegeln und den mit Goldpapier umkleideten Säulen der Tempel und Mausoleen. Marco Polos Schilderung dieser märchenhaften Pracht von *Chipangu* oder *Çipingu* (Ji-pên kuo d. h. Japan, Yule-Cordier II, 253f.) hat wesentlich zu der späteren 5 abendländischen Vorstellung von dem goldreichen Indien beigetragen, das Columbus suchte. Da Marco Polo, vermutlich durch Gerüchte, von den vermeintlichen Goldschätzen wußte, wird auch Kublai davon gewußt haben, aber in den chinesischen Berichten findet sich nichts darüber.

So wurde bald nach Tscho Yi's Anregung, 1266, nachdem der Streit mit 10 Arik bügä beigelegt war, eine aus zwei Ministerial-Vizepräsidenten bestehende Gesandtschaft abgeordnet, die ein Schreiben des Kaisers (*huang-ti*) an den „König von Japan“ (*Ji-pên kuo wang*) überbringen sollte. Darin war angekündigt, daß der Vorfahr des Kaisers den Auftrag des Himmels erhalten habe, die Länder der Erde zu beherrschen. In Korea, das ja Japan 15 eng benachbart sei, habe das unschuldige Volk lange Zeit hindurch Bedrückungen durch blutige Kämpfe erlitten, aber nach seiner Thronbesteigung habe er den Waffen Einhalt geboten. Jetzt herrsche dort Frieden, und das Verhältnis zwischen ihm und dem Landesfürsten sei das von Vater und Sohn. Japan habe ja auch seit seiner Staatsgründung 20 immer in engem Verkehr mit China gestanden. Er habe bisher nicht Gelegenheit gehabt, die freundschaftlichen Beziehungen aufzunehmen, daher sei vermutlich der König nicht genauer über die Lage unterrichtet. Er sende deswegen dieses Schreiben, um damit ein freundschaftliches Verhältnis anzubahnen. Es entspreche dies ja auch dem Grundsatz, daß alle Völker inner- 25 halb der vier Meere eine Familie bilden sollten. Die Gesandtschaft reiste im Frühjahr 1267 von Korea ab, nachdem ihr der König zwei höhere Beamte als Führer mitgegeben hatte. Der Erfolg war völlig negativ. Noch ehe die Gesandten die Insel Tsushima (zwischen Japan und der koreanischen Küste) erreicht hatten, verursachten Sturm und Wellengang solche Ängste, daß 30 sie umkehrten und dem Khan berichteten, sie hätten, mit einem so wichtigen Auftrage betraut, nicht gewagt, sich leichtfertig weiteren Gefahren auszusetzen. Der König von Kao-li wurde darauf heftig getadelt und angewiesen, „die japanische Angelegenheit zu erledigen“. Der König richtete daher auch seinerseits ein Schreiben nach Japan (wohl an das *Bakufu*), in dem er dringend 35 riet, das Anerbieten des Mongolen-Khans anzunehmen. Dieser sei ein gütiger und einsichtsvoller Herrscher, und wenn er jetzt freundschaftliche Beziehungen zu Japan anzuknüpfen wünsche, so wolle er sie nicht zu Tributsendungen ausnutzen, sondern sein Wunsch sei, daß sein Name in der Welt geehrt werde und kein Land dabei abseits bleibe. Die Überbringer des Schreibens hielt 40 man in Japan fünf Monate zurück und schickte sie dann unverrichteter Sache heim. Dasselbe geschah mit einer abermaligen Gesandtschaft 1268, die bis Tsushima kam, dort festgehalten wurde und mit zwei aufgegriffenen Japanern zurückkehrte. Während der folgenden Jahre wurden die Anknüp-

fungsversuche Kublai's durch Vermittlung von Korea unentwegt fortgesetzt, und wenn die weitere Entwicklung sich trotz der schroff ablehnenden Haltung Japans so lange Zeit hinzog, so lagen die Gründe dafür in den schweren Sorgen, die dem Groß-Khan durch den Krieg gegen Sung (s. S. 334ff.) und die ungesicherten Verhältnisse in Mittelasien (s. oben S. 426) verursacht wurden. Mit besonderem Eifer nahm sich der Angelegenheit der Präsident des Geheimkabinetts, Tschao Liang-pi, an, ein Jutschen-Mann, der Kublai schon auf seinen Feldzügen in Yün-nan und am Yang-tsë begleitet hatte und oft von ihm zu Rate gezogen wurde. Nach den verschiedenen vergeblichen Anknüpfungsversuchen bat er 1270, ihn mit einer neuen Mission zu betrauen. Kublai willigte schließlich ein; er wollte ihm eine Schutzwache von 3000 Mann mitgeben, aber Tschao Liang-pi lehnte dies ab und machte sich 1271 mit dem aus vierundzwanzig Personen bestehendem Stabe der Gesandtschaft allein auf den Weg, um dem Tennō ein neues Schreiben des Khans zu überbringen, in dem dieser in höflicher Form seine Verwunderung aussprach, daß „der König“ noch nichts habe von sich hören lassen. Man landete auf der Insel Kin-tsin tao, und alsbald waren die Ankömmlinge von einer Abteilung Soldaten umringt, die eine drohende Haltung annahmen. Darauf erschien ein Beamter des *Dzaiifu*, der Statthalterschaft von Kyūschū, die ihren Sitz in der Nähe von Hakata (an der Küste von Chikuzen) hatte und mit der Überwachung der Küsten betraut war. Tschao Liang-pi verwies ihm das ungesittete Benehmen, der Beamte entschuldigte sich und bat um das Schreiben des Khans. Der Gesandte erwiderte, daß er das Schreiben dem Fürsten persönlich übergeben müsse. Nach einigen Tagen kam der Beamte wieder und verlangte das Schreiben; die Hauptstadt liege weit nach Osten, und seit dem hohen Altertum habe sich nie ein Gesandter dorthin begeben. Tschao Liang-pi verwies auf die Sui- und T'ang-Zeit, wo die Gesandten der chinesischen Kaiser wiederholt von dem Landesfürsten empfangen seien. Da er weder durch Überredung noch durch Drohungen zu bewegen war, von seiner Forderung abzustehen, trennte man sich, nachdem die Japaner die Gesandtschaft bis Tsushima hatten geleiten lassen. 1273 kehrte Tschao Liang-pi zurück. Er berichtete über Japan, was er wahrgenommen hatte, und widerriet ein weiteres Vorgehen als wenig aussichtsvoll. „Ich habe mich über ein Jahr in Japan aufgehalten“, sagte er, „und habe beobachtet, daß die Sitten der Leute grausam und kriegerisch sind und sie Lust am Töten haben. Sie kennen nicht das enge Verhältnis zwischen Vater und Sohn, nicht die Umgangsformen von Hoch und Niedrig. Im Lande gibt es viele Gebirge und viel Wasser. Man kennt nicht den Nutzen von Ackerbau und Seidengewinnung. Die Menschen kann man nicht zur Arbeit brauchen, und das Land ist nicht reich. Außerdem ist die Seeschifffahrt wegen der plötzlichen Stürme von nicht zu berechnenden Gefahren bedroht. Man kann fürwahr sagen, daß die Verwendung der Volkskraft für diesen Zweck dasselbe sein würde, wie wenn man einen bodenlosen Abgrund ausfüllen wollte. Ich empfehle, einen Angriff nicht zu unternehmen“. — Der Kaiser stimmte dem zu“.

Während der langen Abwesenheit Tschao Liang-pi's sandte ihrerseits die japanische Regierung, offenbar unsicher über das weitere Verfahren, einen Vertreter, Yashirō, an den Hof Kublai's, um sich über die Lage dort zu unterrichten. Er und seine Leute wurden mit Ehren aufgenommen und durch ein Bankett ausgezeichnet. Dann sandte Tschao Liang-pi einen seiner 5 Sekretäre mit sechsundzwanzig Japanern nach Tschung-tu, ohne daß zu ersehen ist, welchem Zwecke er damit dienen wollte. Jedenfalls wurde man an Kublai's Hofe mißtrauisch; Yao Schu (s. S. 311) und Hū Hêng (s. S. 320), um ihre Meinung befragt, waren der Ansicht, daß es sich nur um Spionage handele, man wolle in Japan Kunde von der militärischen Stärke des neuen 10 Herrschers erlangen und danach sein Verhalten einrichten. Hiernach lehnte Kublai den Empfang der Japaner ab, ließ sie aber gut behandeln und heimkehren. In Korea bemühte man sich offensichtlich, ein friedliches Einvernehmen herbeizuführen, da in einem Kriege die Halbinsel voraussichtlich das Aufmarschgebiet werden würde. Der König leistete deshalb den An- 15 weisungen des Khans wegen seiner Vermittlung immer willig Folge, wenngleich er bei seiner Kenntnis des japanischen Charakters über die Aussichtslosigkeit kaum Zweifel gehabt haben dürfte.

Die chinesischen Nachrichten über diese Versuche Kublai's, Japan zur Anerkennung seiner Oberherrschaft zu bewegen — um etwas Anderes han- 20 delte es sich nicht —, sind ebenso unklar und einseitig gefärbt wie die japanischen, so daß sich ein zuverlässiges Bild von der Entwicklung bisher nicht hat gewinnen lassen. In Japan war das Kamakura-Schogunat in den Händen von Hōjō Tokimune, dem 6. Shikken, einem Manne von größerer Entschlossenheit als am Kaiserhofe von Kyōto herrschte. Der Siegeszug 25 der Mongolen war dort natürlich bekannt und mit Besorgnis beobachtet worden. Ob man von Kublai's Gesandtschaft von 1266 überhaupt etwas erfahren hat, ist ungewiß, doch soll nach japanischer Behauptung 1268 (nach anderen 1271) das Schreiben Kublai's im Original im *Dzaiifu* abgegeben und nach Kamakura und Kyōto weiter gesandt worden sein, 30 was den chinesischen Angaben widerspricht. In Kyōto war man darüber anscheinend so bestürzt, daß man zum wenigsten mit Kublai zu verhandeln geneigt war. Der Hof dort soll in diesem Sinne auch eine Antwort an den Groß-Khan aufgezeichnet, das *Bakufu* (Schogunat) sie aber nicht an die Gesandten übermittelt haben. Ganz unklar ist die angebliche Entsendung 35 japanischer Boten oder Unterhändler nach Tschung-tu. Während die chinesischen Quellen (*Yuan schi* Kap. 208 fol. 22r⁰) von der Entsendung eines Japaners Yashirō (Mi-ssē-lang) um 1272 berichten, heißt es bei den Japanern, daß 1269 (od. 1268) zwei Japaner namens Tōjirō und Yajirō ergriffen und mitgenommen seien. Kublai habe sie, den japanischen Berichten zufolge, 40 sehr freundlich behandelt, ihnen die Pracht seines Hofes und die Stärke seines Heeres gezeigt, sie ermahnt, ihre Landsleute zur Unterwerfung zu veranlassen, und sie schließlich über Korea zurückgesandt. Die koreanischen Annalen (*Kao-li schi* Kap. 26 fol. 22r⁰) nennen keinen Namen, sagen aber

unter dem Jahre 1269, daß Kublai die Japaner glänzend aufgenommen habe. „Wenn ich den Wunsch habe“, so seien seine Worte gewesen, „daß Vertreter Eures Staates an meinen Hof kommen, so heißt das nicht, daß ich Euch bedrücken will; ich will nur einen Namen hinterlassen, der in die Ferne
5 reicht“. Er habe sie reichlich beschenkt und alle Paläste und Sehenswürdigkeiten von Yen-king besehen lassen. Die Chinesen erwähnen von alledem nichts, sondern verbinden die glänzende Aufnahme durch den Khan mit einem Gesandten Yashirō, von dem die Japaner nichts wissen. Ebenso
schweigen diese über die Entsendung der sechszwanzig Japaner, bei
10 denen man, wohl mit Recht; Spionagezwecke vermutete. Offenbar sind in den Angaben verschiedene Vorgänge durcheinander geworfen.

Sicher ist nur, daß Kublai Khan immer wieder versuchte, in Japan Verständnis für seine vermeintliche Aufgabe zu finden, die den Frieden der Völker zu sichern bezweckte, daß man in Japan zeitweilig schwankte, bis
15 das *Bakufu* den Ausschlag gab, daß Kublai den Stolz und den Kampfeswillen der Japaner unterschätzte und er schließlich seinen Anspruch mit Gewalt durchsetzen zu müssen glaubte. Es war der gleiche Wunsch, den er dem Sung-Reiche gegenüber hegte (s. S. 327 ff.): wie dieses so sollte auch Japan unter seinen eigenen Herrschern dem Weltreiche angehören, über das dem
20 Mongolen-Khan vom Himmel die Oberherrschaft übertragen worden sei. Diese Oberherrschaft glich dem, was in der Sprache des zwanzigsten Jahrhunderts „Führung im großasiatischen Raum“ genannt wird, nur die Ideologie ist verschieden. Die Großraumwirtschaft ist, wie es in einem modernen Werke heißt, „die wirtschaftliche Seite eines politischen Begriffs“.
25 Tschao Liang-pi's Ratschläge, denen Kublai zugestimmt haben soll, vermochten nicht, den Groß-Khan zum Aufgeben seines Verlangens zu bestimmen. Es ist nicht zu ersehen, ob Einflüsterungen von anderer Seite wirksam waren, oder ob nur der Glaube an seine Mission ihm keine Ruhe gab. In dem Maße wie das Ende des Kampfes gegen das Sung-Reich sichtbar wurde,
30 reifte in ihm der Entschluß, auch Japan in die Ordnung zu zwingen. Noch 1273 ging Tschao Liang-pi abermals hinüber und versuchte mit dem *Dzaiifu* einen Weg zur Verständigung zu finden, kehrte aber bald zurück, ohne etwas erreicht zu haben. In Verkennung der Kräfteverhältnisse entschloß sich Kublai 1274, das Inselvolk durch eine Machtentfaltung großen Stils einzu-
35 schüchtern. Korea hatte für dieses Unternehmen 900 Schiffe mit 15000 Seeleuten (Ruderern u. a.) zu stellen und für diese, sowie für 10000 Mann Truppen (darunter 5300 Koreaner) die Verpflegung zu liefern, wofür 110 000 Pikul Reis und zahlreiche Geräte zu beschaffen waren, für das arme Land eine schwere Last. Den Oberbefehl führte ein sonst wenig bekannt gewordener
40 mongolischer Stammesfürst namens Hin-tu, der bald danach, in jungen Jahren starb. Die Einschiffung erfolgte in Korea, im November ankerte die Flotte vor Tsushima. Die Garnison dort wurde rasch überwältigt, ebenso die der kleinen Insel Iki südlich davon, dann erfolgte die Landung auf Kyūshū bei Hakata und die Besetzung und Plünderung von vier weiteren

Orten in der Nähe, in der Gegend, die durch die Gesandtschaften hinreichend bekannt geworden war. Hier aber trat den Eindringlingen eine größere japanische Streitmacht gegenüber, von der sie bei Hakozi in erbitterte und verlustreiche Kämpfe verwickelt wurden. Den Mongolen gingen die Pfeile aus, am Abend kam ein Sturm mit heftigem Regen auf, die koreanischen Seeleute mochten für ihre Schiffe fürchten und man beschloß, wieder an Bord zu gehen und bei Hellwerden die Heimfahrt anzutreten.

Die verunglückte Expedition von 1274 ist von den japanischen Chronisten stark aufgebauscht worden. Wäre die Zertrümmerung des Heeres so katastrophal gewesen, wie sie glauben machen wollen — sie haben die Verluste der Mongolen auf 13 200 Mann berechnet! —, so wären die nachfolgenden Ereignisse nicht oder nicht in der Weise eingetreten, wie es der Fall war. An eine „Eroberung Japans“ mit 15 000 Mann zu denken, war Kublai ein zu erfahrener Krieger, aber der trotzig Widerstand der Japaner mag ihn überrascht haben. Ihre Kampfkraft kann indessen nicht so gewaltig gewesen sein, daß sie jeden Versuch einer Überwältigung hätte als aussichtslos erscheinen lassen müssen. Selbst wenn seine Heerführer Kublai über den Mißerfolg getäuscht haben sollten (der Wortlaut des *Yüan schi* spricht dagegen, er sagt kurz: „das kaiserliche Heer hatte keinen Erfolg, auch hatte es alle seine Pfeile verschossen; so plünderte es vier Bezirke und kehrte zurück“), so würde er, wenn das Heer bis zu solchem Grade vernichtet worden wäre, nicht im folgenden Jahre aufs neue die Friedenshand geboten haben. Man beurteilt Kublai falsch, wenn man ihn für „hochfahrend und herrisch“ erklärt, er hat Beweise genug gegeben, daß ihm der Krieg verhaßt geworden war und eine gütliche Verständigung näher lag.

25

Wenn in Japan behauptet wird, Kublai habe durch eine neue Mission den Tennō anweisen lassen, nach Tschung-tu zu kommen und dort seine Huldigung darzubringen, so findet sich in den chinesischen Quellen keine Andeutung davon. Die Annalen berichten übereinstimmend nur, daß 1275 eine neue Gesandtschaft mit einem Schreiben des Khans abgesandt worden, aber keine Antwort darauf erfolgt sei. Wohl aber sei 1277 von Japan eine Handelsmission eingetroffen, die für Gold habe Kupfermünzen eintauschen wollen, und dieser Wunsch sei ihr gewährt worden. Der katastrophale Charakter der Niederlage von 1274 wird dadurch auch nicht eben wahrscheinlicher. Die Dinge bekamen jedoch ein anderes Gesicht, als in Ta-tu die Nachricht eintraf, daß die Gesandten auf Befehl des Schögun in Kamakura hingerichtet seien. Die Annalen sind sich nicht einig, wann die Bluttat geschah. Das *Yuan schi* (Kap. 11 fol. 2v⁰ u. 208 fol. 22v⁰) verzeichnet sie unter dem 2. Monat (März) 1280, was unmöglich richtig sein kann, selbst wenn man annimmt, daß zu dieser Zeit erst die Nachricht nach Ta-tu gelangt sei. Im *Yuan-schi sin pien* (Kap. 95 fol. 19v⁰) heißt es unter dem Jahre 1277, „man habe plötzlich die Nachricht erhalten, daß die Gesandten ermordet seien“. Nunmehr habe Kublai sofort beschlossen, die Japaner „seine Macht fühlen zu lassen“. Ist der erste Termin zu spät, so dürfte der

- zweite zu früh sein (vergl. unten). Der Khan erklärte zunächst Japan für eine Provinz seines Reiches (*hing tschung-schu schêng*, s. unten) und machte den in vielen Kämpfen gegen die Sung bewährten General A-la-han zum Gouverneur davon. Aber er überlegte, ob er schon jetzt weiter gehen sollte. Wang P'an, einer seiner Vertrauten aus Nordchina, *tsin-schi* von 1227 in Kin und *hüo-schi* im Han-lin, den er um seine Ansicht gefragt hatte, riet ihm ab. Man sei jetzt mit der Niederwerfung von Sung beschäftigt, wofür man aller Kraft bedürfe, daher sei es nicht ratsam, jetzt auch noch das Unternehmen gegen die „Ost-Barbaren“ zu beginnen. Kublai wies denn auch seinen General Hung Tsün-k'i, einen Chinesen, dessen Familie aber seit der T'ang-Zeit in Korea ansässig und dort sehr angesehen war und der nun bat, ihm den Oberbefehl über die Strafexpedition zu übertragen, mit dem Bescheide ab, daß das Unternehmen noch eine kurze Zeit aufgeschoben werden solle.
- Die Vorbereitungen zu einem Feldzuge großen Stiles wurden aber weiter betrieben, und nachdem der Krieg gegen Sung durch den Fall von Hang-tschou beendet war, begann man mit der Aufstellung des Heeres und der Flotte. Der achtzigjährige Wang P'an warnte noch einmal vor dem Unternehmen. „Japan ist ein kleiner Barbarenstaat“, sagte er, „der Seeweg aber ist weit und gefährlich. Siegt man, so ist das kein Ruhm, siegt man aber nicht, so erleidet die Majestät schwere Einbuße. Ich meine, man soll diesen Krieg unterlassen“. Kublai aber fuhr zornig auf, er sprach von heimlichen Anschlägen, gegen die er keine Gnade üben werde, und von einer verräterischen Gesinnung, die aus solchen Worten spreche. Aber schon am nächsten Tage reuten den Khan seine harten Worte: er sandte einen Kammerherrn mit einer in begütigenden Worten gehaltenen Botschaft zu Wang P'an, bat ihn, sein Verhalten nicht zu mißdeuten, und übergab ihm eine Anzahl kostbarer Geschenke. Wang P'an hat den Ausgang des japanischen Unternehmens noch erlebt, er ist einundneunzig Jahre alt geworden.
- Im Frühjahr 1281 begann der Ausmarsch des Heeres. Zum Oberbefehlshaber der ganzen Streitmacht wurde A-la-han ernannt. Beigegeben waren ihm die Generale Fan Wên-hu, Hung Tsün-k'i u. a. Das Heer bestand aus Mongolen, Chinesen und Uiguren, sowie aus Strafgefangenen, die sich durch ihre Teilnahme die Freiheit erkaufen. Fan Wên-hu hatte noch die Zuteilung von zweitausend Reitern, der Führer der Uiguren die von „Feuerschleudern“ beantragt, Kublai aber lehnte beides ab, da auf den Seeschiffen hierfür kein Bedarf sei. Die verschiedenen Abteilungen sollten sich in Kin-tschou, wohl in Süd-Korea, versammeln und dann, vermutlich in dem Hafen Fusan, auf den bereit gehaltenen Dschunken eingeschifft werden.
- Marco Polo, der 1275 in Schang-tu angekommen war (s. unten), also Augenzeuge der Vorgänge sein konnte, sagt allerdings, das Heer habe sich in den Häfen von Zayton (Ts'üan-tschou in Fu-kien) und Kinsay (Hang-tschou) eingeschifft. Das ist auch insofern richtig, als nach den koreanischen Berichten in der Tat die gesamte Streitmacht aus zwei Geschwadern bestand:

der Abteilung, die von Korea ausfuhr, und einem chinesischen Teile — die Koreaner sprechen von „Schiffen der Man“ d. h. der Südchinesen —, der von Tschê-kiang und Fu-kien kam. Die erste Abteilung, für die Korea wieder die Schiffe, die Bemannung und die Verpflegung zu liefern hatte, scheint nach chinesischen und koreanischen Angaben aus 900 Schiffen mit 40 000 Mann bestanden zu haben. Für das Süd-Heer fehlen die Einzelheiten, da aber die Gesamtstärke der Expedition 100 000 Mann mit 3500 Schiffen (?) betragen haben soll, so würde es die Hauptmacht dargestellt haben. Befehligt wurde es von Fan Wên-hu. Beide Abteilungen sollten sich bei einer der kleinen Inseln vor Kyūshū vereinigen. 5 10

In der Abschiedsaudienz legte Kublai seinen Heerführern Schonung der Bevölkerung ans Herz. „Ich habe von den Chinesen gehört“, sagte er, „wenn man einen bevölkerten Staat wegnimmt, sich das Land der Bewohner aneignet und diese alle tötet, was hat dann die Inbesitznahme des bloßen Landes für einen Nutzen?“ (vergl. oben S. 279). Ferner sollten sie bei Verhandlungen mit dem fremden Volke stets eines Sinnes bleiben und niemals durch Zwistigkeiten ihre Stellung schwächen. 15

Das Unternehmen begann mit einem üblen Vorzeichen: kurz vor der Einschiffung in Korea erkrankte der Oberbefehlshaber A-la-han und starb auch bald danach. In Eile wurde zum Nachfolger der Tausendschaftsführer A-ta-hai ernannt, ein in den Kämpfen in Yün-nan, bei Siang-yang und gegen Sung unter Bayan bewährter Krieger, der außerdem als Staatsmann und Verwaltungsbeamter — er war eine Zeit lang Gouverneur von Hang-tschou — reiche Erfahrungen hatte. Im Mai 1281 ging die Nord-Flotte unter Hung Tsün-k'î in See, gegen Ende des Monats landete man auf den Inseln Hira-dojima und Gotō im Nordwesten von Kyūshū, die man als Stützpunkte benutzen wollte. Die Schilderung der nun folgenden Ereignisse ist in den chinesischen und koreanischen Quellen so kurz und verworren, die Erzählung Marco Polos aber so mit Fabeln durchsetzt, daß es schwer ist, sich auch nur in Umrissen ein Bild davon zu machen. 20 30

Nachdem sich die Nord-Flotte der kleinen, kaum verteidigten Inseln vor Kyūshū bemächtigt hatte, wobei über dreihundert der Bewohner getötet wurden und der Rest in die Berge flüchtete, wartete man auf das Eintreffen der Süd-Flotte. Noch vorher aber und stärker nachher, brach unter den Generalen der Zank aus über das, was nun geschehen sollte. Kämpfe auf der Hauptinsel Kyūshū verliefen blutig, aber ohne Erfolg für eine der beiden Parteien. Während die Anführer sich stritten und die Truppen in Einzelkämpfe an Land ihre Kräfte zersplitterten, kam am 19. September ein Taifun auf, der den Schiffen übel mitspielte, vermutlich den größten Teil gegen einander oder an den Strand trieb und zertrümmerte. Die Heerführer und wohl ihre seemännischen Berater sahen keine andere Rettung aus der Katastrophe als die unversehrt gebliebenen Schiffe zu sammeln und mit ihnen die Rückfahrt anzutreten. Fan Wên-hu soll „einen Tag und eine Nacht hindurch im Wasser getrieben sein und sich nur durch Anklammern an die 35 40

Schiffstrümmer gerettet haben“. Die Generale bestiegen danach die festesten Schiffe und verließen das Heer. Der Hauptteil der Flotte scheint vor der Insel Gotō oder vor Hiradojima gelegen zu haben. Von ihm war fast alles vernichtet, und nur einige wenige Schiffe können den koreanischen Hafen erreicht haben. Fan Wên-hu und A-ta-hai waren unter den lebend Zurückgekehrten. Die auf der Insel Verbliebenen, erschöpft, ohne Nahrungsmittel und wohl meist waffenlos, wurden, nachdem der Sturm sich beruhigt, von den heraneilenden Japanern niedergemacht bis auf zwanzig- oder dreißigtausend(?), die als Gefangene abgeführt wurden. Auch diese erlitten schließlich dasselbe Schicksal: man brachte sie auf eine andere kleine Insel (chines. Pa-kio tao) und tötete sie dort, soweit sie Mongolen und Koreaner waren, nur die Chinesen, die erst kürzlich in das Heer eingestellt waren, ließ man am Leben und machte sie zu Sklaven. Der einzige von den Heerführern, der bei den zurückgelassenen Truppen ausharrte, war ein Chineser aus Tschili namens Tschang Hi, dessen Vater im Dienst von Kin noch erbittert gegen die Mongolen im Norden gekämpft hatte und in der Schlacht gefallen war. Er selbst hatte sich dann als Knabe von fünfzehn Jahren dem mongolischen Heere unter A-schu (s. oben S. 319) bei seinen Feldzügen im Süden und Westen gegen Sung angeschlossen. Wegen seiner Treue und Zuverlässigkeit war er von Kublai hochgeschätzt. Von seinen Schiffen waren durch geschickte Vertauung in dem Taifun die meisten seetüchtig geblieben. So gab er Fan Wên-hu, der allein das Heil in der Heimkehr sah, zu bedenken, daß nun, wo die Hälfte der Mannschaften ertrunken sei, der Rest, der sich gerettet habe, aus tapferen Männern bestehe. Mit ihnen, deren Sinn nicht auf Heimkehr gerichtet sei, solle man jetzt den Kampf mit den Japanern aufnehmen. Fan Wên-hu aber ging auf nichts ein, sondern erklärte, er werde die Verantwortung beim Khan auf sich nehmen. Auf Hiradojima befanden sich noch viertausend Mann, für die keine Schiffe mehr vorhanden waren. Tschang Hi erklärte, sie nicht verlassen zu wollen; er setzte die noch auf den Schiffen befindlichen Pferde in Freiheit und machte so Raum für die Soldaten. Das Ende ist unklar. Tschang Hi selbst ist heimgekehrt, was aus den viertausend Mann geworden ist, bleibt unaufgeklärt. Nach dem *Yuan schi* sollen die (auf Gotō?) zurückgelassenen Truppen einen Hundertschaftsführer namens Tschang zu ihrem Obersten gewählt und auf seinen Befehl Bäume gefällt haben, um neue Schiffe für die Heimfahrt zu bauen. Dabei seien sie von den Japanern überfallen und niedergemacht worden. Nur drei Mann sollen dem *Yuan schi* (Kap. 208 fol. 24r^o) zufolge in die Heimat zurückgekehrt sein. Im *Kao-li schi* (Kap. 29 fol. 37v^o) findet sich eine Notiz, daß im 6. Monat 1282 sechs Mann von den in Japan verbliebenen Truppen entflohen und nach Korea gelangt seien. Sie hätten berichtet, daß, nachdem 1281 der Sturm ihre Schiffe zerstört habe, das Heer in Stärke von 130 bis 140 000 Mann (!) auf einer Insel geblieben sei. Dort seien am 20. November japanische Truppen gelandet, und da sie, durch Hunger erschöpft, nicht mehr hätten kämpfen können, hätten sie sich alle ergeben müssen. Die Japaner

hätten darauf die Handwerker und Ackerbauern ausgesucht und am Leben gelassen, die übrigen aber sämtlich getötet. Der König von Kao-li ließ die sechs Flüchtlinge unter sicherem Geleit nach Ta-tu senden.

Die Unklarheit, die über dem Verlauf der Katastrophe in den Darstellungen der Quellen liegt, scheint in China schon zur Zeit der Ereignisse selbst geherrscht zu haben. Darauf deutet wenigstens die mit Fabeln ausgeschmückte Erzählung Marco Polos. Er spricht von einer Eroberung der japanischen Hauptstadt durch die Mongolen mit Hilfe einer Überlistung der feindlichen Flotte, von unverwundbaren Japanern u. ä., Gerüchte, die wahrscheinlich auf dem Festlande umliefen. Richtig dagegen ist, was er über das schlechte Einvernehmen der beiden obersten Heerführer sagt, von denen „keiner dem anderen zu Hilfe kommen wollte“. Auch das muß also in Ta-tu bekannt gewesen sein. Um so deutlicher tritt deshalb die Milde und Nachsicht Kublai's hervor, der seine Mahnung zur Einigkeit so wenig beachtet sah und doch nicht, wie Polo berichtet und wie man hätte erwarten sollen, die beiden „Barone“ A-ta-hai und Fan Wên-hu hinrichten ließ, sondern, wie das *Sin Yuan-schi* ausdrücklich sagt, im Hinblick auf die Naturkatastrophe von einer Bestrafung absah.

Entkleidet man die Geschichte des mongolischen Angriffs gegen Japan des pathetischen Beiwerks eines verständlichen nationalen Stolzes, so bleibt ein bedeutend nüchternerer Tatbestand übrig. Trotz der geringen Vertrautheit der Festlandtruppen mit dem Wasser, trotz des ihnen unbekannten und ungewohnten Kampfgebietes und trotz der Todesverachtung der japanischen Landesverteidiger haben die Mongolen mit ihrer besseren Bewaffnung und ihrer größeren Erfahrung in der Taktik des Krieges sie in schwere Bedrängnis gebracht. Wenn aber einer jener gefürchteten ostasiatischen Wirbelstürme mit voller Gewalt eine riesige Flotte verhältnismäßig leichter Holzschnaken trifft, sie aneinander, auf dem Strande oder an den Felsen zerschmettert und die zusammengepferchten Menschenmassen in die Wellen schleudert, so ist leicht zu ermessen, daß die Kampfkraft der Überlebenden nicht mehr groß sein konnte, und die Japaner haben leichtes Spiel gehabt, die waffenlos gewordenen, der Nahrung und Kleidung beraubten völlig erschöpften Feinde zu Tausenden niederzumetzeln. Hōjō Tokimune war gewiß ein weitblickender Staatsmann, der die Gefahr erkannte, wie sie in dem mongolischen Einbruchversuche lag, und sicher hatte er mehr Mut, sie abzuwehren, als die Regierung in Kyōto, aber die Anschauung, die Abwehr sei „die größte Tat der japanischen Geschichte“ gewesen und „ohne ihn und seine vollkommene Niederwerfung des Einfalls der Mongolen sei die Geschichte Japans nicht, was sie heute ist“, überschätzt die Bedeutung der Ereignisse. Ein Erfolg Kublai's hätte im günstigsten Falle die Wahrung eines Scheins für ein paar Jahre zur Folge gehabt. Eine wirkliche Botmäßigkeit der japanischen Inseln war weder möglich noch beabsichtigt, so wenig wie später eine solche der Südsee-Inseln möglich oder beabsichtigt war. Daß aber nach der Wetterkatastrophe an keine Unterwerfung Japans mehr

zu denken war, dazu bedurfte es der weiteren Heldentaten nicht, mit denen man die Invasion auszuschmücken pflegt. Es ehrt die Japaner und ihren religiösen Sinn, daß sie die Rettung ihres Landes vor zweimaligem Angriff, 1274 und 1281, zuerst dem Beistande der Götter danken, die ihnen die
5 Stürme sandten und ihre Feinde vernichteten.

Kublai war nicht entmutigt durch das katastrophale und auch wenig rühmliche Unternehmen von 1281 und hielt an seinem Plane fest. Im Augenblick beschäftigten ihn andere Fragen, aber 1283 kam er auf ihn zurück. Schon 1282 soll dem *Yuan schi* (Kap. 12 fol. 71^o) zufolge der König
10 von Kao-li sich erboten haben, 150 Schiffe für den nächsten Kriegszug gegen Japan zu bauen (vielleicht steht dieses Anerbieten, das im 7. Monat erfolgt sein soll, mit der Ankunft der sechs Flüchtlinge im 6. Monat im Zusammenhang), und im Jahre darauf wurde A-ta-hai zum Gouverneur der „Provinz Japan“ ernannt, mit dem Auftrage, gemeinsam mit zwei anderen mongo-
15 lischen Würdenträgern die Aushebung von Truppen und den Bau von Schiffen zu einem neuen Angriff auf Japan zu organisieren. Korea erhielt 1283 Anweisung, 100 000 Pikul Reis als Kriegsproviant bereit zu halten, ein Heer von 10 000 Mann aufzustellen und 650 Schiffe zu bauen. Mongolische Truppen wurden in der Schifffahrt und im Seekampf ausgebildet,
20 die Muhammedaner in der Hauptstadt mußten Katapulte herstellen, alle Häfen im Süden erhielten gleichfalls Befehl, Schiffe zu bauen. Aber diesmal erhob sich ernster Widerspruch. Nicht bloß in den breiten Schichten der Bauern, Kaufleute und Handwerker, sondern auch im Beamtentum murrte man über die Steuern und Fronden, die das geplante Unternehmen verlangte.
25 Drei hochgestellte unerschrockene Chinesen machten sich zu Wortführern der Unzufriedenen: der Präsident des Zensorats, Ts'ui Yü, der Präsident im Ministerium für das Beamtentum, Liu Süan, und der Sonderkommissar (*süan-wei schi*) von Huai-si, Ang Ki-êr (er stammte aus Kan-su). Sie wiesen auf die Lasten hin, unter denen das Volk seufze, da jetzt bereits die Feldzüge
30 gegen die Staaten des Südostens, Birma, Tonking, Tschampa und Annam teils im Gange, teils noch geplant seien (s. unten). In den Provinzen von Kiang-nan hätten sich zahllose Banden gebildet, die gewaltsam den Bau der Schiffe verhinderten, so daß „die Leute nicht wüßten, wie sie ihr Leben fristen sollten“. Man bitte, unter diesen Umständen die Kriegsvorbereitun-
35 gen gegen Japan vorläufig einzustellen und vielleicht in zwei bis drei Jahren, wenn die Stimmung im Volke sich beruhigt habe, wieder darauf zurückzukommen. Aber Kublai, sonst immer bereit, den Stimmen des Friedens Gehör zu geben, war zu tief in seinem Empfinden für Ehre und Gerechtigkeit verwundet, als daß er hätte nachgeben mögen.

40 Im nächsten Jahre, 1284, schien sich ein Ausweg zu bieten. Einer der Verwaltungs- und Militärbeamten der Sung, die sich bei dem Vordringen der Mongolen in die südlichen Provinzen den Siegern angeschlossen hatten, Wang Tsi-wêng, ein Fu-kien-Mann, der es durch seine, freilich recht bedenkenfreie, Gewandtheit zum Ministerialpräsidenten und Sonderkommissar

gebracht hatte, schlug einen anderen Weg vor, mit Japan zu einer Verständigung zu gelangen. Schon 1278 hatte er bei dem einflußreichen Tschang Wên-k'ien (s. oben S. 312), der ihn über seine Ansicht in der japanischen Angelegenheit befragte, den Gedanken geäußert, man solle die Japaner durch Güte gewinnen. Kublai stimmte dem so bereitwillig zu, daß er Wang Tsi-wêng zum Präsidenten eines Ministeriums und zum Sonderkommissar für Fu-kien ernannte. Es muß dies vor Bekanntwerden der Hinrichtung von Kublai's Gesandten gewesen sein (s. oben S. 437). Bei seinem Aufenthalte in der Hauptstadt 1284 kam er in etwas marktschreierischer Weise auf seine Pläne zurück. „Japan ist mit Gewalt schwer zu unterwerfen“, soll er Kublai gesagt haben, „man sollte es mit der Berufung auf Ehrlichkeit und Vertrauen versuchen. Man sende mich als einfachen Boten hinüber, um die Japaner zu bewegen, sich bei Hofe einzustellen. Gelingt dies, so bedarf es nicht eines Kriegszuges und seines kostspieligen Aufwandes; gelingt es nicht, so leidet die Ehre des Reiches auch keinen Schaden“. Kublai war einverstanden, machte ihn zum beglaubigten Gesandten und bedachte ihn reichlich mit Geschenken. Da man wußte, daß in Japan der Buddhismus sehr angesehen war, gab man ihm einen Mönch von P'u-t'o (der bekannten Insel mit buddhistischen Heiligtümern im Tschusan-Archipel) als Begleiter mit. Das Unternehmen fand ein tragisches Ende. Die Fahrt ging von Ning-po aus, und zwar auf einem Schiffe, das Wang Tsi-wêng gewaltsam im Hafen in seinen Dienst gezwungen hatte. Unterwegs entstanden Streitigkeiten, und Wang ließ den Eigentümer des Schiffes auspeitschen. Als man sich der Insel Tsushima näherte, gab der erbitterte Schiffer seiner Mannschaft reichlich Alkohol, bis alle betrunken waren. Dann fielen sie über Wang Tsi-wêng her, erschlugen ihn und raubten seine hinterlassenen Wertsachen. Daß das ganze Unternehmen aussichtslos war, kann nicht bezweifelt werden.

Das ganze Jahr 1285 hindurch gingen die Vorbereitungen für den neuen Krieg uneingeschränkt weiter. Auch in den Yang-tsë-Provinzen wurden große Lebensmittelvorräte angehäuft (1 Million Pikul werden genannt), Segelübungen sollten die angenommenen Mannschaften an das Wasser gewöhnen, offene Auflehnungen kamen nirgends vor. Im Frühjahr 1286 sollten sich alle Streitkräfte in Korea versammeln und von da die Überfahrt beginnen. Die Spannung hatte jetzt ihren Höhepunkt erreicht, als jäh und unerwartet ein Rückschlag erfolgte. Am 5. Januar 1286 starb der zweiundvierzigjährige Thronfolger Tschên-kin (Cinkim). Der feingebildete, ganz im Konfuzianismus erzogene Mann — Yao Schu (s. oben S. 311) und Tou Mo, ein Freund von diesem und Ratgeber Kublai's, waren seine Lehrer gewesen —, der sich stark für Rechtschaffenheit der Beamten und einfaches Leben am Hofe einsetzte, war durch eine Intriganten-Clique bei Kublai verleumdet worden, indem man andeutete, daß er die Beamten und das Volk gegen den Herrscher aufwiegele. Kublai hatte wohl den Einflüsterungen zeitweilig Glauben geschenkt, und der Prinz war davon so bedrückt, daß er schwermütig wurde und hinsiechte. Wenige Wochen später traf die Meldung von der

Katastrophe in Annam (Kiao-tschì) ein, in der fast das ganze Heer des Khan mit einigen seiner besten Feldherren vernichtet war (s. unten). Kublai, den die Staaten des Südwestens bereits seit langem Verdruß bereitet hatten, war vielleicht schon durch das vielfache Abraten seiner Umgebung wankend geworden, dann hatte ihn der Tod seines Nachfolgers tief erschüttert, und so kam er zu der Erkenntnis, daß es wichtiger sei, die halberoberten Länder des Festlandes im Reiche zu halten als das schwer zugängliche Inselvolk neu hineinzuzwingen. Im Februar 1286 entschloß er sich zu einer klaren Entscheidung: „im Hinblick auf den Grenzkampf in Kiao-tschì soll man das Unternehmen gegen Japan aufgeben und sich Kiao-tschì zuwenden“ (*Yuan schi* Kap. 208 fol. 24v⁰). Alle Vorbereitungen für die Seefahrt wurden eingestellt, die von der Bevölkerung gemieteten Schiffe zurückgegeben, die sonstigen Streitkräfte nach dem Süden gelenkt.

Kublai ist nicht wieder auf seine Pläne gegen Japan zurückgekommen. Als aber im Spätherbst 1292 japanische Schiffe vor Ning-po erschienen, angeblich um Handel zu treiben, während an Bord Kriegsgerät gefunden wurde, legte er dort eine Garnison mit einem mongolischen Kommandanten hin mit der Aufgabe, die Küste zu schützen. Die Zukunft sollte zeigen, wie notwendig die Maßregel war: die japanischen Seeräuber, die im 13. Jahrhundert lange Zeit die koreanische Küste heimgesucht hatten, verlegten später ihre Haupttätigkeit an die Küsten von Mittelchina.

Die Schwierigkeiten in den südwestlichen Ländern hatten nicht erst 1286 ihren Anfang genommen. Sie hatten ihren Ursprung in der Eroberung Yün-nans durch die Mongolen in der Zeit von 1252 bis 1258 (s. oben S. 316 ff.). Das Reich Ta-li hatte als solches aufgehört zu bestehen, es war in mehrere Verwaltungsbezirke zerlegt doch hatte der Sohn des letzten Königs Tuan Hing-tschì, nachdem dieser auf einer Huldigungsreise an den Hof Kublai's gestorben war, ebenso wie sein Vater, den erblichen Titel eines Generalgouverneurs (*tsung kuan*) über das ganze Gebiet erhalten. Mit diesem Sohne, Tuan Schi oder Sin-tsie-ji, beginnt eine Reihe von zehn Generationen, in denen der Titel bis 1382 weiter erbt. Dann erlischt die Dynastie mit der Hinrichtung ihres letzten Vertreters durch den Ming-Kaiser. Im Süden schlossen sich an Ta-li die Staaten Annam oder Kiao-tschì, das seit etwa 1055 das „Kaiserreich Ta Yüë“ (annam. *Dai Viêt*) (s. oben S. 175), für die Chinesen seit 1174 Ngan-nan kuo (s. oben S. 177) war, und Tschampa oder Tschan-tsch'êng (s. oben S. 175) an. Tschampa, das ursprünglich Teile des heutigen Tongking und nördlichen Annam mit Quang-binh als Hauptort umfaßt und südlich sich bis an die Grenzen von Kambodscha erstreckt haben muß, wo es an die Gebiete des Khmer-Volkes (chines. Tschên-la) stieß, war in langen Kriegen mit der berühmten Li (Lê-Dynastie) von Annam auf der einen und mit den Khmer auf der anderen Seite auf ein erheblich kleineres Gebiet zwischen beiden, wohl mit der Gegend von Hué als Mittelpunkt, beschränkt worden. I. J. 1203 wurde es zu einer Provinz von Khmer. Als aber die Khmer von einem neuen Feinde, den Siamesen,

bedrängt wurden, räumten sie das Land, und die Bewohner von Tschampa begannen jetzt die Küsten von Annam zu plündern. Dort hatte die Dynastie Li 1224 ihr Ende gefunden, indem sich ihr letzter Throninhaber in ein buddhistisches Kloster zurückzog und die Regierung seiner siebenjährigen Tochter überließ. Ein ehrgeiziger Würdenträger aus der Familie Tsch'en (annam. Trân) wußte es zu ermöglichen, daß sein Neffe Tsch'en Kiung (annam. Trân Canh) die Thronerbin heiratete; er hat dann als Tsch'en t'ai-tsung die neue Dynastie begründet. Unter ihm begann der Kampf gegen Tschampa aufs neue, das darauf bestand, seine ehemaligen Gebiete von Annam zurückzugewinnen. In Tschampa war man durch innere Unruhen 10 und Thronstreitigkeiten an einer Weiterverfolgung seiner territorialen Ansprüche verhindert und zog es vor, zu Annam in einem friedlichen Verhältnis zu bleiben, wenngleich dies Verhältnis, wenigstens seit 1266, eine tributpflichtige Abhängigkeit Tschampas war. Nordwestlich von Tschampa und westlich an Ta-li grenzend war das Land Mien oder Mien-tien oder A-wa, 15 heute gewöhnlich mit Birma gleichgesetzt, aber keineswegs sich damit deckend. Mien-tien war der Name gewisser Volksstämme, die ursprünglich wohl im südwestlichen Teile von Yün-nan und bis zum Tale des Irawaddy hin wohnten. A-wa, heute noch der Name eines Ortes dicht bei der Hauptstadt Mandalay, war ebenfalls ein Stamm, der mit den Mien zerstreut zusammen wohnte. Im 11. Jahrhundert hatten die Mien weitere Gebiete im 20 Westen bis an die Grenzen von Indien erobert. Auch nordwestliche Teile des heutigen Siam (Thailand) und nördliche des alten Pegu (etwa das heutige Tenasserim) waren von ihnen, nachdem sie einen Staat mit einer Dynastie gebildet, in Besitz genommen. Die Hauptstadt des Landes war vor der Yuan-Zeit T'ai kung (birm.: Tagaung), südlich von Bhamo am Ostufer des Irawaddy gelegen, seine Ruinen befinden sich dicht bei dem alten Pagan in Ober-Birma. Zur Yuan-Zeit muß die Hauptstadt Pagan gewesen sein, „die Stadt des Königs von Mien“, wie sie in den Sung-Annalen genannt wird, und „die Stadt Mien“, wie sie bei Marco Polo heißt. Eine andere bedeutende 30 Stadt war Kiang-t'ou (birm. Kaung-sin), das heutige Bhamo (am oberen Irawaddy) oder dicht dabei. Die ältere Geschichte von Birma liegt im Dunkel. Die einheimischen Chroniken, von buddhistischen Mönchen in neuerer Zeit verfaßt, reichen nicht über das 11. Jahrhundert hinaus, was aus der Zeit vorher erzählt wird, sind buddhistische Legenden. Im übrigen 35 bleiben wir auf die chinesischen Nachrichten angewiesen.

Wir werden uns alle diese „Staaten“ als sehr lose Gebilde vorzustellen haben. Wir haben früher gesehen, daß die hinterindischen Gebirgsländer im Süden und Westen von Yün-nan von zahllosen Völkerstämmen bewohnt waren, die in der Hauptsache einer tibeto-birmanischen Rasse angehörten, 40 deren Herkunft und ethnische Zugehörigkeit aber durchaus nicht klar sind (vergl. I, 35 ff.). Es waren meist unruhige und kriegerische Völker, die häufig in Fehde mit einander lagen und, vielleicht aus klimatischen Gründen, sich gegenseitig das Land entrissen. Ehrgeizige Führer wußten mehrere Stämme

- zusammenzufassen und schufen durch Eroberungen einen Staat, in dem die herrschende Familie oft durch innere Intrigen oder äußere Kämpfe bald wieder ihren Untergang fand. Die anscheinend vom Norden her eingewanderten Völker waren hier aus dem Strahlungsbereich der chinesischen Kultur
- 5 mehr und mehr in den der indischen gekommen und übernahmen nun vieles von deren Formen, vor allem durch die Einwirkung des Buddhismus. Er wurde die herrschende Religion, bildete ihre Architektur und plastische Kunst, ihre Schrift und sogar ihre Sprache, wie sich denn neben den einheimischen Ortsnamen fast immer noch indische Bezeichnungen finden. Nur
- 10 Annam, das in Folge seiner langen Zugehörigkeit zum chinesischen Herrschaftsbereich weit stärker sinisiert war als die übrigen Länder, zeigt in seiner Verfassung und Religion geringere Hinneigung zum indischen Kulturkreise. Reste der großen Baudenkmäler von Tschampa, Khmer, Pegu und Mien in Tongking, Annam, Kambodscha und Birma kündeten noch heute von
- 15 einstiger Blüte, und viele Hunderte von Inschriften harren noch der Entzifferung. Wir wissen von den politischen Entwicklungen vor dem 11. Jahrhundert nur das Wenige, was die chinesischen Annalen nebenher berichten, und das ist meist einseitig und ohne viel Verständnis. Daß es sich nicht um halb wilde, kulturarme Länder handelte, wie man nach den chinesischen Dar-
- 20 stellungen meinen könnte, geht schon aus der früher erwähnten Tatsache hervor, daß bereits im 2. Jahrhundert in dem großen Reiche Kiao-tschou, das auch Tongking und Annam umschloß, im Gegensatz zu China Ruhe herrschte, der Buddhismus studiert wurde und für Gelehrte aus dem Norden sich eine Zuflucht bot (I, 420).
- 25 Die chinesische Oberhoheit über die indochinesischen Länder und das daran grenzende Ta-li war seit dem Ende der T'ang-Zeit nur noch ein Schemen. Der kraftlose Sung-Kaiser Schên tsung im 11. Jahrhundert hatte alle Beschwerden der benachbarten Länder und Stämme gegen die Gewalttaten des tributpflichtigen Staates Kiao-tschü (Tongking und Annam) ohne
- 30 Wirkung gelassen, seitdem konnte von einer wirklichen Oberherrschaft der Sung keine Rede mehr sein (s. oben S. 172 ff.). Als die Mongolen 1252 ihren Vorstoß nach Ssë-tsch'uan und Yün-nan unternahmen (s. oben S. 316 f.), war mehr der Gedanke bestimmend, den entscheidenden Stoß gegen das Sung-Reich vom Südwesten her zu führen, als die unbekannten Länder
- 35 zu erobern. Kublai Khan und Uriangkadaï wurden erst durch die Reichtümer von Ssë-tsch'uan und den Widerstand, den sie in Ta-li fanden, zur Besetzung des ersteren, zur Eroberung des letzteren und zur weiteren Unterwerfung der feindseligen Völkerstämme genötigt, wobei freilich als Kriegsziel immer stärker betont wurde, daß der Groß-Khan als der neue Welt-
- 40 herrscher das Erbe der Sung übernehme und Unterwerfung aller Völker fordere. Dies und die Auflösung des großen Staates Ta-li, sowie die Unterwerfung von Kiao-tschü 1258 mußten weitreichende Folgen haben. Zahlreiche Völkerstämme der Lo-lo, der Mo-so, der Thai u. a., die Bestandteile von Ta-li gewesen waren, wurden jetzt wieder frei und bildeten in dem schwer

zugänglichen Gebirgslande eigene kleine Herrschaften, die alle tributpflichtig gemacht werden mußten, aber auch bei gutem Willen von großer Wichtigkeit sein konnten.

Kublai hatte durch seinen Feldzug im Südwesten einen hinreichend tiefen Einblick in die unruhigen und unsicheren Verhältnisse dort tun 5 können, um zu erkennen, daß er bei seinem Kampfe gegen Sung hier Rückenfreiheit haben müsse, von dem großen Leitgedanken ganz abgesehen. Der neue König von Annam (Ta Yüe oder Kiao-tschì), Tsch'ên Kuang-ping (annam. Tempelname Trần Thánh Tông), der von seinem Vater Tsch'ên Ji-hiung (Tempelname Trần Thái Tông) die Herrschaft übernommen hatte 10 (s. oben S. 319), war Uriangkadai gegenüber von einer Unterwürfigkeit gewesen, die wegen seiner zweideutigen Haltung nicht aufrichtig schien. Zu Beginn des Jahres 1261, bald nach seiner Wahl zum Groß-Khan, sandte Kublai eine Gesandtschaft nach Kiao-tschì mit einem Schreiben, in dem dem Könige zugesichert wurde, daß er zwar seine Tributpflicht dem Oberherr- 15 scher gegenüber anzuerkennen habe, daß aber „Beamte, Gelehrte und Volk seines Landes, ihre Kleidung, ihre Ordnungen, Gebräuche und Sitten auch weiterhin durch ihre alte Bestimmungen geregelt blieben; und daß es den Grenzkommandanten untersagt sei, unbefugterweise mit Truppen in seine Gebiete einzudringen und die Bevölkerung zu beunruhigen: Beamte, Ge- 20 lehrte und Volk seines Landes sollten in Ruhe wie bisher ihr Leben führen“. Die Gesandten sollten auch die Söhne oder Brüder des Königs zur Audienz mitbringen. Man sieht, wie Kublai immer darauf bedacht war, seine ererbte Mission möglichst ohne Gewalt durchzuführen. Das Verhältnis zu Tsch'ên Kuang-ping bahnte sich über Erwarten gut an. Er sandte mehrere seiner 25 Verwandten an den Hof Kublai's, und es wurde nunmehr bestimmt, daß, beginnend mit dem Jahre 1263, alle drei Jahre eine Tributsendung erfolgen sollte. Der dafür festgesetzte Bestand ist nicht ohne Interesse. „Es sollen dafür ausgewählt werden: konfuzianische Gelehrte, Medizinkundige, Naturdeuter, Wahrsager, und von allen Arten von Handwerkern je drei. Ferner 30 Storaxbalsam, *kuang-hiang* (?), Gold, Silber, Zinnober, Aloë (Agalloche-) Holz (für Parfum- und Heilzwecke), Sandelholz, Rhinoceroshörner, Schildkrötenschalen, Perlen, Elfenbein, ungezwirnte Seide, Schalen aus weißem Porzellan u. a.“ Man hat Kublai Khan oft vorgeworfen, daß er gierig nach Kostbarkeiten aller Art gewesen sei. Wenn man bedenkt, daß die hier fest- 35 gesetzten Lieferungen sicherlich von beträchtlichem Umfange waren und daß der annamitische Tribut nur ein kleiner Bruchteil der Gesamtleistungen der Vasallenstaaten war, so erhellt, daß Kublai's Weltherrschaftsanspruch Begleiterscheinungen hatte, die für seine Leidenschaft sehr befriedigend waren. Tsch'ên Kuang-ping bat später, daß von der Entsendung der Ge- 40 lehrten, Medizinkundigen und Handwerker abgesehen werden möchte, und Kublai genehmigte dies, da ihm die Sachlieferungen wichtiger waren.

Zur Belohnung für seine Willfährigkeit erhielt Tsch'ên Kuang-ping die Investitur als König von Annam. Dank seiner reichen Tributsendungen —

die Könige von Annam hatten dieses Mittel von jeher gut zu gebrauchen verstanden (s. oben S. 175) — blieb ihm die Gunst des Khans erhalten, Gesandtschaften und neue Auszeichnungen wechselten ab, und die Dynastie Tsch'ên konnte während dessen ihre Eroberungen weiter nach Süden auf

5 Kosten von Tschampa ausdehnen, wie es vorher die Dynastie Li getan hatte. Wie für Ta-li, so wollte Kublai auch für Annam einen Gouverneur oder Residenten (mongol. *daruhačin*) neben dem Fürsten haben, und Tsch'ên Kuang-ping hatte dafür einen seiner Leute (außer dem Namen ist nichts von ihm bekannt) empfohlen und dessen Ernennung auch erreicht. Als er dann 1266

10 um die erwähnte Abänderung der Tributverordnung bat, beantragte er, die Ernennung zu einer lebenslänglichen zu machen. Aber Kublai, offenbar mißtrauisch geworden, stellte jetzt sechs Forderungen an Tsch'ên Kuang-ping: 1. regelmäßiges persönliches Erscheinen des Königs zur Audienz, 2. Stellung seiner Söhne oder jüngeren Brüder als Geiseln, 3. Einreichung

15 eines Registers über die Volkszahl, 4. Gestellung von Militär-Kontingenten, 5. Regelung der Zollverhältnisse, 6. Ernennung des Gouverneurs (durch den Khan). Gleichzeitig ernannte Kublai 1267 seinen Sohn Hu-ko-tsch'i zum „Fürsten von Yün-nan“ (ein Titel, den im 8. Jahrh. einst ein König von Nan-tschao erhalten hatte, s. II, 446) und beauftragte ihn, „Ta-li, Schan-

20 tsch'an (Yün-nan fu), Tsch'a-han-tschang, Tsch'i-tu-ko-ör und Kin-tsch'i zu überwachen“. Bald danach, 1268, wurde an Stelle von Tsch'ên Kuang-ping's Vertrauensmann ein (sonst nicht bekannter) Mongole als Gouverneur nach Kiao-tsch'i entsandt. Der König war nicht geneigt, sich diesen Anordnungen zu fügen, und beschwerte sich in mehreren Schreiben an den Khan,

25 daß die ihm und seinen Gesandten zuteilgewordene Behandlung nicht der zugesicherten Beachtung der alten Gebräuche und Ordnungen entspreche. Auch würden Tributeleistungen von ihm verlangt, die er nicht ausführen könne. Die Ernennung eines neuen Gouverneurs 1272 wurde für ihn der Anlaß, in einem neuen Schreiben sich über seine Stimmung rückhaltlos zu ä-

30 ßern. Er wies darauf hin, daß er sich jetzt über zehn Jahre als ein loyaler Vasall bewährt habe, daß daher die Entsendung eines Gouverneurs für ihn eine Kränkung und eine Demütigung sei, die ihn vor den übrigen Staaten der Lächerlichkeit preisgebe. Er bitte, den Gouverneur abzurufen, denn „dies würde nicht nur ein Segen für ihn, sondern für das ganze Volk seines

35 Landes sein“. Kublai muß gewichtige Gründe zum Mißtrauen gehabt haben, denn er erfüllte nicht nur die Bitte nicht, sondern erinnerte den König barsch an die Punkte der Tributverpflichtungen, denen er ungenügend nachgekommen sei, ernannte einen neuen Gouverneur für Annam und befahl ihm, seine Söhne oder jüngeren Brüder an den Hof zu senden. Tsch'ên

40 Kuang-ping schickte 1276 noch einmal eine Gesandtschaft, die um Erlaß der sechs Forderungen bat, aber wohl ehe noch ein Bescheid darüber eintraf, starb Tsch'ên Kuang-ping 1277. Sein Sohn Tsch'ên Ji-hüan (annam. Trần Nhút) war sein Nachfolger. Auf Erfüllung der Forderungen wurde nicht bestanden.

Es ist schwer zu erkennen, was den sonst so gütigen Kublai hier veranlaßt hat, eine solche anscheinend unberechtigte Härte zu zeigen. Vielleicht ist der Grund in Klagen von Tschampa über Vergewaltigungen durch Annam zu suchen, obwohl die folgenden Ereignisse nicht darauf schließen lassen, daß der Khan sich den Schutz gerade dieses Staates besonders hätte an- 5
gelegen sein lassen. Aber es hat fast den Anschein, als ob der Khan, durch den Widerstand Japans gereizt, jetzt, wo der Kampf gegen die Sung seinem Ende zuing, mit größerer Hartnäckigkeit als vorher darauf bestanden habe, seiner Mission gemäß die Welt zu unterwerfen. So geriet er immer tiefer in die indochinesischen Schwierigkeiten hinein und sah sich dadurch 10
gezwungen, das so bedeutungsvolle Japan-Unternehmen in wenig rühmlicher Weise aufzugeben. Zweifellos hat die Niederlage dort auch dazu beigetragen, den durch geographische und klimatische Hindernisse geschützten Königen im Süden den Rücken zu stärken.

Kaum war Tsch'ên Kuang-ping gestorben, als Kublai 1278 durch eine 15
Gesandtschaft den neuen König auffordern ließ, sich persönlich zur Audienz einzufinden und „die Befehle entgegenzunehmen“. Tsch'ên Ji-hüan bat, ihn mit Rücksicht auf die Anstrengungen der langen Reise, denen er körperlich nicht gewachsen sei, die Audienz zu erlassen, wie man ja auch die Erfüllung der sechs Forderungen erlassen habe. Kublai wiederholte seine Vor- 20
ladung, fügte aber voll Ärger hinzu, „wenn er nicht kommen könne, solle er Gold aufhäufen als Ersatz für seine Person, zwei Perlen als Ersatz für seine Augen, je zwei tüchtige Gelehrte, gewandte Naturkundige, Söhne und jüngere Brüder und erfahrene Handwerker als Ersatz für sein Volk“. In anderem Falle würde er Weiteres zu erwarten haben. 25

Kublai verfolgte seine Universalpolitik gegen den Süden und Südwesten an mehr als einer Stelle. I. J. 1277 hatte er einen seiner tapfersten und erfahrensten Heerführer, So-tu, der von den untersten Rängen der Palastwache durch seine Tüchtigkeit und Tapferkeit emporgestiegen war und sich in den Kämpfen gegen Sung bis zur Vernichtung der letzten fliehenden Gruppe aus- 30
gezeichnet hatte, im Süden belassen, damit er „die Staaten der Süd-Barbaren“ zur Unterwerfung bringe. Auch Marco Polo (II, 267)*, der ihn Sagatu (Sogatu bei Benedetto) einen „der Barone des Groß-Khans“ nennt, erzählt von seiner Tätigkeit in „Chamba“ (Chanba bei Benedetto). Er sandte zunächst eine Aufforderung nach Tschampa und konnte berichten, 35
daß der König Indravarman bereit sei, sich zu unterwerfen, worauf der erfreute Kublai diesem mehrere Auszeichnungen verlieh und ihn zum „Prinzen (*kün-wang*) von Tschan-tsch'êng (Tschampa) ernannte. Zu Beginn des Jahres 1280 aber ließ er den neuen Vasallen durch eine Gesandtschaft unter So-tu auffordern, sich persönlich zur Audienz einzufinden. Der König, 40
der Marco Polo zufolge hoch betagt war und die weite Reise scheute,

* Die Ziffern hinter dem Namen Marco Polo ohne weitere Angabe beziehen sich auf die Ausgabe von Yule-Cordier.

sandte als Antwort seinen Tribut in Landeserzeugnissen. Kublai aber bestand auch hier auf seinem Verlangen, und als 1282 der König abermals durch eine Gesandtschaft seine Vasallentreue hatte zusichern lassen, beauftragte er So-tu, der teils in Fu-kien, teils in Kuang-tung seinen Sitz hatte, das Land
 5 Tschampa zu einer Provinz zu machen, „damit dort Ruhe und Ordnung einkehrten“. So-tu selbst wurde der erste Gouverneur. Auch hier schweigen die Quellen über die Gründe, die Kublai zu seinem Vorgehen veranlaßten; aus dem was folgt, läßt sich aber schließen, daß in dem Lande eine feindselige Stimmung gegen die Mongolen geherrscht haben muß.

- 10 Kublai hatte kurz vorher Gesandte nach Sien (Siam) und nach Ma-pa-ör (Maabar, die Koromandel-Küste, Ostküste von Südindien, s. unten) geschickt, vermutlich mit der gleichen Aufforderung zur Tributsendung. Als die Schiffe der Gesandten die Küste von Tschampa passierten, wurden sie festgehalten und weggenommen. Nunmehr befahl der Khan militärisches
 15 Vorgehen. Die Küstenprovinzen vom Yang-tsë südwärts mußten ein Heer von 5000 Mann, dazu 100 große und 250 kleinere Schiffe stellen, unter dem Oberbefehl von So-tu segelte die Flotte Ende 1282 von Kuang-tschou in den Golf von Tongking und ankerte vermutlich in der Nähe der Hauptstadt von Tschampa, die damals in Binh-dinh (im Süden des heutigen Annam)
 20 war. Der Widerstand in Tschampa ging von dem Sohne und Thronfolger Indravarman's aus, der bei den Chinesen den Namen Pu-ti hat und der mit Schärfe allen Herrschaftsbestrebungen der Mongolen entgegenwirkte. Kublai erklärte beim Ausmarsch der Expedition: „Der alte König ist schuldlos; der meinen Befehlen widerstrebt, ist sein Sohn, zusammen mit einem
 25 Eingeborenen (Man-jen). Würde man diese beiden ergreifen, so könnte man nach dem Vorbilde von Ts'ao Pin verfahren (s. oben S. 316) und brauchte von der Bevölkerung nicht einen Menschen zu töten“. Aber die Dinge sollten sich anders entwickeln, als Kublai in seiner Gutherzigkeit meinte.

Die Tschampa-Truppen hielten einen festen Platz, Mu-tsch'êng, besetzt,
 30 der auf allen vier Seiten in einem Umkreise von etwa 20 li mit Pallisaden umgeben war; dort hatte man über 100 Stück Steinschleudern der Muhammedaner in Stellung gebracht. In einer kurzen Entfernung westlich davon stand der Thronfolger mit einer wohlgerüsteten Truppe. Wiederholte Aufforderungen So-tu's sich zu unterwerfen, wurden zunächst überhaupt
 35 nicht, dann mit einer trotzigigen Gegenaufforderung zum Kampfe beantwortet. Bei den im Februar 1283 begonnenen erbitterten Kämpfen, bei denen Tschampa-Truppen zum Teil wieder auf Elefanten ritten, gelang es den Mongolen und Chinesen schließlich, in die Festung einzudringen und das feindliche Heer zu zerstreuen. Indravarman verbrannte die Schatzhäuser
 40 seiner Residenz und flüchtete mit seinen Leuten in die Berge. So-tu drang jetzt zur Hauptstadt vor, das Heer lagerte außerhalb, und nun begann ein Hin und Her von Versuchen zur Einigung zwischen dem mongolischen Führer und dem König, bei denen die Aufrichtigkeit, jedenfalls bei dem letzteren, sehr fragwürdig war. Die Verhandlungen führte zeitweilig ein Oheim

des Königs, Pao-t'o-t'u-hua, der Geschenke brachte und meldete, daß der König bereit sei, zur Huldigung zu kommen, aber durch Krankheit verhindert sei, daß dafür aber der Thronfolger in drei Tagen erscheinen werde. So-tu nahm diese Meldung für das, was sie wert war. Er bemühte sich, den Dingen auf den Grund zu kommen, und erfuhr schließlich von dem Oheim, 5 daß der König ihm nach dem Leben trachte, und daß er deshalb bereit sei, diesen und den Thronfolger auszuliefern, wenn er unter den Schutz der Mongolen käme, d. h. wohl selbst König würde). So-tu war zu welterfahren, um in diesen Reden etwas anderes als ein neues Täuschungsmanöver zu sehen. In der Tat verließ Pao-t'o-t'u-hua nach kurzer Zeit das Lager, nach- 10 dem er sich vorher anheischig gemacht hatte, die Bezirke von Tschampa alle zum Übertritt zu veranlassen. Das Verhalten des Mannes erscheint ebenso undurchsichtig wie alle Verhandlungen vorher. Die Lage So-tu's inmitten einer feindlichen Bevölkerung, in feuchten Wäldern und Dschungeln, bedroht von Hitze, Mangel an Lebensmitteln und Malaria, genarrt von 15 den wie Irrlichter im Dunkel lockenden Listen und Täuschungen, war nicht ungefährlich und mußte sehr bald kritisch werden. Der tapfere Kämpfer tat was er konnte, aber das Ringen mit diesen Kräften einer fremden, unbekannten Welt war aussichtslos. Er setzte Mu-tsch'êng wieder in Verteidigungszustand und sandte das Heer gegen den König, von dem es hieß, 20 er wolle ein Heer von 20 000 Mann zusammenbringen und habe von Kiaotschi, Tschên-la und Java Hilfstruppen erbeten. Die Soldaten So-tu's, unkundig des Landes, gerieten im undurchdringlichen Dschungel in einen Hinterhalt, als sie nach Mu-tsch'êng zurückwollten, wurden sie von den Tschampa-Truppen auf allen vier Seiten angegriffen und konnten sich nur 25 zum Teil und unter hohen Verlusten in die Festung retten.

Es war hohe Zeit, daß aus China Ersatz kam. Noch im Frühjahr 1283 war bereits vom Yang-tsë aus eine Flotte mit Lebensmitteln und einer Schutztruppe nach Tschampa gesandt worden, und wenige Monate später mußte A-li-hai-ya, der uigurische General, der noch im Süden stand, siebentausend 30 Mann chinesische und achttausend Mann neu angeworbener Truppen an So-tu abgeben. Zugleich gingen große Sendungen neuer Lebensmittel und aller Art Kriegsgerät hinaus. Kublai, der noch ganz von seinen japanischen Plänen beherrscht war (vergl. oben S. 442f.), wird mit solchen Schwierigkeiten und Aufwendungen nicht gerechnet haben, und die Lage wurde dadurch 35 nicht einmal gebessert. Anfang 1284 wurden abermals 15 000 Mann auf 200 Schiffen nach Tschampa entsandt, um So-tu aus seiner bedrängten Lage zu befreien. Man hatte die Truppe auf dem Landwege hinschaffen wollen, aber der König Tsch'ên Ji-hüan von Annam verweigerte den Durchzug unter verschiedenen Vorwänden — auch ein Zeichen, wie locker die mon- 40 golische Herrschaft hier noch gefügt war. So ging die Flotte in zwei Geschwadern in See, aber das erste verschwand, ehe es die Küste von Tschampa erreicht hatte, und „man weiß nicht, wo es geblieben ist“ (*Yuan schi* Kap. 13 fol. 4v⁰). Man kann nur annehmen, daß die Schiffe mit allem, was darin war,

untergegangen sind. Als das Hauptheer gelandet war und sich der Hauptstadt näherte, erfuhr man, daß So-tu mit seinen Truppen das Land verlassen habe. Er hatte sich mit seinen schwachen Kräften nicht mehr halten können. Der Führer der Ersatztruppe setzte sich noch einmal mit dem König Indra-
 5 varman in Verbindung, erreichte auch neue Versicherungen seiner Ergebenheit und von Tributsendungen an den Hof Kublai's, aber er selbst blieb verborgen, rüstete weiter für die Abwehr, und die Lage blieb unverändert.

Dazu kam das Verhältnis zu Annam, das ebenso ungeklärt war wie das zu Tschampa. Eine von Kublai an den König Tsch'ên Ji-hüan gerichtete
 10 Aufforderung, dem in Tschampa kämpfenden Heere Hilfstruppen und Lebensmittel zuzuführen, hatte dieser mit der Begründung abgelehnt, daß Tschampa im Vasallenverhältnis zu seinem Reiche stehe und schon von seinem Vater her ein gutes Einvernehmen zwischen beiden Staaten herrsche. Im Frühjahr 1285 wollte Kublai einen entscheidenden Schlag gegen Tscham-
 15 pa führen. Ein neues großes Heer wurde aufgestellt unter Kublai's Sohn Togan (To-huan), Prinzen von Tschên-nan. So-tu, dem ein zweiter Befehlshaber, T'ang-ku-t'ê (od. tai) zur Seite stand, war bereits vorher mit seinen eigenen neugebildeten Abteilungen auf 1000 (?) Schiffen von Kuangtschou aus auf dem Seewege gegen Tschampa aufgebrochen, beide Heere
 20 sollten sich dort vereinigen. Als Prinz Togan, der zu Lande vom Norden her eindringen wollte, an der Grenze von Annam eintraf, wurde ihm nicht nur die verlangte Stellung von Hilfstruppen und Lieferung von Lebensmitteln abermals verweigert, sondern auch der Zugang zum Lande verwehrt. Alle Verhandlungen und Vorstellungen blieben ergebnislos, das mongolische Heer
 25 drang nunmehr auf verschiedenen Wegen in das Land ein, warf die annamitischen Truppen in mehreren Gefechten zurück, rückte in die Hauptstadt (Hanoi) ein und drohte dem König, daß, wenn er nicht willfährig sei, das Heer im Lande bleiben müsse, während es im anderen Falle nach der Unterwerfung Tschampas zurückgezogen werde.

30 Die Darstellung der folgenden Ereignisse in den chinesischen Quellen ist verworren und widerspruchsvoll. Der König war vor den anrückenden Truppen in die Berge geflohen, die Mongolen verfolgten ihn planlos durch das schwer zugängliche Gelände, teils zu Lande, teils mit erbeuteten Schiffen auf den Flüssen. So-tu und T'ang-ku-t'ê hatten sich inzwischen von Tscham-
 35 pa unter mehrfachen Kämpfen etwa 2000 *li* weit nach Norden vorgearbeitet, um sich mit dem Hauptheer zu vereinigen. Die Angekommenen berichteten, daß in Tschampa keine Nahrungsmittel vorhanden seien und ein längerer Aufenthalt dort unmöglich sei. Sah man sich schon in Annam vor einer unlösbaren Aufgabe, wenn man einen Beistand des Königs erzwingen wollte,
 40 so waren mithin in Tschampa, wie man auch früher erfahren hatte, die Aussichten noch schlechter. Das Heer litt schwer unter Hitze, Feuchtigkeit und Krankheit, ein weiteres Vordringen nach Süden erschien zwecklos, so entschloß sich Togan notgedrungen zum Rückzuge. Während dieser aber bewerkstelligt wurde, fielen die annamitischen Truppen an einem Flußlaufe

im Dschungelwalde aus dem Hinterhalte über die Abziehenden her und richteten ein furchtbares Blutbad unter ihnen an. So-tu und ein anderer Heerführer wurden getötet, mit Mühe konnte das Heer unter Prinz Togan den Ausgang gewinnen, mehr als die Hälfte davon war umgekommen.

Kublai geriet in heftigen Zorn über die Katastrophe. Er sah, daß hier nicht 5 bloß, wie in Japan, das Ansehen des Weltherrschers auf dem Spiele stand, sondern auch eine Gefahr für die Sicherheit des Reiches erwachsen konnte. So kam es zu dem Entschlusse vom Februar 1286: der geplante Angriff gegen Japan wurde aufgegeben, alle Macht sollte gegen Annam aufgeboten werden (s. oben S. 444). In einem Edikt erklärte er den König Tsch'en Ji-hüan 10 von Annam des Thrones entsetzt, statt seiner ernannte er ein anderes Mitglied der Tsch'en-Sippe, Tsch'en Yi-tsi, zum König und verkündete dies „an Beamte und Volk von Annam“. Eine militärische Eskorte sollte ihn einführen. Von einer weiteren Wirkung dieser aus der Erregung geborenen Maßnahme hören wir aber nichts. Überhaupt scheint der Zorn des Herr- 15 schers bald einer milderer Stimmung Platz gemacht zu haben. Vielleicht war für diese Wandlung die mutige Eingabe des Gouverneurs von Hu-nan (eines Chinesen?) von Bedeutung, in der dieser auf die schweren Lasten hinwies, die der Bevölkerung „während der letzten Jahre durch die Transportdienste in den Feldzügen gegen Japan und Tschampa aufgebürdet worden 20 seien. „Von den Soldaten sind große Mengen durch die Malaria hingerafft, die Beamten seufzen unter der Not, und das Volk ist überall aus seinem Erwerb hinausgedrängt. Wenn nun jetzt wieder gegen Kiao-tschü ungezählte Massen in Bewegung gesetzt werden, so ist das erbarmungslos gegen alle Klassen“. Die Eingabe schlägt dann vor, mit dem neuen Unternehmen wenigstens zu 25 warten, bis die Verhältnisse etwas günstiger geworden seien. So erhielt denn Tsch'en Yi-tsi den Befehl, vorläufig in Ngao-tschou (Hu-peï) zu bleiben (wo er sich wahrscheinlich auf der Reise nach dem Süden befand). Noch 1285 im Spätherbst traf eine Gesandtschaft des Königs Indravarman von Tschampa und zugleich eine andere von Tschên-la (Kambodscha) ein, die 30 achtzehn Musikanten, Heilmittel, Krokodilhäute u. a. brachte. Der König hatte im Jahre vorher die Bitte ausgesprochen, der Khan möge die Truppen So-tu's, die in dem Lande böse gehaust zu haben scheinen, zurückberufen. „Er werde allen seinen Tributpflichten immer rechtzeitig nachkommen“ (Yuan schi Kap. 13 fol. 7v⁰). Inzwischen war der Abzug der Truppen bereits 35 erfolgt, allerdings nicht unter den erwarteten Umständen. Aber Kublai ließ es den König nicht entgelten.

Marco Polo, der 1275 am Hofe Kublai's eingetroffen und wahrscheinlich um 1288 in Tschampa war, berichtet auf seine Weise, der König habe den Khan durch eine Gesandtschaft gebeten, „den Baron Sagatu“ (So-tu) an- 40 zuweisen, von der Verwüstung seines Landes abzustehen und sein Gebiet zu verlassen. Das Land werde hinfort immer zur Verfügung des Khans stehen. Der Khan sei durch die Bitte mit Mitleid erfüllt worden und habe „dem Baron“ Anweisung gegeben, das Land mit seinem Heere zu verlassen

- und sich der Eroberung eines anderen Landes zuzuwenden“. In der Tat hat Kublai gegen Tschampa nichts mehr unternommen. Der König Indravarman VI. war zur Zeit von Polos Besuch wohl nicht mehr am Leben, sein Nachfolger war sein Sohn Harijit, der als Jaya Simhavarman III. regierte.
- 5 Aber Kublai's Mitleid erstreckte sich nicht auf Annam. Allen Klagen über die Kriegslasten (es gab ihrer viele) zum Trotz und obwohl der Südwesten auch noch an anderen Stellen seine Aufmerksamkeit verlangte, ließ er einen neuen Zug gegen das „rebellische“ Kiao-tsch'i in größtem Ausmaße vorbereiten, um Rache für die Niederlage zu nehmen. Ein anderer seiner alt-
- 10 bewährten Heerführer, A-pa-tsch'i aus Ning-hia, also wohl ein Ju-tsch'en-Mann, der schon in Ssë-tsch'uan und später gegen die Sung mit Auszeichnung gekämpft hatte, wurde So-tu's Nachfolger als Gouverneur der Provinz Kiao-tsch'i und als Befehlshaber in dem neuen Expeditionsheere unter dem Prinzen Togan. In den Provinzen Mittelchinas wurden 70 000 Mann
- 15 mongolischer und chinesischer Truppen mit 500 Schiffen ausgehoben, ferner in Yün-nan 6000 Mann und 15 000 Mann von den Li-Stämmen „außerhalb des Meeres“ (Hai-nan?), also ein Heer — fast 100 000 Mann —, das wohl das höchste darstellt, was Kublai damals für diesen Zweck aufbieten konnte. An Proviant wurden 170 000 Pikul mitgeführt. Anfang 1287 erfolgte der
- 20 Ausmarsch. Während der König Tsch'ên Ji-hüan noch eine Tributgesandtschaft zu Kublai schickte, gelangte das Heer bereits nach Ssë-ming tschou, dem heutigen Ning-ming an der Grenze von Kuang-si gegen Tongking, unweit Langson. Man ließ dort eine Besatzung von 2000 Mann und rückte dann in zwei Staffeln weiter vor: die eine, westliche, 10 000 Mann stark,
- 25 zog durch Yung-p'ing (?), wohl um das Tal eines der nach Süden fließenden Nebenflüsse des Song-koi zu erreichen, die andere, östliche, in gleicher Stärke von dem Prinzen Togan selbst geführt, bewegte sich in Richtung Langson nach Süden, A-pa-tsch'i bildete mit weiteren 10 000 Mann die Vorhut. Der Rest des Heeres wurde auf dem Wasserwege befördert und wird
- 30 das Delta von Hanoi angesteuert haben. Bei dem Hafen Ngan-pang-k'ou stieß diese Flotte auf einen annamitischen Schiffsverband von 400 (?) Einheiten, zersprengte ihn und nahm die Schiffe weg. Die beiden Staffeln drangen unter mehrfachen Kämpfen vor, A-pa-tsch'i vereinigte sich zuerst mit den auf dem Seewege gekommenen Truppen, dann kamen alle Teile am
- 35 Phü-lüong giang (Roter Fluß) zusammen, überschritten ihn und griffen die Hauptstadt (Hanoi) an. Der König verließ die Stadt und flüchtete mit seinem Sohne im Februar 1288 zur Küste, wo die Verfolger seine Spur verloren. Prinz Togan kehrte nach der Stadt Kiao-tsch'i zurück, das unverteidigt war, und man überlegte, was weiter zu tun sei. Ein Gegner war augenblick-
- 40 lich nicht vorhanden, wohl aber begann jetzt Nahrungsmangel einzutreten. Neuer Proviant sollte über See unterwegs sein. Eine Abteilung wurde abgesandt, um die Schiffe zu treffen, eine andere unter A-pa-tsch'i rückte gegen das Gebirge vor, um Reis zu holen. Beide Abteilungen wurden in Kämpfe verwickelt, blieben aber siegreich, es wurden auch einmal 113 000,

dann noch 40 000 Pikul Reis erbeutet, aber von den Proviantschiffen zeigte sich nichts. So traf das ganze Heer wieder am Gebirgsrande zusammen, ohne einen Plan für weitere Unternehmungen. „Kiao-tschì“, so meinten die Offiziere, „sei ohne Mauer und Graben, ohne Speicher und Vorrathshäuser, man könne es also weder verteidigen noch sich darin verpflegen. Die Proviantschiffe seien nicht angekommen, nun setze die Hitze ein, und wenn jetzt der Proviant ausginge, gäbe es für lange Zeit keine Möglichkeit der Verpflegung mehr. Es sei das beste, die Truppen zurückzuführen“ (*Yuan schi* Kap. 209 fol. 17r⁰). Prinz Togan stimmte zu, und man trat den Rückmarsch an. 5 10

Das Schicksal der Expedition gestaltete sich ebenso wie 1285. Die Proviantschiffe hatten im Januar 1288 die Küste erreicht, waren aber dort auf eine überlegene feindliche Flotte gestoßen und alsbald in heftige Kämpfe verwickelt worden. Das Wasser war seicht und schlickig, die schweren chinesischen Dschunken wurden bewegungsunfähig, und der Reis versank im Wasser. Ein Versuch, von Hai-nan neuen zu holen, mißglückte in Folge des Wetters. Das Heer aber merkte sehr bald auf dem Rückmarsch, daß ihm der Weg verlegt war. Die Pässe, die nach Kuang-si hinüberführten, waren von starken annamitischen Kräften besetzt; durch Späher erfuhr man, daß Tsch'ên Ji-hüan mit seinem Sohne ein Aufgebot von 300 000 (?) 20 Mann überallhin verteilt habe. Es entspannen sich erbitterte Kämpfe, die Annamiten, auf den Höhen in sicherer Stellung, schossen mit vergifteten Pfeilen, so daß die Verluste sehr groß waren. Mehrere der mongolischen Heerführer, darunter A-pa-tsch'i, mußten ihr Leben lassen. Widerstand war nicht lange möglich; nur mit Mühe rettete sich der Prinz Togan hinaus 25 nach Ssë-tsch'uan, sandte von dort einen Teil des Heeres nach Yün-nan, das Übrige zog weiter nach Norden. „Das war die neue Katastrophe von 1288“, so endet das *Yuan-schi sin pien* seinen Bericht.

Kublai's Stimmung scheint sich mit dem Alter — er war inzwischen drei- undsiebenzig Jahre alt geworden — auch in der annamitischen Frage etwas 30 beruhigt zu haben, wenn auch die Hartnäckigkeit, mit der er an seinen Forderungen festhielt; unvermindert geblieben war. Der Prinz Togan erhielt den friedlicheren Posten eines Gouverneurs von Yang-tschou (Kiang-su), die Truppen wurden nach Hause entlassen, „damit sie sich dort ein Jahr ausruhten“. Der König von Annam nahm, als die Soldaten aus dem Lande 35 waren, sogleich wieder die frühere Haltung ein: kaum daß das Heer angelangt war, erschien eine Tributgesandtschaft von ihm, die vielleicht in Erinnerung dessen, was ihm Kublai zehn Jahre früher hatte sagen lassen (s. oben S. 449), vielleicht auch in Hinblick auf Kublai's Liebe zu Glanz und Kostbarkeiten, „an seiner Stelle“, wie die Chronik sagt, „eine goldene Men- 40 schenfigur zur Sühne seiner Schuld“ überbrachte. Zugleich wurden die Gefangenen zurückgegeben, nachdem man ihnen auf der Stirn die Worte eingebrannt hatte: „Soldat des Himmelssohnes“ oder auch „abgeliefert an die Süd-Regierung“. Der Spott scheint bei alle dem die stärkere Note ge-

wesen zu sein. Über die Aufnahme der Geschenke durch den Khan erfahren wir nichts. Wohl aber wird berichtet, daß er noch vor Ablauf des Jahres eine Gesandtschaft an den König schickte, mit der Aufforderung, persönlich zur Audienz zu erscheinen, widrigenfalls er ihn abermals mit Krieg überziehen würde. Unter den Jahren 1289 und 1290 verzeichnen die Annalen wiederum Tributgesandtschaften von Tsch'en Ji-hüan, ja sogar unter dem 9. Monat des Jahres 1291 wird noch eine — die letzte — Gesandtschaft von ihm erwähnt, die sein persönliches Ausbleiben zu entschuldigen bat, während das *Yuan schi* an anderer Stelle sagt, daß Tsch'en Ji-hüan i. J. 1290 10 starb und sein Sohn Tsch'en Ji-tsün ihm nachfolgte. Der neue König folgte den Fußspuren seines Vaters: er schickte die üblichen Gesandtschaften, zeigte den Tod seines Vaters an, bat um die Investitur und entschuldigte sein Fernbleiben mit der Schwierigkeit der Reise, für später stellte er sein Kommen in Aussicht. Kublai antwortete unwirsch, er solle zunächst persönlich 15 sönlich erscheinen, ehe von Entschuldigung die Rede sein könne. Bittere Worte waren Kublai's Botschaften beigefügt. Jahre hindurch zogen sich diese wechselseitigen Ansprachen hin; schon 1289 hatte die Zentralkanzlei (*tschung schu*) gebeten, weitere Angriffspläne gegen Annam einzustellen und das Land als eine Provinz zu behandeln, d. h. dem König einen Residenten zur Seite zu stellen. Tsch'en Ji-tsün wurde nicht müde, seine Versicherungen zu erneuern, aber der Khan beharrte auf seiner Forderung und begann tatsächlich zu einem neuen Kriege zu rüsten. Im Sommer 1293 20 lagen feste Pläne dafür vor: ein Heer von 56 570 Mann mit 1000 Schiffen, 350 000 Pikul Proviant, 20 000 Pikul Pferdefutter, 21 000 Pfund Salz u. a. wurden bereitgestellt. Tsch'en Yi-tsi, der sich noch in China befand (s. oben 25 S. 453), sollte als Thronkandidat mitgeführt werden. Inmitten dieser Vorbereitungen trat dem Unerbittlichen ein Stärkerer in den Weg: am 18. Februar 1294 starb Kublai Khan. Sein Nachfolger Timur ließ sofort alle Kriegsvorbereitungen einstellen. Das annamitische Drama war zu Ende.

30 Nicht sehr verschieden waren Kublai's Erfahrungen mit den indochinesischen Staaten, die er an anderer Stelle machte. In Yün-nan hatte sich die Neuordnung nach der Eroberung 1258 wegen der zahlreichen einheimischen Volksstämme nicht reibungslos vollzogen (s. oben S. 444). Der neue Generalgouverneur Sin-sie-ji hatte mit inneren Unruhen und Aufständen zu 35 kämpfen, die durch zahlreiche aufgewiegelte Stämme einen bedeutenden Umfang annahmen, aber mit starker Hand von ihm unterdrückt wurden. Er hatte sich Kublai's volles Vertrauen erworben, und auch nachdem dieser 1267 seinen Sohn Hu-ko-tsch'i zum „Fürsten von Yün-nan“ und Chef der neuen Zivilverwaltung gemacht hatte (s. oben S. 448), blieb er im Vollbesitz 40 der militärischen Gewalt. Hu-ko-tsch'i selbst fiel bald als Opfer der inneren Zwistigkeiten in dem unruhigen Gebiete. Er hatte — wir wissen nicht, wodurch — den Haß eines der Kommissare für gewisse Lo-lo- und andere Stämme, Pao Ho-ting, auf sich gezogen, und dieser benutzte bei einem Bankett die Gelegenheit, ihn zu vergiften. Der Mörder und seine Genossen such-

ten mit Hilfe von Bestechungen die Tat zu verheimlichen; es gelang aber doch, eine Nachricht nach Ta-tu durchzubringen, und die Verbrecher mußten ihren Anschlag mit dem Tode büßen. Es gab in der schwer zu übersehenden Provinz auch immer viel heimliche Auflehnung gegen die mongolische Herrschaft. Um so höher wurde die Loyalität Sin-sie-ji's geschätzt. Der Nachfolger von Hu-ko-tsch'i wurde ein anderes Mitglied der kaiserlichen Sippe, T'u-ku-lo (Togrul?), der 1274 sein Amt in Yün-nan antrat. Fast gleichzeitig mit ihm kam ein Muslim aus Bokhara(?), Seyyid Edjell Chams ed-Din, chinesisch Sai-tien-tsch'i Schan-ssë-ting, der bis dahin in Schen-si und Ssö-tsch'uan gewesen war und den Kublai jetzt zum Regierungskommissar für Yün-nan ernannt hatte. Er hat sich durch seine hervorragende Reform- und Verwaltungstätigkeit in der Provinz bis zu seinem Tode 1279 einen großen Namen gemacht. Zwei Gräber von ihm, über deren Echtheit keine Einstimmigkeit besteht, sind noch heute vorhanden, das eine bei der Stadt K'un-ming (Yün-nan fu), das andere in der Umgegend von Si-ngan fu, und ein amtlich unterhaltener Gedächtnistempel, der mehrmals den Platz gewechselt hat, ist wenigstens bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten geblieben. T'u-ku-lo nahm ihn zunächst mit Mißtrauen auf, aber Seyyid Edjell wußte dies durch sein kluges und taktvolles Verhalten bald zu überwinden, und hinfort ließ ihm der Prinz völlig freie Hand bei seinen zivilisatorischen Maßnahmen. Vermutlich war er es auch, der in Yün-nan den Islam begründet, aber auch das entlegene Gebiet der chinesischen Kultur zugeführt hat. Jedenfalls waren er und Sin-sie-ji die führenden Persönlichkeiten in Yün-nan.

Seyyid Edjell machte bald nach seiner Ankunft in einem Berichte darauf aufmerksam, daß noch viele „barbarische“ Stämme seines Gebietes nicht unterworfen und daher gewisse Änderungen in der Verwaltung nötig seien. Das traf auch zu auf die Völker, die im Westen jenseits der hohen Pässe wohnten und den Namen Mien oder Mien-tien hatten (s. oben S. 445). Schon 1271 hatte der Befriedungskommissar (*süan-fu ssë*, s. oben S. 363) von Ta-li (Sin-sie-ji?) eine Aufforderung zur Botmäßigkeit nach dem Lande Mien (Birma) gelangen lassen. Der Überbringer war aber nicht bis zum König vorgedrungen und hatte als Erwiderung einen Abgesandten von dort mitgebracht. I. J. 1273 erfolgte eine neue Aufforderung in Form eines schriftlichen Befehls des Khans. Ein Beamter des Königs Narasihapati, der seit 1255 regierte, sandte einen seiner Beamten nach Yün-nan, und dieser wurde weiter nach der Hauptstadt geleitet, wo ihn Kublai sehr freundlich aufnahm. Aber Kublai wollte, seinen Grundsätzen gemäß, den König selbst sehen. Er schickte eine neue Gesandtschaft nach Birma mit der Aufforderung, den Huldigungsakt persönlich zu vollziehen und jüngere Mitglieder seiner Familie an den Hof zu senden. Dabei versicherte der Khan, wie einige Jahre vorher in seinem Schreiben an den „König von Japan“ (s. oben S. 433), seine dem Frieden dienenden Absichten: „Ich erkläre hiermit, daß mein Reich keine Hintergedanken hegt. Ich will in Aufrichtigkeit

dauerndes Glück und beständigen Segen herbeiführen. Wem nützt es, wenn man zu den Waffen greift und Krieg führt? Der König möge dies wohl bedenken“. Als auch hierauf keine Antwort erfolgte, beantragte die Regierung von Yün-nan, mit Gewalt vorzugehen. Kublai lehnte vorläufig ab.

- 5 Aber nicht lange danach brachten es die Verhältnisse mit sich, daß die Provinzialregierung und damit die mongolische Zentrale doch zum Eingreifen genötigt wurden. In den Bergen südwestlich von Ta-li, besonders in dem Bezirk von Yung-tsch'ang, einer sehr alten Stadtanlage in einer weiten, jetzt mit zahlreichen wohlhabenden Dörfern besetzten fruchtbaren Ebene
10 gelegen, wohnte der große Stamm der Kin-tsch'i oder „Goldzähne“, von Marco Polo mit dem persischen Namen Zardandan (*Žar-dāndān* d. h. „Goldzähne“) bezeichnet. Polo beschreibt ihn als „dem Groß-Khan untertan“, was er in der Tat auch war. I. J. 1275 meldete der einheimische Amtmann (*tsung kuan*) A-huo der Kin-tsch'i, daß ein Abgesandter (der
15 mongolischen Regierung) anfangs von den P'u-Stämmen (zu den Schan gehörig?) an der Durchreise verhindert, dann aber nach Mien durchgelassen, dagegen von dem Könige dieses Landes, der nicht die Absicht habe, sich zu unterwerfen, festgehalten sei. In Mien hegte man wegen der Unterwerfung A-huo's unter die mongolische Herrschaft einen solchen Haß gegen die Kin-
20 tsch'i, daß man einen Angriff auf ihr Gebiet unternahm und zwischen Yung-tsch'ang und T'êng-yüe (Momein), Barrikaden bauen wollte, um den Weg zu sperren. Unter diesen Umständen glaubte Sin-sie-ji eingreifen zu müssen, und erwog zunächst, eine militärische Expedition zur Herstellung der kaiserlichen Autorität bei den Stämmen „westlich von Yung-tsch'ang“ d. h. bei
25 den im Gebiet von T'êng-yüe wohnenden P'u, Piao, A-tsch'ang und Kin-tsch'i, soweit sie noch nicht unterworfen waren, ins Werk setzen zu sollen. Diese Stämme, wohl teils den Thai, teils den Schan zugehörig, hatten ihre Wohnsitze in den hohen Bergen zwischen Yung-tsch'ang und T'êng-yüe und zwischen T'êng-yüe und Bhamo, konnten also den Weg nach Birma sehr
30 leicht sperren. Ein Stammeshaupt der Kin-tsch'i teilte nun dem Generalgouverneur mit, daß nach Birma drei Wege führten: einer über T'ien-pu-ma, einer über Piao-tien und einer von der Landesgrenze des Stammeshauptes aus, alle drei vereinigten sich bei der Stadt Kiang-t'ou (birmanisch Kaung-sin, chines. Kiang-t'ou, auch Kung-tschang, später Bhamo s. oben S. 445) auf
35 dem Gebiete von Mien. Ein Verwandter von ihm, Stammeshaupt der Pai-yi, dessen Gebiet an das von Mien anstoße, könne Führer sein. Daraufhin erhielt im Frühjahr 1278 der Zehntausendführer Hu-tu, ebenfalls einer der alten Führer, die bereits unter Ogodai und Mongko gegen Sung gekämpft hatten, und Oberbefehlshaber einer unter Kublai gebildeten Armee aus Mon-
40 golen und Chinesen in Ssë-tsch'uan, zusammen mit Sin-sie-ji den Auftrag, gegen die unbotmäßigen Völker „westlich von Yung-tsch'ang“ vorzugehen. Ihre aus nur 700 Mann bestehende Abteilung traf bei Nan-tien (südlich von T'êng-yüe) am Taping-Fluß auf eine starke, angeblich aus 40—50 000(?) Mann bestehende Truppenmacht, die aus Kavallerie an der Spitze, Elefan-

ten in der Mitte und Fußvolk dahinter am Flusse aufgestellt war. Hu-tu ging aber sogleich zum Angriff über und zwang die Gegner zum Rückzug; dabei traten die scheu gewordenen Tiere zahlreiche Soldaten zu Tode. Der Kampf währte bis zum Abend, am nächsten Morgen verfolgten die Mongolen den Feind noch eine Strecke und kehrten dann zurück, konnten aber noch 5 siebzehn Barrikaden zerstören.

Das Ergebnis dieser Expedition war nicht sehr weitreichend, aber Kublai's Aufmerksamkeit wurde jetzt durch den Kampf gegen Kaidu, der 1277 bei Karakorum stand (s. oben S. 343), voll in Anspruch genommen, und so wurde von der Yün-nan-Regierung noch im Spätherbst 1277 aus eigener Macht- 10 vollkommenheit ein zweiter Zug gegen Birma unternommen. An der Spitze der Truppe, die aus Mongolen, Ts'uan-, Moso- (s. I, 36f. u. III, 22 u. 24) und P'o- oder P'a-yi (den Kin-tsch'i verwandt)-Leuten bestand und etwa 4000 Mann zählte, stand Näsir ed-Din, ein Sohn Seyyid Edjell's (s. oben S. 457), der Sonderkommissar (*süan-wei schi*) in Yün-nan war. Das 15 Unternehmen verlief ohne wesentliche Kämpfe, da die zwischen Yungtsch'ang und Kiang-t'ou wohnenden Bergvölker, 35 200 Familien, sich unterwarfen und wegen zunehmender Hitze der Rückmarsch angetreten werden mußte. Näsir ed-Din erstattete seinen Bericht und erklärte 1280, daß ihm die Verhältnisse von Mien durchaus bekannt seien, und daß er mit zehn- 20 tausend Mann das Land unterwerfen könne. Kublai hielt diese Angaben für eine Unterschätzung der Schwierigkeiten, und seine Berater stimmten ihm zu. Er ließ 1282 in Yün-nan und Ssë-tsch'uan ein größeres Heer aufstellen und gab den Oberbefehl an einen jüngeren Verwandten Siang-wu-ta-ör (Singtaur). Im Herbst des Jahres 1283 wurde der Vormarsch angetreten. 25 Der Weg führte nach Nan-tien (südlich von T'êng-yüe), wo man auf eine birmanische Heeresabteilung traf. In einer von den Birmanen gewaltig aufgebauchten Schlacht wurde diese Streitmacht zurückgetrieben und der Marsch nach Südwesten in zwei Abteilungen fortgesetzt. Während die eine über Lo-pi-tien (südlich von dem A-ho-Fluß) marschierte, folgte die andere 30 dem kleinen Flößchen A-si nach Tschên-si (westlich von T'êng-yüe); dort baute sie 200 Boote und fuhr damit den A-ho- oder Taping-Fluß hinab bis Kiang-t'ou, wo sich die Truppen wieder vereinigten. Die Stadt wurde genommen und danach der König durch Boten zur Unterwerfung aufgefordert. Eine Antwort erfolgte nicht, nach den birmanischen Quellen floh Narasi- 35 hapati vielmehr auf die Kunde von dem Herannahen der Mongolen und der Einnahme von Bhamo nach Süden in das Land Tailaing nach Bassein (westlich Rangun). Zwei in die Flucht geschlagene Generale hatten ihm ungeheuer übertreibende Schilderungen von der Stärke der mongolisch-chinesischen Heere vorgetragen, die den abergläubischen, ganz in den Buddhismus 40 verstrickten Herrscher in Angst und Schrecken versetzten. Sollten doch sogar die Nats, die Götter des Landes, die auf Seiten der Mien-Krieger kämpften, von den Pfeilen der nach Hunderttausenden zählenden Feinden verwundet worden sein! Die Mongolen setzten nach abermaliger Zurückwerfung

der Verteidiger ihren Marsch nach Süden fort und nahmen unter Zerstörung der Befestigungen die Stadt Tagaug (T'ai kung) am Irawaddy, südlich von der Mündung des Schuaili-Flusses. Singtaur schickte Boten aus, die ihm Perlen und Edelsteine, rote Korallen und Kostbarkeiten der verschiedensten Art in Fülle herbeischaffen mußten, dann aber trat er im Frühling 1284 wegen der Hitze den Rückmarsch an. In Kiang-t'ou, sowie in Tagaug und anderen wichtigen Orten der Gebirgsstraßen wurden Besatzungen zurückgelassen, die dort Proviantvorräte (für künftige Unternehmungen) anlegten.

- 10 Marco Polo (II, 98 ff.) gibt eine lebendige Schilderung von der Schlacht zwischen dem Heere des Königs von „Mien und Bangala“ und den Truppen des Groß-Khans. Teile des ersteren saßen in hölzernen Türmen auf 2000 Elefanten, andere, 60 000 Mann, kämpften zu Pferde und zu Fuß. Das mongolische Heer wurde von Nescardin (d. i. Näsir ed-Din) geführt, die Schlacht,
- 15 in der die Mongolen nicht leicht mit den Elefanten fertig wurden, sollte, wie Polo meinte, in der Ebene von Yung-tsch'ang stattgefunden haben, und zwar i. J. 1272. Gemeint ist anscheinend die Schlacht von Nan tien, aber auch dann bleiben noch viele Mißverständnisse und Verwechslungen zu klären.
- 20 Nachdem der nördliche Teil des Landes und der Zugang dazu unter seine Herrschaft gelangt war, scheint Kublai's Interesse daran sich, ungleich seinem Verhalten Annam gegenüber, allmählich verflüchtigt zu haben, wenigstens geschah während der nächsten Jahre von seiner Seite nichts mehr, um den König zur Huldigung zu veranlassen. Im Winter 1285 sandte
- 25 Narasihapati einen hohen Beamten, A-pi-li-siang, nach Tagaug, um seine Tributwilligkeit bei dem mongolischen Kommandanten anzuzeigen. Aber man hielt den Gesandten auf der Weiterreise fest, da man einen Spion in ihm sah, und erstattete Meldung nach Ta-tu. Erst geraume Zeit später, im Herbst 1286, wurde der neue Fürst von Yün-nan, Yesen Timur, der Sohn
- 30 des ermordeten Hu-ko-tsch'i (s. oben S. 456), Marco Polos Sentemur (II, 98), zum „Strafkommissar (*tschao-t'ao schi*) für die Unterwerfung von Mien“ ernannt und zusammen mit mehreren bewährten Landeskennern mit einer neuen Sicherung der kaiserlichen Autorität betraut. Darunter war auch der wegen seiner langjährigen Erfahrungen von Kublai besonders
- 35 geschätzte K'ie-lie, ein aus Turkistan stammender, aber in Schan-si ansässig gewordener Gefolgsmann der Mongolen. Er war mit Seyyid Edjell in Ssch'uan gewesen, war dann mit ihm als sein Sekretär nach Yün-nan gegangen, wo er sich durch seine Geschicklichkeit im Umgang mit den Stammeshäuptern auszeichnete und auch im Kampfe gegen die Mien-Truppen
- 40 1275 in Yung-tsch'ang und 1278 unter Näsir ed-Din besondere Verdienste erwarb. I. J. 1281 wurde er zur Audienz und Berichterstattung nach der Hauptstadt gesandt, Kublai fand Gefallen an ihm und ernannte ihn zum Militärgouverneur (*tschao-fu schi*) von Tschên-si und „Strafkommissar“ für Mien. Dann nahm er an dem Zuge Singtaur's 1283 teil und führte die

Abteilung, die mit Booten nach Kiang-t'ou gelangte (s. oben S. 459). Auch jetzt sollte er unter Yesen Timur wieder als landeskundiger Führer für Birma dienen. Die Expedition erhielt plötzlich dadurch einen etwas anderen Charakter, daß der König Narasihapati im Frühjahr 1287 von seinem Sohne Sihasūra in Prome (Śrikhattara, halbwegs zwischen Pagan und Rangun) 5 festgenommen und vergiftet wurde, und daß bei den darauf folgenden Unruhen auch Beamte des Fürsten von Yün-nan umkamen. Kublai sah es nunmehr als seine Herrscherpflicht an, hier Ordnung zu schaffen, und befahl einen neuen bewaffneten Einmarsch größeren Stils. Ein Heer von elftausend Mann, aus Provinztruppen von Ssö-tsch'uan, Hu-nan und Hu-peï (also 10 Chinesen) bestehend und mit Pai-yi -und Kin-tsch'i-Leuten als Führern, nahm Aufstellung an der Grenze von Mien. Yesen Timur und mehrere der Heerführer drangen vor bis Pagan (Pu-kan), während dessen lockten die Mien-Leute die an der Grenze stehenden Truppen weit in das Innere, wo ein großer Teil sich verlor. Der ganz unzulängliche Bericht teilt nur mit 15 wenigen Worten mit, daß „von Mien eine Entschuldigungsgesandtschaft geschickt und Sühne geleistet wurde“. Es wurden gewisse Verwaltungsgrundsätze festgelegt, außerdem wurde bestimmt, daß alle drei Jahre eine Tributgesandtschaft zu schicken sei. Die erste traf i. J. 1289 ein. „Damit war Mien befriedet“, sagt das *Yuan schi*, aber die Behauptung galt nur vorüber- 20 gehend.

Kublai hat seinen Eroberungswillen in Birma nicht weiter durchsetzen können als in Annam, Tschampa und Kambodscha. Immerhin waren, wie es scheint, in den indochinesischen Städten mongolische Beamte stationiert, um die Oberherrschaft des Khans kenntlich zu machen und die Tribut- 25 sendungen zu überwachen. Nur so ist wohl auch Marco Polos Dienstreise durch die Länder des Südwestens zu erklären. Nach dem Tode Narasihapatis scheint sich das Land zunächst in einzelne Fürstentümer der Schan-Völker aufgelöst zu haben.

Nachdem Kublai's immer rege Wißbegierde durch die Unternehmungen 30 gegen die fernen, an seltenen Dingen so reichen Länder einmal ihren Antrieb erhalten hatte, zog es ihn immer weiter in die bunte Welt des Südens. Der Handelsverkehr in den südchinesischen Hafenplätzen mit dem malayischen Archipel, mit Indien und Ceylon und darüber hinaus (s. oben S. 381 f.), die fremdartigen Gegenstände, die von den arabisch-persischen Kaufleuten mit- 35 gebracht wurden, und die Erzählungen, mit denen chinesische Seefahrer die Heimat staunen machten, alles dies mußte einen starken Anreiz auf den Herrscher ausüben, der den Erdkreis zu besitzen meinte. Der wichtigste dieser Handelsplätze war zur Yuan-Zeit neben Kanton Ts'üan tschou in Fu-kien. Der seit 1277 in Fu-kien belassene So-tu (s. oben S. 450) hatte 40 den Auftrag erhalten, unter den Völkern des Südens die Oberherrschaft des Khans aufzurichten. Damit waren sowohl die Völker von Hinterindien gemeint, als auch die des entfernteren Südens und Südwestens. Unter diesen aber galten Ma-pa-ör und Kü-lan, d. h. Malabar und Quilon, zwei Reiche,

deren Namen damals ein weit größeres Gebiet deckten als heute, so daß die südlichsten Teil von Indien von der Malabar-Küste bis zur Madras-Küste (Coromandel) bedeuteten, als die mächtigsten. Während So-tu die Unterwerfung von Tschampa und Malabar melden konnte, waren Kü-lan und eine Anzahl anderer Länder noch nicht botmäßig. So-tu plante die Entsendung einer kleinen Expedition dorthin, aber Kublai verbot dies und beauftragte statt dessen 1279 den Kommissar für Kuang-tung und *daruhacin* Yang T'ing-pi (einen Chinesen), nach Kü-lan zu reisen und es zur Unterwerfung aufzufordern. Im Frühling 1280 langte dieser dort an und nahm von dem Könige ein arabisch geschriebenes Huldigungsdokument entgegen mit dem Versprechen, künftig Tribut zu senden. Kublai scheint indessen mit diesem Ergebnis nicht zufrieden gewesen zu sein, denn er ernannte sogleich danach einen mongolischen Sonderkommissar (*süan-wei schi*) für Kü-lan und beauftragte ihn, zusammen mit Yang T'ing-pi noch einmal die Staaten an der indischen Küste aufzusuchen. „Im ersten Monat des Jahres 1281 gingen sie von Ts'üan-tschou in See, im dritten Monat gelangten sie nach Ceylon (Sêng-kia-ye schan). Wegen der widrigen Winde und der Knappheit der Lebensmittel rieten die Seeleute, Ma-pa-ör (Coromandel-Küste) anzusteuern, dort könne man den Landweg nach Kü-lan benutzen. Man befolgte den Rat und landete im vierten Monat in dem Hafen Sin-ts'un (?) in Ma-pa-ör“. Die Behörden taten zuerst sehr erfreut, daß sie Gelegenheit hätten, die gute Behandlung, die den Schiffen ihres Landes in Ts'üan-tschou von den Beamten zuteil geworden sei, nunmehr zu erwidern, machten aber unter mannigfachen Vorwänden Schwierigkeiten wegen der Durchreise und suchten die Boten des Khans über die Lage ihres Landes zu täuschen, indem sie den Zweck ihres Kommens auf ihre Weise deuteten: „Das Land sei arm und kümmerlich. Alles Gold, alle Perlen und Kostbarkeiten seien von den Muhammedanern (Arabern ?) ausgeführt worden“. Der Bericht sagt freilich selbst, das seien Lügen. Indessen nach Kü-lan zu gelangen war Yang T'ing-pi wegen des ungünstigen Windes auch weiterhin nicht möglich, doch konnte er nach seiner Rückkehr an Kublai berichten, daß Ma-pa-ör seine Tributpflicht anerkenne und daß, wenn dieses Land unterworfen sei, die übrigen Staaten durch eine schriftliche Aufforderung zu der gleichen Haltung zu veranlassen seien. Im elften Monat setzte nördlicher Wind ein, man könne dann weiteres unternehmen. So wurde Yang T'ing-pi noch einmal allein auf die Reise geschickt, und im Frühjahr 1282 landete er glücklich in Kü-lan. Der König nahm ihn mit großer Ehrerbietung auf und erklärte sich zu Tributsendungen an den Khan bereit. Sein Beispiel wirkte bestimmend für eine Anzahl kleinerer Staaten, und Yang T'ing-pi hatte die Genugtuung, daß sie noch im Herbst 1282 sämtlich Gesandte mit oder ohne Huldigungsschreiben und mit mannigfaltigen Geschenken an den Hof des Khans schickten. Kü-lan selbst sandte „kostbare Gegenstände und einen schwarzen Affen“. Ferner brachte der Bischof (?) der Ye-li-k'o-wên, d. h. der Christen, von denen es in Kü-lan schon im 6. Jahrhundert eine Gemeinde gegeben haben soll, namens

Wu-tsa-ör Sa-li-ma, einen Halsschmuck aus vielen Edelsteinen und zwei Flaschen Medikamente. Zehn verschiedene Länder der Südsee werden aufgezählt. Selbst die Kaiser-Annalen der Yuan haben den Erfolg Yuan T'ing-pi's für wichtig genug gehalten, um ihn eingehend zu verzeichnen (Kap. 12 fol. 8v⁰). Mag auch bei einem Lande wie Kü-lan die Erhaltung der 5 gewinnbringenden Handelsbeziehungen zu den chinesischen Häfen bei dieser Willfährigkeit von erheblicher Bedeutung gewesen sein, so hatte doch ohne Zweifel auch der Ruhm des mongolischen Weltherrschers bereits seine Strahlen bis in jene ferne Welt des Südens gesandt.

Aber Kublai war nicht zufrieden mit dem Erreichten. Er mag in den Be- 10 richten seiner Kommissare und Gouverneure in Ts'üan-tschou Namen von handeltreibenden Ländern gefunden haben, die in den Listen der Tributbringer nicht verzeichnet waren und die er an ihre Pflicht erinnern zu müssen glaubte. Seine Forderung, daß die Herrscher der Länder persönlich vor ihm erscheinen mußten, hatte er inzwischen als untunlich und unerfüllbar er- 15 kannt, aber über seine Oberherrschaft durfte kein Zweifel bestehen. Zu diesen Ländern gehörte — von Japan abgesehen — in erster Linie Tschao-wa d. i. Java, das den chinesischen Buddhisten und Seefahrern seit langem bekannt war (II, 295 u. 574). Kublai hatte 1291 einen durch kluge Verhandlungen mit dem Kaiserhause der Sung bei der Eroberung von Hang-tschou 20 im Gefolge Bayan's bewährten Chinesen aus Ngan-hui, Mêng K'í, dorthin entsandt, um das Stammeshaupt (?) zur Unterwerfung aufzufordern. Dieser ließ dem Gesandten das Gesicht brandmarken und schickte ihn heim. Kublai, empört über diese Schmach, beschloß sogleich, sie mit bewaffneter Hand zu rächen. 25

Im Frühjahr 1292 erhielt die Provinzialregierung von Fu-kien Anweisung, die Generale Schi-pi, einen Mongolen, Yi-hei-mi-schi, einen Uiguren, und Kao Hing, einen Chinesen, mit militärischer Macht nach Java zu entsenden. Die Provinzen Fu-kien, Kiang-si und Hu-kuang hatten ein Heer von 20 000 Mann aufzustellen mit tausend Schiffen, Proviant für ein Jahr, 30 goldenen und silbernen Plaketten als Auszeichnungen für Verdienste. Bei der Abschiedsaudienz sagte Kublai zu den Heerführern: „Wenn ihr nach Java kommt, so erklärt dort dem gesamten Volke, daß die Regierung des Reiches früher mit Java in Gesandtschaftsverkehr und guten Beziehungen gestanden hat, daß man dann aber das Gesicht unseres hohen Beamten 35 Mêng K'í zerschnitten hat und dafür Bestrafung erfolgen soll“. Im Dezember war das Heer in Ts'üan-tschou versammelt, im Januar 1293 stach man in See. Die Fahrt ging an der indochinesischen Küste entlang, dann nach Süden, man passierte die Inseln zwischen Malakka, Sumatra und Borneo, wohl die Anambas, Karimata u. a., und ankerte bei Kou-lan (Billiton). Dort wurden 40 kleinere Boote gebaut, mit denen man in die flacheren Wasserläufe eindringen wollte. Das Heer des Khans gelangte nach Java zu einer Zeit, als gerade ein alter Streit ausgefochten wurde zwischen Tschao-wa d. i. Ost-Java oder Tu-ma-pan (Tumapel am oberen Surabaja-Fluß) und dem benachbarten

Staate Ko-lang (Kalang, das heutige Kediri, südwestlich von Surabaya); der Fürst von Tschao-wa, wohl derselbe, der Kublai's Gesandten mißhandelt hatte, war von dem Fürsten von Kalang, Ho-tschì Ko-ta-na (Haji Katang) getötet worden, und der Schwiegersohn des ersteren T'u-han Pi-shê-ye (Tuan Vijaya) war gegen den Mörder zu Felde gezogen. Er war aber dessen Streitkräften nicht gewachsen und hatte sich nach Ma-jo-pa-hie (Madjapahit, an die Bali-Straße angrenzend) zurückgezogen und dort verschanzt.

- Zu diesem Zeitpunkt erschien das mongolische Heer. Es landete in dem
 10 Hafen Tu-ping-tsu (Tuban, an der Küste westlich von Madura), und Tuan Vijaya hatte kaum davon gehört, als er sogleich seine Unterwerfung anbot, alle Aufzeichnungen über Berge, Flüsse, Bevölkerung von seinem Staate wie von Kalang aushändigte und dafür um Hilfe gegen seinen Feind bat. Haji Katang stellte den Khan-Truppen an der Bucht von Surabaya seine Streit-
 15 macht entgegen, sie wurde rasch vertrieben, zog dann aber mit weiteren Truppen nach Madjapahit und bedrängte dort Tuan Vijaya. Auf dessen neuen Hilferuf rückte das Heer unter Zurücklassung einer starken Wache an der Mündung des Surabaya-Flusses in Eilmärschen nach Madjapahit. Dort fanden mehrere heftige Kämpfe statt, Haji Katang entwich nach seiner Residenz
 20 Ta-ha (Daha) und verschanzte sich dort in der Innenstadt. Nach kurzer Belagerung folgte er der Aufforderung, sich zu ergeben; man teilte ihm nach dem einen Berichte die weiteren Befehle mit und sandte ihn zurück, nach einem anderen tötete man ihn und seinen Sohn, nach einem dritten nahm man seine Frau, seine Kinder und seine Beamten als Gefangene mit.
 25 So erfolgreich die Expedition bisher gewesen war, so böse wurde das Nachspiel. Tuan Vijaya bat, in sein Land zurückkehren zu dürfen, damit er seine Tributsendung an den Khan herrichten könne. Entgegen dem dringenden Rate von Kao Hing, der dem Manne nicht traute, erfüllte man seine Bitte und gab ihm eine Schutzwache von zweihundert Mann mit. Unterwegs entfernte
 30 er sich von der Truppe, kehrte dann mit überlegenen Kräften zurück und massakrierte, wie es scheint, die ganze Schutzwache, jedenfalls alle Offiziere. Das Heer hatte bereits den Rückmarsch angetreten, und nun fiel der Verräter hinterrücks über die Abziehenden her, Schi-pi und Kao Hing konnten sich nur mit Mühe und unter großen Verlusten noch den Ausgang erkämpfen.
 35 Tuhan Vijaya blieb unbehelligt.

Die Ergebnisse der Expedition waren zwar nicht so, wie sie Kublai erwartet hatte, immerhin hatte man auch in der Südsee die Macht des Groß-Khans gezeigt, eine Anzahl anderer Staaten im malayischen Archipel, wie Nan- (für Lan-)wu-li (Lambri, der nördlichste Teil von Sumatra), Su-mu-
 40 tu-la (die Nordostküste von Sumatra), Pa-la-la (Perlak, südöstlich anschließend?) u. a. erklärten ihre Tributpflicht und gaben ihre Abgesandten mit. Außerdem brachten die Generale Gold und andere Kostbarkeiten, Weihrauch, Stoffe, goldene und silberne Geräte, Rhinoceroshorn und anderes mit, insgesamt, wie es in Schi-pi's Lebensbeschreibung heißt, Werte

von über 500 000 (Unzen Silber?). Aber demgegenüber standen hohe Verluste an Menschen, und diese erregten vor allem Kublai's Unwillen. Er bestrafte Schi-pi und Yi-hei-mi-schi für ihr unbedachtes Verhalten bei der Behandlung von Tuhan Vijaya mit der Einziehung eines Drittels von ihrem Besitz. „Aber es wurde bald zurückgegeben“, fügte die Lebensbeschreibung 5 Yi-hei-mi-schi's hinzu. Kao Hing, der an dem Unheil keine Schuld trug, ging straffrei aus und erhielt eine Belohnung.

Kublai's Interesse für die südliche Welt regte in den Hafenplätzen zu immer neuen Unternehmungen an. Ehrgeizige Eroberer und beutelüsterne Abenteurer fingen den wehenden Wind in ihre Segel ein. So wandte sich 10 1291 ein Schiffsreeder namens Yang Siang, wahrscheinlich aus Ts'üan-tschou, mit dem Antrage an die Regierung in Ta-tu, eine Expedition nach den Liu-k'iu-Inseln (zwischen Formosa und Japan) zu unternehmen; mit sechstausend Mann wolle er sie unterwerfen. Kublai genehmigte den Plan, worauf sich ein Literat, Wu Tschì-tou, dazu gesellte, der behauptete, bei 15 seinem langen Aufenthalte in Fu-kien habe er Gelegenheit gehabt, sich über die Fahrt dorthin und die Verhältnisse auf den Inseln genau zu unterrichten. Vielleicht hatte er Kenntnis von dem Unternehmen Yang ti's von Sui 610, der den Insulanern ebenfalls ein Tributverhältnis hatte aufzwingen wollen (II, 330 f. u. III, 346). Er empfahl jedenfalls, „die Fahrt von den näher 20 gelegenen Pescadores (zwischen Formosa und dem Festland von Fu-kien) aus zu bewerkstelligen und erst die Wasserverhältnisse und die Hilfsmittel des Landes zu erkunden, bevor man zur Anwendung von Waffengewalt schreite“. Kublai ernannte Yang Siang zum kaiserlichen Kommissar und Wu Tschì-tou zum Ministerialsekretär, beide aber zu Gesandten für Liu-k'iu 25 mit dem Auftrage, eine Aufforderung zur Unterwerfung zu überbringen. Es hieß in dieser Botschaft, daß der Herrscher sich an den von seinen Vorfahren aufgestellten Grundsatz halte, die Völker, die nicht zur Audienz erschienen, zunächst durch Gesandte dazu aufzufordern; wenn sie dem nachkamen, könnten sie in Frieden ihr Leben weiter wie bisher führen, anderen- 30 falls aber würden sie mit Gewalt zur Ordnung gebracht werden“.

Im Frühjahr 1292 wurde die Reise von Tschang-tschou an der Bucht von Amoy aus angetreten. Nach einer kurzen Fahrt erblickte man noch am gleichen Tage ein Gebirge, das Yang Siang für die Liu-k'iu-Inseln erklärte. Etwa zweihundert Mann mit Waffen bestiegen darauf kleine Boote und 35 fuhren zu der noch 50 *li* entfernten Küste. Da aber eine sprachliche Verständigung nicht möglich war, kehrte man zu den Schiffen zurück, nachdem drei Mann getötet waren. Auf der Rückfahrt verlangte Yang Siang von Wu Tschì-tou eine schriftliche Erklärung, daß sie auf den Liu-k'iu-Inseln gewesen seien. Wu weigerte sich, eine solche Erklärung abzugeben, und am 40 nächsten Tage war er verschwunden. Yang Siang erklärte nach der Rückkehr, Wu Tschì-tou habe behauptet, nach Liu-k'iu könne man nicht gelangen, da nun aber Yang doch hingelangt und auch wieder zurückgekommen sei, sei er aus Furcht vor Strafe entflohen. Dagegen berichteten andere, Yang

Siang habe Streit angefangen, weil er nur nach Auszeichnung und Reichtum gesucht habe, und so vermutete man, daß er Wu Tschì-tou umgebracht habe. Kublai war von diesem Ergebnis wenig erbaut, aber es mag ihm auch eine Lehre gewesen sein. Er befahl, Yang Siang in seine Heimat in Fu-kien 5 zurückzusenden, im übrigen aber die Akten über die unerfreulichen Vorgänge zu schließen. Unter Tsch'êng tsung, dem Nachfolger Kublai's, regte dann 1297 noch einmal der Staatssekretär der Fu-kien-Regierung, Kao Hing, ein chinesischer Bauernsohn aus Ho-nan mit starken militärischen Neigungen, der sich 1275 Bayan in seinen Kämpfen gegen die Sung in Hu-peì am 10 Yang-tsë angeschlossen hatte und rühmlich bekannt geworden war, die Frage der Inseln an. Er meinte, bei der geringen Entfernung von Ts'üan-tschou könne man leicht Nachrichten über sie einziehen und dann je nach den Umständen eine Aufforderung zur Audienz ergehen lassen oder mit den Waffen einschreiten. Im Herbst sandte man ein Truppenkommando nach 15 Liu-k'iu hinüber, das 130 Eingeborene mitbrachte. Tsch'êng tsung ließ die Leute, die vermutlich völlig harmlos waren, das Jahr darauf wieder heimkehren und stellte alle weiteren Unternehmungen ein.

Die Beharrlichkeit und Kühnheit, mit der Kublai Khan während seines ganzen letzten Lebensabschnittes von 1274 an neben der Beseitigung der 20 Sung-Dynastie seine Weltmission durch die Kämpfe gegen Japan, Indo-China und die Länder der Südssee ausführte, erscheint um so erstaunlicher, wenn man bedenkt, daß fast während seiner ganzen Zeit seine Herrschaft vom Norden her durch seinen unversöhnlichen Feind und Sippengegnen Kaidu ständig bedroht war. Wie sehr diese Gefahr und die Kämpfe zu ihrer 25 Abwehr damals im Vordergrund des Geschehens standen, das zeigen die lebhaften, freilich wieder mit viel phantastischem Beiwerk ausgeschmückten und mit zahlreichen Mißverständnissen behafteten Schilderungen Marco Polos.

Nachdem Kaidu bei seinem Angriff auf Karakorum 1277 durch Bayan 30 zurückgeschlagen war und die Verräter Namokhan's (s. oben S. 337 u. 342), ebenfalls besiegt, sich gegenseitig vernichtet hatten, blieb der trotzige Khan von Tarbagatai, der nach der Unterwerfung des Dschagatai-Khanats (s. oben S. 335) der eigentliche Herrscher in Zentralasien geworden war, in einem Zustande des latenten Krieges gegen Kublai, stets auf der Lauer 35 nach einer Gelegenheit, den Verhaßten zu stürzen. Eine solche Gelegenheit schien sich zu bieten, als Anfang 1287 in der Mandschurei eine schon länger schwelende Erhebung gegen den Groß-Khan offenkundig wurde. Es war einer jener Sippenkämpfe, wie sie unter der streitsüchtigen Nachkommenschaft Dschingis Khan's immer wieder ausbrachen. Als der große Eroberer 40 seinen Zug nach Westen antrat, hatte er seinen jüngeren Bruder Temuge Ocigin zum Statthalter des Stammlandes am Keruleng-Flusse gemacht und nach seiner Rückkehr als Lehensherrn von Liao-tung, Liao-si und der östlichen Mongolei eingesetzt (s. oben S. 425). Zur Zeit Kublai's hatte Ocigin's Enkel Nayan, nach Marco Polo ein nestorianischer Christ, diese Erbschaft

angetreten. Sein Gebiet wurde allmählich ein Sammelplatz der unzufriedenen Sippenossen, die zum wenigsten eine Loslösung von dem im Chinesentum aufgegangenen Renegaten Kublai anstrebten, der überdies seine ganze Aufmerksamkeit dem Süden zugewandt hatte. In der Hauptstadt war schon 1284 von den Umtrieben Meldung erstattet worden; Kublai, der dem Ganzen 5 keine besonders große Bedeutung beilegte, verfügte, daß die von Nayan beherrschten Gebiete in eine Provinz mit einer von der Zentrale abgezweigten Regierung (s. unten) umgewandelt würden. Nayan, zu allem entschlossen, sandte 1286 Boten an Kaidu mit der Aufforderung, gemeinsame Sache mit ihm zu machen, und Kaidu, der sich mit seinem Heere in Bischbalik befand, 10 sah nunmehr seine Gelegenheit und stimmte sogleich zu. Damit wurde die Lage für Kublai sehr viel ernster. Wenn Kaidu mit seiner ganzen Streitmacht von Westen heranzog, Karakorum überwältigte und sich mit Nayan und seinem Sippenanhang im Osten vereinigte, so konnte das Zerbrechen dieses Ringes ein schwieriges Unternehmen werden. Der Gefahr mußte 15 durch sofortiges Handeln begegnet werden, ehe die Vereinigung vollzogen war. Kublai sandte Bayan, den oft bewährten, mit einem aus Elitetruppen bestehenden Heere nach Karakorum, um Kaidu aufzuhalten. Er selbst wandte sich gegen Nayan. Im Sommer 1287 rückte er mit dem Hauptheere von Schang-tu ab nach Osten; seine Vorhut traf bald auf den Gegner, der 20 sich — wir kennen die Örtlichkeit nicht — in einem festen Lager verschanzt hatte. Durch einen überraschenden Überfall mit Feuerschleudern (*huo-p'ao*) wurde er in Verwirrung gebracht und nach zweitägigem Kampfe in die Flucht getrieben. Inzwischen war das Hauptheer einerseits von Westen her, andererseits von der Liao-Mündung, wohin die Truppen mit Schiffen 25 gebracht waren, eingetroffen. Es bestand aus zwei Gruppen, einer mongolischen unter Yüsi Timur, der von Kublai einst wegen der Verdienste seines Großvaters unter Dschingis Khan an seinen Hof gezogen war, und einer chinesischen unter Li T'ing, einem Ju-tschen-Manne, der nach dem Untergang seines Staates den chinesischen Namen angenommen hatte. Die 30 Schlacht, deren Schauplatz in Liao-tung, vielleicht in der Gegend des heutigen Mukden, gewesen sein muß, scheint wegen der großen Truppenmassen — Nayan soll hunderttausend Mann gestellt haben — einen großen Umfang angenommen zu haben. Marco Polo hat eine lebhafte Schilderung davon hinterlassen, in der er sich in noch weit größeren Zahlen ergeht als 35 die Chinesen, die Hauptereignisse aber im Kern übereinstimmend mit diesen schildert. Kublai selbst, der zweiundsiebzigjährige, lenkte die Schlacht, was allseitig berichtet wird, von einem Holzturm (*tschan-t'ai*) aus, der auf einer von vier Elefanten getragenen Plattform errichtet war. Nayan's Heer wurde vernichtend geschlagen, er selbst gefangen genommen und von Kublai hin- 40 gerichtet. Auf Kaidu wirkte die Niederlage insofern entmutigend, als er seinen Vormarsch nach Osten aufgab, einen Kampf mit Bayan wagte er jetzt nicht. Aber unermüdlich wühlte er gegen Kublai weiter und schmiedete neue Pläne.

Die Grenze von Kaidu's Khanat im Osten bildete das Hanghai-Gebirge, und hier preßte seine Macht ständig gegen die alten Stammgebiete am Keruleng-Flusse mit Karakorum als erstem Ziel. Kublai hatte seinen Enkel, einen Sohn des i. J. 1286 verstorbenen Thronfolgers Cinkim (S. oben S. 443),
 5 den Prinzen Kan-ma-la (Kamala), zum Kommissar (*süan-wei schi*) in Karakorum gemacht und mit der Grenzwehr betraut. Zu Beginn des Jahres 1289 brach Kaidu gemeinsam mit mehreren aufgewiegeltten Sippengenossen, auch aus dem Dschagatai-Hause, durch das Hanghai-Gebirge herein, schlug Kamala in die Flucht und stand wieder bei Karakorum. Kublai entsandte
 10 sofort den inzwischen zum Präsidenten der Zentralkanzlei (*tschung schu*) ernannten Bayan als „Oberbefehlshaber aller Armeen an der Nordgrenze“ nach Karakorum (*Yuan schi* Kap. 15 fol. 16r⁰), er selbst begab sich, um endlich eine Entscheidung herbeizuführen im Sommer des Jahres ebenfalls dorthin. „Als aber Kaidu hörte, daß der Kaiser selbst im Anzug sei“, sagt
 15 die Chronik, „verschwand er.“ Er mochte sich der Möglichkeit nicht aussetzen, von Kublai gefangen zu werden. Aber schon im nächsten Jahre begannen neue Kämpfe, ohne daß es zu größeren Unternehmungen gekommen wäre. Bayan blieb in Karakorum, und 1292 begannen in der Hauptstadt die bösen Zungen zu flüstern: Bayan's langes Verbleiben im Norden sei nur da-
 20 durch zu erklären, daß er mit Kaidu in freundschaftlichen Beziehungen stehe; das Land zu verteidigen habe er nicht die geringsten Fähigkeiten. Diese Stimmen hatten so viel Gewicht, daß Yüsi Timur angewiesen wurde, Bayan abzulösen, und dieser selbst Befehl erhielt, in Ta-t'ung weitere Befehle abzuwarten. Yüsi Timur war noch nicht auf seinem Posten angekommen,
 25 als ein neuer Einbruch Kaidu's in das Grenzgebiet erfolgte. Bayan ließ dem neuen Oberbefehlshaber mitteilen, er möge getrost verweilen, bis er die Eindringlinge abgeschnitten habe. Darauf beschäftigte Bayan den Gegner durch Kreuz- und Querzüge mit ständigen Scharmützeln, bis nach sieben Tagen die Offiziere unwillig wurden und murrten, er solle, wenn er Furcht vor dem
 30 Kampfe habe, die Armee an Yüsi Timur abgeben. Bayan beruhigte sie und erklärte ihnen, daß er Kaidu tiefer in das Land locken und dann abschneiden und gefangen nehmen werde. Bald danach kam es wirklich zur Schlacht, Kaidu wurde geschlagen, konnte aber entfliehen.

Sein Kampf gegen die für ihn ungesetzliche Dynastie der Tului-Linie
 35 (s. oben S. 326) währte auch über Kublai's Tod hinaus. Unter dem Nachfolger des Groß-Khans, Timur, hat es noch harte Kämpfe mit wechselndem Erfolge gegeben, die sich von Karakorum und dem Altai-Gebirge bis in das westliche Kan-su hinzogen, bis endlich 1301 Kaidu unweit Karakorum eine schwere Niederlage erlitt und auf der Flucht starb.

40 Bis zur Stunde seines Todes hat den großen Herrscher der Gedanke an seine Weltmission erfüllt, und dabei war es ihm weniger um den unversöhnlichen Sippengenossen im Norden zu tun als um die widerstrebenden Könige des Südens: das letzte, was er plante, war eine neue Expedition gegen An-nam, als 1294 der Tod allem ein Ziel setzte. Wenn man das Leben des Neun-

undsiebzighrigen 5
und starb am 18. Februar 1294 —, so stellt sich die Gesamtleistung, die sich auf kaum f5nftzig Jahre zusammendr5ngt, als erstaunlich dar. Das hohe Ethos, die staats- und gesellschaftsbildende Kraft des Konfuzianismus hatte er, wie wir gesehen haben (s. oben S. 430), fr5hzeitig erkannt, und diese Einsicht veranla5fte ihn zu einem sehr ernsthaften Studium des Systems und damit der gesamten chinesischen Kultur, wie sie ihm in der glanzvollen Atmosph5re des Sung-Reiches entgegentrat. Die imponierende W5rde dieser von festgef5gten Formen, von hoher Geistigkeit getragenen Welt mu5 auf den in den einfachen Verh5ltnissen der Steppe aufgewachsenen, aber reich begabten Prinzen einen tiefen Eindruck gemacht haben, und sp5testens als er wu5te, da5 er einst der Tr5ger des Verm5chtnisses seines Gro5vaters werden sollte und dazu auch das Erbe der Sung zu 5bernehmen h5tte, mu5 er erkannt haben, da5, wenn aus den eroberten L5ndern ein Reich, aus den Stammesverb5nden und V5lkermassen ein Staat, aus der Beherrschung eine Regierung werden sollte, dazu nicht blo5 ein leitender Gedanke, sondern auch eine sittlich fundierte Organisation n5tig sei. Nichts war daf5r geeigneter als der konfuzianische Weltstaatsgedanke und seine ethisch-politische Ordnung. So verband Kublai das Erbe Dschingis Khan's, den Glauben, da5 der Himmel ihn beauftragt habe, „in den sechs Himmelsrichtungen alles zu einer Einheit zu f5gen“ (s. oben S. 269 u. 279), mit dem universalistischen Weltbilde des Konfuzianismus (s. oben S. 430). Und er hat nach diesem Bilde die Welt geformt, nicht blo5 in der politisch-literarischen Spekulation, sondern auch in der Wirklichkeit; dem Universalismus, den die Sung so eifrig als Weltnorm verk5ndet und mit den Waffen des Geistes verteidigt hatten, hat Kublai durch die Macht seiner Pers5nlichkeit und die Waffen seiner Heere die sichtbare Gestalt gegeben. Dabei aber hat das konfuzianische Weltbild und mit ihm der „Mittelst5aat“ abermals eine Erweiterung erfahren, eine Erweiterung, die noch 5ber die von T'ai tsung von T'ang, dem allein sich Kublai als ebenb5rtig zur Seite stellt, weit hinausging (II, 391 u. 531) und die gr55te in der Geschichte 5berhaupt ist. Jetzt war in der Tat das ganze China *tschung kuo*, das „Mittelreich“, „das n5chste Herrschaftsgebiet des K5nigs“, und „die zehntausend Staaten“, die Khanate und ihre Glieder lagen, 5ber den asiatischen Kontinent gebreitet, au5en herum (I, 119). Kublai's Leben ist ganz ausgef5llt von den K5mpfen um dieses Weltbild. Und doch waren ihm Krieg und Gewalt verha5t, immer hat er versucht, durch G5te und 5berredung f5r seinen auf das Wohl Aller gerichteten Herrschaftsgedanken zu werben, aber er griff eher zum Schwerte, als da5 er von ihm ablie5. Die Eroberung der S5dwest-Gebiete und ihre endg5ltige Gewinnung f5r China, die Abwehr und Niederwerfung aufst5ndischer Sippengenossen im Norden, die ihm die Herrschaft bestritten, die Vernichtung der absterbenden Sung-Dynastie und die Erwerbung der „Mitte“ mit dem Sitz des „Himmelssohnes“, die Kriegsz5ge gegen das schwer zug5ngliche Inselreich des Ostens, die Expeditionen in die Dschungel-

und Fieberländer von Indochina und nach den Inseln der Südsee, dazu der Aufbau der Regierungsorganisation in dem Riesenreiche, das Bestreben, seine Mongolen auf eine höhere Kulturebene zu führen, die Bemühungen, ein reibungsloses Nebeneinander der zahllosen, ganz verschiedenen Völker des Reiches durch Ausgleich ihrer Besonderheiten zu ermöglichen, und bei alledem die Autorität der zentralen Leitung aufrechtzuerhalten, das war mehr, als innerhalb der Grenzen eines gewöhnlichen Menschenlebens mit ganzem Erfolge geleistet werden kann. Auch Kublai ist ein vollständiger Erfolg nicht beschieden gewesen. Als er 1287 den Aufstand Nayan's niederschlugen, Kaidu am weiteren Vorrücken verhindert und vertrieben, die Staaten Indochinas zur Anerkennung seiner Oberhoheit gezwungen hatte und in den Khanaten von Mittel- und Westasien mit Ausnahme dessen von Kaidu diese Oberhoheit gleichfalls unbestritten war, Tibet aber, das jetzt ganz von der lamaistischen Hierarchie der großen Klöster beherrscht wurde, insbesondere des größten von ihnen, des Sa-skya-Klosters, dessen Abt sein Günstling Phags-pa (s. oben S. 332) geworden war, in Folge seiner Förderung des Buddhismus völlig unter seiner politischen Leitung stand, zu dieser Zeit, also während seiner letzten Lebensjahre, hatte Kublai den Höhepunkt seiner Macht erreicht. Sein Ruhm und der Glanz seiner Hofhaltung strahlten über den asiatischen Kontinent bis an den Heiligen Stuhl und die europäischen Fürstenhöfe. Aber sein Werk ruhte auf der Macht seiner Persönlichkeit, auf den überragenden Eigenschaften des Staatsmannes und Feldherrn, auf dem weltoffenen Sinne des hochgebildeten Mannes, auf dem Zauber des milden und gütigen Menschen. Nach seinem Tode zerfiel sein Reich, Anzeichen davon wurden schon bei seinen Lebzeiten bemerkbar. Der zentrifugalen Kräfte, die darin wirkten und seiner Natur nach wirken mußten (s. oben S. 428), konnte nur eine außergewöhnliche Persönlichkeit wie Kublai Herr bleiben, seine Nachfolger waren ihnen nicht mehr gewachsen.

30

b) Die innere Entwicklung.

So lose die Beziehungen der großen mittel- und westasiatischen Khanate zur Regierung des Khans waren, so unaufhaltsam ihre Loslösung aus dem Gesamtreich, das nur noch in der Person Kublai's symbolisiert war, vor sich ging und auf die Entwicklung zu selbständigen Staaten hindrängte, in dem Khanat China war von solchen Bestrebungen nichts zu spüren. Die Mongolen konnten bereits ernten, was Tschu Hi mit der Dogmatisierung des Konfuzianismus und der Uniformierung der Geister gesät hatte (s. oben S. 389 ff.). Kublai selbst huldigte zwar durchaus dem konfuzianischen Universalismus und seinen ethisch-politischen Grundgesetzen, auch die danach geformten staatlichen Einrichtungen ließ er unangetastet, aber er hat sich von dem Dogma nicht überwältigen, in sein Gewirr von Formen und Regeln nicht verstricken lassen, und der engherzige Hochmut der Literaten war ihm zu-

wider (s. oben S. 315 u. 331). Ein Gegengewicht gegen den chinesisch-konfuzianischen Einfluß bildete das bunte Gemisch der zahllosen Ausländer, die aus ganz Asien und selbst aus dem fernen Europa in das neue Mongolenreich einströmten. Sie kamen aus anderen Kulturwelten und brachten eine Fülle fremden Geistesgutes mit, Kublai Khan aber, dessen beweglicher Geist 5 alles Neue begierig aufnahm, hieß sie willkommen, zog sie an seinen Hof und lernte Welt und Menschen kennen. Ihrer Tätigkeit, mochte sie kaufmännisch, handwerklich oder geistig sein, ihren Landessitten und ihrem religiösen Kult ließ er volle Freiheit, viele wurden ihm ebenso wie seine chinesischen Berater (s. oben S. 311 ff.) zu Vertrauten, viele gelangten in die 10 höchsten Staatsstellungen. Mehrere davon, Muslime aus Turkistan, Persien und Arabien, Buddhisten aus Indien und Tibet, christliche Mönche und Reisende aus den Ländern Europas, Türken, Uiguren, Ju-tschen, K'i-tan, Heerführer, Gelehrte und Kaufleute haben wir kennen gelernt. Einer von ihnen, ein Europäer, der schon öfter erwähnt wurde, ist für uns von beson- 15 derer Wichtigkeit geworden, weil der Bericht über seinen Aufenthalt am Hofe und im Kreise Kublai's eine wertvolle Quelle für unsere Kenntnis der Zeit und zuweilen eine Kontrolle der chinesischen Nachrichten bildet: der Venetianer Marco Polo.

Die Polos gehörten einer angesehenen Familie der großen Handelsmetro- 20 pole Venedig an. Die beiden Brüder Nicolo und Maffeo hielten sich 1260 in kaufmännischen Geschäften in Konstantinopel auf. Von dort unternahmen sie im Interesse ihrer Handelsunternehmungen ausgedehnte Reisen nach der Krim, die Wolga aufwärts, dann von da südwärts nach Osten bis Bukhara und kamen schließlich durch Turkistan nach Kathay bis Khanbalik zum 25 Hofe des Groß-Khans, von dessen Glanz und Machtfülle bereits die Franziskanermönche Carpini und Rubruk Kunde nach Europa gebracht hatten (s. oben S. 306 u. 308). Die Einzelheiten der Reise sind uns nicht bekannt, ebenso wenig kennen wir das Datum ihrer Ankunft. Es spricht aber für die Sicherheit des Verkehrs in dem ungeheuren Reiche, daß die beiden Kauf- 30 leute ohne staatliche Hilfe unangefochten den ganzen damals noch völlig unbekannten Kontinent durchreisen konnten. Kublai, immer begierig Neues zu lernen, nahm die Ankömmlinge freundlich auf, lauschte mit dem größten Interesse ihren Erzählungen und faßte den Gedanken, seine Völker, vor allem seine Mongolen mit der christlichen Kultur bekannt zu machen, von 35 der ihm die beiden Italiener imponierende Zeugen waren und die ihm etwas Höheres dünkten als das, was er von den fragwürdigen Nestorianern und den nicht minder fragwürdigen Lamas kannte. So beschloß er, die Brüder als Vermittler eines Ansuchens an den Papst zu benutzen. Er gab ihnen ein Schreiben mit — so berichten sie (I, 13) —, in dem er um die Entsendung 40 von hundert gelehrten Vertretern des Christentums bat, die in seinem Reiche die christlichen Lehren wirksam erklären sollten, worauf alle seine Untertanen Christen werden würden. Auch bat er, ihm etwas Öl von der Lampe des heiligen Grabes mitzubringen.

Im April 1269 trafen die Polos in Akka in Syrien ein und erfuhren dort, daß der Papst Clemens IV. gestorben und ein Nachfolger noch nicht gewählt war. Sie kehrten nach Venedig zurück und wollten dort die Wahl des neuen Papstes abwarten. Während ihrer langen Abwesenheit (wir kennen das
 5 Datum ihrer Ausreise aus der Heimat nicht) war dem Nicolo Polo ein Sohn, Marco, geboren und inzwischen zum Jüngling herangewachsen. Da sich die Wahl immer mehr hinauszog, beschlossen Nicolo und Maffeo 1271, wieder auszureisen und den jungen Marco mitzunehmen. In Ajas am Golf von Alexandrette erreichte sie die Nachricht, daß der neue Papst gewählt sei,
 10 und zwar war dies der Legat von Syrien in Akka. Sie eilten zurück nach Akka, um sich dort ihres Auftrages zu entledigen, fanden aber nur ein laues Interesse dafür. Der neue Papst Gregor X. gab ihnen zwei Dominikaner mit, und diese überkam die Furcht vor der Reise, so daß sie das Unternehmen bald aufgaben und umkehrten. Die Kirche hatte somit eine große Gelegenheit
 15 verpaßt. Nur etwas Öl von der Lampe in Jerusalem konnten sie mitnehmen.

Im Spätherbst 1271 konnten die drei Reisenden endlich von Akka aufbrechen. Ihr Weg ging durch Persien und Afghanistan über den Pamir hinab nach Kaschgar, von da über Yarkand, Khotän, die Gobi entlang, durch das Ordos-Gebiet nach Schang-tu, wo sie im Frühling oder Sommer 1275 ein-
 20 trafen und Kublai vorfanden. Die dreiundeinhalbjährige Reise war eine Leistung, die hohe Bewunderung verdient. Die Aufnahme bei dem Khan war herzlich, obgleich ihr eigentlicher Auftrag unerfüllt geblieben war. Anscheinend fand Kublai an dem jungen Marco, der nunmehr ein Alter von einundzwanzig Jahren erreicht haben mochte, viel Gefallen. Dieser — so erzählt
 25 der von Rusticiano (s. unten) oder, wer sonst es gewesen sein mag, niedergeschriebene Reisebericht — machte sich sogleich an das Studium der mongolischen Sprache in Wort und Schrift und „erlernte vier Sprachen mit ihren Schriftzeichen“. „Er war außerordentlich klug und taktvoll, so daß der Groß-Khan ihn sehr hoch schätzte“. Kublai betraute ihn mit mehreren
 30 Missionen, in deren Erledigung er große Reisen im Reiche unternahm, und machte ihn für drei Jahre zum „Gouverneur“ der (*seigneurie*) Stadt Yangtschou (am Yang-tsé). So stark wurde die Vorliebe des Khans für die drei Venetianer, daß ein glücklicher Zufall hinzukommen mußte, um ihn zur Genehmigung ihrer oft erbetenen Heimreise zu bewegen. I. J. 1286 war die
 35 Lieblingsgemahlin des Ilkhan Argün von Persien (s. oben S. 425), Bülgän, gestorben und hatte bei ihrem Tode ihrem Gemahl zur Pflicht gemacht, die neue Fürstin aus dem Hause des Groß-Khans zu wählen. Kublai bestimmte, als Argün's Bitte an ihn gelangte, die siebzehnjährige Prinzessin Cocachin (so bei Marco Polo I, 32) als die neue Gemahlin. Die drei Abgesandten des
 40 Ilkhans, die die Braut an ihr fernes Ziel geleiten sollten, baten, wohl im Einvernehmen mit den Venetianern, den Groß-Khan, ihnen diese als welt-erfahrene Begleiter mitzugeben, und Kublai willigte schließlich mit Widerstreben ein. Er gab ihnen „Botschaften für den Papst, die Könige von Frankreich und Spanien und andere Könige der Christenheit“ mit (Benedetto

S. 16)*), und ungefähr im Frühjahr 1292 wurde die Reise angetreten. Sie vollzog sich diesmal zur See über Sumatra und Indien (näheres wissen wir nicht), und erst Ende 1293 oder Anfang 1294 erreichte sie ihr Ziel in Abhar (nordwestlich von Teheran) in Persien. Argün war inzwischen gestorben, man vermählte die Prinzessin daher mit seinem Sohne Gāzān. Die drei 5 Polos reisten weiter über Konstantinopel und trafen 1295 nach vierundzwanzigjähriger Abwesenheit in ihrer Vaterstadt ein.

Die Handelseifersucht zwischen den italienischen Stadtrepubliken Genua und Venedig war seit 1294 wieder in offenen Krieg ausgeartet. Nach einem siegreichen Kampfe der Genuesen im Golf von Alexandrette und weiteren 10 Feindseligkeiten kam es im September 1298 bei der kleinen Insel Korčula an der dalmatinischen Küste abermals zu einem größeren Seegefecht. Marco Polo hatte sich nicht lange nach seiner Rückkehr den Seestreitkräften seiner Vaterstadt beigesellt und befehligte eins der venetianischen Schiffe in der Schlacht. Die Genuesen brachten ihren Gegnern eine schwere Niederlage 15 bei: die meisten Schiffe der Venetianer wurden weggenommen, zahlreiche Gefangene gemacht, ein kleiner Rest mag entkommen sein. Unter den Gefangenen war Marco Polo. Er wurde nach Genua gebracht, dort aber wegen seiner inzwischen bekannt gewordenen Reisen, im Gegensatz zu den übrigen Gefangenen, auf das beste behandelt. Da er beständig nach seinen Erleb- 20 nissen gefragt wurde, ließ er sich von seinem Vater in Venedig alle seine Aufzeichnungen schicken, und ein Mitgefangener aus Pisa, Rusticiano oder Rustichello, schrieb den Reisebericht — so müssen wir nach allem, was wir wissen, annehmen — entweder nach dem Diktat oder nach den Aufzeich- 25 nungen Marcos nieder. So ist das große, als Geschichtsquelle zu bewertende Memoirenwerk Marco Polos, eins der wichtigsten Werke seiner Art in der gesamten Weltliteratur, auf die Nachwelt gekommen.

Die Dämmerung, die über dem Entstehen des Werkes liegt, weicht nicht von seinen weiteren Schicksalen. Wir wissen nicht, in welcher Sprache das Werk zuerst niedergeschrieben wurde, und auch Yule's gründliche Unter- 30 suchungen (I, 81 ff.) haben keine Klarheit bringen können. Es muß angenommen werden, daß es in einem italienischen Dialekt, sei es in dem venetianischen Polos, sei es in einem anderen, diktiert und niedergeschrieben — man versteht nicht, warum Marco es nicht selbst schrieb — und danach in eine Literatursprache übertragen wurde. Von dieser glauben die einen, es sei 35 Französisch, die anderen, es sei Lateinisch gewesen. Das Original ist verloren, desgleichen die Abschrift vom Original. Die älteste Handschrift, in einem wunderlichen Gemisch von Französisch und Italienisch, stammt aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts und befindet sich in Paris; eine gedruckte Ausgabe in Italienisch von dem venetianischen Geographen Gio- 40 vanni-Battista Ramusio wurde 1559 veröffentlicht, das Original davon ist

*) Ich zitiere nach der von *Aldo Ricci* besorgten englischen Version der Marco-Polo-Ausgabe von *L. F. Benedetto*.

unbekannt; endlich wurde 1932 noch eine handschriftliche lateinische Version, vermutlich aus dem Anfang oder der Mitte des 15. Jahrhunderts in Toledo entdeckt. Auf eine dieser drei Ausgaben gehen alle sonstigen zurück. Die drei weichen so stark in Art und Umfang des Textes voneinander ab, daß
 5 die Gemeinsamkeit eines Originals ausgeschlossen ist.

Bei diesem Stande der Überlieferung ist es nicht zu verwundern, wenn das Werk eine große Zahl von Irrtümern und Mißverständnissen aufweist, und da ein von Marco Polo selbst verfaßtes und geschriebenes Original nie vorhanden gewesen ist, so bleibt es unentschieden, ob man sie auf die Rechnung
 10 des geistigen Urhebers oder der späteren Abschreiber und Bearbeiter zu setzen hat. Vermutlich werden sie alle daran beteiligt gewesen sein, und man wird deshalb die Zuverlässigkeit des Werkes nicht immer als unbedingt ansehen dürfen, namentlich wenn Widersprüche zu den chinesischen Nachrichten vorliegen. Im ganzen aber ist es eine unschätzbare Quelle für die
 15 innere und äußere Geschichte Kublai's, und der europäische Augenzeuge vermag die Dinge für uns in einem Grade anschaulich zu machen wie kein einheimisches Geschichtswerk. Hinsichtlich des chinesischen Geisteslebens ist Marco Polo allerdings wenig ergiebig. Weder über den Konfuzianismus noch über den Buddhismus, geschweige denn über andere geistige Strömungen
 20 findet sich bei ihm eine Nachricht oder Beobachtung; alles was er darüber zu sagen hat, faßt er in die Worte zusammen: „die Bewohner sind Götzendiener“. Es bleibt natürlich eine offene Frage, ob ihm das Interesse für diese Dinge gefehlt hat oder die Vorbildung oder die notwendige Sprachkenntnis. Der chinesischen Schriftsprache war er jedenfalls nicht kundig. Daran wird durch
 25 Rusticianos summarische Versicherung von Polos Beherrschung von vier Sprachen (s. oben S. 472) nichts geändert. Dagegen beschreibt er die Macht des Khans, die Größe seiner Besitzungen, den Glanz seines Hofes, die Pracht und den Reichtum der Städte, das Gewühl des riesigen Verkehrs und Handels, die Großartigkeit der Staatseinrichtungen, vor allem aber die Güte
 30 und Gerechtigkeit seines hohen Gönners immer wieder in Worten der Begeisterung. Dabei muß er sich aber bewußt gewesen sein — das zeigen seine ausführlichen, von Übertreibungen nicht freien Schilderungen der Städte von Mittel- und Südechina, namentlich der ehemaligen Hauptstadt Kinsay (Hang-tschou II, 185ff.) —, daß was er in China sah, der Staat und der
 35 Glanz der Sung war, nicht aber das Werk der Mongolen. Diese Schilderungen sind für die Entdeckungspläne des Columbus von ebenso großer Bedeutung geworden wie die von Eratosthenes behauptete Möglichkeit, daß man von der Ostküste Indiens nach der Westküste von Spanien und Afrika fahren könne. Andererseits aber riefen sie auch ein zunehmendes Mißtrauen gegen
 40 ihre Glaubwürdigkeit hervor, da man eine solche Kulturhöhe in einem Lande außerhalb der christlichen Welt für unmöglich hielt. Man nahm die Erzählungen für Märchen-Phantasien, die ihr Urheber für ernsthafte Wirklichkeit ausgeben wollte. So hat Marco Polos Buch jene törichte und alberne Literatur zur Folge gehabt, die dem Abendlande Jahrhunderte hindurch den

Blick für die ostasiatische Kultur verschleiert hat, bis die Berichte der Jesuiten im 17. Jahrhundert das chinesische Geistesleben bekannt machten.

Aber Kublai hatte nicht bloß mit außergewöhnlichen Personen unter den Ausländern zu tun, die als Berater oder Amtsträger in seinen Diensten standen, sondern die Entstehung und die Art seines Staates brachten es mit sich, 5 daß das Universalreich eine Bevölkerung hatte, deren Zusammensetzung es unmöglich machte, zu sagen, wer Ausländer und wer Einheimischer war. Die Mongolen, selbst schon zusammengesetzt aus zahlreichen Völkerschaften, die nur die Faust des Eroberers zu einer einheitlichen Masse geformt hatte, waren die Gründer des Staates, aber nicht seine Träger, dazu war 10 weder ihre Zahl noch ihre Begabung ausreichend. Sie hatten sich der zentral- und westasiatischen, dann der nordchinesischen und schließlich der mittel- und südchinesischen Völker bemächtigt und beherrschten sie als eine dünne und geistig unzulängliche Herrenschaft. Dem entsprechend teilte sich die Gesamtbevölkerung, schon im Bewußtsein der Zeitgenossen, in vier Schich- 15 ten, die man nach dem Maße ihrer staatlichen Rechte auch als Klassen bezeichnen kann. Es waren die Mongolen, die sogenannten *Sê-mu jen* d. h. vornehmlich die Muhammedaner, Bewohner der „Westlande“, wozu noch Indien und Persien, gehörten, und Uiguren, dann die *Han-jen* d. h. Nordchinesen, zu denen aber auch die K'i-tan, die Ju-tschen und die Koreaner 20 gerechnet wurden, und schließlich die *Nan-jen* oder Südchinesen, von Marco Polo auch Manji oder Manzi (chines. *Man-tsě*) genannt, ein für die Chinesen besonders anstößiger Name, da sie gewohnt waren, damit „die südlichen Barbaren“ zu bezeichnen (im Gegensatz zu den Bewohnern von Nordchina oder Kathay). Die genauere Scheidung zwischen den völkischen Schichten 25 läßt eine Verordnung aus dem Jahre 1284 über die Rangstufen der Militärbehörden erkennen. Sie bestimmt, daß „Muhammedaner und Uiguren aus Ho-si (Kan-su und dem Ordos-Gebiet, auch Tangut genannt) gemäß ihrem Beamtenrange *daruhaci* (Gouverneur) eines Zehntausendschaftsbezirks werden können und den Mongolen gleichgeachtet werden, Ju-tschen und 30 K'i-tan aber den Chinesen gleichstehen. Stammen jedoch die Ju-tschen und K'i-tan aus dem Nordwesten (d. h. den alten mongolischen Gebieten) und verstehen sie die chinesische Sprache nicht, so sollen sie den Mongolen gleichgestellt werden. Haben aber die Ju-tschen immer in den chinesischen Gebieten gelebt, so stehen sie den Chinesen gleich“ (*Yuan schi* Kap. 13 35 fol. 7r^{of}). Eine andere Verordnung aus dem Jahre 1285 hebt die scharfe Scheidung mit ihrer verschiedenen Bewertung noch deutlicher hervor: „Die in den chinesischen Territorien bis Kiang-nan (also in Mittel- und Südchina) noch in Besitz gehaltenen Bogen, Pfeile und sonstiges Kriegsgerät werden in drei Klassen geteilt, die unterste Klasse wird vernichtet, die mittlere 40 Klasse ist an nahebei wohnende Mongolen abzugeben, die oberste Klasse wird in den Magazinen aufbewahrt. Wenn eine Provinzialregierung zur Hand ist, hat sie die Sache zu besorgen, ist eine solche nicht zur Hand, so besorgt sie der *daruhaci*, sofern er ein Uigure oder Muhammedaner ist. Chi-

nesen als erst kürzlich Unterworfenen dürfen dies nicht, auch wenn sie sich in amtlicher Stellung befinden“ (a. a. O. fol. 16v^o). Ebenso eine Verfügung von 1294: „Die Finanzdirektion der Kreisverbände (*tao*) sind aus Mongolen auszuwählen; sind solche nicht vorhanden, so müssen sie den Nachkommen von Beamten der *Sê-mu jen* entnommen werden, erst danach kann man einfache *Sê-mu jen* oder *Han jen* (Nordchinesen) ins Auge fassen“ (Kap. 18 fol. 11v^o).

Diese demütigenden Bestimmungen (es sind keineswegs die einzigen), die den Chinesen, den Söhnen des Landes, eine fast allen Ausländern nachgeordnete Stellung zuweisen, stehen in scharfem Gegensatz zu der Haltung Kublai's in früheren Zeiten, als er einen großen Kreis chinesischer vertrauter Ratgeber um sich versammelt hatte (s. oben S. 311ff.). Es ist nicht unmöglich, daß er inzwischen mit den südchinesischen Literaten Erfahrungen gemacht hatte, durch die seine Bewunderung in Mißtrauen, seine Vorliebe in Abneigung umgeschlagen war. Wahrscheinlicher ist aber, daß die Chinesen, ihren Gewohnheiten entsprechend, auf die Mongolen als „Barbaren“ herabsahen und ihre Empfindungen auch deutlich genug zeigten. Natürlich waren die Chinesen in der Verwaltung wegen ihrer alleinigen Kenntnis von Sprache und Volk nirgends zu entbehren, und sie werden sicherlich Beamtenstellungen, bis zu den höchsten hinauf, in größerer Zahl innegehabt haben, als die erwähnten Verordnungen erwarten lassen, wenngleich wir Zeugnisse genug dafür haben, daß gebildete Chinesen, die in mongolische Dienste übergetreten waren, ihren kulturstolzen Landsleuten als Renegaten galten. Kublai hinwiederum, dessen Bewunderung für die chinesische Kultur niemals aufgehört hat, wird oft genug mit der Eifersucht seiner Landsleute und ihrer Mißbilligung seiner „Ausländerei“ geplagt worden sein, wie er sie ja auch früher bereits erfahren hatte (s. oben S. 321). Wie dem aber auch sei, die Behandlung der Chinesen war ein verhängnisvoller Fehler. Der Haß, der dadurch gegen die mongolische Fremdherrschaft erregt wurde, mußte schwerwiegende Folgen haben, sobald die versöhnende Persönlichkeit Kublai's abtrat, und dieser Haß traf natürlich auch die *Sê-mu jen*, über deren hochfahrendes Gebaren in der Literatur des 14. Jahrhunderts bitter geklagt wird. Die arabischen und persischen Kaufleute — und sie alle waren *Sê-mu jen* — in Kuang-tung und Fu-kien, zur Yuan-Zeit namentlich in Ts'üan-tschou, brüsteten sich, als große Handelsherren auf ihren Reichtum pochend, schon zur Sung-Zeit mit ihrer bevorrechtigten Stellung der chinesischen Bevölkerung gegenüber, sie trumpten bei den von ihnen finanziell abhängig gewordenen Beamten auf, mischten sich in die Staatsgeschäfte und bekleideten selbst zuweilen hohe Ämter (vergl. oben S. 381). Dazu kam nun unter der neuen Dynastie die gesetzlich festgelegte Vorrangstellung vor den Chinesen. Die glänzenden Erwerbsmöglichkeiten und die Gunst der neuen Herrscher besaßen natürlich eine starke Anziehungskraft, in Ts'üan-tschou strömten, ständig zunehmend, muhammedanische Glücksucher aus dem Westen herein, um sich von da über das Land zu verbreiten,

und die Mongolen gesellten sich dazu, um den Reichtum und die Pracht der großen Städte mitzugenießen. Mit dem Haß gegen die Mongolen sammelte sich der gegen die *Sê-mu jen*.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß in dem von Kublai geschaffenen Staate in den Chinesen sich die ersten Keime eines, wenn auch seiner selbst noch nicht bewußten Nationalgefühls zu regen begannen. Fremde Herrscherhäuser hatten sie oft im Lande gehabt, aber einmal hatten diese nur Teile des Reiches besessen und waren schon deshalb kanonisch „illegitim“, und dann standen die Fremdlinge nicht bloß weit unter dem chinesischen Kultur-niveau, sondern sie gaben dies auch, willig oder unwillig, zu und sahen in dem „Himmelssohn“ trotz allem eine Gestalt aus höherer Sphäre. Mit Kublai Khan war es anders. Er hatte nicht nur das gesamte Reich der Sung übernommen, sondern er hatte auch den universalistischen Staat des Konfuzius in einem Maße verwirklicht wie noch nie ein Herrscher vor ihm. Er war der Himmelssohn, und kein chinesischer Historiker hat dies je bezweifelt. Und doch lehnte sich in den Chinesen das Empfinden gegen diese Dynastie leidenschaftlicher auf als gegen die früheren Fremdstaaten. Das völkische Gefühl war schließlich stärker als der universalistische Gedanke, und nichts hat nächst der Dogmatisierung des Konfuzianismus kräftiger für den Zusammenschluß des Chinesentums gewirkt als der auf allen Seiten gleichmäßige Druck der Mongolenherrschaft, ebenso wie im 19. Jahrhundert der Druck Europas und im 20. der von Japan (vergl. I, 57). Jenes völkische Gefühl der Chinesen aber hatte auch wieder seine stärkste Wurzel in der alle gemeinsam bindenden Kraft der ethisch-politischen Ordnungen des universalistischen Konfuzianismus. Wie alle früheren Fremdherrschaften, so haben auch die Mongolen, selbst auf dem Höhepunkte ihrer Macht, von dem Felsen der chinesischen Kultur nichts abbröckeln, geschweige denn ihn auflösen können. Kublai selbst bewunderte sie, ist ihr aber, wie bemerkt, nicht erlegen. Niemals ist der Konfuzianismus für ihn das geworden, was er für die Chinesen war, aber er hat auch nie den Versuch gemacht, ihm die Chinesen zu entfremden, er war für ihn eins der vielen Lehr- und Kultursysteme in dem weiten Reiche, und jedem seiner Völker war es gestattet „seinen heimischen Gebräuchen zu folgen“, Buddhisten und Taoisten, Nestorianer, Katholiken und Muhammedaner, ja selbst die früher verbotenen geheimen Sekten konnten ungehindert von dieser Freiheit Gebrauch machen. Nur wenn die „heimischen Gebräuche“ gegen sein sittliches Empfinden verstießen, trat er ihnen entgegen. So verbot er den Muslims das Töten von Schlachtvieh nach den grausamen Vorschriften ihres Gesetzes, aber er widerrief das Verbot, als ihm vorgestellt wurde, daß die muhammedanischen Kaufleute nicht mehr nach China kommen würden, was einen großen Ausfall an Einnahmen bedeutete. Ebenso war er empört, als ihm mitgeteilt wurde, daß im Koran der Krieg gegen alle Ungläubigen befohlen werde; es bedurfte großen Scharfsinnes, ihm die richtige Auslegung dieses Gebotes glaubhaft zu machen. Auf der anderen Seite hatte er 1289 eine besondere Behörde für die Kultus-

angelegenheiten der Christen eingesetzt, das *tsch'ung-fu ssě*, dessen Aufgabe es war, die Opferhandlungen und Sonstiges in den Tempeln der Religion des Kreuzes der *ma-ör ha-si* (*mār-hasiā* d. h. der Bischöfe) und der *lie-pan ye-li-k'o-wên* (*rabban-ärkägün* d. h. der Priester und Laien?, s. oben S. 462) zu überwachen. Die Einrichtung zeigt, daß die Zahl der Christen im Reiche eine recht bedeutende gewesen sein muß. Sie ist nicht mit der Regierung Kublai's wieder verschwunden und hat später sogar eine Verstärkung erfahren.

Ungleich den Herrschern der Assyrer und Babylonier, die einst durch Aussiedlungen großen Stils die Kultur des unterworfenen Syrien und Palästina zu vernichten suchten, hat Kublai nie an solche Maßnahmen gedacht, so oft auch die Aufsässigkeit der Südchinesen seinen Unwillen erregt haben mag. Ein solches Verfahren würde auch dem angestrebten Zwecke der Vereinheitlichung und Festigung des Reiches wenig förderlich gewesen sein, dazu war die chinesische Kultur und die Masse ihrer Träger dem Mongolentum, selbst zusammen mit dem Islam, zu gewaltig überlegen, auch besaß dieses weder eine geeignete Kultursubstanz noch eine hinreichende Trägerschicht, die es hätte an die Stelle setzen können. So würde eine gewaltsame Unterdrückung wahrscheinlich das Reich noch schneller zerstört haben, als es ohnehin geschehen ist.

Es fehlte auch ohne das nicht an auflösenden Kräften in dem Riesenorganismus, der nach dem Willen seines Schöpfers von dem Gedanken der Berufung durch den Himmel beherrscht und zusammengehalten werden sollte. Aber die an dem gleichen Gedanken hängende chinesische Schicksalsfrage (II, 294f. u. 596) hat Tschu Hi eher zu lösen vermocht als Kublai Khan. Schon zu des letzteren Zeit war es klar, daß das Weltreich als Einheit keinen Bestand haben würde, und gerade die am weitesten gehende Verwirklichung des universalistischen Gedankens hat ihn auch am deutlichsten als Utopie erwiesen. Kublai war erfahren genug, um einzusehen, daß das Reich so, wie es unter ihm geworden war, nicht so fortbestehen konnte, wie sein Großvater es einst geträumt hatte. Er war zufrieden, wenn die Staaten und Völker seine Oberherrschaft anerkannten, sie mochten ihr Eigenleben weiter führen, wenn sie nur den Ordnungen des Groß-Khans nicht widerstrebten, ihre Könige mochten ihren Thron behalten, wenn sie nur ihre Tributpflichten erfüllten und den Forderungen des Oberherrschers nachkamen. Wenn Kublai besonders widerspenstige Staaten, mehr in einem Augenblick des Unwillens als nach ernstlichem Plane, für Provinzen erklärte, wie z. B. Japan (s. oben S. 438 u. 442) oder Tschampa (s. oben S. 450), so wird er sich nicht zweifelhaft gewesen sein, daß seine Gouverneure dort, wenn sie überhaupt hinkamen, nur Legaten *in partibus infidelium* sein konnten. Auch Marco Polos Berichte wissen nichts von solchen Provinzen. Wie Kublai sich seine Mission im Dienste der universalistischen Idee vorstellte, das zeigte sich besonders am Schluß der Proklamation über die neue dynastische Bezeichnung (s. oben S. 431f.) und in den Schreiben an den „König von Japan“

(s. oben S. 433), auch sein Verhalten gegenüber den indochinesischen Fürsten ließ erkennen, mit welcher Hartnäckigkeit er auf seinen Vorrechten als Weltherrscher bestand. Schwer zu verstehen ist es aber, daß ein sonst so klar blickender Mann wie Kublai jene Vorstellung von seiner Mission für ein tragfähiges Fundament seines Weltstaates halten konnte. Gewalt und Zwang als Mittel verabscheute er, obwohl er sie oft genug, ohne vielen Erfolg, hat anwenden müssen. Hielt er etwa das religiöse Element, das seinem Glauben an die Berufung des Himmels innewohnte, für so stark, daß es die Völker bestimmen konnte, sich freiwillig in die Gesamtheit einzufügen? Seine Vorgänger, die chinesischen Dynastien, waren dieser Meinung gewesen, aber sie hatten ein Recht dazu gehabt, denn einmal überragten sie durch ihre geistige und materielle Kultur die Völker des ihnen bekannten Erdkreises in solchem Maße, daß diese sich willig fügten, so lange die Regierung keinen allzu scharfen Gegensatz zu ihrer Doktrin bildete, ferner aber regierten sie durch das *tao*, das in seinem Wesen passiv war und durch sich selbst, durch sein *wu-wei* („Nicht-machen“) wirkte (I, 119, 203, 206). Dieses System mußte natürlich in dem Augenblicke versagen, wo es auf eine Geisteswelt von gleicher oder größerer Höhe stieß. Den Mongolen fehlte die Waffe der Überlegenheit, und da sie gleich zu Beginn mit Völkern von höherer Kultur und verschiedenartiger Weltanschauung im Westen und Osten zusammentrafen, so konnte ihr Dogma von der göttlichen Berufung wohl zeitweilig mit dem Schwerte Anerkennung erzwingen, aber einen tragfähigen Boden für eine höhere Einheit gab es nicht. Kublai hat dieses Mißverhältnis nicht gesehen, sonst würde er erkannt haben, daß die Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse im Reiche durchaus nicht ohne Bedeutung für seinen Zusammenhalt war. Der Konfuzianismus reichte für das „Khanat China“ wohl aus (vergl. oben S. 430f.), aber er band weder das muhammedanische Mittel- und Westasien noch das buddhistische Indochina. Wir haben früher gesehen, welche Wichtigkeit der Islam für die Khanate der „Goldenen Horde“, sowie der Ilkhane in Persien und für ihre Stellung zu einander gehabt hat (s. oben S. 427), wie ein zum Islam übergetretener Khan der Kiptschak mit einem islamischen Sultan von Ägypten ein Bündnis gegen seinen Sippenengenossen, den Ilkhan von Persien, schloß, „weil ihm die religiösen Pflichten über den Banden des Blutes ständen“. Der Islam war der Todfeind des Buddhismus, und der Zwiespalt zwischen beiden hat nicht wenig zu der Feindschaft zwischen den Khanaten und ihrer Loslösung vom Osten beigetragen.

Kublai selbst hat unbewußt diese Entwicklung gefördert durch eine Maßregel, die gerade für sein eigenes Volk von schwerwiegenden Folgen gewesen ist. Die kulturelle Rückständigkeit der so plötzlich zum Herrenvolke gewordenen Hirtenstämme gegenüber den von ihnen unterworfenen Völkern muß für Kublai immer ein Gegenstand peinlichen Empfindens gewesen sein. Die Bitte, die er den beiden Polos bei ihrer ersten Rückkehr um 1265 an den Papst mitgab, ihm hundert christliche Missionare zu senden (s. oben S. 471), kann nur diesem Empfinden entsprossen sein. Daneben bestand freilich noch

ein anderer Plan, der dem gleichen Zwecke dienen sollte, aber mit jenem nicht zu vereinigen war. Seit 1253 befand sich in seiner Umgebung der junge tibetanische Lama Phags-pa, den er 1260 zum „Lehrer des Reiches“ gemacht hatte (s. oben S. 332). Dieser Mann muß trotz seiner Jugend — er war 5 vierzehn Jahre alt, als er zu Kublai kam — durch seine ungewöhnliche Klugheit einen starken Einfluß auf den Khan und seine Familie ausgeübt haben. Schon bald nach seiner Ankunft nahmen die Frauen Kublai's, die Prinzen und Prinzessinnen, sowie Bewohnerinnen des Witwen-Palastes die buddhistischen Gelübde an, wenn man den Angaben der buddhistischen Chronik 10 Glauben schenken darf. Aber Kublai hatte weit Größeres mit ihm vor. Phags-pa war der Neffe jenes Sa-skya pandita, des Abtes des mächtigen Sa-skya-Klosters in Tibet, der 1244 den Mongolen die erste Kenntnis des Buddhismus in seiner lamaistischen Form übermittelte hatte. Als der Freund und Schützling Kublai's 1274, fünfundzwanzig Jahre alt, nach Tibet zu- 15 rückkehrte, wurde er der Nachfolger seines verstorbenen Oheims und nunmehr mit weit größeren Machtbefugnissen ausgestattet als dieser. Im *Yuan schi* (Kap. 202 fol. 4v^o) heißt es: „Als die Yuan im Norden emporkamen, hielten sie die buddhistische Lehre in hohen Ehren, und als sie dann auch die Westlande (d. i. Tibet) erlangten, plante Schi tsu (Kublai) wegen der Weite 20 und Unzugänglichkeit des Landes, sowie wegen der Roheit und Kampflust der fernwohnenden Bevölkerung, die Menschen dort unter Verwendung ihrer eigenen Gebräuche sanft und gefügig zu machen. Er teilte deshalb das Land der T'u-fan (Tibeter III, 22f.) in Präfekturen und Kreise und setzte Beamte für die verschiedenen Zweige der Verwaltung ein. Das Ganze aber unter- 25 stellte er dem *ti schi* (d. h. „kaiserlicher Lehrer“, ein Ehrenname Phags-pa's, der ihm 1270 verliehen war). Auch wurde die zentrale Kulturbedörde *šan-tschêng yuan* geschaffen, in deren Amtsstellen die zweite von einem buddhistischen Mönche bekleidet werden mußte (?). Strafen und Beförderungen gingen von dem kaiserlichen Lehrer aus, der die ganze Regierungstätigkeit in inneren und auswärtigen Angelegenheiten zusammenfaßte. Als 30 Beamte unter den Leitern der Behörde mußten Mönche und Laien gleichmäßig verwendet werden. Militär und Bevölkerung hatten sich daran zu halten, und die Verordnungen des kaiserlichen Lehrers galten im Westen kaiserlichen Edikten gleich. Innerhalb der letzten hundert Jahre hat es nichts 35 an kultischem Dienst und frommer Gesinnung gegeben, was der kaiserliche Hof nicht geleistet hätte. Selbst der Kaiser, die Kaiserinnen und Haremdamen hatten alle die Gelübde angenommen und dabei die anbetende Haltung gezeigt. Wenn bei gewissen Audienzen im Palast (die mit dem Kult zusammenhingen) die Beamten in Reihen aufgestellt waren, hatte der kaiserliche 40 Lehrer seinen besonderen Sitz“.

Diese Äußerungen verraten zwar die ganze Verachtung der konfuzianischen Verfasser, sie lassen aber auch Kublai's Beweggründe für seine Begünstigung des Lamaismus deutlich erkennen. Er hatte bei seinem Feldzuge im Westen von 1252 bis 1254 (s. oben S. 316ff.) das tibetische Hochland und

seine Bewohner kennen gelernt und hatte begreiflicherweise wenig Neigung, die Anerkennung seiner Oberherrschaft dort mit Waffengewalt zu erzwingen. In der milden Lehre des Buddhismus mit dem Schrecken und Furcht erregenden lamaistischen Kult sah er leichtere Mittel, die Wildheit jener Hochgebirgsnomaden zu bändigen, und da seit dem 10. Jahrhundert die Klöster ohnehin die wirkliche Macht in den Händen hatten, glaubte er, nichts Besseres tun zu können als diese Entwicklung zu fördern, sie unter seine Obhut zu nehmen und auf diese Weise der höchste Herrscher des Landes zu werden. So schuf er eine buddhistische Landesregierung, deren Sitz das Sa-skya-Kloster war und an deren Spitze der Abt stand. Durch das *süan-tschêng yuan* in Ta-tu behielt die Zentrale die Hand in der weltlichen Leitung. Daß auch dieser von ihm legalisierte tibetische Kirchenstaat einmal dieselben Wege der Unabhängigkeit wandeln könnte wie die Khanate im Westen, scheint er nicht angenommen zu haben. Vielleicht war er auch der Meinung, daß er ihn noch fester an sich und sein Haus binden würde, wenn er die Mongolen selbst religiös daran beteiligte. Damit könnte dann auch zugleich ein Mittel gegeben sein, die erstrebte Erhöhung des gesamten Kulturniveaus seines Volkes zu erreichen. So förderte Kublai mit seiner ganzen Macht die Verpflanzung des Lamaismus in die Mongolei und seine Verbreitung durch Mönchsklöster in den weiten Steppengebieten. Die Ergebnisse dieser Politik entsprechen nur zum Teil seinen Erwartungen. Die lamaistische Hierarchie in Tibet war ihm dankbar, pries ihn als *Cakravartin*, der „das Rad der Lehre“ rollen läßt, und als den Schutzherrn der Kirche, der „Ruhe und Ordnung auf dem Erdboden stiftete“ (Sanang Setsen S. 119). Widerstand wie unter den chinesischen Dynastien war nicht mehr vorhanden. Ob oder inwieweit die Bemerkung eines chinesischen Geschichtswerkes zutrifft, daß die von den Mongolen mit Frauen der K'i-tan, Ju-tschen und Chinesen gezeugten Kinder bereits ihre Rasse verändert hätten, mag dahingestellt bleiben, aber der Lamaismus hat jedenfalls verheerend auf sie gewirkt und ein völlig anderes Volk aus ihnen gemacht. Was im 8. Jahrhundert der Staatsmann der Türken, der weise Tonyukuk, warnend gesagt hatte: „die Lehre von Buddha und Lao tsë macht die Menschen milde und schwach, nicht kriegstüchtig und stark“ (II, 442), und was der persische Geschichtsschreiber Gâhic von dem Einflusse des Manichäismus auf die Uiguren meinte (III, 403), das hat sich bei den Mongolen in verhängnisvoller Weise bewahrheitet. Der Lamaismus hat das Land mit seinen Hunderten von Klöstern und Schreinen wie mit einem Raupennetz überzogen, darin aber leben Zehntausende von Mönchen auf Kosten der armseligen Bevölkerung, meist schmarotzende Müßiggänger, die zu jeder Art von Verbrechen und unsauberen Geschäften bereit sind. Es mag etwas übertrieben sein, wenn man am Ende des 19. Jahrhunderts die Zahl der Lamas auf sechzig v. H. der männlichen Bevölkerung geschätzt hat, aber daß ihre Macht groß genug ist, jeden wirtschaftlichen Aufschwung unmöglich zu machen, ist sicher. Auch der kulturelle Anstieg, den Kublai erhofft hatte, ist ausgeblieben. Aus den

abergläubigen Schamanen sind noch abergläubischere Bearbeiter der Gebetsmühlen geworden, die sich von den habgierigen Lamas willig betrügen und ausbeuten lassen. Von der kriegerischen Tapferkeit, der wagemutigen Kühnheit und dem stolzen Kraftbewußtsein von ehemals ist nichts geblieben: 5 geistiger Niedergang, hoffnungslose Willensschwachheit und ängstliches Vermeiden jeder Gefahr sind die Wirkungen der verfehlten Politik Kublai's für den seelischen Zustand seines Volkes gewesen.

- Wie der große Khan selbst innerlich zu dem Buddhismus stand, mag dahingestellt bleiben. Daß er ebenso wie seine weibliche Umgebung „die Gelübde angenommen“ habe, — auch davon weiß Sanang Ssetsen — wird 10 eine buddhistische Legende sein. Daß aber seine Förderung des Lamaismus wenn nicht ausschließlich, jedenfalls in erster Linie auf politischen Erwägungen beruhte, ist sicher. Indessen hat er auch dem chinesischen Buddhismus, der ja den Mongolen früher als die lamaistische Form bekannt geworden war 15 (s. oben S. 332), immer seine Gunst zugewandt, anfangend mit seinem Schiedsspruch auf der Disputation von Schang-tu 1258 (s. oben S. 309). Dieser Spruch mit seinen schlimmen Folgen für die Taoisten mag einseitig gewesen sein, aber er ist eine Ausnahme geblieben. Die Herrschaft über die Geister seiner Untertanen hat Kublai nie beansprucht, die politische Oberhoheit 20 über die Vasallen und ihre Völker allerdings, wie wir gesehen haben, um so entschiedener. Es war sein Bestreben, seine Stellung als Weltherrscher mit der ganzen Pracht und Fülle zu umkleiden, die ein Symbol seiner Macht und Größe sein sollte. Die aufgehäuften Kunstschatze der Sung und die von den tributpflichtigen Völkern gelieferten Kostbarkeiten und Kuriositäten lieferten 25 das Material für die Ausstattung seiner Paläste (s. oben S. 447). Er liebte es, den Angehörigen fremder Länder den Glanz seines Reichthums zu zeigen (vergl. oben S. 435), um ihnen von seiner Macht einen Begriff zu geben und damit die Berechtigung seiner Ansprüche darzutun. Die begeisterten Schilderungen Marco Polos und der arabisch-persischen Chronisten zeigen, daß 30 das von ihnen Geschaute seines Eindrucks nicht verfehlt hatte. Die Hauptstadt Ta-tu (auch Daidu genannt), mongolisch Khanbalik, im Abendlande durch Marco Polo als Cambaluc, d. h. „Khan-Stadt“, bekannt geworden, muß unter Kublai eine Weltstadt ähnlichen Gepräges gewesen sein wie einst Tsch'ang-ngan unter den T'ang (II, 559).
- 35 Die von den Kin 1214 aufgegebenene (s. oben S. 270f.) und von Dschingis Khan 1215 besetzte Hauptstadt Yen-king (s. oben S. 274), die schon 1153 von den Kin den Namen Tschung-tu erhalten hatte (s. oben S. 248) war von Kublai spätestens 1260, wo er den Winter dort zubrachte (s. oben S. 325f. u. 333) als künftige Residenz in Aussicht genommen. Gleich nach seiner Aus- 40 rufung als Groß-Khan 1261 begann er mit dem Umbau. Man benutzte zwar einen Teil des Stadtwalles der Kin, aber im übrigen entstand später eine völlig neue Stadt. Hatte das Tschung-tu der Kin wenig südwestlich der sogenannten Innen- oder Tatarenstadt des heutigen Peking gelegen, so wurde die Khan-Stadt 3 ½ nordöstlich von Tschung-tu angelegt, sie deckte sich

also bis auf eine spätere Kürzung im Norden zur Ming-Zeit im 15. Jahrhundert mit der heutigen Innenstadt. (Die sogenannte Außen- oder „Chinesen“-stadt ist erst 1543 durch Ummauerung der Vorstädte im Süden hinzugenommen worden). Die Stadt Kublai's war eine gewaltige Anlage, sie hatte einen Wallumfang von 60 *li*, ein *li* zu 240 (Doppel-)Schritten gerechnet, wie ein zeitgenössisches Werk sagte. (60 *li* sind nach der üblichen Rechnung 34,50 km, was eine Doppelschrittlänge von 2,4 m ergibt). Als die Kaiser der Ming-Dynastie im Anfang des 15. Jahrhunderts ihre Hauptstadt von Nanking dorthin verlegten, ließen sie im Norden ein Stück abschneiden, so daß der Umfang noch 40 *li* war. Dies ist die heutige in ihren Dimensionen noch immer imponierende „Innenstadt“. Die Stadt war umgeben von einem Erdwall, der von unten bis oben durch eine Schilfverkleidung gesichert war; da diese jedes Jahr umfangreiche Ausbesserungen nötig machte, wurde noch unter Kublai angeregt, den Wall mit Ziegelsteinen zu verkleiden, aber über einzelne Teile an der Westseite kam man nicht hinaus. Erst zu Beginn der Ming-Zeit hat der Wall seinen Ziegelpanzer erhalten. Über Höhe und Dicke des Walles wissen wir nur, was Marco Polo (I, 374) darüber mitteilt. Er sagt, daß die Stadt quadratisch gewesen sei, was nicht richtig ist, jede Seite habe eine Länge von 6 Meilen, der Gesamtumfang also eine solche von 24 Meilen gehabt, was etwas über 60 *li* ergeben würde. Der Erdwall habe an seinem Fuße eine Dicke von 10 Schritten, oben eine solche von 3 Schritten und eine Höhe von über 10 Schritten gehabt, was etwa 16 m ausmachen würde. Er kann natürlich nicht das gleiche machtvolle Bild dargeboten haben, das man an dem Peking der Mandschu-Zeit mit seiner etwa 13 m hohen und selbst oben fast ebenso dicken Mauer (sie ist nicht durchweg gleich und verjüngt sich) und den bis zu 35 m ansteigenden gewaltigen Turmbauten über den sechzehn Toren (die sieben der „Außenstadt“ eingeschlossen) ehrfürchtig bewunderte. Marco Polo, der die Paläste von Cambaluc ausführlich und mit viel Begeisterung beschreibt (I, 362ff.), der Stadt aber nur einen kurzen Abschnitt gewidmet hat (I, 374f.), macht denn auch nicht viel Wesens aus dem Wall, sehr viel mehr aber aus dem Palast des Groß-Khans mit seinen Gärten und seiner aus Ziegelsteinen erbauten Mauer. Wo in der Beschreibung im einzelnen die Erinnerung versagt hat, haben Phantasie und Begeisterung nachhelfen müssen. Als Ganzes wird aber die Schilderung des Glanzes und der Pracht bestätigt durch den Reisebericht des Franziskanermönches Odoric von Pordenone, der auf seinen Wanderungen drei Jahre in Nordchina zwischen 1322 und 1328 zugebracht und auch Khanbalik oder, wie er es nennt, Cambaleck, besucht hat. Einzelne Angaben beider müssen nach zeitgenössischen chinesischen Beschreibungen berichtigt werden. Marco Polo behauptet auch von der Palast-Stadt, die, wie auch heute noch, innerhalb der Innenstadt lag, daß sie von einer quadratischen Mauer umgeben gewesen sei mit einer Seitenlänge von je einer Meile (auch Odoric spricht von 4 Meilen Umfang). In Wirklichkeit war sie ein Rechteck von 9 *li* und 30 „Schritten“ (= 5½ km) Umfang (was etwas we-

niger sein dürfte) mit einer Seitenlänge von 480 „Schritten“ (= 1152 m) Ost-West und von 650 „Schritten“ (= 1560 m) Nord-Süd. Die Mauer bestand aus Ziegelsteinen, war nach Marco Polo sehr dick und „gut zehn Schritte hoch, übertüncht und ringsum mit Schießscharten versehen“ (das sind auch
5 die heutigen Mauern noch). Innerhalb dieser Palast-Stadt war nochmals ein ummauerter Bezirk, die heutige „Verbotene Stadt“, in dem sich der Palast des Khans befand, der, wie Polo sagt, „so groß, so reich und so schön ist, daß niemand auf Erden etwas ersinnen könnte, das ihn überträfe“. Die Mauer der Palast-Stadt hatte sechs Tore, drei im Süden und je eins auf den
10 anderen Seiten. In der Stadtmauer waren elf Tore (nicht, wie Marco Polo und Odoric berichten, zwölf), drei im Süden, Osten und Westen, zwei im Norden. Ihre Namen haben sich zum Teil bis heute erhalten. Wie macht-voll die ganze Anlage mit dem dreifach ummauerten Sitz des Weltherrschers im Mittelpunkt gewirkt haben muß, kann jeder ermessen, der von der
15 Mauerbrüstung aus das heutige Peking betrachtet, dessen Grundriß mit den ausgedehnten Palastgründen und breiten Straßenzügen noch ganz der von der Khan-Stadt ist und auch Kublai's Geist atmet. Bei dem Aufbau, dessen Achse streng nord-südlich verläuft, war, im besonderen bei der Palast-Stadt, von Liu Ping-tschung (s. oben S. 312 f. u. 320) die genaue Beachtung
20 der Gesetze der Geomantik überwacht worden. Wenn auch die Schnelligkeit, mit der die Palastmauer aufgeführt wurde — man hatte weniger als acht Monate dafür gebraucht —, nicht durchweg eingehalten werden konnte, so vollzog sich der Aufbau der großen Stadt mit ihren Palästen und öffentlichen Gebäuden doch verhältnismäßig rasch. Man hatte bereits 1261 mit der Aus-
25 besserung des alten Walles der Kin begonnen, aber erst drei Jahre später erfolgte die endgiltige Erklärung von Tschung-tu zur Hauptstadt. Anscheinend war aber auch 1264 noch nicht entschieden, ob man nicht die alte Stadt ausbauen sollte. Jedenfalls wurde erst 1266 mit der Anlage des neuen Walles begonnen, und es hat zehn Jahre gewährt, bis der mächtige Bau vollendet
30 war. Der Leiter der Arbeiten war ein Chinese aus der Nähe von Peking, Tschang Hung-lüo, dessen Vater Tschang Jou sich schon früh den Mongolen angeschlossen und in den Kämpfen gegen die Sung und Arik bügä kriegerische Lorbeeren erworben hatte. Als Tschang Jou sich 1265 aus dem Dienst zurückzog, rückte sein Sohn auf Befehl Kublai's in seine Ämter ein und wurde
35 1266 „Generaldirektor (*tsung kuan*) für den Bau der Palast-Stadt“. 1271 wurde er mit der gleichzeitigen Wahrnehmung der Geschäfte des Ministeriums für die öffentlichen Arbeiten betraut und 1276, nach Vollendung der Umwallung, erhielt er einen wertvollen Becher aus Gold und Schildkröten-schale als Ehrengeschenk und weitere Beförderung, ein Zeichen, daß Kublai
40 mit seiner Leistung zufrieden gewesen sein muß. Schon 1271 war der Name der neuen Hauptstadt in Ta-tu umgewandelt worden, aber das mongolische Khanbalik war, nach Marco Polo und Odoric zu schließen, die üblichere Bezeichnung.

Hier also befand sich im 13. Jahrhundert der zwar nicht geographische,

aber politische Mittelpunkt der asiatischen Welt. Es ist nicht ohne tiefere Bedeutung, daß Kublai diese Stadt, obwohl sie nicht bloß an der Peripherie des Gesamtreiches, sondern auch an der des chinesischen Staates lag, zu seiner Residenz erwählte. Gewiß waren die Landschaft, das Klima und die Lebensweise des Südens dem Sohn der Steppe fremd und mußten ihm 5 fremd bleiben, wie ja niemals ein Herrscher der nordischen Fremdvölker südlich des Yang-tsé heimisch geworden ist, aber das kann nicht der einzige, nicht einmal der wichtigste Grund für seinen Entschluß gewesen sein. In Ta-tu war er dem Stammlande, Schang-tu und Karakorum näher, und die Verbindung mit den westlichen Khanaten war zu jener Zeit im Norden leicht 10 ter und sicherer als etwa den Yang-tsé aufwärts, so gewaltig der Verkehr auf dem Strome nach Marco Polos Schilderung („200 000 Schiffe jährlich allein aufwärtsfahrend“ und „mehr Güter und Waren als auf allen Flüssen und allen Meeren der Christenheit zusammengekommen!“ II, 170) auch gewesen sein mag. Dazu kam, daß dem Mongolen Nordchina und seine Be- 15 völkerung seit langem vertraut waren, während er den Südhinesen nicht ohne Grund mit Mißtrauen gegenüberstand, wie ihre Verweisung auf die unterste Stufe der völkischen Rangordnung (s. oben S. 475) erkennen läßt (vergl. auch oben S. 333f.). Das Bedeutungsvollste aber ist, daß bei der Wahl der Reichshauptstadt eine ernstliche Konkurrenz außerhalb des „Mittel- 20 staates“ mit Yen-king schon deshalb nicht vorhanden war, weil es bei der Proklamierung des Gesamtreiches als selbstverständlich galt, daß „das Khanat China“ das tragende Fundament wurde.

Die Verbindung mit den Khanaten und Provinzen wurde durch den großartigen Kurierdienst bewirkt, der bereits von Ogodai eingerichtet war (s. 25 oben S. 305) und von Kublai weiter ausgebaut wurde. Er beförderte die amtlichen Schriftstücke von Korea bis nach Süd-Rußland und den Gestaden des Schwarzen Meeres, vom Amur bis zu den Ländern von Indochina. Ein Netz von Straßen ging von Ta-tu aus nach allen Windrichtungen, „die eine nach dieser, die andere nach einer anderen Provinz“, wie Marco Polo es be- 30 schreibt, „und jede Straße hat den Namen der Provinz, nach der sie führt“ (I, 433). Wir werden auf dieses bis zum Abendlande hin berühmt gewordene Postsystem ebenso zurückzukommen haben, wie auf Kublai's ebenfalls von Polo (II, 174) erwähnten Ausbau des „Kaiserkanals“ (I, 13). Kublai bedurfte auch dieses Systems und dieses Straßennetzes für seine unablässigen 35 Kriegszüge, die ihm teilweise von der eigenen Sippe aufgezwungen wurden, teilweise um seiner Weltherrschaftsansprüche willen unternommen werden mußten. Diese Kriegszüge brachten schwere Lasten für die örtlichen Völker mit sich und haben schließlich in China die ganze Wirtschaft zerrüttet. Die Vorbereitungen dazu, Bau von Schiffen, Herstellung von Kriegsgerät, Be- 40 schaffung des Materials, Ansammlung von Lebensmitteln zehrten an den Kräften weiter Volkskreise, die Anwerbung oder Aushebung von Soldaten und die damit verbundene Entziehung von Arbeitskräften für den Ackerbau drückten auf das Leben der Familien. Die riesigen Kosten aber für die krie-

gerischen Unternehmungen zur See und zu Lande wurden durch ein Finanzsystem höchst bedenklicher Art aufgebracht, das in zwei durch ihre Unredlichkeit und Habgier berühmt gewordenen Ministern seine Exponenten gefunden hat: in dem gerissenen Uiguren Achmat, einem gewissenlosen Erpresser und Schmeichler, aber allmächtigem Vertrauten Kublai's, und in dessen späterem Nachfolger, dem ihm geistesverwandten Tibeter Sangko. Beiden war es gelungen, durch Ausnutzung von Kublai's unstillbarem Juwelenhunger dessen Gunst und unbeschränktes Vertrauen zu gewinnen, dafür hatten sie aber auch durch ihre Erpressungen und Vergewaltigungen überall den Haß der gesamten Bevölkerung erregt. Beide mußten denn auch, nachdem sie riesige Vermögen angesammelt hatten, der eine vor seiner Entlarvung, der andere nachher, ihre Schandtaten mit einem schimpflichen Tode büßen. Diese und einige andere Finanzverwalter waren es, die durch Steuererhöhungen und Unterschlagungen das System der Währungsgestaltung aufblähten und die gesamte Wirtschaft zerrütteten. Kublai's Finanzsystem bestand vornehmlich in der Ausgabe einer steigenden Flut von Papiergeld, das als einzige Deckung das Machtwort des Großkhans hatte. Wenn Marco Polos Schilderung (I, 423 ff.) auf Wahrheit beruht — man weiß freilich nicht, ob hier nicht die Ironie die Feder geführt hat —, so muß die Geldwirtschaft schier unbegreifliche Formen angenommen haben. Der Khan „ließ alle Zahlungen für seine eigene Rechnung mit Geldscheinen leisten und sorgte dafür, daß diese Scheine allenthalben in allen seinen Reichen, Provinzen und Gebieten und wohin immer sich seine Macht und Herrschaft erstreckte, Kurs hatten. Niemand, für wie wichtig er sich auch selbst halten mag, wagt ihre Annahme zu verweigern, da die Todesstrafe darauf steht“. „Die Kaufleute, die von Indien und anderen Ländern kommen und Gold, Silber, Edelsteine und Perlen mitbringen, dürfen diese nur dem Kaiser verkaufen“, und „er zahlt einen guten Preis dafür in Papiergeldscheinen“. „Außerdem wird mehrere Male im Jahre in der ganzen Stadt bekannt gemacht, daß, wer Gold, Silber, Edelsteine oder Perlen zu verkaufen hat und sie zur Münze bringt, einen stattlichen Preis dafür bekommt“. „Auf diese Weise sind fast alle Wertsachen im Lande in den Besitz des Khans gelangt“, und „er kauft jedes Jahr eine solche Menge von diesen Kostbarkeiten, daß seine Schätze unbegrenzt sind, während das Geld, das er dafür bezahlt, ihn gar nichts kostet“. So ist es nicht zu verwundern, daß „der Groß-Khan tatsächlich mehr Schätze besitzt als alle Könige der Welt“ (vergl. oben S. 447). (Über die wirtschaftlichen Fragen wird später noch mehr zu sagen sein.)

Das Volk wie das Beamtentum seufzte und murrte oft genug unter den Lasten von Kublai's Kriegen. Das unglückliche Unternehmen gegen Japan mit seinen Folgen veranlaßte eine besonders dringende Mahnung hoher Beamten an den Herrscher, die Kräfte des Volkes zu schonen (s. oben S. 442), und im Verlauf der Kriege gegen die indochinesischen Länder riet sogar die höchste Behörde (das *tschung-schu*), die weiteren Angriffspläne aufzugeben

(s. oben S. 456). Aber wann immer es um Fragen seiner Weltmission ging, war der sonst so milde und versöhnliche Kublai unerbittlich. Die Beharrlichkeit, mit der er dieser Vorstellung anhing, und die Unbedenklichkeit, mit der er ihr Gut und Leben seiner Untertanen opferte, läßt erkennen, wie stark jener Gedanke einer überstaatlichen Ordnungsmacht ihn antrieb, der so alt zu sein scheint wie die Kulturmenschheit und wohl auch erst mit ihr erlöschen wird (vergl. I, 125). 5

Im 13. Jahrhundert war es im Westen das deutsche Kaisertum, das sich als Erbe des *Imperium Romanum* für seinen Träger hielt, wenigstens soweit es sich um die christliche Welt handelte. In Vorder- und Mittelasien 10 war der Islam zwar im Zustande politischer Auflösung oder Umformung, aber die Ideologie von der Einheit des Glaubens, nach der die Muslime, von dem Imām gelenkt, auch staatlich eine Einheit bilden und die Nichtmuslime zu bekehren oder zu unterwerfen haben, bestand in ihrer vollen Kraft. Das Amt des Imām, d. h. das Kalifat, und damit das Kalifenreich war freilich 15 längst zur Fiktion geworden, die Abbasiden suchten diese in Bagdad noch aufrechtzuerhalten, bis Kublai's Bruder Hulagu 1258 die Stadt eroberte und den Kalifen hinrichten ließ (s. oben S. 425). „Von dieser Zeit an gewann in der muhammedanischen Welt“, so heißt es bei einer Autorität der islamischen Geschichte, „zunächst zugunsten der späteren Mongolen, die Auf- 20 fassung allgemeine Geltung, daß ohne Rücksicht auf die Legitimität im altislamischen Sinne jeweiligen der mächtigste Herrscher durch den in seiner Machtstellung zum Ausdruck gekommenen Willen Gottes der wahre Kalif, der Nachfolger des Propheten Muhammed in der politischen Leitung der Gemeinde sei“. Das entsprach durchaus der Meinung Dschingis Khan's 25 und seiner Nachfolger im Osten, die sich dabei auf den konfuzianischen Universalismus stützen konnten und ganz im Einklange mit der chinesischen Überlieferung waren. Aber das 13. Jahrhundert sah auch bereits das Erstarken der völkischen oder nationalen Kräfte, die wie Naturgewalten ein von Menschen ersonnenes und von Menschenhand errichtetes Gebäude zer- 30 störten. In Europa hatte sich Frankreich bereits unter Philipp II. (1180 bis 1223) aus dem Verbande des Reiches gelöst und bildete seine nationale Königsgewalt mit staatlicher Volkseinheit aus; in England ging die Entwicklung, wenigstens seit Heinrich II. (1154 bis 1189), trotz der schweren inneren Kämpfe im Inneren während des 13. Jahrhunderts denselben Weg; nicht 35 anders war es mit Dänemark unter den Königen Knut VI. und Waldemar II., mit Polen unter den Piasten seit Barbarossa's Tode 1190. Das Reich aber als universale Macht war mit dem erschütternden Ende des letzten Staufers 1266 zu einem bloßen Begriff geworden. Im Islam war das einheitliche Kalifenreich schon im 10. Jahrhundert in drei Kalifate zerfallen — neben 40 dem der Abbasiden in Bagdad das der Fatimiden in Nordafrika und Ägypten und das der Omajjaden in Spanien —, nur die Einheit des Glaubens und der Sprache hielt die muslimische Welt noch zusammen. Die verschiedenen ganz selbständig gewordenen Völker des Ostens waren im 11. Jahrhundert

durch die seldschukischen Türken wieder zusammengeschlossen worden und nach der Auflösung dieses Reiches im 12. Jahrhundert wiederum, wenigstens teilweise, durch die im 13. Jahrhundert zum Islam übergetretenen Mongolen des Kiptschak- und des persischen Khanats (s. oben S. 427), besonders unter

5 Timur Lenk, einem Mongolen, der sich seit 1370 in Samarkand selbständig gemacht hatte, wonach dann die Osmanen die gesamte Erbschaft antraten und noch einmal das Kalifat mit einem Großreich verbanden. Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts ist auch diese Einheit gesprengt, der Nationalismus hat auch die islamische Welt ergriffen und wirkt sich am stärksten

10 da aus, wo nicht bloß ein eigener Staat, sondern auch ein eigenes Volk vorhanden ist, d. h., von der Türkei abgesehen, in Ägypten und Arabien. Wie sich diese entstehenden Neubildungen einmal mit der überlieferten Ideologie auseinandersetzen werden, bleibt eine Frage der Zukunft. In China allein hat sich der Weltstaatsgedanke bis an die Schwelle der neuesten Zeit rein

15 erhalten, und das mittelalterliche Gefüge, in dem er verwirklicht war, hat erst mit seinem Dahinschwinden sich aufzulösen begonnen. Heute beherrscht auch hier der Nationalismus die Geister, und er wird um so leidenschaftlicher werden, je stärker der Druck von außen wirkt. Andererseits ist auch in der Neuzeit bis zur Gegenwart, also in einer Periode des überspitzten Nationalis-

20 mus, der Gedanke einer über die Staaten hinausgreifenden Organisation nicht erloschen. Er lebt, freilich in anderen Formen, im britischen Empire, im russischen Bolschewismus und neuerdings in dem, was man als nordamerikanischen „Dollar-Imperialismus“ bezeichnet hat. Aber hier besteht ein tiefgreifender Unterschied. Der Universalismus des Mittelalters war und

25 ist im Osten und Westen durchaus religiös fundiert, er ist der Ausdruck des göttlichen Willens, und seine Exponenten, mochten sie sich Kaiser oder Kalif oder Himmelssohn nennen, waren die bevollmächtigten Vollstrecker dieses Willens. Damit war die hohe sittliche Verpflichtung verbunden, das Amt im Sinne des göttlichen Auftraggebers zum Wohle des Ganzen zu führen.

30 Die Leiter des britischen Empire haben sich dieser Ideologie bemächtigt, indem sie ihr Reich für „das mächtigste Werkzeug zum Guten in der Hand Gottes“ erklärten, aber diese Phraseologie ist nur der Deckmantel für das eigentliche Ziel des Organismus: die Völker zu beherrschen, um durch ihre Arbeit Reichtum anzuhäufen. Der Bolschewismus ist ausgesprochen wider-

35 göttlich, verneint alles Volkstum und lehnt jede sittliche Bindung ab. Der nordamerikanische Imperialismus verfolgt das gleiche Ziel wie der englische Empire-Gedanke, verzichtet aber auf die deckende Phraseologie, es ist rohe Erwerbsgier, ähnlich der von Dschingis Khan (s. oben S. 424), aber ausgerüstet mit anderen Mitteln und anderen Formen.

40 Betrachtet man Kublai's Vorstellung von seiner Weltmission auf diesem Hintergrunde, so wird klar, welche Veredelung sie darstellt gegenüber der seines Großvaters und wie sie nur eine neue Forderung des uralten Ordnungsgedanken ist, der die Menschheit zu Frieden und Gerechtigkeit führen wollte, als man noch nichts von den Kräften des Nationalismus wußte. Die Ge-

schichte hat immer wieder gezeigt, daß der Gedanke von einer Utopie ausgeht und nur zu leicht von denen, die ihn tragen, mißbraucht wird. Es bleibt eine Vermessenheit, wenn ein Einzelner oder ein ganzes Volk, und ständen sie noch so machtvoll da, sich für von Gott ausgewählt erklären und daraus den Anspruch auf Vergewaltigung und Beherrschung anderer herleiten. 5 Gott sucht sich für seine Zwecke selbst die Werkzeuge, die ihm, mit oder ohne ihren Willen, dafür dienen müssen. Kublai war tief in den Glauben seiner Zeit verstrickt, und die Schattenseiten seiner Persönlichkeit wie die Verirrungen seiner Politik hängen eng mit dieser Verstrickung zusammen, aber, als Ganzes genommen, war er einer der machtvollsten, willensstärksten und 10 gütigsten Männer, die kraft dieses Glaubens die Herrschaft geführt haben: bei wenigen war die Reinheit der Ziele so offensichtlich wie bei ihm. Zeugnisse aus drei Weltteilen bestätigen dies. Marco Polo, der reichlich Gelegenheit gehabt hatte, den Herrscher zu beobachten und kennen zu lernen, sagt von ihm: „Er (Kublai Khan) führt mit Recht den Namen Herr der Herren 15 (d. i. „Kaan“), denn wahrlich jedermann weiß, daß dieser große Kaan der mächtigste Mann an Volk und Land und Reichtum ist, der jemals in der Welt gelebt hat oder lebt, von der Zeit unseres ersten Vaters Adam bis zu diesem Augenblick, und daß alle Völker unter ihm von solchem Gehorsam beseelt sind wie es niemals unter irgend einem anderen früheren Herrscher 20 gewesen ist“. Der persische Geschichtsschreiber Wassāf vom Ende des 13. Jahrhunderts, bei dem man freilich den selbst für einen Orientalen ungewöhnlichen Schwulst mit in Kauf nehmen muß, widmet Kublai ein ganzes Kapitel voll phantastischer Überschwenglichkeiten. Es heißt darin: „Obwohl es von der Grenze dieses Landes (Persien) bis zum Mittelpunkt des 25 Reiches, um den der Himmel kreist, und bis zu der fruchtbaren Weide des Glücks, der Residenz des Padischah und Khagans, ein Reiseweg von einem Jahre ist, ist die Kunde von seinen Taten und von seiner Yāsā (das Gesetzbuch der Mongolen, auf Dschingis Khan's Befehl verfaßt, s. oben S. 278), seiner Gerechtigkeit und Billigkeit, seiner Einsicht und Scharfsichtigkeit, 30 seiner Rechtlichkeit und Fürsorge für das Reich aus dem Munde von glaubwürdigen Männern, namhaften Kaufleuten und bekannten Reisenden so berühmt geworden, daß eine Zeile seiner Ruhmestaten und ein Stückchen seiner Leistungen die Denkmäler der Kaiser von Rūm (Rom) und der Chosrau von Persien (sassanidische Könige, s. III, 210), der Khagane von China und 35 der Kail der Araber (Titel vorislamischer Fürsten in Südarabien), der Tubba von Yemen (eine Bezeichnung ungesicherter Herkunft für „König von Yemen“) und der Rājās von Indien, der Sassaniden und Bujiden (Name einer persischen Dynastie des 10. Jahrhunderts), sowie der Seldschuken-Sultane auszulöschen vermag“. Am schwersten wiegt vielleicht das, was 40 die konfuzianischen Herausgeber der Yuan-Annalen in einer Zeit, deren Hauptmerkmale der Haß gegen die gestürzte Mongolen-Herrschaft war, mit Widerstreben von ihm bekennen mußten: „Schi tsu (d. i. Kublai Khan) war von offenem Sinn und umfassendem Weitblick. Er erkannte die Menschen

(*tschi jen*), die geeignet für Amtsgeschäfte und zuverlässig für Sendungen (*schi sin*) waren, und verwandte die konfuzianisch Gebildeten; indem man aber ihre Verwendung überlieferte, verkündete man als Richtschnur, daß man mit chinesischer Kultur die Barbaren zivilisieren kann. So wirken die
5 Einrichtungen, die von einer einzigen Generation geschaffen wurden, als Vorbild in weite Fernen“.

Drittes Kapitel.

Abstieg und Ende.

a) Die Erben der Macht.

Kublai Khan war eine Anomalie gewesen. Wie fast alle nordischen Fremdvölker waren auch die Mongolen stärker im Erobern als im Verwalten des Eroberten. Anders Kublai: zwar hatten seine zahlreichen Kriege ihm reichlichen Landgewinn eingetragen, aber seine Haupttätigkeit galt den Werken des Friedens, und das Reich erfreute sich unter ihm einer Ordnung und 5 Sicherheit, wie sie während keiner Zeit vor ihm besser gewesen waren. Aber damit war auch der Höhepunkt im Wirken der Yuan-Dynastie erreicht, mit Kublai's Tode begann der Abstieg. Sein ältester Sohn und Thronfolger Tschén-kin (Cinkim) war 1286 gestorben (vergl. oben S. 443), und der Kaiser hatte sich nicht entschließen können, einen neuen Erben zu ernennen. 10 Trotzdem vollzog sich die Nachfolge ohne Reibungen. Der Verstorbene hinterließ drei Söhne, der älteste war der Prinz Kamala (Tempelname Hien tsung), den Kublai mit dem Schutz der Nordgrenze (gegen Kaidu) betraut hatte (s. oben S. 468), der zweite Ta-la-ma-pa-la (Dharmapāla) (mongol. Tamapala, Tempelname Schun tsung) starb 1292 in Ta-tu, wäh- 15 rend der Kaiser im Norden war, um Kaidu abzuwehren, und der dritte, Timur, hatte Kublai auf seinem Zuge gegen Nayan (s. oben S. 467) begleitet und war 1293 mit einem Heere zur Besetzung der Nordgebiete (wohl Nayan's ehemaliges Khanat in der Mandschurei) entsandt worden. Kamala wurde darauf Generalgouverneur der „vier großen Orda“ (des Stammlandes 20 am Keruleng, s. oben S. 424) mit Karakorum. Als Kublai 1294, in Ta-tu gestorben und seine Leiche „in feierlichem Zuge zur Bestattung in das Tal übergeführt war, wo alle Kaiser ihre Grabstätte haben“, eilten die Enkel des Verstorbenen auf die Trauerbotschaft nach Schang-tu, wo sie bereits die Prinzen und Großen versammelt fanden. In diesem *kuriltai* wurde Kama- 25 la als Erstgeborener zur Nachfolge aufgefordert. Er erklärte aber: „ich bin von der verstorbenen Majestät beauftragt, das Nordland in Schutz zu nehmen, um die Götter des Erdbodens und der Feldfrüchte zu schirmen (ein Zeichen, wie weit die Anschauungen des Mongolen als sinisiert gedacht wurden!) und für lange Zeit die Grenzangelegenheiten wahrzunehmen. So 30 will ich mich lieber der Herrschaft meines Bruders Timur unterwerfen; möge er in Güte und Pietät die Nachfolge im Reich übernehmen“ (*Yuan schi* Kap. 115 fol. 11r^o). So wurde Timur (Tempelname Tsch'êng tsung) der Groß-Khan, und Kamala kehrte auf seinen Posten zurück.

Es war keine unbelastete Erbschaft, die Tsch'êng tsung übernahm. Im Nordwesten beobachtete Kaidu die Ereignisse sehr sorgsam, immer bereit, eine Gelegenheit zu benutzen, um Kublai's Sippe das Khanat zu entreißen (s. oben S. 468); im Süden konnte die Lage gleichfalls nicht als sicher angesehen werden. Zwar hatte Tsch'êng tsung sogleich alle von Kublai noch in Angriff genommenen Vorbereitungen für einen neuen Krieg gegen Annam einstellen lassen (s. oben S. 456), daß aber die Völker und Stämme von Indochina, besonders in den an Yün-nan grenzenden Gebieten von Birma wie in den dazwischen liegenden Berglandschaften noch längst nicht „befriedet“ waren, sollte sich bald zeigen. Im Inneren lastete die wirtschaftliche Not schwer auf dem Landvolke, das keinen Teil hatte an den reichen Gewinnen des Überseehandels. Kaidu war seit seiner letzten Niederlage durch Bayan — der inzwischen Kublai noch im gleichen Jahre im Tode gefolgt war — nicht mehr zur Ruhe gekommen und hatte durch häufige Einfälle von seinem Standort Bischbalik (bei Gutschen) aus die Bevölkerung in Schrecken gehalten. Nach Kublai's Tode verstärkte sich diese Tätigkeit. Tsch'êng tsung hatte den Grenzschutz dort einem bewährten Heerführer, einem Kiptschak-Fürsten Tschuang-wu-ör, anvertraut. Dieser hatte das Amt von seinem Vater T'u-t'u-ha ererbt, dessen Vater sich mit seinem Stamme Dschingis Khan ergeben und der dann unter Kublai lange Zeit bis zu seinem Tode 1297 neben dem Prinzen Kamala den Grenzschutz im Norden geleitet hatte. Tschuang-wu-ör ging 1297 seinerseits zum Angriff über. Er überschritt mit einem großen Heere den Altai und brachte am Ta-lu-hu (Schwarzer Irtysh ?) Kaidu's Generalen eine schwere Niederlage bei, trieb sie fünfzig *li* zurück und nahm ihnen ihre gesamten Kamele, Pferde und Zelte ab. Auf dem Rückmarsch stieß er auf eine zweite Streitmacht von Kaidu und konnte auch diese vollständig vernichten. Aber schon im nächsten Jahre begannen die Grenzkämpfe aufs neue und setzten sich in der folgenden Zeit mit steigender Erbitterung fort. Es hat den Anschein, als habe der Rachedurst bei dem gealterten Kaidu mit den Jahren immer mehr zugenommen und sei von ihm auf seinen Sohn, der an seiner Seite kämpfte, übertragen worden. Aber er hatte in Tschuang-wu-ör einen ihm vollauf gewachsenen Gegner gefunden, der ihm den Zutritt zu dem erstrebten Karakorum-Gebiet erfolgreich versperrte. I. J. 1301 rüstete Kaidu noch einmal mit aller Macht zu einem Entscheidungskampfe. Gemeinsam mit dem von ihm unterworfenen Dschagatai-Khan Tu-wa überschritt er den Altai und verschanzte sich hier zunächst in den hohen Bergen, um dann gegen Karakorum vorzugehen. Tschuang-wu-ör griff ihn überraschend an, es entspann sich ein mehrere Tage während wütender Kampf, bei dem auch der Prinz Hai-schan, der älteste Sohn von Dharmapāla und spätere Kaiser Wu-tsung, Tschuang-wu-ör mit einer Heeresabteilung erfolgreich unterstützte. Tu-wa's Heer wurde völlig aufgerieben, er selbst am Knie verwundet, doch war er noch fähig, zu entfliehen. Kaidu kämpfte verzweifelt bis zum Ende, wurde aber gleichfalls, und zwar schwer an der Hüfte, verwundet und starb bald danach auf der Flucht. Die Ent-

scheidung war gefallen, die Linie Ogodai endgiltig von der Thronfolge ausgeschlossen. Kaidu's unversöhnliche Feindschaft hatte ihn schließlich die Macht und das Leben gekostet. Mit seinem Tode fand der unselige Familienzwist, der, wie sich jetzt herausstellte, nur durch ihn in Brand gehalten war, in der Hauptsache ein vorläufiges Ende. Noch 1303 traten Tu-wa und eine 5 Anzahl anderer Prinzen der Ogodai- und Dschagatai-Linien zusammen und beschlossen, mit dem Khan des Tului-Geschlechts in Ta-tu ihren Frieden zu machen. „Unser Vorfahr Dschingis Khan“, so waren ihre Erwägungen (*Yuan schi* Kap. 128 fol. 19^{re}f.), „hat einst unter Mühen und Hindernissen das Reich gegründet, wir, die Nachkommen aber, haben nicht vermocht, in 10 Frieden und Freundschaft uns an seinem Bau zu erfreuen. Jahre hindurch haben wir im Kampfe die Waffen geführt und uns gegenseitig gemordet, das heißt das Erbe der Ahnen zerstören. Jetzt ist der Schutzherr an der Grenze unseres Oheims Schi tsu ältester Sohn, gegen wen also sollen wir noch kämpfen? Wir haben früher im Kampfe gegen T'u-t'u-ha keinen Sieg er- 15 ringen können, und jetzt haben wir dies im Kampfe mit seinem Sohne Tschuang-wu-ör auch nicht vermocht. Daran kann man den Willen des Himmels und den unserer Ahnen erkennen. So ist es das Beste, wir schicken Gesandte (zu dem Groß-Khan), unterwerfen uns ihm, stellen die Feindseligkeiten ein und bilden eine Familie“. Diese Gesinnung, wenn sie 20 ehrlich gewesen und von allen geteilt worden wäre, hätte den Bestand des Reiches am ehesten sichern können. Tsch'êng tsung nahm jedenfalls die dargebotene Friedenshand an, die Prinzen erhielten Ämter und Würden, und in der Zukunft bestand mit den meisten von ihnen ein freundschaftliches Verhältnis. Bis 1306 mußten Tschuang-wu-ör und Hai-schan noch gegen einen 25 Teil von Kaidu's Anhang kämpfen, ehe alle, Frauen und Kinder eingeschlossen, vernichtet oder zur Übergabe gezwungen waren, aber von da ab war auch die Befriedung des Nordens vollständig. Tsch'êng tsung hat dort keinen Krieg mehr zu führen brauchen. Tschuang-wu-ör wurde für seine Verdienste, die er sich um die Dynastie erworben, reich belohnt, er wurde der Führer einer 30 Kiptschak-Leibgarde, erlangte die höchsten Ehrenstellen und starb, nachdem er auch Tsch'êng tsung's Nachfolger gedient, i. J. 1322. (Über Hai-schan s. unten).

Die Beziehungen zu den indochinesischen Staaten waren während der letzten Lebensjahre Kublai's friedlich gewesen, aber in Birma waren seit den 35 blutigen Ereignissen von 1287 und der dadurch notwendig gewordenen Expedition nach Pagan (s. oben S. 460f.) die inneren Verhältnisse nicht mehr zur Ruhe gekommen, und die Kämpfe in und zwischen den verschiedenen Familien und Stämmen, verbunden mit Überfällen und Meuchelmord, zwangen schließlich auch Tsch'êng tsung zum Eingreifen. Die großen Er- 40 werbungen im Südwesten für das Reich brachten ihre Lasten mit sich. Seit 1289 bestand zwischen Birma (Mien) und dem mongolischen Hofe ein Tributverkehr in dreijährigem Abstände. Aber dieses Mien war gegen das frühere erheblich eingeengt, der Nachfolger des ermordeten Königs Narasihapati,

sein Sohn Sihasūra, saß in Prome, Ober-Birma aber war in der Hand mehrerer Schan-Fürsten. Nachdem Sihasūra auch drei seiner Brüder ermordet hatte, kam er selbst bei einem Angriff auf einen der aufständisch gewordenen Statthalter in Pegu ums Leben. Sein überlebender Bruder Kyoza, Gouverneur von Dala (westlich von Rangun), machte sich in Pagan zum König und ließ 1297 bei Tsch'êng tsung um die Investitur als König von Mien nachsuchen, indem er seinen Sohn Sêng-kia-pa-ti (Simhapati) an den Hof nach Ta-tu sandte. Tsch'êng tsung gewährte die Bitte und verlieh auch zugleich dem Sohne den Titel *Mien-kuo schi-tsě* d. h. „Prinz von Mien“.

10 Um dieselbe Zeit hatte die Regierung von Yün-nan — man weiß nicht, zu welchem Zwecke — einen Gesandten namens Kuan-tschu-ssě-kia nach Têng-lung (Talaing im Gebiet von Pegu am Delta des Irawaddy ?) geschickt. Der König des Landes gab ihm zwei Verwandte mit, die ihn nach China zurückgeleiten sollten. Als diese 1298 nach Pagan kamen, ließ der König Kyoza

15 ihre Schiffe und Tributgeschenke, die sie überbringen sollten, gewaltsam wegnehmen und die beiden Talaing-Leute gefesselt abführen. Auf der Weiterreise erfuhr Kuan-tschu-ssě-kia in Tagaung (T'ai-kung) am oberen Irawaddy, daß der König Kyoza wegen seiner Verrätereie abgesetzt und sein Sohn namens Tsou-nie zum König ausgerufen sei; man bitte ihn, eine

20 Gesandtschaft an den Kaiserlichen Hof in die Wege zu leiten. Nach Pagan zurückgekehrt, wurde Kuan-tschu-ssě-kia von dem neuen Könige davon in Kenntnis gesetzt, daß sein Vorgänger ein Heer der Pa-pai-si-fu, eines Thai-Volkes, dessen großer Staat am oberen Mekong in dem Gebiete des heutigen Chieng-mai lag, in das Land gerufen habe, wobei mehrere Städte zerstört

25 worden seien. Auch sei er es gewesen, der den Gesandten von Talaing ihre Tributgeschenke geraubt habe. Wenn man bei der kaiserlichen Regierung diese Zusammenhänge nicht kenne, würde man sicher das Land mit Krieg überziehen, er wolle deshalb eine Gesandtschaft mit Tributgeschenken an den Hof abordnen, um alles aufzuklären. Ein Schreiben gleichen Inhalts wurde

30 an die Regierung von Yün-nan übersandt, doch war hinzugefügt, daß der vorige König das Stammeshaupt von Mu-lien tsch'êng (Myin-saing, am Irawaddy, halbwegs zwischen Pagan und dem heutigen Mandalay) A-san-ko-ye (Asamkha), der vom Kaiser ein Ehrendiplom erhalten habe, ohne ein Verschulden des Genannten habe töten wollen. Deshalb habe Asamkha

35 mit zwei anderen den König abgesetzt und ihn (Tsou-nie) zum König gemacht.

Diese drei Königsmacher waren drei Brüder, Asamkha, Rājasamkrama und Sihasūra, Schan-Leute; sie waren durch die Gunst des Königs Narasiapati zu Gouverneuren gemacht worden, Asamkha, der älteste, in Myin-

40 saing. Sie hatten auf Anstiften der Königin-Mutter gehandelt und befanden sich danach ganz im Besitze der Macht in dem Königreich. Über die darauf folgenden Vorgänge berichtete 1299 eine Meldung des mongolischen Gouverneurs (*tsung kuan*) in Tagaung durch Vermittlung des Vorstehers der Kurierstation Kiang-t'ou (s. oben S. 458), daß Asamkha und seine beiden

Brüder an der Spitze eines Heeres von 30 000 Mann vor dem König Kyoza erschienen seien und ihm vorgehalten hätten, er habe sich mit dem Thronfolger dem Yuan-Kaiser unterworfen und damit viel Elend herbeigeführt. Damit hätten sie ihn, seinen Sohn Simhapati, seine Frauen und seine Minister, „über hundert Personen“, getötet. Die Regierung von Yün-nan habe dann noch nähere Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß mit den schon erwähnten Personen auch noch die in Mien ansässigen Muhammedaner, Uiguren und Chinesen von Asamkhya ermordet worden seien. Zugleich kam ein Sohn des ermordeten Königs, Ku-ma-la-kia-schi-pa-su-tan-pa-tschê-li, der dem Blutbade entronnen war, als Flüchtling nach Yün-nan und bat um Hilfe und um Bestrafung der Mörder. Sein Bericht wich von dem bisher Gemeldeten etwas ab, indem er die Hauptschuld an den Bluttaten dem Râjasamkhya und dem Sihasûra beimaß, während Asamkhya sogar versucht haben sollte, zu vermitteln; er fügte aber hinzu, daß Pagan von den Rebellen geplündert und völlig zerstört worden sei.

In Ta-tu überlegte man, was zu tun sei. Tsch'êng tsung hatte nicht mehr kriegereische Neigungen als sein Großvater und war erheblich weniger als dieser von dem Gedanken seiner Weltmission beherrscht. Der Präsident von Yün-nan, Mang-wu-tu-lu-mi-schi, empfahl indessen dringend die Bestrafung der drei Brüder, die sich angemaßt hätten, einen Fürsten, der ein loyaler Vasall des Kaisers gewesen sei, eigenmächtig abzusetzen. Ein solches Beispiel könnte Nachahmung finden und großes Unheil die Folge sein. Der Bedeutung dieser Erwägungen konnte man sich im Staatsrat nicht verschließen; Anfang 1300 berief Tsch'êng tsung den Präsidenten von Yün-nan nach Ta-tu, um gemeinsam mit ihm eine bewaffnete Expedition nach Birma zu beraten. Der Präsident schlug die Aufstellung einer Truppe von sechstausend Mann vor, die Mitglieder des Staatsrates aber waren der Meinung, daß im Hinblick auf die Verbundenheit zwischen Mien und den Pa-pai-si-fu wenigstens zehntausend Mann nötig seien, und Tsch'êng tsung erteilte sogar die Ermächtigung, die Zahl, wenn nötig, auf zwölftausend zu erhöhen. Mang-wu-tu-lu-mi-schi beantragte, ihm den Staatssekretär bei der Regierung in Yün-nan, Sie-tsch'ao-wu-ör, und den General Liu Tê-lu, einen Chinesen aus Ho-peï, für den Oberbefehl beizugeben, ebenso einen der Stammeshäuptlinge (*t'u-kuan*) von Yün-nan (wohl mit einer einheimischen Truppe) in das Heer einzureihen. Sogar ein kaiserlicher Prinz sollte die Expedition begleiten. Tsch'êng tsung genehmigte alles, die Teilnahme des Prinzen aber nur unter der Bedingung, daß „er sich nicht in die Geschäfte mische“. Das Ganze läßt die hier erwähnten, sonst völlig unbekannten Persönlichkeiten von der Regierung in Yün-nan und damit diese selbst in einem seltsamen Lichte erscheinen und erweckt den Verdacht, daß es sich bei dem Unternehmen von vornherein mehr um einen Plünderungs- und Beutezug der Anführer gehandelt habe als um eine ernsthafte Ordnungsmaßnahme. Der Ausgang sollte dies vollauf bestätigen.

Im Herbst 1300 rückte das Heer von Tschung-k'ing (K'un-ming) ab und

zog über Ta-li, Yung-tsch'ang, T'êng-yüé, wo die Grenze von Mien überschritten wurde, dann den Strom hinab nach Myin-saing, wo Asamkhya und seine beiden Brüder verschanzt waren. Die Belagerung der hartnäckig verteidigten Stadt zog sich den Winter über hin, die Verluste waren stark, und
 5 mit dem Frühjahr drohten die Malaria und andere Seuchen. Im Heere begann sich der Widerspruch zu regen: der Sommer werde allen den Tod bringen, und ein klarer Befehl des Kaisers, während der heißen Zeit auszuharren, liege nicht vor, sondern nur eine mündlich übermittelte Anordnung. Asamkhya, der von dieser Stimmung Kenntnis haben mochte, ließ
 10 durch Ausrufer dem Heere verkünden, daß er und seine Brüder schuldlos seien und sich der Prüfung durch die Regierung von Yün-nan zur Verfügung stellten. Dann kamen Boten mit Geschenken in Gold und Silber, man fing an, zu verhandeln; persönlich zu erscheinen lehnten die Brüder ab, aber einzelne Heeresteile begannen, abzuziehen, Ermahnungen — selbst
 15 die entflohene Mutter des Königs erschien im Lager und beschwor die Führer, nur noch fünf Tage zu bleiben, worauf die Übergabe der Stadt erfolgen müsse — fruchteten nichts, das Ganze löste sich auf und strebte der Heimat zu. So unrühmlich hatte noch keine der Expeditionen nach Birma geendet. Der Zusammenbruch dieses militärischen Unternehmens blieb nicht ohne
 20 Wirkung auf die Haltung der Bergstämme zwischen dem Schuai-li und Yung-tsch'ang, wohl vor allem der streitbaren „Goldzähne“ (s. oben S. 458), denen sich andere anschlossen. Sie überfielen die zurückmarschierenden erschöpften Truppen und fügten ihnen schwere Verluste zu. Dann zerstörten sie die Wachtstationen, plünderten die Ortschaften und erschlugen die Beamten. Erst eine von Yün-nan und Ssë-tsch'uan unter Liu Kuo-kie, einem
 25 Ju-tschen-Manne, der sich schon oft als General im Kampf bewährt hatte, ausgesandte Truppenmacht konnte die Ruhe wiederherstellen.

Die ganze Schmach des birmanischen Kriegszuges kam aber erst durch die nachfolgende Untersuchung zu Tage, die auf Antrag des Präsidenten des
 30 Staatsrates, Wan Tsé, vorgenommen wurde. Dabei stellte sich heraus, daß alle Beteiligten, „von dem kaiserlichen Prinzen, dem Staatssekretär Siet-sch'ao-wu-ör, dem Präsidenten Mang-wu-tu-lu-mi-schi und dem General Liu Tê-lu bis hinunter zu den Sekretären und Schreibern“ von den Rebellen Bestechungen angenommen hatten, und zwar in dem Gesamtbetrage von
 35 800 Unzen Gold und 2200 Unzen Silber. Dadurch, so sagte der Untersuchungsbericht, hätten die Führer alle Autorität verloren, die Ordnung habe sich aufgelöst und die einzelnen Abteilungen seien eigenmächtig abgerückt. „Sie alle seien wegen schwerster Schändung der nationalen Ehre zu bestrafen“. Die Strafen waren abgestuft: Mang-wu-tu-lu-mi-schi war bereits
 40 gestorben, einige wurden mit dem Tode bestraft, andere mit Entlassung aus allen Ämtern, Einziehung des Vermögens und Schlägen mit dem schweren Bambus.

Die schmachvollen Vorgänge bei der Birma-Expedition von 1300 sind von den amtlichen Chronisten der Yuan-Annalen in einem solchen Maße ent-

stellt worden, daß die gewohnte Nachlässigkeit und Flüchtigkeit bei Abfassung dieses Werkes (s. oben S. 5f.) zur Erklärung nicht ausreichen und man noch andere Gründe vermuten muß, die eine so völlige Verschleierung des Sachverhaltes veranlaßt haben. Es ist ein glücklicher Zufall, daß wir aus einer anderen zeitgenössischen chinesischen Quelle, deren Angaben sich mit denen der birmanischen Chronik gut vereinigen lassen, den wirklichen Verlauf der Dinge erfahren. 5

Wie die späteren Tributgesandtschaften zeigen, haben Tsch'êng tsung und seine Nachfolger den Halt über die indochinesischen Staaten nicht verloren. Zu Annam, Tschampa und Birma war seit 1295 auch Sien, das später 10 durch seine Vereinigung mit Lo-hu zu Siam wurde, als Tributbringer hinzugekommen. Mongolische Residenten saßen in verschiedenen Städten dieser Länder, und wir erfahren beiläufig, daß 1227 der König von Mien, T'a-li-pi-ya (Tarabya), dem *Yuan schi* (Kap. 30 fol. 18r^{of}.) zufolge um die Wiedererrichtung einer Provinzialregierung in Mi-lang-tsch'ung (Main-saing) 15 bat. I. J. 1300 war die Poststraße (s. unten) von Yün-nan nach Birma um fünfzehn Stationen vermehrt worden (ebenda Kap. 20 fol. 7v^o), ein Zeichen des starken amtlichen Kurierdienstes. Aber eine Expedition nach Indochina hat es zur Yuan-Zeit nicht mehr gegeben.

Tsch'êng tsung hatte von seinem Vater Tschên-kin (Cinkim) den Sinn für 20 konfuzianische Bildung (s. oben S. 443), von seinem Großvater die Gutherzigkeit geerbt. Mit großem Eifer nahm er sich der literarischen und kultischen Einrichtungen des Konfuzianismus an. Das Prüfungssystem lag zwar auch unter ihm noch im argen, da die mongolischen Herrscher bisher zu sehr mit dem Aufbau des Reiches und seiner Verwaltungsorganisation beschäftigt 25 waren, als daß sie dieser durch die Verschiedenartigkeit der Bevölkerung besonders schwierig gewordenen Frage (s. unten) hätten ihre Aufmerksamkeit zuwenden können. Aber die sonstigen Studieneinrichtungen, Bibliotheken und Sammlungen hatten Tsch'êng tsung's lebhaftes Interesse, und wie hoch er den Weisen selbst zu verehren gelernt hatte, zeigt sich in einem Edikt, 30 das er gleich nach seiner Thronbesteigung, noch im Sommer 1294, erließ. Es heißt darin: „K'ung tsé's Lehre wirkt zurück als Vorbild für zehntausend Generationen. Es gehört zu den Pflichten der Regierenden, daß sie ihn verehren und ihm in Ehrfurcht nahen. In allen Bezirken des Reiches sollen ihm Tempel und Lehr- und Studienanstalten errichtet werden. Den Beamten 35 und der Bevölkerung ist es verboten, das Gelände solcher Anstalten der Lehre zu entweihen, niemals darf es für Zwecke der Ernährung mißbraucht werden“. Der Text dieses Edikts wurde mongolisch und chinesisch auf Steinplatten gemeißelt, die im ganzen Reiche, vornehmlich in den konfuzianischen Tempeln aufgestellt wurden und von denen noch jetzt einige vor- 40 handen sind. Der hohe Staatskultus aber, der den Mongolen ursprünglich fremd war und daher zunächst von ihnen nicht im einzelnen beachtet wurde, erhielt erst unter Tsch'êng tsung wieder seine feste Form. Himmelskult, der ja der Kern davon war, hatte zwar auch bei den schamanistischen Mon-

golen eine Rolle gespielt, aber „sie brachten“, wie es im *Yuan schi* (Kap. 72 fol. 2v^o) heißt, „dem Himmel in ungeschmückter Kleidung und mit einfachem Opfergerät ihre Verehrung dar“. Mongko Khan gab dem Kult eine etwas feierlichere Form durch Anlegung festlicher Gewänder und Beziehung der
 5 Verehrung auf Sonne, Mond und gewisse Berge. Dann kamen, wohl schon unter dem Einfluß Kublai's, einige bedeutungsvolle Neuerungen hinzu. Man opferte „dem erhabenen Himmel und der Herrscherin Erde“ (*hou-t'u*, s. III, 385) und gesellte ihnen dann als oberste Ahnen den T'ai tsung (Dschingis Khan) und Jui tsung (Tului, den Vater Kublai's, s. oben S. 426) beim Opfer
 10 zu. Auch der Nachkommen des Konfuzius wurde bereits gedacht. Von Kublai wird berichtet, daß er 1261 bei Schang-tu selbst dem Himmel geopfert und Ende 1275, als er auf Bitten des Staatsrates einen neuen Ehrentitel angenommen, Himmel und Erde durch Boten davon Meldung erstattet habe. Das Opferamt (*t'ai-tsch'ang ssë*, s. II, 535) hatte dafür „nach Befragung
 15 des alten Rituals der T'ang-, Sung- und Kin-Dynastie“ außerhalb des Südtores von Yen-king einen Altar für „den Herrscher in der Höhe und erhabenen Himmel und für die hohe Göttin und majestätische Erde“ (I, 118f.) errichtet. So entwickelte sich allmählich unter dem Einfluß des Konfuzianismus auch bei den Mongolen auf bescheidener Grundlage jener Staats-
 20 kultus, der dem chinesischen Staate wesentlich ist: Verehrung von Himmel und Erde, verbunden mit dem Ahnendienst. Zum Abschluß und zur Wiederbelebung der altüberlieferten Form kam die Entwicklung allerdings erst unter Tsch'êng tsung. Gleich nach seiner Thronbesteigung wurde sieben li außerhalb der Südmauer der Hauptstadt wieder ein festes Tempelgelände
 25 hergerichtet, wo dem Himmel von der Verleihung posthumer Namen (für die Vorfahren) Meldung erstattet wurde. I. J. 1302 erfolgte das erste Frühlingsopfer an den „Herrscher in der Höhe und erhabenen Himmel und an die hohe Göttin und majestätische Erde“, sowie an die Kaiser der fünf Weltzonen (I, 62). Aber erst 1305 erfolgte die Vollendung des nach altem Muster
 30 aufgeführten neuen Baues. Bisher waren die heiligen Handlungen auf Befehl des Kaisers von höheren Beamten vollzogen worden (vergl. unten S. 517), nunmehr wies der Minister Ha-la-ha-sun, dessen Urgroßvater ein Schwurbruder Dschingis Khan's bei seinen Kämpfen mit den mongolischen Stämmen gewesen, der aber selbst sowohl ein gewandter Krieger als auch ein Ver-
 35 ehrer konfuzianischer Gelehrsamkeit war, aus Anlaß eines Erdbebens und anderer Naturereignisse darauf hin, daß „zum Himmel beten Schutz des Volkes bedeute. Drei Mächte seien es, denen der Himmelssohn in Person zu opfern habe: der Himmel, die Ahnen und die Götter des Erdbodens und der Feldfrüchte. Im Ahnentempel und am Altar des Erdbodens und der Feld-
 40 früchte würden jetzt zu den verschiedenen Jahreszeiten die Kulthandlungen unter Beihilfe von Beamten vollzogen, das Opfer an den Himmel aber sei eine wichtige Staatsaktion. Wenn es dem Herrscher nicht möglich sei, dieses Opfer selbst darzubringen, so müsse, wie im Ahnentempel und am Altar des Erdbodens und der Feldfrüchte, die Handlung unter Beihilfe von Be-

amten vorgenommen werden“. Tsch'êng tsung stimmte sogleich zu und ordnete an, daß das *han-lin yuan*, das *tsi-hien yuan* (II, 431 u. III, 385), das Opferamt und das Ministerium des Kultus gemeinsam mit der Zentralkanzlei (*tschung schu*) und den Hofgelehrten (*po schi*) das gesamte Ritual ausarbeiten und alles Nötige an Geräten vorbereiten sollten.

5

Das Ergebnis dieser gemeinschaftlichen Arbeit war ein ausführlicher Bericht über die Anlage und Ausstattung der Heiligtümer des Himmels, der Erde, der Sonne, des Mondes, der fünf heiligen Gipfel, der vier heiligen Ströme (I, 13), kurz über den gesamten hohen Staatskultus, wie er im Laufe der Jahrhunderte von der konfuzianischen Wissenschaft entwickelt worden ist. Der Kultus der kaiserlichen Vorfahren war damit zu verbinden. Tsch'êng tsung genehmigte die Vorschläge noch in dem gleichen Jahre; zunächst sollte mit dem südlichen Tempelgelände (des Himmels) begonnen werden. Im Laufe der nächsten Jahre, besonders 1309 und 1310, ist dann der orthodoxe Kult ergänzt und berichtigt worden. Es war der unaufhaltsame Triumph konfuzianischer Dogmatik über die mongolische Urwüchsigkeit. Noch war freilich dieser Triumph kein vollständiger, und im Anfang von Tsch'êng tsung's Regierung war das natürliche Empfinden der Mongolen noch stark genug, um sich gegen die Afterweisheit der Literaten aufzulehnen. Als 1299 die Minister der Zentralkanzlei es wagten, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß „gewisse Unregelmäßigkeiten der Himmelskörper auf die Schuld der Vergangenheit deuteten (es waren wohl Dschingis Khan's Eroberungen gemeint) und Verzicht auf die Stellung (?) verlangten, erwiderte er unwillig: das ist Gerede von Chinesen, wie kann man sich daran im einzelnen halten? Wählt das Gute aus und bringt es zur Geltung, dann wird des Himmels Gunst schon zurückgewonnen werden“.

Auch die Unduldsamkeit der Literaten hat Tsch'êng tsung mit ihrer Gelehrsamkeit nicht mit übernommen. Daß er dem Buddhismus wohlgesinnt war, gehörte zur Überlieferung seines Hauses, wenngleich er seine Gunst, wohl durch schlimme Erfahrungen belehrt, in engeren Grenzen hielt als sein Großvater. In den Bergen des als Kultstätte altberühmten Wu-t'ai schan in Schan-si (I, 3) ließ er gleich nach seinem Regierungsantritt, wohl noch im Sinne seines Großvaters handelnd, neue Bauten für den Buddhismus aufführen, für die sechs umliegende Bezirke (*lu*) die Mittel an Material und Geld zu beschaffen hatten. I. J. 1297 soll er selbst die Stätten besucht haben. Die Annalen sagen nichts davon, wohl aber berichten sie, daß im Sommer des gleichen Jahres die Kaiserinwitwe (Tsch'êng tsung's Mutter?) eine Wallfahrt nach dem Wu-t'ai schan zu unternehmen beabsichtigte, um in den dortigen buddhistischen Tempeln ihre Andacht zu halten. Hier aber griff der Zensor Li Yuan-li ein und beantragte beim Kaiser, dies zu verbieten. Die Tempelbauten im Wu-t'ai schan hätten bereits große Mengen an Material, sowie hohe Abgaben und Fronarbeiten der Bevölkerung erfordert. Die Kaiserin würde auch große Summen für die Tempel spenden, zudem sei es sehr bedenklich, die Gesundheit der Kaiserin den Anstrengungen einer

solchen Reise auszusetzen. Es wird nicht gesagt, ob Tsch'êng tsung dem Antrage stattgegeben hat. Auch den Taoisten, denen Kublai, jedenfalls seit der Disputation von 1258 (s. oben S. 309), nicht besonders gnädig gesinnt war, zeigte Tsch'êng tsung im gerechten Ausgleich sein Wohlwollen, indem
 5 er 1296 den „Himmelslehrer“ von Lung-hu schan (I, 420) in der 38. Generation seit der Han-Zeit, Tschang Yü-ts'ai, mit der Oberleitung der taoistischen Organisation in Kiang-nan beauftragte.

In einer Hinsicht war Kublai's Enkel dem Großvater überlegen: er war ein besserer Hausvater des Reiches als dieser, und er hatte viel Mühe, die
 10 durch Kublai's ständige Kriege und glänzende Hofhaltung zerstörte Wirtschaft wieder aufzurichten. Dabei schonte er auch die Buddhisten und Taoisten nicht, die als religiöse Gemeinschaften möglichst viel Grundbesitz in die „tote Hand“ zu bringen suchten. Die Frage der Steuerpflicht und Steuerbefreiung der Klöster, die ja schon seit alter Zeit immer wieder
 15 Gegenstand von Erörterungen und Widersprüchen gewesen ist (s. oben S. 378), hat während der Yuan-Zeit wegen der Größe der Klöster eine erhebliche wirtschaftliche Bedeutung gehabt. Schon Dschingis Khan hatte als Grundsatz bestimmt, daß nur bei Ackerbau die Grundsteuer zu erheben, sonst aber zu erlassen sei, desgleichen sei bei An- und Verkauf von Grund-
 20 stücken die Steuer zu erheben. Großzügig wie die mongolischen Herrscher in wirtschaftlichen Dingen waren, hatten sie es mit der Beachtung dieser Bestimmungen wenig genau genommen. Es hatte sich allmählich nicht bloß eine allgemeine Steuerfreiheit der Klöster entwickelt, sondern auch Laienbesitzer pflegten ihr Grundeigentum zum Schein in die „tote Hand“ zu
 25 bringen, um so der Steuerpflicht zu entgehen. Es entwickelten sich ähnliche Verhältnisse wie einst im Reiche Konstantins des Großen, wo der christliche Klerus von allen Lasten der Kurialen befreit war und dadurch ein übermäßiger Andrang der Besitzenden zum geistlichen Stande hervorgerufen wurde, so daß schließlich Maßregeln dagegen ergriffen werden mußten.
 30 Bereits Kublai sah sich auf Drängen der Finanzverwaltung genötigt, an die Steuerpflicht der Klöster zu erinnern, aber viel scheint an dem bestehenden Zustande nicht geändert worden zu sein. Jedenfalls hielt Tsch'êng tsung 1296 und 1297 es für notwendig, in besonderen Edikten die Zügel fester anzuziehen. Kublai hatte, wohl aus politischen Rücksichten, für die Pro-
 35 vinzen südlich vom Yang-tsë gewisse Milderungen in der Steuerpflicht der Klöster zugelassen. Tsch'êng tsung aber verfügte, daß „auch in Kiang-nan die Taoisten bei An- und Verkauf von Land die Grund- und Umsatzsteuer zu zahlen hätten“. Und das Jahr darauf (1297): „Bei reichen Leuten ist es Brauch geworden, um sich den staatlichen Steuern zu entziehen, sich für
 40 buddhistische oder taoistische Kleriker auszugeben. Wenn aber buddhistische oder taoistische Kleriker Handel treiben oder Frau und Kinder haben, dann besteht zwischen ihnen und den gewöhnlichen Volkszugehörigen kein Unterschied. Man bittet (so lautet ein Antrag der Behörden), diese Leute wieder wie das übrige Volk zu behandeln. Zur Sung-Zeit mußten die-

jenigen, die buddhistische oder taoistische Kleriker werden wollten, zunächst ihre Abgaben an die Bezirksbehörden bezahlen, erst dann erhielten sie ihre Diplome. Jetzt gibt es darüber keine Bestimmungen“. Klarheit ist freilich mit diesen und ähnlichen Verfügungen nicht geschaffen worden. Der buddhistische Klerus war sich der Gunst des Hofes, namentlich des weiblichen 5 Teiles allzu bewußt, als daß er nicht immer wieder um seine angemessenen Privilegien gekämpft hätte, und so sehr auch die Zentrale wie die Provinzialregierungen auf die Steuerleistungen drängten, es fanden sich stets neue Mittel, um sich ihnen zu entziehen, wobei die Fragen gute Hilfe leisteten, ob es sich um Ackerland handelte, das steuerpflichtig war, oder um Brache, die 10 es nicht war, ob um altes Klostergut, das der eigenen Verpflegung der Mönche diente, oder um neuen Spekulationserwerb, ob um zwecks Steuerhinterziehung erfolgte Scheinauflassung, oder um wirkliche fromme Stiftungen hochstehender Personen, vielleicht der kaiserlichen Familie selbst. Es wird auch seine guten Gründe gehabt haben, wenn Tsch'êng tsung 1298 15 in einem Edikt bestimmte: „Buddhistische Mönche, die verräterische Handlungen oder Raub oder Betrügereien begehen, sollen von den Behörden besonders abgeurteilt werden. Handelt es sich um leichtere Vergehen, so ist gemeinsam mit dem Klosterbeamten zu entscheiden. Kommt eine Übereinkunft nicht zu Stande, so ist der Täter (von der Behörde?) zu bestrafen“. 20 Trotz aller Mahnungen und Maßregeln der Finanzverwaltung blieb für die Klöster noch genug an Steuer- und Frondienstvorrechten übrig, daß der Einnahmenausfall ins Gewicht fiel, zumal bei der Haltung der Mongolen in religiösen Dingen die gleichen Vorzüge auch den Angehörigen fremder Religionsgesellschaften, wie Muhammedanern, Nestorianern und katholischen 25 Christen, zugestanden wurden. Ihnen allen sollte es obliegen, frei von allem Erwerbsstreben nur auf Andacht und Veredlung der Sitten bedacht zu sein, sowie für das Wohl des Kaisers und des Staates zu beten, ganz wie es in einem unter dem römischen Kaiser Galerius am 30. April 311 erlassenen Edikt heißt: „Gemäß unserer Erlaubnis (wieder Gemeinden bilden zu dür- 30 fen) sollen die Christen zu ihrem Gott für unsere, des gemeinen Wesens und ihre eigene Wohlfahrt beten“ (vergl. unten). Selbst die Konfuzianer, die sich oft über die Vorrechte der anderen ereiferten, waren wenigstens von allen Arbeitsleistungen befreit. Schon die Berater Kublai's hatten ihre Stellung benutzt, um darauf hinzuwirken (s. oben S. 315).

35

Die bis in den fernen Westen gelangten Nachrichten über diese religiöse Duldsamkeit der mongolischen Herrscher und über zahlreiche Christengemeinden in ihrem Reiche sorgten dafür, daß auch unter den Nachfolgern Kublai's, an den sich jene Nachrichten, besonders seit der Rückkehr der Polos, zunächst geknüpft hatten, der von den Franziskanern (s. oben S. 306 40 u. 308) und Marco Polo gesponnene Verbindungsfaden mit Europa nicht abriß. Neben den Franziskanermönchen waren es italienische, vielleicht auch andere Kaufleute, die, angelockt durch die glänzenden Gewinnaussichten, in die zentralasiatischen Khanate, namentlich nach Persien, reisten,

und von da weiter bis nach „Cathay“, zu der Residenz des großen Khans selbst vordrangen. Die mongolischen Herrscher hatten durch ihre Wegesicherung Reisemöglichkeiten geschaffen, wie sie vorher nie erträumt waren. Nur wenige Namen sind uns überliefert, aber das bedeutet nichts für die

5 Anzahl der Reisenden. Der Papst Nikolaus IV., aufmerksam gemacht durch die Berichte eines nestorianischen Christen, Rabban Çauma, eines Mongolen, der Bischof von Tangut (Ning-hia) war, von dem Ilkhan Argün von Persien (s. oben S. 472) 1287 auf eine Mission nach Europa entsandt wurde und über Konstantinopel nach Rom und Paris kam, beschloß, einen seiner erfahren-

10 sten Missionare, den italienischen Franziskaner Johann von Monte Corvino in das Mongolenreich zu entsenden. Er war ungefähr 1289 von einem längeren Aufenthalt in Westasien zurückgekehrt und hatte ebenfalls sehr günstig über die Aufnahmebereitschaft der dortigen Fürsten für das Evangelium berichtet. Der Papst gab ihm Schreiben für den Ilkhan Argün, für

15 Kublai und für dessen Gegner Kaidu mit. Johann blieb bis 1291 in Täbris und reiste dann weiter über Indien und schließlich zur See über Zaitun nach Khanbalik. Da er sich sehr lange in Indien aufhielt und die Reise ebenfalls viel Zeit beanspruchte, wird er Kublai schwerlich noch lebend angetroffen haben, aber auch Tsch'êng tsung gewährte ihm volle Freiheit für die

20 Ausübung seiner missionarischen Tätigkeit. Er konnte Taufen vornehmen an „über zehntausend Tataren“, wie es in dem Briefe eines Ordensbruders heißt. In Europa wollte man wissen, daß auch Tsch'êng tsung selbst und seine Mutter Christen geworden seien, aber das wurde auch von Kublai erzählt und ist später auch von anderen chinesischen Kaisern behauptet wor-

25 den, ein missionarischer Wunschtraum, der nie verwirklicht worden ist. Johann konnte auch in Khanbalik zwei Kirchen bauen, wobei ihm ein Landsmann, der italienische Kaufmann Petrus von Lucalongo, der mit ihm von Indien nach Ta-tu gereist war, behilflich war, indem er ihm ein sehr schönes Grundstück kaufte. Nach der Beschreibung in einem Briefe Johanns

30 muß die Hauptstation eine stattliche Anlage gewesen sein. Die Nachrichten über diese erfolgreiche Tätigkeit, die von heimkehrenden Ordensbrüdern übermittelt wurden, veranlaßten 1307 den Papst Clemens V., Johann von Monte Corvino zum Erzbischof von Khanbalik und Patriarchen des ganzen Ostens zu ernennen. Zugleich entsandte er sieben andere Franziskaner, die

35 als Suffragan-Bischöfe unter ihm in China amtieren sollten. Nur drei von ihnen aber gelangten an den Ort ihrer Bestimmung, drei waren dem indischen Klima erlegen, und einer scheint die Reise nicht angetreten zu haben. Jene drei wurden nach einander Bischöfe von Zaitun. I. J. 1311 sandte der Papst abermals drei Bischöfe hinaus, die unter Johann von Monte Corvino

40 dienen sollten. Wir wissen über sie nur wenig, einer von ihnen, der Erzbischof von Zaitun, wurde 1362 in Zentralasien ermordet. Johann, der als Erzbischof sehr weitgehende Befugnisse über die neu entstehende Kirche besaß und nur dem Heiligen Stuhl in Rom verantwortlich blieb, lebte noch bis 1328 oder 1329. Er konnte sich des andauernden Wohlwollens der mon-

golischen Herrscher erfreuen und seinem Nachfolger eine im Aufblühen begriffene Kirche hinterlassen. Neueren europäischen Untersuchungen zufolge soll auch in Nanking von den Franziskanermönchen etwa 1324 ein christliches Kloster erbaut worden sein, und zwar an der Stelle des heute nur noch als Ruinenfeld vorhandenen buddhistischen Klosters Ling-ku ssë außerhalb 5 der Nordost-Ecke der Stadtmauer. I. J. 1383 sei danach die christliche Gründung durch den ersten Ming-Kaiser in ein buddhistisches Kloster umgewandelt worden. Jedenfalls braucht man nicht daran zu zweifeln, daß die katholische Kirche unter Johann von Monte Corvino nicht bloß in Khanbalik und Fu-kien, sondern auch in den Yang-tsë-Provinzen ihre Anhänger hatte. 10 Unter der unduldsamen Herrschaft der chinesischen Ming-Dynastie verschwand dann das ganze Christentum in kurzer Frist.

Gegen Ende seines Lebens muß Johann von Monte Corvino mit seinem Ordensbruder Odorie von Pordenone (s. oben S. 483) in Ta-tu zusammengetroffen sein, der in einer seiner Erzählungen, freilich in recht versteckter Form, 15 auch auf ihn hindeuten scheint. Johann ist der einzige wirklich amtierende Bischof von Khanbalik geblieben. I. J. 1333 wurde zwar noch einmal ein Nachfolger in der Person eines französischen Franziskaners Nikolaus ernannt und zusammen mit zwanzig Priestern und sechs Laienbrüdern ausgesandt, aber keiner von allen scheint das Reiseziel erreicht zu haben. Papst 20 Benedikt XII. sandte 1338 als letzten den Franziskaner Johann von Marignolli mit drei Ordensbrüdern nach Khanbalik, aber schon in dem Dschagatai-Khanat fand er die christlichen Gemeinden in Folge der Verfolgungen durch die Muhammedaner aufgelöst und zerstreut; 1342 gelangte er nach Ta-tu und wurde auch von dem Khan Toghan Timur (Schun ti, s. unten) 25 empfangen, aber die Mongolen-Herrschaft neigte bereits ihrem Ende zu, mit ihr verschwand auch die christliche Kirche in China, die so verheißungsvoll begonnen hatte. Die Franziskanermission, über die wir leider nicht so gut unterrichtet sind wie es ihre Bedeutung verdiente, hat durch den Opferwillen und die Beharrlichkeit ihrer Mitglieder dem Christentum in 30 China zum ersten Male den Boden bereitet und mehr zur Kenntnis des mittleren und fernen Ostens in Europa beigetragen, als uns heute bewußt ist. Ihre Leistungen sind durch die der Jesuiten im 17. und 18. Jahrhundert über Gebühr in den Schatten gestellt worden. Freilich war das Christentum durch konfuzianische Unduldsamkeit inzwischen so völlig ausgetrieben, daß 35 mit seiner Verkündung später unter viel schwierigeren Verhältnissen auf anderer Grundlage ganz neu begonnen werden mußte. Aber die Fühlungnahme, die jetzt zwischen Europa und dem Fernen Osten hergestellt war, ist nicht wieder abgerissen.

Tsch'êng tsung stand dieser Entwicklung mit gleichem Wohlwollen gegen- 40 über wie sein Großvater, wenn auch mit geringerer innerer Anteilnahme als dieser. Mongole in seinem Empfinden — er stand noch durchaus im Banne der Familientradition —, war er doch Konfuzianer genug, um es mit dessen Ethik ernst zu nehmen. Dazu gehörte die Sorge um das Wohl des Volkes,

die er weniger durch gelehrte Betrachtungen als durch zweckmäßige Verordnungen bewies. Er zeigte darin einen deutlichen sozialen Zug. So suchte er die schlimmen Folgen von Kublai's bedenkenloser Ausgabenwirtschaft nach Kräften zu mildern: er war sparsamer als dieser, ermäßigte aber die
 5 Grundsteuer, schaffte Mißbräuche ab wie die in gewissen Yang-tsö-Provinzen beliebte Erklärung alles Ackerlandes, „ob groß oder klein, naß oder trocken“, für Staatsland und die Erhebung einer willkürlichen Pacht dafür statt einer festen Grundsteuer, beseitigte „in der Hauptstadt wie in den Provinzen“ die Fronarbeiten bei der Errichtung von Bauten und erhöhte die
 10 Einkünfte der kleinen Beamten. I. J. 1299 sandte er sogar Beamte in die Provinzen, die sich über die Sorgen und Beschwerden des Volkes unterrichten sollten. Dafür schränkte er die Verschwendung, die Eigenmächtigkeit und Zügellosigkeit der jüngeren Mitglieder der kaiserlichen Sippe und mongolischen Adelsklasse durch energische Verordnungen ein. In einem beson-
 15 deren Edikt von 1298 verbietet er „den Prinzen, Prinzessinnen und Schwiegersöhnen der kaiserlichen Familie, ohne Auftrag Beamte zu bestrafen“. Dann ermahnte er die gleichen Personen, „mit den ihnen überwiesenen Apanagen nicht leichtfertig umzugehen und das Angesammelte nicht zu vergeuden, bis nichts mehr da ist. Der fortwährenden Anträge auf Zuschüsse
 20 sind sehr viele geworden; die Beamten haben gebeten, die wirklich Bedürftigen und die in die Grenzgebiete Abgehenden feststellen zu dürfen. Nur diese sollen bedacht werden, die übrigen sind abschlägig zu bescheiden“. Im Jahre vorher hatte er die Prinzen, Schwiegersöhne und einflußreichen Machthaber darauf aufmerksam gemacht, daß sie der Bevölkerung nicht ihre
 25 Acker wegzunehmen hätten. Die Beispiele ließen sich vermehren.

Tsch'êng tsung's letzte Lebensjahre waren von ständiger Krankheit umdüstert, und dieser Zustand machte sich auch in der Regierung fühlbar. „Die Regierungsangelegenheiten wurden innen in den Winkeln des Palastes (durch Frauen und Eunuchen, d. h. hier besonders durch die Kaiserin
 30 Bulughan) entschieden, außen den hohen Beamten übertragen“, sagt das *Yuan schi* (Kap. 21 fol. 28r^o) von dieser Zeit. Das Unheil wurde vergrößert durch den Tod seines einzigen Sohnes, des Prinzen Tê-schou, der, wohl noch ein Kind, im Juni 1305 zum Thronfolger erklärt war und schon am 3. Januar 1306 starb. Tsch'êng tsung selbst folgte ihm am 13. Februar
 35 1307 nach; er hatte nur ein Alter von 41 Jahren erreicht.

Es wäre besser für das Reich gewesen, wenn das Schicksal diesem Manne ein längeres Leben vergönnt hätte. Er war gewiß keine glänzende Herrscherpersönlichkeit wie Kublai Khan, aber er war ein pflichtbewußter, gerechter und wohlwollender Mann, dabei schlicht und ohne große Ansprüche,
 40 und doch, bis zu seiner Erkrankung, von hinreichender Autorität, um das „Khanat China“ in Frieden zu regieren. Daß er die Entwicklung in den mittel- und westasiatischen Khanaten nicht aufzuhalten vermochte, darf nicht verwundern, auch ein Kublai hätte es nicht vermocht, das Weltreich zerbrach an seiner eigenen Masse. Immerhin haben Tsch'êng tsung und seine

nächsten Nachfolger mit Persien, wenigstens bis 1335, d. h. dem Tode Abū Saïds und dem damit beginnenden Zerfall, ein freundschaftliches Verhältnis aufrecht erhalten, während mit Kiptschak nur noch eine sehr lockere Verbindung, und auch diese nur noch kurze Zeit, mit Turkistan aber natürlich überhaupt keine bestand. Der chinesische Chronist sagt rühmend von Tsch'êng tsung: „Nachdem er das Reich als eine Einheit übernommen hatte, hat er es in Ordnung und Frieden regiert, und man kann von ihm sagen, daß er das Ganze zu erhalten verstanden hat“, bis dann seine Erkrankung begann. „Wenn nicht schon damals“, fährt der Chronist fort, „der Zusammenbruch erfolgte, so lag dies daran, daß Schi tsu's (Kublai's) Vorbild noch nicht weit zurücklag und weiter wirkte.“

Tsch'êng tsung's Tod und die ungesicherte Nachfolgefrage wurden sogleich wieder der Anlaß zu neuem Familienzweist. Da ein männlicher Nachkomme in gerader Linie nicht mehr vorhanden war, hatte man, ob mit Zustimmung des Verstorbenen, wissen wir nicht, auf die Nachkommen seines Bruders, des Prinzen Dharmapāla zurückgegriffen, und zwar war dessen zweiter Sohn, Hai-schan (Khaishan) für den Thron bestimmt worden, da der älteste von einer Nebenfrau stammte und deshalb nicht für erbfolgeberechtigt galt. Er schützte ebenso wie sein Oheim das Nordgebiet und befand sich, nachdem er bis 1306 den Nordwesten von den letzten Anhängern Kaidu's gesäubert hatte (s. oben S. 492 f.), zur Zeit von Tsch'êng tsung's Tode in seinem Lager am Altai. Diese Lage gab einen günstigen Nährboden für Palastintrigen ab. Es war diesmal nicht die traditionelle Ablehnung der Tului-Linie — Ogodai's Geschlecht fehlte der Führer —, sondern die Eifersucht entstand innerhalb der Linie selbst. Allerdings war es auch hier eine alte Feindschaft, die, lange verborgen, jetzt wieder auflebte. Ming-li Timur, ein Sohn von Kublai's jüngstem Bruder Arik bügä, der nach erbittertem Widerstande gegen die Wahl seines Bruders von diesem seit 1264 in Haft gehalten war (s. oben S. 326), und Ānanda, Fürst von Ngansi, ein Sohn von Kublai's 1280 verstorbenem drittem Sohne Mang-ko-la Mangala), scheinen schon seit dem Tode Tê-schou's, und zwar im Einvernehmen mit der Kaiserin, ihre eigenen Pläne verfolgt zu haben. Ānanda führt in einer Inschrift von 1283 den Titel *huang t'ai-tsë* d. h. „kaiserlicher Thronfolger; ob er aber in der Tat schon vor dem 1285 erfolgten Tode seines Oheims Cinkim als solcher angesehen werden konnte, ist sehr zweifelhaft. Jedenfalls müssen sich aber seine Ansprüche auf solche früheren Aussichten gegründet haben. Ming-li Timur hatte mit zu dem Anhang Kaidu's gehört und noch bis 1306 gegen Khaishan weiter gekämpft, dann hatte er sich diesem ergeben und war bald danach, als er von Ānanda's Plänen hörte, nach Ta-tu gekommen. Ānanda selbst war von jeher einer der unzufriedenen Müßiggänger gewesen, die in der Hauptstadt auf großem Fuße lebten und mit ihrer Anmaßung die Bevölkerung bedrückten. Als Tsch'êng tsung ihn in dem Kampfe gegen Kaidu nach dem Norden entsandt hatte, versagte er völlig. Er hielt jetzt seine Zeit für gekommen, um sich ohne Mühe wenigstens

in den Besitz einer hohen Stellung, wo möglich des Thrones, zu setzen. Den beiden Ränkeschmieden angeschlossen hatte sich Ye-tschili, der Abkömmling eines alten Geschlechtes, dessen Angehörige unter Dschingis Khan von Anbeginn an rühmlich gekämpft hatten, dann aber, in einer späteren Generation, unter Kublai mit Nayan, dem Empörer in der Mandschurei und Bundesgenossen Kaidu's (s. oben S. 326), heimliche Verbindung unterhielten. Ye-tschili hatte danach in Kamala's Heere gedient und sich in Karakorum mit Ānanda gefunden. Dazu kamen noch mehrere hohe mongolische Würdenträger in der Hauptstadt, besonders der Minister A-hu-t'ai, dessen Großvater ein Gefolgsmann Mongko Khan's gewesen war. Die Verschwörer wollten zunächst die Kaiserin, Tsch'êng tsung's Witwe, veranlassen, die Regentschaft zu führen, danach aber einen Groß-Khan nach ihren Wünschen auf den Thron erheben. Die Kaiserin, wohl mehr gezwungen als freiwillig, fügte sich und übernahm die Regentschaft. Ānanda wurde ihr erster Berater. Nunmehr griff aber Khaishan's zweiundzwanzigjähriger Bruder Ai-yü-li-pa-li-pa-ta oder A-yü-ör-pa-li-pa-t'ê-la (Āyurpāribhadra? d. h. „an Lebenskraft glücklich“) im Interesse des Abwesenden ein. Noch bei Lebzeiten des Tsch'êng tsung, als die wirkliche Regierung bereits „vom Palast der Kaiserin“ ausgeübt wurde, waren der Genannte und die Kaiserinmutter (d. h. seine und Tsch'êng tsung's Mutter) angewiesen worden, ihren Wohnsitz in Huai-tschou (Huai-k'ing am Huang ho) zu nehmen. Als Tsch'êng tsung gestorben war, traten sofort eine Anzahl loyal gebliebener Beamten zusammen, berieten, wie man der drohenden Gefahr begegnen könne, und sandten die dringende Bitte an Āyurpāribhadra und seine Mutter, sogleich nach Ta-tu zurückzukehren. Nach deren Eintreffen beschloß man, sofort zu handeln, ehe noch die Regentschaft wirksam geworden sei. Khaishan's Anhang in der Hauptstadt war offenbar den Gegnern an Zahl wie an Entschlossenheit überlegen: A-hu-t'ai und verschiedene andere der Verschwörer wurden festgenommen und wegen „Auflehnung gegen die Hausgesetze“ hingerichtet, die Prinzen unter Bewachung nach Schang-tu gebracht. Āyurpāribhadra wurde vorläufig Regent. Inzwischen war auch Khaishan von allem in Kenntnis gesetzt und gebeten worden, unverzüglich heimzukehren und die Regierung zu übernehmen. Khaishan zögerte: da seine Mutter und sein Bruder in Ta-tu seien, wolle er warten, bis das *kuriltai* über die Thronfolge entschieden habe. (Die Sinisierung war also doch noch nicht so weit fortgeschritten, daß man den mongolischen Brauch der Khan-Wahl für überflüssig gehalten hätte). Im Juni traf aber Khaishan über Karakorum in Schang-tu ein und blieb vorläufig dort. Erst auf einmütiges Drängen der Prinzen, der Beamten, seiner Mutter und seines Bruders entschloß er sich, die Wahl als vollzogen anzusehen und den Thron zu besteigen.

Sein erster Regierungsakt war die Vollendung des Strafgerichts über die Verschwörer: die Kaiserin (Tsch'êng tsung's Witwe) wurde ihrer Stellung entkleidet, ein kleiner Ort zwischen Peking und Tientsin wurde ihr als Wohnort angewiesen, gleich danach erfolgte die Verurteilung zum Selbstmord, die

Prinzen Ānanda und Ming-li Timur traf das gleiche Todesurteil. Āyurpāri-bhadra wurde zum Thronfolger ernannt.

Khaishan, unter seinem Tempelnamen Wu tsung bekannt (mongol. Kuluk Khan), war sechsundzwanzig Jahre alt, als er Groß-Khan wurde. Er hatte manche Ähnlichkeit mit seinem Oheim Tsch'êng tsung: anspruchslos, von 5 mittlerer Begabung, ein tapferer Soldat, aber den Werken des Friedens durchaus geneigt, ein Verehrer des Konfuzius und seiner Lehre, aber auch ein wohlwollender Förderer des Buddhismus, war er ein Fortsetzer der friedlichen Politik seines Vorgängers. Nur das Wohl der Volksmassen ist bei ihm weniger deutlich der Leitstern als bei diesem, soweit man aus seinen 10 Kundgebungen einen Schluß ziehen kann. Es ist kennzeichnend für ihn, daß er sogleich nach seiner Thronbesteigung in dem großen Einführungs-edikte, in dem er mit Freude darauf hinweist, daß nun, nach zehnjährigen Kämpfen im Norden, an denen er selbst teilgenommen, dort endlich Friede herrsche, mit großer Ausführlichkeit auf die Neueinrichtung des Ahnen- 15 tempels eingeht und bestimmt, wie die Ahnentafeln der Herrscher aufzustellen sind. Dann folgt keine zwei Monate später ein Edikt, in dem der bisherige Titel des Konfuzius, *Tschî-schèng wên-süan wang* (II, 434) durch den Zusatz *Ta tsch'êng* („der große Vollkommene“) vor *Tschî-schèng* ergänzt wird, für die Literaten eine wichtige Angelegenheit. Und einen Monat 20 danach gibt die Überreichung einer mongolischen Übersetzung des *Hiao king* in Phags-pa-Schrift (III, 146) Anlaß zu einer feierlichen Würdigung des Konfuzius: „Die feingewählten Worte K'ung tsé's erreichen alle vom Fürsten und Herzog hinunter bis zum gewöhnlichen Volk, und alle sollen bei ihrem Tun ihnen als Richtschnur folgen. Die Zentralkanzlei wird angewie- 25 sen, dieses Buch drucken zu lassen und die Exemplare an alle von den Prinzen abwärts zu verteilen“. Das Gelehrtentum hat Wu tsung von Anfang an unter seinem Einfluß gehabt. Ebenfalls noch 1307 erging aber auch die Anordnung, daß auf dem Wu-t'ai schan noch mehrere Tempelbauten vorzunehmen seien. Wu tsung setzte die in seinem Hause bereits zur Tradition 30 gewordene weitgehende Förderung des lamaistischen Buddhismus fort. Diese Tempelbauten wurden aber für die umliegenden Bezirke — es waren diesmal zwei in Schan-si und zwei in Ho-peï —, die die Kosten aufzubringen hatten, eine solche Last, daß 1309 beantragt werden mußte, ihnen für das laufende Jahr die Grundsteuern zu erlassen.

35

Wu tsung's Regierung war von kurzer Dauer, er hat kaum die Zeit gehabt, dem Zeitalter die Spuren seiner Taten einzudrücken. Die Chronisten wissen nichts von Belang über ihn zu melden, das *Yuan schi* (Kap. 23 fol. 25v⁰) macht ihm den Vorwurf, er sei in seinen Standeserhöhungen und Gunstbeweisen allzu freigiebig und kritiklos gewesen, und so stelle seine Regierung 40 ein allmähliches Abgleiten von der seiner beiden Vorgänger dar. Anfang 1311 starb Wu tsung nach fünfjähriger Regierung im Alter von dreißig Jahren; wir erfahren nicht, an welcher Krankheit. Die Annahme liegt nahe, daß der übermäßige Alkoholgenuß, das Familienlaster der Mongolen, die Ursache

war, wenn nicht Tuberkulose in der Familie herrschte. Sein Nachfolger wurde, wie bestimmt, sein Bruder Äyurpāribhadra (mongol. Buyantu Khan), der den Tempelnamen Jen tsung erhalten hat. Von einer Wahlhandlung hören wir nichts mehr.

- 5 Mit ihm ging das Abgleiten von der Höhe einstiger Lebens- und Tatkraft weiter. Aber die Schuld daran trug kaum die von den Chinesen gerügte Freigebigkeit, sondern das immer tiefere Einsinken in den konfuzianischen und buddhistischen Pazifismus, die zunehmende Entfremdung von dem harten, aber stählenden Dasein in der Steppe, die Gewöhnung an das weiche
10 liche Leben der Stadt, dazu der Hang zum Intrigieren und zum Hader in der Familie: die Mongolen wurden allmählich zu Chinesen in der Lebensführung, ohne deren Begabung und Charakterstärke.

- Jen tsung's kurze Regierungszeit ist der Hauptsache nach ausgefüllt von Bemühungen um den Kult und die Gelehrtenorganisation des Konfuzianis-
15 mus, in zweiter Linie um die Bedürfnisse des Buddhismus. Kaum lebt noch etwas in ihm von dem ursprünglichen Mongolen. Gleich nachdem er zum Thronfolger ernannt war, hatte er im ganzen Reiche nach Büchern suchen und vieles von dem, was ihm gebracht war, in Prachtausgaben drucken lassen. „Zu jener Zeit“, heißt es in den Yuan-Annalen (Kap. 24 fol. 2v⁰),
20 „wurde das *Ta-hüo yen-yi* vorgelegt (das Kublai bereits hatte in das Mongolische übersetzen lassen, s. oben S. 312). Der Unterrichtsdirektor Wang Yüe und andere hatten den Auftrag erhalten, es im Auszug zu übersetzen. Dabei bemerkte Jen tsung: dieses eine Buch reicht hin, um das Reich zu regieren. Er befahl deshalb, es zusammen mit dem illustrierten *Hiao king* und dem
25 *Lie-nü tschuan*, einer Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter Frauen, angeblich von Liu Hiang (1. Jahr v. Chr., s. I, 308) zu drucken und an die Beamten zu verteilen“. Unter dem Jahre 1317 heißt es dann nochmals, daß mehrere Mitglieder des Han-lin-Kollegiums den Auftrag erhielten, das *Ta-hüo yen-yi* zu übersetzen und vorzulegen (Kap. 26 fol. 2v⁰). Von Tschao
30 Mêng fu, dem berühmten Pferde- und Kriegermaler und einem der berühmtesten Künstler Chinas überhaupt, war er so angetan, daß er seine Bilder sammeln und in das *pi schu* (Palastbibliothek, s. II, 255) bringen ließ. Umfassend waren die Ehrungen, die Konfuzius und Mêng tsë, sowie den Klassikern des Neukonfuzianismus zuteil wurden. Den Nachkommen des Kon-
35 fuzius in der 53. Generation bestätigte er 1314 ausdrücklich noch den erbten Titel *Yen schêng kung* (s. oben S. 393), und Mêng tsë, der bereits 1083 den Adelstitel „Herzog von Tsou“ erhalten hatte (s. oben S. 396), wurde 1316 in seinen Eltern noch besonders geehrt, indem sein Vater zum Tschu-kuo kung „Herzog des Staates Tschu“ (eines kleinen Lehenstaates der Tschou-
40 Zeit, in dem Mêng tsë's Geburtsort lag), ernannt wurde und seine Mutter einen entsprechenden Ehrentitel bekam. I. J. 1313 aber wurde das Edikt des Sung-Kaisers Li tsung von 1241 über die Stellung der neukonfuzianischen Kirchenväter noch erweitert (s. oben S. 391 f.): außer Tschou Tun-yi, Tschang Tsai, Tsch'êng Hao, Tsch'êng Yi und Tschu Hi (s. oben S. 292) sollten auch

Tschang Tsch'i (s. oben S. 393 u. 410), Ssě-ma Kuang (s. oben S. 169 u. 407), Schao Yung (s. oben S. 291), Lü Tsu-k'ien, ein Freund Tschu Hi's, und Hū Hêng, einer von Kublai's chinesischen Beratern, eine Zeit lang Studien- direktor in King-tschao (Bezirk von Tsch'ang-ngan), zu Teilnehmern an den Opfern im Konfuzius-Tempel gemacht, d. h. ihre Seelentafeln dort mit auf- gestellt werden. I. J. 1314 wurde auch die Errichtung einer Studienanstalt (*schu-yuan*, s. oben S. 393f.) in King-tschao zum Gedächtnis Hū Hêng's an- geordnet. Sie führte den Namen *Lu-tschai schu-yuan* (Lu-tschai war ein Bei- name Hū Hêng's) und erhielt von Jen tsung ein kaiserliches Namensschild. Seine besondere Aufmerksamkeit wandte der Kaiser dem Unterricht der aristokratischen Jugend zu. Seinen langjährigen Mentor, den gelehrten Li Mêng, der ihn, während sein Bruder Khaishan (Wu tsung) im Norden an der Grenze stand, im Palaste unterwiesen hatte, machte er zum obersten Leiter des *kuo-tsě kien* und schärfte ihm ein, dafür zu sorgen, daß durch die Prüfun- gen die Tüchtigkeit der Schüler gefördert werde, denn „erst durch den Un- terricht entwickeln sich die Fähigkeiten“. So vermehrte er denn auch 1311 die Zahl der Schüler der Adelschule von 300 auf 320 und 1315 abermals um 100, zugleich wurde 1314 die besondere Lehranstalt (*kuo-tsě kien*) für Muham- medaner wieder ins Leben gerufen, die schon einmal von Kublai 1289 ein- gerichtet worden war, aber dann eingegangen zu sein scheint. Sie wurde dann 1321 abermals aufgehoben. Ganz besonders hat man es Jen tsung zum Ver- dienst angerechnet, daß er das in Verfall geratene staatliche Prüfungssystem wieder neu belebte (s. unten). Es geschah dies durch ein Edikt von 1313, in dem er bestimmte, im nächsten Jahre sollten alle Bezirke durch Prüfungen tüchtige Leute auswählen, die dann das Jahr darauf sich der hauptstädti- schen Prüfung unterziehen mußten. Die besten davon werde der Kaiser selbst im Palast prüfen und dann befördern. Jen tsung bemerkte darüber zu seiner Umgebung: „Was ich will, ist, daß das Volk in Frieden lebt, damit eine geordnete Regierung herbeigeführt werden kann. Wie soll man das aber erreichen, wenn man keine konfuzianisch gebildeten Männer verwendet? Indem man solche Männer durch die Prüfungen gewinnt, kann man viel- leicht die Verwendung wirklicher Konfuzianer erzielen und die rechte Re- gierung ermöglichen“. I. J. 1315 fand in der Tat die vorgesehene haupt- städtische Prüfung statt.

Daß Jen tsung den großen Historiker Ssě-ma Kuang besonders hoch schätzte, wie schon seine Bestimmung von 1313 zeigt (s. oben), spricht für sein richtiges Urteil. Er begründete diese Wertschätzung auch in einem Erlaß von 1314, durch den er eine mongolische Bearbeitung des *Tsě-tschü t'ung-kien* (s. oben S. 407) anordnete. Es heißt darin: „Das *Tsě-tschü t'ung-kien* enthält die Kunde von Blüten und Verfall, von Ordnung und Wirr- nissen früherer Dynastien. Die Großsekretäre des *tsi-hien yuan* (darunter Li Mêng) sollen die wichtigsten Teile davon auswählen, übersetzen und vor- legen“ (*Yuan schi* Kap. 25 fol. 2v⁰). Das *Yuan schi* (Kap. 12 fol. 4r⁰) hatte bereits unter dem Jahre 1282 kurz erwähnt, daß „das in mongolischer

Sprache mit uigurischer Schrift niedergeschriebene *T'ung-kien* gedruckt wurde“. Eine neuerdings ermöglichte Feststellung besagt, daß das *Tsë-tschì t'ung-kien* um das Jahr 1273 in der neu eingerichteten Palastdruckerei *hing-wên schu* gedruckt wurde. Dann dürfte es sich bei dem Vorgange von
 5 1282 um eine noch nicht oder nicht vollständig ausgeführte Anweisung gehandelt haben. Wahrscheinlich lag die mongolische Übersetzung damals gar nicht vor. I. J. 1314 begnügte man sich dann mit einem kürzeren Auszuge. Auch dies Unternehmen scheint aber ins Stocken geraten zu sein, denn 1327 wurde auf den Vortrag von zwei Mitgliedern des Han-lin-Kollegiums an-
 10 geordnet, „das *Tsë-tschì t'ung-kien* nunmehr zu übersetzen“ (a. a. O. Kap. 30 fol. 14v⁰).

Neben seinen Bemühungen um den Konfuzianismus und seine Organisation hielt Jen tsung sich auch an die Tradition seines Hauses, die allen Religionsgemeinschaften gegenüber die gleiche Duldsamkeit zeigte, vielleicht
 15 mit einiger Bevorzugung des Buddhismus, besonders des lamaistischen. In zwei viel studierten Edikten von 1311 und 1314 wird den buddhistischen Mönchen, den *ye-li-k'o-wên* (Christen) und Taoisten die bereits früher gewährte Freiheit von allen Arbeitsleistungen aufs neue zugesichert, damit „sie den Himmel anflehen und für ein langes Leben des Kaisers beten können“
 20 (vergl. oben S. 501). Das Edikt von 1314, zwar auch von allgemeiner Bedeutung, ist im besonderen zu Gunsten eines großen taoistischen Klosters im Wei-Tal westlich von Tsch'ang-ngan erlassen worden. Für Prachtausgaben buddhistischer Sūtras mit „goldenen Schriftzeichen“ wurden große Summen aufgewendet, ein *Vimalakīrti-sūtra* wurde 1318 in indischer Schrift ge-
 25 druckt. Daß es bei den in solcher Weise verwöhnten Mönchen auch jetzt nicht an Unbotmäßigkeit und Anmaßung fehlte, zeigen Anweisungen an die Behörden, „buddhistische Mönche, die sich verbrecherischer Handlungen, Betrugereien, Schlägereien und Prozeßstreitigkeiten schuldig machen, besonders zu bestrafen“, oder das Verbot an die Klöster, Land von Bauern
 30 durch ungesetzliche Mittel an sich zu bringen. Beim Einschreiten gegen die Missetaten eines hohen Beamten in Yün-nán wandte sich ein Würdenträger der buddhistischen Kirche mit dem Antrage an den Kaiser, den Mann frei zu lassen. Jen tsung aber entschied: „Die Mönche sollen die Schriften Bud-
 35 dhas rezitieren, was haben sie sich um Staatsangelegenheiten zu kümmern?“ Mehr noch als seine Vorgänger war Jen tsung auf Sparsamkeit und Vermeidung allen Prunkes bedacht. Gleich nach seiner Thronbesteigung sagte er den Höflingen, die ihn zum Ankauf von teuren Schmucksachen und anderen kostbaren Gegenständen überreden wollten: „Schmuck ist nur die
 40 Tüchtigkeit, an meinen Kleidern liebe ich keinen Schmuck, mit dem Blut und Schweiß des Volkes soll man nicht leichtfertig umgehen. Bringt ihr mir statt dessen tüchtige Männer, wetteifert in der Liebe zu den Menschen, aber leitet euch nicht gegenseitig an zu Verschwendung und Raffsucht“. Li Mêng bestärkte ihn hierin, indem er auf die schlechte Finanzlage des Staates hinwies. In einem langen Berichte von 1311 führte er aus: „Unter

Schi tu's (Kublai's) Regierung wurden die Ausgaben den Einnahmen angepaßt, Sparsamkeit war beständiger Grundsatz, darum waren die Schatzkammern gefüllt (das ist eine Äußerung der vorgeschriebenen Ehrfurcht und nicht als historische Wahrheit gemeint, vergl. oben S. 485f.). Jetzt werden jährlich Papierscheine im Werte von über sechs Millionen Barren (Silber, 5 ein Barren zu 10 Tael gerechnet) verausgabt, außerdem wird Baumaterial für mehr als hundert Wiederherstellungsvorhaben beschafft, was auch mehrere Millionen Barren verlangt, vom Hofe werden an Belohnungen und Geschenken über drei Millionen aufgewendet, die militärischen Kosten an der Nordgrenze betragen sechs weitere Millionen. So kommt es, daß sich 10 heute in der Schatzkammer nur etwas über 110 000 Barren befinden. Von jetzt ab müssen alle nicht dringenden übermäßigen Ausgaben eingestellt werden“. „Jen tsung stimmte zu und ließ sämtliche Bauvorhaben einstellen“. Diese Zahlen, an der Größe des Reiches gemessen, erscheinen uns heute lächerlich klein, aber einerseits muß man die Geringfügigkeit des damals im 15 Umlauf befindlichen Silbers und seine hohe Kaufkraft bedenken, andererseits kennen wir die wirklichen Steuereingänge nicht. Die Ursachen des unbefriedigenden Kassenstandes lagen natürlich nicht in Jen tsung's Regierung, sondern in der seiner Vorgänger, vor allen Kublai Khan's. Jen tsung selbst war anspruchslos und verlangte dies auch von seiner Umgebung. Ähn- 20 lich wie Tsch'êng tsung zügelte er die kostspieligen Neigungen der Prinzen und Aristokraten, er schärfte ihnen ein, sich aller Übergriffe gegen die Bevölkerung zu enthalten, und beseitigte die jurisdiktionellen Befugnisse, die sie sich beigelegt hatten.

Jen tsung's Regierung war wie die seines Bruders und Oheims keine Glanz- 25 zeit, aber das Walten eines braven und wohlmeinenden Mannes. Als überzeugter Verehrer der konfuzianischen Ethik war er allen kriegesischen Unternehmungen abhold und hat auch keine Kriege zu führen brauchen, von einer kurzen Expedition des Fürsten von Yün-nan gegen die unruhigen Pa-pai-si-fu (s. oben S. 494) 1312 und einer ähnlichen gegen die Si-fan 30 (Tanguten, s. III, 22) 1318 abgesehen. Dagegen werden regelmäßig die Tributgesandtschaften von Tschampa, Annam, Birma, Sien (Siam), sogar von Pa-pai-si-fu und Malabar, sowie von Korea u. a. verzeichnet.

Die konfuzianischen Verfasser der Annalen urteilen über ihn (*Yuan schi* Kap. 26 fol. 19r^o): „Jen tsung's Wesen bestand in Güte und Ehrerbietung, 35 Klugheit, Höflichkeit und Anspruchslosigkeit. Er verstand die Gedanken des Konfuzianismus gründlich und wußte die Lehrsätze des Buddhismus wohl zu würdigen. So pflegte er zu sagen: das Herz verstehen und das Wesen erkennen, das ist die Tiefe von Buddhas Lehre; sich selbst zu bilden und den Staat regieren, das ist der Weg des Konfuzianismus“. 40

Wie sein Bruder, der Kaiser Wu tsung, hat auch er kein hohes Alter erreicht. Er starb 1320 mit 35 Jahren. Sein Nachfolger wurde sein i. J. 1316 gegen den Widerspruch der Kaiserin-Mutter zum Thronfolger ernannter siebenjähriger Sohn Schi-tê pa-la (Sudhîpāla (Tempelname Ying tsung). Zwei

- lebende Söhne von Wu tsung blieben unberücksichtigt. Die „Kaiserinmutter“ (*huang t'ai-hou*), Hung-ki-lie oder Hung-ki-la mit Namen, war die Witwe Dharmapālas (Schun tsung's), der niemals Kaiser gewesen war (s. oben S. 491), und leibliche Mutter von Wu tsung und Jen tsung. Sie war
- 5 eine ehrgeizige und herrschsüchtige Frau, die immer, mit guten und mit schlechten Mitteln, bestrebt war, Einfluß auf die Regierung auszuüben, und sich die höchsten Ehrentitel beilegen ließ. Erst unter Ying tsung, nachdem man ihre verschiedenen Günstlinge beseitigt hatte, begann ihre Macht zu schwinden. Sie starb 1323.
- 10 Wenn der Friede, der noch unter Jen tsung geherrscht hatte, bald nach seinem Tode unheilbar zerstört wurde, so geschah dies nicht durch äußere Feinde, sondern durch die unseligen Zwistigkeiten im Schoße der Familie, das verhängnisvolle Erbteil von Dschingis Khan's Geschlecht. Die Atmosphäre chinesischen Hoflebens scheint den eingeborenen Hang zum Streit
- 15 noch gefördert zu haben. Die Intrigen und Bluttaten, die jetzt folgen, haben die Katastrophe sicherlich beschleunigt. Die Persönlichkeit, die schon unter Jen tsung und mehr noch im Anfang von Ying tsung's Regierung die Lage am Hofe und in der Zentralregierung beherrscht und vergiftet, war kein Familienmitglied, sondern ein Angehöriger der mongolischen Aristokratie, jener Klasse von anmaßenden Volksbedrückern und Müßiggängern, die in zahlreichen Erlassen von Tsch'êng tsung an gerügt und verwarnet waren, Nachkommen verdienter Heerführer, die jetzt vom Ruhme ihrer Vorfahren praßten. T'ie-mu-tie-ör (Timuder), der sich jetzt bei den Ereignissen zum Mittelpunkt macht, entstammte einer Familie, die während der letzten
- 25 Generationen seit der Zeit Mongko Khan's oder früher die höchsten Staatsämter innegehabt hatte. Er selbst hatte noch unter Kublai und Tsch'êng tsung gedient und war nach Wu tsung's Regierungsantritt in höhere Stellen aufgerückt. I. J. 1308 war er in die Provinz versetzt worden und zwei Jahre bei den Regierungen von Kiang-si und Yün-nan tätig gewesen. Auf
- 30 irgend eine Weise hatte er sich aber die Gunst der Kaiserinmutter zu verschaffen gewußt, und ihr verdankte er seine Rückberufung zur Zentrale. Sofort nach Wu tsung's Tode und ehe noch Jen tsung die Regierung angetreten hatte, machte ihn seine Gönnerin zum Präsidenten an der Zentralkanzlei (*tschung schu*), und nun konnte der skrupellose Macht- und Beutejäger unter
- 35 Jen tsung allen seinen Leidenschaften frönen: er erschlich sich eine Stellung und eine Auszeichnung nach der anderen, verleumdete und verdrängte alle, die ihm entgegen waren, und sammelte durch Unterschlagungen, Erpressungen und unsaubere Handelsgeschäfte mit Hilfe williger Kreaturen ungeheure Reichtümer, „die noch über die von Achmat (Kublai's ungetreuem Finanz-
- 40 verwalter) und Sang-ko (einem sprachgewandten und gerissenen Betrüger Kublai's, s. oben S. 486) hinausgingen.“ Ungezählte Anklagen gingen gegen das Treiben des Mannes ein, und mehr als vierzig Zensoren verlangten seine Bestrafung. Nur mit Mühe konnte die Kaiserinmutter ihn schützen, aber man war dermaßen in Furcht vor seiner Macht, daß auch Ying

tsung, obwohl er von seinen Verbrechen Kenntnis hatte, nicht wagte, gegen ihn vorzugehen, und der Verhaßte es sogar unternehmen konnte, für mehrere seiner Gegner, darunter den verdienten Minister Siao Pai-tschu, einen K'i-tan-Mann, dessen Vorfahr unter Dschingis Khan hohe Auszeichnungen erhalten und der selbst mit Tsch'êng tsung im Norden gekämpft 5 hatte, unter Berufung auf einen Erlaß der Kaiserinmutter, die Todesstrafe zu fordern. Ying tsung widersetzte sich zunächst, gab aber später auf Verlangen der Kaiserin nach, und Siao Pai-tschu scheint 1323 hingerichtet worden zu sein, sofern er nicht mit dem Kaiser zusammen den Tod fand (s. unten). Aber am Ende mag Timuder doch das Gefährliche seiner Lage ge- 10 fühlt haben, er zog sich wegen Krankheit von den Geschäften zurück, und 1322 „sickerte allmählich die Nachricht durch, daß er zu Hause gestorben sei“. Nunmehr drang ein Zensor abermals auf seine Bestrafung: „da er lebend entkommen sei, müsse man ihn offensichtlich (als Leiche) massakrieren“. Ying tsung beschränkte sich darauf, ihm alle seine Würden und 15 Ehren abzuerkennen, sein Besitztum einzuziehen und seine Söhne von der Beamtenlaufbahn auszuschließen.

Ying tsung's Milde, die, entgegen chinesischem Brauch, die Söhne des Gerichteten verschonte, sollte weitgehende Folgen haben.

Timuders Sohn, T'ie-schi, blieb nicht ruhig bei dem Schicksal seines 20 Vaters. Er wühlte unter den mißvergnügten Prinzen und Würdenträgern gegen Ying tsung und fand auch bald einen genügenden Anhang. T'ie-schi plante, sei es um der Rache willen, sei es aus Sorge um das eigene Schicksal, die Beseitigung Ying tsung's und seine Ersetzung durch einen Sohn Kamala's, des älteren Bruders von Tsch'êng tsung, der einst die Nachfolge ausgeschla- 25 gen hatte (s. oben S. 491). Dieser, der Prinz von Tsin, Yesun Timur, ein siebenundvierzigjähriger Mann, war, wie früher sein Vater, im Nordlande als Hüter der „vier großen Orda“ (s. S. 424) stationiert. Als T'ie-schi seine Pläne genügend vorbereitet glaubte, sandte er im Herbst 1323 eine Botschaft an den Prinzen, in der ihm von seiner Erhebung zum Kaiser Mitteilung gemacht 30 wurde. Yesun Timur, entsetzt über das Vorhaben, ließ den Überbringer festnehmen und sandte sofort Meldung nach Schang-tu, wo sich Ying tsung aufhielt. Die Meldung kam zu spät. Ying tsung war bereits von Schang-tu aufgebrochen, um nach der Hauptstadt zurückzukehren. Als man unterwegs die Nachtquartiere bezogen hatte, fielen die Verschwörer, durchweg mon- 35 golische Prinzen und Aristokraten, denen auch Soldaten zur Verfügung standen, über die kaiserliche Begleitung her und machten sie nieder, darunter vielleicht auch den Minister Siao Pai-tschu; T'ie-schi drang in das Zelt des Kaisers und erschlug ihn mit eigener Hand.

Mit Ying tsung's kurzer Regierungszeit — sie hat kaum vier Jahre gewährt 40 — erfährt die innere Unruhe des Reiches eine rasche Steigerung. Die Umtriebe Timuders und seines Sohnes lassen erkennen, wie bedenklich sich die durch Luxus und Müßiggang hervorgerufene Zügellosigkeit der herrschenden mongolischen Schicht bereits entwickelt hatte. In der Reihe unbedeutender

Herrscher, die in raschem Wechsel auf einander folgten, ist keiner stark genug, um der beginnenden Auflösung entgegenzutreten zu können, der zunehmende Einfluß eines buddhistischen Klerus, der in verschwenderisch ausgestatteten Klöstern auf Kosten des steuerzahlenden und fronenden Volkes ein faules Leben führt und die Kaiser immermehr in ihren Bann zieht, innere Gärung in den Kreisen des gedemütigten Chinesentums trotz aller Umschmeichelung des Konfuzianismus, Verelendung der Bauern in Folge der Korruption der Verwaltung und ein aufreizendes Verhalten der vielen fremden Elemente untergruben das Gefüge des Staates, so daß eine aufsteigende Krisis leicht den Umsturz herbeiführen konnte. Schon die Thronfolge Ying tsung's war auf eine nicht einwandfreie Weise zu Stande gekommen, da man die dafür zunächst Berechtigten, die Söhne Wu tsung's, übergangen hatte, und wenn, wie es heißt, dieser ausdrücklich bestimmt hatte, daß nach seines Bruders Jen tsung's Tode der Thron an den ältesten von ihnen übergehen sollte, so lag hier ein Vertrauensbruch Jen tsung's vor, der nicht geringer wurde, wenn, wie die Annalen behaupten, Timuder dabei mitgewirkt hat. Aber man ging auf dem ungesetzlichen Wege noch weiter. Wu tsung hatte zwei Söhne von zwei verschiedenen Frauen, Ho-schi-la (Kuschala) und T'u-t'ie-mu-ör (Togh Timur); beim Regierungsantritt Ying tsung's zählte der erstere zwanzig, der andere sechzehn Jahre. Kuschala war in Yün-nan bei der dortigen Regierung, nun wollte man sich auch des anderen entledigen. Timuder, der, um sich überall in Gunst zu setzen, alle Prinzen und hohen Beamten gegen einander aufreizte, scheint auch hier die Hand im Spiele gehabt zu haben. Jedenfalls wurde Togh Timur 1321 unter absurden Vorwänden angewiesen, seinen Aufenthalt auf der Insel Hai-nan zu nehmen. Hier mußte der Prinz, von dem man wohl angenommen hatte, daß er in dem ungewohnten feuchtheißen Klima zu Grunde gehen würde, drei und ein halbes Jahr in der Verbannung leben. Ying tsung, der jetzt Timuders Verleumdungen erkannt hatte, war im Begriff, ihn zurückzurufen, als er dem Mordüberfall T'ie-schi's zum Opfer fiel. Yesun Timur führte die Absicht aus: er rief 1324 den Verschiedenen zurück und ließ ihn, nachdem er noch mehrere Monate hatte in Tsch'ang-scha in Hu-nan bleiben müssen, in die Hauptstadt kommen, ernannte ihn zum Fürsten von Huai und gab ihm 1325 einen Posten in Nanking. Mit ihm kamen noch, wie gelegentlich bemerkt wird, dreiundzwanzig andere Prinzen und hohe Beamte aus der Verbannung zurück, ein weiteres Anzeichen des Mangels an Eintracht innerhalb der regierenden Schicht.

Schwächlich und unschlüssig wie Ying tsung sich im allgemeinen zeigte, auch der Kaiserinmutter und ihren Kreaturen gegenüber, war er doch unbeirrbar in seiner leidenschaftlichen Förderung des Buddhismus. Seine Annalen behandeln hauptsächlich seine Tempelbauten, seine Spenden an die Klöster, seine beständigen buddhistischen Andachtsübungen und seine Auseinandersetzungen mit dem Klerus. Er hielt, freilich erheblich weniger als seine Vorgänger, auch Konfuzius und den Konfuzianismus in Ehren,

aber was diesem recht war, schien ihm für den Buddhismus und seinen Meister billig. I. J. 1320 ordnete er an, daß „in allen Bezirken Weihestätten des „kaiserlichen Lehrers“ Phags-pa (s. oben S. 332 u. 480) zu errichten und die Kulthandlungen nach dem Muster der Konfuzius-Tempel zu gestalten seien“. Im Jahre darauf wurde in der Hauptstadt ein ganzes Phags-pa-Kloster eröffnet. Das Sa-skya-Kloster in Tibet, dessen Abt Phags-pa gewesen war, erhielt zur gleichen Zeit eine Spende von 250 Unzen Gold, 2200 Unzen Silber, 20 000 roten Gewändern (kāṣāya), Flaggen für die Masten, Seidenstücken und Tee für die Mönche. Die Klöster des Wu-t'ai schan, ebenfalls besonders gehegte Kultstätten, besuchte Ying tsung selbst 1322 und ließ es an Gnadenbeweisen nicht fehlen. Nach Schang-tu wurde 1321 eine Heeresabteilung von 3500 Mann verlegt, um ein neues Kloster zu bauen; ein anderes erhielt gleichzeitig eine Spende von 500 Unzen Gold, 2500 Unzen Silber, 500 000 Geldsträngen (theoretisch je 1000 Kupfermünzen wert) in Papierscheinen und 10 000 Seidenstücken. Große Mengen des ohnehin knappen Kupfers (vergl. oben S. 382f.) wurden dazu verwendet, große Buddhasstatuen zu gießen. Als Ying tsung 1321 auf dem Schou-ngan schan bei Peking ein neues großes Kloster erbaute, für das eine besondere Schatzkammervverwaltung geschaffen wurde, erhoben fünf Zensoren Einspruch gegen diese Vergeudung der staatlichen Mittel. Der sonst sanftmütige Ying tsung geriet darüber in solche Wut, daß er drei von ihnen hinrichten und einen mit dem Bambus prügeln ließ. Einer konnte sich durch die Flucht in die Wildnisse der Mandschurei retten. Wie zum Trotz gegen diese Ermahnungen ließ er bald danach für das neue Kloster eine Riesen-Buddhasstatue gießen, für die 500 000 Pfund Kupfer verbraucht wurden. Trotz alledem war aber, wie wir einem Edikt von 1331 entnehmen, das Kloster in diesem Jahre noch immer nicht vollendet, und nicht weniger als 100 000 Barren Silber wurden neu für den Bau angewiesen, außerdem 24 000 Familien als Instleute zugeteilt. Für ein tibetisches Kloster spendete er 1350 Unzen Gold, 4500 Unzen Silber, 10 000 Seidenstücke und 500 000 Münzstränge in Papier. Eine allgemeine Verordnung verbot „unziemliche Reden über die derzeitige Regierung“. Die Angabe: *tso Fo-schi* „der Kaiser unternahm buddhistische Dinge“ kehrt häufiger in den Annalen Ying tsung's wieder als in denen seiner Vorgänger, und Handlungen von sehr verschiedener Art mögen sich dahinter verstecken. Es besagt diesem fanatischen Buddha-Eifer gegenüber nicht viel, wenn Ying tsung, wohl um seinem Vater und dem großen Kublai nicht nachzustehen, bei der Überreichung der 1317 von Jen tsung angeordneten Übersetzung des *Ta-hūo yen-yi* 1320, erklärt: „Um sich selbst zu bilden und den Staat in Ordnung zu halten, ist kein Buch besser als dieses“ (vergl. oben S. 312 u. 508f.), und wenn dann 750 000 Geldstränge in Papierscheinen für den Druck und die Überweisung an die Beamten bewilligt werden. Auf der anderen Seite wurde der taoistische Tempel K'ien-yuan ssé in Schang-tu kurzer Hand beseitigt.

Es ist nicht zu verwundern, daß diese Überschüttung der Klöster mit der

kaiserlichen Gunst und die damit verbundene Verschwendung der Steuergelder auf der einen Seite, das anmaßende Verhalten der Mönche auf der anderen nicht bloß zu Unwillen in den Kreisen des chinesischen Literatentums, sondern auch zu Unruhe und Auflehnung in den Massen zu führen begann.

5 Einige kleinere Ausbrüche erfolgten auch bereits unter Ying tsung, namentlich im Süden, im Bezirk von Ts'üan-tschou. Sie konnten unterdrückt werden, blieben aber Symptome innerer Gärung.

Der Tod Ying tsung's 1323 war unter diesen Umständen kein Unglück für den Staat, der Thronwechsel allerdings auch kein Glück.

- 10 Nach der Mordtat hatte sich eine Abordnung der Verschwörer unverzüglich in das Lager von Yesun Timur am Keruleng-Flusse begeben und ihm das kaiserliche Siegel überbracht. Gegen seine Berechtigung zur Thronfolge wurden wirksame Einwendungen nicht erhoben, und so übernahm er sogleich die Regierung und kehrte nach Ta-tu zurück. Nachdem die ersten Riten,
- 15 Ernennungen und Kundgebungen vollzogen waren, trat einer der loyal geliebten Prinzen mit dem Antrage an ihn heran, nunmehr mit Rücksicht auf seinen eigenen Ruf, der vor der Nachwelt nicht in einem zweifelhaften Lichte erscheinen dürfe, die Mörder seines Vorgängers zur Rechenschaft zu ziehen. Yesun Timur hatte bereits gezeigt, daß er dem Verbrechen fern
- 20 stehe, und willigte jetzt sogleich in die Bestrafung ein. T'ie-schi und drei seiner Helfer, darunter sein Bruder, verfielen dem Henker, nachdem ihre Besitztümer eingezogen und die Söhne vom öffentlichen Dienst ausgeschlossen waren. Allerdings wurde 1324 das Vermögen Timuders der Familie zurückgegeben und ein heimlich umlaufender Verdacht über das Verhältnis
- 25 des neuen Herrschers zu ihr erhielt dadurch neue Nahrung. Sicher entsprach es dem Empfinden weiter Kreise, als im Jahre darauf ein chinesischer Sekretär im Kultusministerium daran erinnerte, daß „die Bluttat und Rebellion des T'ie-schi mit allem ihren Unheil ihren Ursprung in der Person Timuder's habe; seine Schuld müsse daher von dem Historiographenamt deutlich
- 30 verzeichnet werden, damit dies allen hohen Beamten zur Warnung diene“. Es wird nicht gesagt, ob diesem Antrage stattgegeben sei, aber ausgeführt ist er.

- Yesun Timur, oder, wie er in den Annalen genannt wird, T'ai-ting ti d. h. Kaiser der *t'ai-ting*-Zeit, war nicht die Persönlichkeit, die im Stande gewesen
- 35 wäre, die zerstörenden Kräfte der inneren Entwicklung zu erkennen, geschweige denn ihrem Wirken Einhalt zu tun. Man hat es nicht für angemessen gehalten, ihm einen eigentlichen Tempelnamen nach der Art der bei seinen Vorgängern üblichen zu geben, sondern hat die Jahresbezeichnung seiner Regierung, *t'ai-ting* d. h. „erhabene Gefestigkeit“, auf ihn selbst angewendet.
- 40 Seine Berechtigung zur Thronfolge wird bestritten, da einer der beiden Söhne Wu tsung's vor ihm hätte berufen werden müssen. Außerdem wirft man ihm die Art vor, wie er zum Throne gelangt sei: der Verdacht einer geheimen Verbindung mit den Mördern Ying tsung's liege nahe, dadurch werde der Ahnentempel Hien tsung's (Kamala's) geschändet, mithin sei dort kein Platz für

ihn. Endlich argumentiert man, daß während seiner Regierungszeit zahlreiche unheilvolle Naturerscheinungen stattgefunden hätten, aber niemals habe er die Schuld daran sich selbst zugeschrieben. Es sei offensichtlich, daß, wenn man sich an die Gesetze der Ahnen gehalten (d. h. die richtige Thronfolge gewahrt) hätte, solche Dinge sich nicht im Reiche ereignet hätten. 5 Daher sei es ausreichend, wenn man ihm die Bezeichnung einer friedlichen Regierung beilege.

An Naturkatastrophen hat es allerdings zur Zeit T'ai-ting ti's nicht gefehlt. Überschwemmungen in Folge von Sturmfluten und anhaltendem Regen, Dammbrüche, Bergrutsche, Hungersnöte, Erdbeben, Feuersbrünste und 10 unregelmäßige Gestirnstellungen werden fast pausenlos verzeichnet. Die konfuzianische Lehre sah hierin Warnungen des Himmels und schrieb die Verantwortung dem Herrscher zu (I, 207), die konfuzianischen Verfasser der Annalen dürften also hier manches herangezogen haben, was man bei anderer Gelegenheit übergangen hätte. Die Zensoren tadelten T'ai-ting ti, 15 daß er die Opfer an Himmel und Erde nicht persönlich vollziehe, weil er damit die Möglichkeit verliere, dem Unheil entgegen zu wirken, aber er berief sich auf Kublai Khan, der auch seine Minister mit dem Opfer beauftragt habe. Auch seine Haltung in einer Hauptfrage der konfuzianischen Ethik, der Pietät gegen die verstorbenen Eltern, wird übel vermerkt. Einer der muham- 20 medanischen Minister hatte beantragt, jeden Mongolen oder jeden *sê-mu jen* (Muhammedaner oder Angehörigen eines westlichen Staates, s. oben S. 475), der die chinesischen Vorschriften der dreijährigen Trauer für die Eltern nachahme, aus den Beamtenlisten zu streichen. T'ai-ting ti hatte dem zugestimmt. Die Anordnung wurde indessen 1328 dahin abgeändert, daß „Mon- 25 golen und *sê-mu jen*, die um ihre Eltern zu trauern wünschten, dies nach den alten Vorschriften tun dürften“. Und wenn 1327 die goldene Seelentafel Wu tsung's aus dem Tempel gestohlen war, so erklärten die Chinesen, dies sei nur geschehen, weil die Tafel nicht den Vorschriften gemäß aus Holz gewesen sei. T'ai-ting ti fehlte die konfuzianische Bildung, und darum erregte 30 seine Begünstigung des Buddhismus, die er mit seinen Vorgängern teilte, um so stärkeres Mißfallen. Auch er verschwendete gewaltige Summen auf Tempelbauten, kupferne Statuen und Zuwendungen an die Klöster. I. J. 1324 ließ er elf Bilder von Phags-pa malen und an die Provinzen verteilen, „damit man dort Statuen danach herstelle und ihnen opfere“; 1326 mußte 35 das tibetische Tripitaka neu mit „goldener Schrift“ geschrieben werden, und zwar nachdem kurz vorher „in Anbetracht der Unzulänglichkeit der Staatseinnahmen“ das Unternehmen aufgegeben war. Große Summen mögen auch die pompösen Kulthandlungen erfordert haben, an denen zuweilen tausend Mönche und mehr teilnahmen und durch die T'ai-ting ti die Ungnade des 40 Himmels zu beschwichtigen vermeinte. Das Zensorat scheute sich nicht, unter anderen zu beseitigenden Mißbräuchen auch diese Kulthandlungen „der westlichen Mönche“ anzuführen, „deren Kosten für den Staat keinen Nutzen brächten“. Anfang 1325 lenkte sogar die Zentrale (*tschung schu*) die

Aufmerksamkeit des Kaisers auf die mißliche Finanzlage und bat, „alle nicht unmittelbar drängenden Ausgaben zu unterlassen“. T'ai-ting ti stimmte zu, aber alles blieb beim alten. I. J. 1328 kam von derselben Stelle eine neue dringende Vorhaltung, mit den Belohnungen und Zuwendungen nicht allzu verschwenderisch umzugehen, die Kosten der notwendigsten Lebensbedürfnisse seien um das vierfache bis achtfache gestiegen, und die jährlichen Aufwendungen für buddhistische Kulthandlungen seien ebenfalls gegen früher stark vermehrt worden. Auch die Übergriffe und Anmaßungen der Mönche wurden trotz früherer Mahnungen (s. oben S. 510) immer wieder ein Gegenstand der Klage. „Jedes Neujahrsfest“, berichtet 1326 die Zentrale, „benutzen die westlichen Mönche, um die Freilassung Eingekerkelter zu beantragen und sich in die Verfügungen der Regierung einzumischen“. Und wenn in demselben Jahre ein Erlaß verzeichnet wird, der den „westlichen Mönchen, wenn sie mit der staatlichen Kurierpost reisen, die Bedrückung der Bevölkerung verbietet“, so sagt dies genug über die Zustände. Die buddhistische, namentlich lamaistische Kirchenorganisation mit ihrer erpresserischen Gewinn gier lag wie ein Vampyr auf dem Volkskörper, und wären die Kaiser dieser Zeit mit ihrer irregeleiteten Gläubigkeit nicht so tief in die Netze priesterlicher Betrügereien verstrickt gewesen, so hätten sie sehen müssen, wie hier und dort aufflackernde Unruhen, besonders wieder in Fu-kien im Bezirk von Ts'üan-tschou und in P'u-ning hien (dem heutigen Jung hien) in Kuang-si südwestlich von Wu-tschou (I, 15), die innere Gärung, anzeigten. In P'u-ning war es sogar ein buddhistischer Mönch namens Tsch'ên K'ing-ngan, der den Aufstand leitete. Er hatte 1328 bereits einen neuen Staat mit eigener Jahresbezeichnung gegründet, als er überwältigt wurde. Von der buddhistischen Klostergelehrsamkeit der T'ang- und Sung-Zeit war nicht viel übrig geblieben, und da auch die Verbindung der Kaiser mit dem Konfuzianertum seit Ying tsung immer schwächer wurde, so fiel auch dieses ausgleichende Moment allmählich fort. Zu dem völkischen Haß gesellte sich die kulturelle Verachtung.

T'ai-ting ti starb, wohl unerwartet, im Sommer 1328 in Schang-tu. Seinen ältesten Sohn, A-su-ki-pa, hatte er gleich nach seiner Regierungsübernahme zum Thronfolger bestimmt. Der Prinz war ein Kind von acht Jahren, und es ließ sich voraussehen, daß der Thronwechsel neue Streitigkeiten hervorrufen werde. Der Minister Tao-la-scha, ein Muhammedaner (?) aus Turkistan, der mit T'ai-ting ti schon zusammen im Nordlande gewesen und in Ta-tu eng vertraut mit ihm geblieben war, zögerte noch einen Monat, brachte aber inzwischen mehrere Prinzen auf seine Seite und rief dann den jungen Erben, der ihnen wohl ein bequemes Werkzeug werden sollte, zum Kaiser aus. Aber dieser Regelung widersetzte sich ein langjähriger Gefolgsmann Wu tsung's, Yen Timur, ein Sohn jenes Kiptschak-Fürsten Tschuang-wu-ör, der unter Tsch'êng tsung den Grenzschutz im Norden hatte (s. oben S. 492). Yen Timur war mit Wu tsung im Norden gewesen und fungierte während der letzten Abwesenheit T'ai-ting ti's als Statthalter von Ta-tu. Er trat

mit großer Energie für die Sache der Nachkommen seines Herrn ein, damit sie nicht wieder, wie beim Tode Jen tsung's, mit ihren rechtmäßigen Ansprüchen übergangen würden (s. oben S. 511f.). Die beiden Söhne Wu tsung's, von denen der älteste nach ihres Vaters Bestimmung beim Tode Jen tsung's hätte Nachfolger werden sollen, hatte man aus der Hauptstadt entfernt, der 5
ältere befand sich in Yün-nan, später im Nordgebiet, der jüngere in Nanking (s. oben S. 514). Yen Timur und sein Anhang, fest entschlossen, wenn nötig, mit Gewalt die Ansprüche der Brüder durchzusetzen, hatten schon, als T'ai-ting ti krank nach Schang-tu ging, Togh Timur in Nanking als den leichter erreichbaren von ihren Plänen in Kenntnis gesetzt. Als der Kaiser gestorben war, ließ Yen Timur, was er als Statthalter leicht konnte, sofort alle Pässe, besonders Kü-yung kuan (II, 239) und Ku-peï k'ou (I, 19) durch Truppen besetzen, rief in der Hauptstadt die Beamten zusammen, teilte ihnen seine Absicht mit und drohte jedem etwa Widerstrebenden den Tod an. Mehrere zweifelhafte Würdenträger wurden festgesetzt, an Togh Timur 10
Eilboten mit der Bitte um sofortige Rückkehr gesandt. Der letztere traf sehr bald von Nanking in Ta-tu ein und übernahm in Vertretung seines Halbbruders Kuschala einstweilen die Regierung. Dann schickte er eine Abordnung an den Bruder, die ihn nach der Hauptstadt einholen sollte. Inzwischen war A-su-ki-pa in Schang-tu feierlich als Kaiser mit neuer Jahresbezeichnung eingesetzt worden, dann wurde eine Truppenmacht nach Süden gesandt, die alle Pässe von Tschili und Schansi umgehen und über Yü-lin (im nordwestlichen Schansi, in der Gegend des heutigen Kuei-hua tsch'êng) vom Westen her in die Pekinger Ebene eindringen sollte. In Ta-tu erhielt man hiervon so frühzeitig Kenntnis, daß Yen Timur's Abwehrtruppen 25
Yü-lin vor dem Gegner erreichen und bei dessen Eintreffen ihn überraschend angreifen und vernichtend schlagen konnten. Aber der Widerstand der Partei Tao-la-scha's war keineswegs gebrochen, der Gegensatz war zu einem Kriege zwischen Schang-tu und Ta-tu geworden, es bedurfte noch monatelanger harter Kämpfe, bis eine Entscheidung fiel. In Liao-tung wie in dem 30
entfernten Westen im Wei-Tal um den Paß von T'ung-kuan, in der Umgegend von Ta-tu, in T'ung-tschou östlich und bei Lu-kou k'iao westlich der Stadt wurde erbittert um den Zugang zur Hauptstadt gekämpft. Bei Beginn des Winters endlich wurde Schang-tu belagert, Tao-la-scha zur Übergabe gezwungen und mit seinen Anhängern nach Ta-tu geschafft. Was 35
aus dem unglücklichen Thronerben A-su-ki-pa dabei geworden ist, scheint niemals bekannt geworden zu sein. Yen Timur hatte es inzwischen für ratsam gefunden, klare Verhältnisse zu schaffen, um Zweifel und Keime von weiteren Unruhen zu beseitigen. Er überredete daher Togh Timur, den Thron zu besteigen, da das Eintreffen des älteren Bruders, der sich „im Norden 40
der Gobi“ aufhielt, nicht abzusehen war. Togh Timur weigerte sich zunächst, gab dann aber in Anbetracht der politischen Notwendigkeit nach, erklärte jedoch in einem Edikt, daß er bei Eintreffen des Bruders wieder zurücktreten werde. Im Oktober 1328 übernahm er die Regierung. Er hat sie als Kaiser

geführt bis zum Februar 1329, als Kuschala endlich heimkehrte und endgiltig den Thron einnahm. Kuschala's Tempelname wurde Ming tsung. Schon vorher, Ende 1228, war in Ta-tu das Strafgericht über die Gegenpartei abgehalten: Tao-la-scha wurde hingerichtet, sein Körper auf dem Markt in 5 Stücke geschnitten, andere Führer wurden öffentlich enthauptet, einige zum Selbstmord „begnadigt“. Die Mongolen hatten gelernt, wie man mit politischen Gegnern verfährt.

Nur wenige Monate sollte Ming tsung sich des Thrones erfreuen. Daß Yen Timur seine rechte Hand blieb und die leitende Stellung als oberster Minister hatte, ist selbstverständlich. Er beriet den jungen, neunundzwanzigjährigen Monarchen, und, des Herrschens ungewohnt, fügte dieser sich willig seinen Ratschlägen, namentlich hinsichtlich der Personen seiner Umgebung und seiner Regierung. Wie zwanzig Jahre früher Wu tsung seinen jüngeren Bruder Jen tsung zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, so er- 15 nannte auch Ming tsung sofort nach seiner Thronbesteigung seinen Bruder Togh Timur zum Thronfolger. Zu Beginn des Sommers begab sich der Kaiser nach Schang-tu, der Bruder folgte ihm drei Wochen später. Über das, was danach folgte, erhalten wir nur äußerst dürre Nachrichten. Ende August 1329 hielt sich Ming tsung an einem wohl in der Nähe von Schang-tu gelegenen Orte auf, der nicht näher festzustellen ist, „am 26. August suchte ihn 20 der Thronfolger auf, und an diesem Tage fand für diesen sowie für die Prinzen und hohen Beamten in dem kaiserlichen Quartier ein Bankett statt, am 30. August starb der Kaiser eines gewaltsamen Todes“. Das ist alles, was uns die Quellen, sämtlich mit dem gleichen Wortlaut, zu sagen für gut befinden. Togh Timur übernahm sofort wieder die Regierung. Welches Verbrechen sich hier verbirgt, wer der Täter war, und welche Umstände oder Beweggründe die Tat herbeigeführt haben, wissen wir nicht, und von den Zeitgenossen dürften es auch nur wenige gewußt haben. Daß ein dringender Verdacht auf Togh Timur fällt, ist nicht zu leugnen, daran wird durch die 30 herkömmlichen Trauerphrasen seines Antrittsediktes nichts geändert. Die Tatsache, daß er keinen Schritt getan hat, um die Täter zu bestrafen, wiegt erheblich schwerer. Der Verdacht hat sich auch im Laufe der Jahre so verstärkt, daß er die Ursache — oder der Vorwand? — für schwerwiegende Folgen geworden ist, Folgen in denen die völlige Zerrüttung von 35 Dschingis Khan's Sippe offenbar wird (s. unten).

Als Herrscher war Togh Timur — sein Tempelname wurde Wên tsung — nicht schlechter, sicher aber auch nicht besser als seine Vorgänger. In der Verkündigung seiner Thronbesteigung huldigte er seinen großen Vorfahren, um dann mit Schmähungen seines Veters Ying tsung und seines Oheims 40 T'ai-ting ti zu endigen: „Ying tsung demütigte und zerriß unsere Familie, der Prinz von Tsin (T'ai-ting ti, s. oben S. 513) handelte wider das Abkommen (s. oben S. 516) und wurde zum Rebellen, um sich in den Besitz des Thrones zu setzen. Der Himmel aber verkündete sein Mißfallen und brachte beide zu Fall. Die alten Diener unseres Geschlechts entwarfen gemeinsam ihre

Pläne, um die Gerechtigkeit zu erheben, sie stellten die Bezeichnungen richtig, um die Übeltäter zu bestrafen“. Diese Steinwürfe aus dem Glashause auf die eigene Familie sind kein rühmliches Zeugnis für den neuen Herrscher. Ein konfuzianischer Chinese würde öffentlich nicht so gesprochen haben. Gleich danach erachtete man es für zweckmäßig, sich der Familie Ming tsung's zu entledigen: seine Gemahlin wurde irgend welcher Umtriebe beschuldigt und zu Tode gebracht. Seinen ältesten Sohn, T'o-huan t'ie-mu-ör (Toghan Timur), einen Knaben von zehn Jahren, schaffte man nach einer Insel vor der koreanischen Küste, wo er von jedem Verkehr abgeschnitten war. Ein Jahr darauf verkündete man im Reiche, daß Ming tsung während 10 seines Aufenthaltes im Nordlande oft gesagt habe, Toghan Timur sei nicht sein eigener Sohn; gleichzeitig wies man ihm das entlegene Kuei-lin in Kuang-si als Wohnort an. Der zweite Sohn, I-ts'an-tschê-pan (Rintschenpal, Sanskr. Ratnapāla), noch ein Kind, blieb in der Hauptstadt. Unter Wên tsung's Regierung findet man ein weiteres Anwachsen der alten Mißstände: ein immer stärkeres Klosterunwesen des Lamaismus und eine immer hemmungslosere Vergeudung der staatlichen Einkünfte dafür, verbunden mit einer fast sklavischen Hingabe an die Mönche und ihr Treiben. Eine halbe Million Tael (in Papier) werden für eine neue Halle in dem Phags-pa-Tempel gegeben, prunkvolle Kultfeste in Ta-tu, Schang-tu, auf 20 dem Wu-t'ai schan und anderswo werden angeordnet und kaiserliche Vertreter dazu entsandt, einen ganzen Monat müssen auf dem Wu-t'ai schan Kulthandlungen für den erkrankten Sohn und Thronerben Ku-na-ta-la (er hatte die Masern oder Scharlach) abgehalten werden. I. J. 1329 erklärt ein unbekannter, aber mutiger Mann in einer Eingabe, daß jetzt, wo „in 25 allen Bezirken des Reiches Naturkatastrophen eintreten, die Ausgaben der Regierungen daher überall auf das höchste angespannt, die Kassen aber leer und die Bevölkerungen verelendet seien, nicht die Zeit sei, um hundertfache Ausgaben für Neuerungen zu beschließen“ (*Yuan schi* Kap. 33 fol. 17r⁰). Er weist auf die drohenden Anzeichen kommenden Unheils hin und fürchtet, 30 daß diese Zustände die Ursache schwerer Wirren werden könnten. „Der Kaiser äußerte sich zustimmend“, sagen die Annalen. Um welche Maße es sich bei den Kosten für den buddhistischen Kult handelte, zeigt ein Bericht der Zentralkanzlei (*tschung schu*) von 1330: „Die buddhistischen Klöster innerhalb und außerhalb der Hauptstadt (die subventioniert werden), zählen 35 367. Was dafür an Gold, Silber und Papiergeld aufgewendet wird, ist nicht abzuschätzen. Für die Bedürfnisse des Staates sind keine genügenden Mittel vorhanden, es ist daher notwendig, daß hier Einschränkungen vorgenommen werden“. Der Bescheid lautet: „Die Mitglieder der Ämter und die Beamten der „Zentralbehörde für die buddhistische Kirche (*süan tschêng yuan*, s. 40 oben S. 480) werden angewiesen, die in Schang-tu jährlich vorzunehmenden buddhistischen Kulthandlungen (*tso Fo-schi*) von 165 auf 104 herabzusetzen. Für die zuständigen Beamten gilt dieses Jahresmaß für alle Zeiten“ (Kap. 34 fol. 17v⁰). Dieses magere Ergebnis war nicht geeignet, an den Zuständen

etwas zu ändern. Wên tsung's *rabies buddhica* kannte schließlich keine Grenzen mehr. I. J. 1330 mußten die Kaiserin und sein kleiner Sohn Ku-na-ta-la, ebenso ein in der Hauptstadt befindlicher Sohn Ming tsung's (s. oben S. 521), die Weihen empfangen (Gelübde ablegen), nachdem schon im Jahre vorher 5 dasselbe für das ganze Reich angeordnet war. Als 1329 Wên tsung's Gemahlin zum Range einer Kaiserin erhoben war, mußte der „kaiserliche Lehrer“ (so war jetzt der ständige Titel des ersten Abtes) sechzig Tage lang buddhistische Kulthandlungen vornehmen.

Es war sicherlich nur das ihm von seinen Beratern aufgenötigte Bestreben, 10 sich die Literaten nicht völlig zu entfremden, wenn Wên tsung, ähnlich wie seine Vorgänger, versuchte, durch Ehrungen des Konfuzius und der kanonischen Patriarchen einen Ausgleich in der Stimmung herbeizuführen. So legte er durch Edikt von 1330 den Eltern von Konfuzius erhöhte Adelstitel bei, ebenso seinen zwei Hauptschülern Yen Hui (II, 600f.) und Tsêng Ts'an, 15 sowie seinem Enkel Tsě Ssé; Mêng tsě wurde zum „Zweiten Heiligen und Herzog von Tsou“ (*Tsou-kuo ya-schêng kung*) ernannt (ein Titel, der sich bis in die neueste Zeit behauptet hat), auch die beiden Brüder Tsch'êng Hao und Tsch'êng Yi wurden nach Jen tsung's Muster (s. oben S. 508f.) mit neuen Ehrennamen bedacht. Aber der Antrag eines Zensors von 1331, der 20 die konfuzianischen Studien der Gegenwart betraf, blieb ohne Genehmigung. Er wies darauf hin, daß, während unter den früheren Dynastien in China die vom Staate unterstützten Studien immer in Blüte gestanden hätten, jetzt die Schüler der Adelsschule nur vierhundert zählten (vergl. oben S. 509). Außerdem seien auch noch für Mongolen, Muhammedaner (*sě-mu jen*) und 25 Chinesen bestimmte Höchstzahlen festgesetzt. Er beantrage, diese Höchstzahlen aufzuheben und allen Bevölkerungsgruppen ohne Unterschied den Zutritt zur Studienanstalt freizugeben. Wên tsung's Verständnis für alle diese nichtbuddhistischen Fragen wird die Bilanz gewesen sein von dem, was ihm seine chinesischen Berater ein- und seine mongolischen oder muham- 30 medanischen ausredeten.

Eine gewisse literaturgeschichtliche Bedeutung könnte seine Regierung — ohne sein Zutun — dadurch gewonnen haben, daß das große Werk über die Einrichtungen des Yuan-Reiches nach fast dreißigjähriger Arbeit unter ihm vollendet worden ist. Allerdings bestehen hier noch einige Zweifel. Die Yuan- 35 Annalen (Kap. 34 fol. 3v⁰) verzeichnen unter dem Jahre 1330, daß das riesige Staatshandbuch *King-schi ta tien* trotz der verflossenen langen Zeit noch immer nicht fertig gestellt war. Mehrere mongolische Beamte erhielten den Auftrag, den chinesischen Text in das Mongolische zu übersetzen, während chinesische Gelehrte den ersteren feststellen sollten. Yen Timur sollte die Auf- 40 sicht über das Ganze ausüben. Unter dem Jahre 1331 wird kurz die Vollendung des *Huang-tsch'ao king-schi ta tien* gemeldet (Kap. 35 fol. 15v⁰). Erhalten ist davon vielleicht manches in dem noch vorhandenen weniger umfangreichen Werke über die Staatseinrichtungen der Yuan-Zeit, das den Titel *Ta-Yuan schêng-tschêng kuo-tsch'ao tien-tschang* führt. Seine Abfassung ist

unter Tsch'êng tsung 1303 angeordnet worden und enthält alle Gesetze, Verfügungen und Einrichtungen des Reiches von seiner Gründung i. J. 1260 an bis zu dem Regierungsantritt „des jetzigen Kaisers“ i. J. 1320, d. h. Ying tsung's. Für eine Übersicht über den Behördenapparat und sein Wirken ist allerdings nur wenig und das mit Mühe daraus zu entnehmen. 5

Wên tsung sah trotz allen Warnungen und bedenklichen Anzeichen nicht, daß in seinem Reiche die Keime der Zerstörung wuchsen. Die drückenden Lasten im Volke, die Vergeudung am Hofe, der Übermut der lamaistischen Mönche, die Leiden der vielen Überschwemmungen riefen in den Massen eine Erbitterung hervor, die um so gefährlicher wurde, als sie sich 10 jetzt mit dem Haß gegen die Fremden verband, der sicherlich von dem konfuzianischen Literaten- und Beamtentum geschürt wurde. An vielen Stellen flammten kleine lokale Aufstände auf, von denen in den Annalen nicht viel Aufhebens gemacht wird, deren wirkliche Bedeutung aber nicht unterschätzt werden darf. Wên tsung sah auch das Unheil nicht, das in seiner 15 eigenen Familie heraufzog, wo der Fluch der bösen Tat sich weiter in Bösem auswirkte. Seinen kleinen Sohn Ku-na-ta-la hatte er 1330 zum Thronfolger erklärt, doch starb dieser bereits das Jahr darauf. I. J. 1332 starb Wên tsung in Sehang-tu auf ebenso geheimnisvolle Art wie sein Bruder. Er war achtundzwanzig Jahre alt, von einer Krankheit wird nichts berichtet. Auch 20 keine Andeutung einer Todesursache finden wir in den Quellen.

Außer dem verstorbenen Thronfolger hatte Wên tsung noch zwei Söhne, von denen der jüngste auch schon vor ihm gestorben zu sein scheint. Der überlebende, Yen-t'ie-ku-ssë, war ein kleines Kind. Am Hofe standen sich in der Frage der Nachfolge zwei Parteien gegenüber: die eine, von Yen Timur 25 geführt, wollte Yen-t'ie-ku-ssë auf den Thron erheben, die andere, an die sich auch Wên tsung's Witwe hielt, setzte sich für Ming tsung's Sohn I-ts'antschên-pan (s. oben S. 521) ein. Die Bitte Yen Timurs, nach dem Tode Wên tsung's Yen-t'ie-ku-ssë auf den Thron zu berufen, lehnte die Kaiserin mit dem Hinweis ab, daß die Thronfolge Ming tsung's Söhnen zukomme, und da 30 Toghan Timur abwesend sei, komme der zweite (ihr Günstling), der sechsjährige Rinchenpal, in Betracht. Tatsächlich wurde der Knabe im Oktober 1332 als Kaiser eingesetzt, während die Kaiserin die Regierung führte. Im Dezember starb das bedauernswerte Kind, ein Opfer höfischer Intrigen, man darf wohl annehmen, durch Einwirkung der Gegenpartei. Es hat den 35 Tempelnamen Ning tsung erhalten. Yen Timur trat jetzt abermals an die Kaiserin mit dem Antrage heran, Wên tsung's Sohn den Thron zu übertragen, aber die eigene Mutter lehnte wiederum die Berufung des Sohnes ab, mit der Begründung, daß nunmehr Ming tsung's ältester Sohn, der jetzt zwölf Jahre zählte, der rechtmäßige Thronerbe sei. Damit sandte sie eine Bot- 40 schaft an Toghan Timur nach Kuang-si, die ihn nach der Hauptstadt berief.

Die auffallende Haltung der Kaiserin wird nur erklärlich, wenn man die Nachrichten nichtamtlicher Quellen heranzieht. Danach soll Wên tsung bittere Reue wegen seiner Handlungsweise gegen seinen Bruder empfunden

und daher zur Sühne dessen Söhnen die Thronfolge zugeschoben haben. Diesem Gedanken habe er noch im Anblick des Todes Ausdruck gegeben, und seine Gemahlin habe sich für hieran gebunden gehalten. Yen Timur widersetzte sich der Berufung Toghan Timurs aufs äußerste. Die Gründe
 5 hierfür lagen, wie jene Quellen es aussprechen und ein Edikt es später auch andeutet (s. unt.), in seiner eigenen Teilnahme an der Beseitigung Ming tsung's, in seinem Bestreben, ein bedeutungsloses Kind auf dem Throne zu sehen, um selbst die Regierung zu führen, und in der Furcht, von einem selbständigen Herrscher zur Rechenschaft gezogen zu werden. Aber die Kaiserin
 10 beharrte auf ihrem Willen. Sie berief alle Prinzen und hohen Beamten nach der Hauptstadt, beriet mit ihnen und suchte sie für ihre Absicht zu gewinnen. Yen Timur schüchterte sie indessen soweit ein, daß niemand mehr seine Meinung zu sagen wagte. Er hatte die ganze Regierungsgewalt in der Hand, und selbst als Toghan Timur eingetroffen war, änderte sich nichts an der
 15 Lage, da der junge Prinz zu ängstlich war, um etwas gegen den Gewaltigen zu unternehmen. So zog sich die Thronbesteigung immer weiter hinaus, der Oberarchivar erklärte, daß der Prinz den Thron nicht einnehmen könne, täte er es doch, so würde im Reiche die Revolution ausbrechen. Vielleicht würden die Dinge nach der einen oder der anderen Seite eine gewaltsame
 20 Wendung genommen haben, wenn nicht das Schicksal eingegriffen hätte: Yen Timur starb unerwartet, anscheinend an Urämie. Jetzt war das Hindernis entfernt: im Juli 1333 bestieg Toghan Timur in Schang-tu den Thron. Er hat den Tempelnamen Schun ti erhalten.

Der neue Kaiser übernahm eine schon zerrüttete Erbschaft. Das Weltreich
 25 Kublai Khan's bestand längst nicht mehr, die innerasiatischen Khanate standen, losgelöst von dem Groß-Khan, in ihrer eigenen Entwicklung und hatten ihre eigenen Schicksale, den Mongolen war nur das an Herrschaft geblieben, was sie durch Vermischung mit anderen Völkern halten können. Aber auch das Khanat China trug die Zeichen des Unterganges an
 30 sich. Welche Zustände im Innern herrschten, haben wir gesehen. Es hätte eines sehr großen Herrschers bedurft, wenn die zerstörenden Kräfte hätten eingedämmt, die fast hoffnungslosen wirtschaftlichen und geistigen Probleme hätten gemeistert werden sollen. Schun ti war kein solcher Herrscher, kaum ein solcher von mittelmäßiger Bedeutung.

35 Der Anfang seiner Regierung wurde begleitet von blutigen Familienkämpfen. Yen Timurs Sippe hatte noch ihren bedeutenden Anhang unter den Prinzen und war nach dem Tode ihres Oberhauptes keineswegs gewillt, auf ihre Macht zu verzichten. Ein Bruder des Verstorbenen, Sa-tun, und ein Sohn, T'ang-k'i-schi, waren die Haupterben. In starkem Wettbewerb mit
 40 ihnen stand der Sproß eines verdienten mongolischen Soldatengeschlechts von dem Stamme der Märkit (s. oben S. 264) Po-yen (Bayan), dessen Vorfahren unter Mongko Khan gegen Sung und dann unter Tsch'êng tsung und Wu tsung im Norden gekämpft hatten. Er selbst hatte die Kaiserinwitwe bei der Berufung von Ming tsung's Söhnen unterstützt und war ein Präsident

in der Zentralkanzlei geworden. Sa-tun bekleidete gleichfalls hohe Stellungen in der Zentrale, beide standen sich im Range gleich und führten hohe Adelstitel. T'ang-k'i-schi war der Erbe von Yen Timurs Reichtümern und Titeln. Diese drei umgaben den jungen Monarchen und benutzten ihn für ihre gegen einander laufenden Zwecke. I. J. 1335 hatte Sa-tun erreicht, daß Yen 5 Timurs Tochter Kaiserin wurde. Auf diesen Höhepunkt der Familie folgte aber auch rasch der Absturz. Sa-tun starb, und T'ang-k'i-schi wurde sein Amtsnachfolger in der Zentralkanzlei. Die eigentliche Regierungsgewalt aber lag jetzt in den Händen Bayan's. „Das Reich der Mongolen ist eigentlich das Reich unserer Familie“, erklärte T'ang-k'i-schi zornig, „wer ist 10 dieser Bayan, und wie kann er im Range über mich gestellt werden?“ So beschloß er, zusammen mit einem anderen Bruder Yen Timurs und mehreren anderen Sippengeossen, den neuen Herrscher samt seinem Ratgeber T'ang-k'i-schi zu beseitigen und den Prinzen Huang-ho t'ie-mu-ör, einen Enkel von Mongko Khan und Sohn jenes Prinzen Si-li-ko (Schireki), der 15 einst mit Kublai's Sohn Namokhan gegen Kaidu nach Kuldsha gesandt war und dann diesen verräterischerweise in Almalik dem Kiptschak-Khan in die Hände gespielt hatte (s. oben S. 337 u. 342f.), als ihr Werkzeug auf den Thron zu bringen. Bayan hatte kaum von den Plänen Kunde erhalten, als er mit einer Truppenabteilung Schang-tu, den Ort der Verschwörung, 20 überraschend besetzte, den Widerstand niederschlug und die Anführer festnahm. T'ang-k'i-schi und sein Bruder hatten im Palast der Kaiserin, ihrer Schwester, Zuflucht gesucht. Sie wurden herausgeholt und hingerichtet, die Kaiserin selbst entfernte man mit Zustimmung des Kaisers aus dem Palaste, und Bayan ließ sie vergiften. Der Prinz Huang-huo t'ie-mu-ör beging Selbst- 25 mord. Dieser Kampf um die Herrschaft war im Grunde nur eine Fortsetzung des Streites der Parteien um Ming tsung und Wên tsung, von denen die letztere nun endgiltig vernichtet war. Der feierliche Abschluß erfolgte erst 1340. In einem umfangreichen Edikt vom 9. Juli jenes Jahres wird über alle, die der Schädigung von Wu tsung's Nachkommen und ihrer Erbfolge für 30 schuldig gehalten wurden, Gericht gehalten. Alle Vorgänge, Machenschaften und Verschiebungen der Erbfolge seit Wu tsung's Tode werden geschildert. Die Übergehung seiner Söhne, die Intrigen der Kaiserinmutter (s. oben S. 512), die Abschiebung Kuschala's (Ming tsung's) nach Yün-nan (S. 514), die Ermordung Ying tsung's (S. 513), die Hinterlistigkeit und das Verbrechen 35 Wên tsung's gegen den Bruder (S. 520), der unheilvolle Einfluß Yen Timurs und schließlich auch die (vermeintliche) Entfremdung der Familienmitglieder durch die Gemahlin Wên tsung's erhalten ihre scharfe Kritik. Das Urteil ist nicht weniger hart: Wên tsung's Seelentafel wird aus dem Ahnentempel entfernt, seiner Witwe wird der hohe Ehrentitel, den sie 1333 erhalten, 40 genommen und als Wohnsitz die Stadt Tung-ngan (südöstlich von Peking, halbwegs nach Tientsin?) zugewiesen, der Sohn beider, Yen-t'ie-ku-sse (S. 523), wird trotz seiner Jugend nach Korea verbannt (auf der Reise dorthin wurde er getötet). Die übrigen Schuldigen, Yen Timur und mehrere

andere sind durch den Tod der Bestrafung entzogen und können nur mit Worten des Abscheus gekennzeichnet werden.

Man muß dieses Edikt als politisches Dokument, nicht als einen Akt der Rechtsprechung bewerten, denn die Schuldigen waren tot und die Verurteilten unschuldig. Der Zweck war nicht die Gerechtigkeit, sondern die Sicherung des Thrones, dazu aber mußte die feindliche Partei, namentlich ihr möglicher Thronkandidat ausgelöscht werden. Damit fand der 1320 begonnene Familienstreit in der Tului-Linie sein Ende. Die Frage, ob bei der Tötung Ming tsung's Wên tsung oder Yen Timur oder wer sonst der Anstifter 10 und der Täter gewesen ist, bleibt ungeklärt.

Aber Schun ti sollte bald merken, daß jetzt nicht bloß sein Thron, sondern die Dynastie noch von ganz anderer Seite bedroht wurden als von hadernden Sippengenossen. Er war eine unbedeutende Persönlichkeit, schwach und unselbständig, und daher ein Werkzeug in der Hand seines jeweils stärksten 15 Ministers. Dieser Stärkste war nach dem Verschwinden Yen Timurs und seiner Familie Bayan. Er war ein harter, eigenmächtiger und selbstsüchtiger Mann, Mongole aus Grundsatz und von Haß gegen die Chinesen erfüllt. Ihm war es zuzuschreiben, daß die Sonderbestimmungen für Chinesen, die einst unter Kublai, wohl in Anbetracht der damals noch ungesicherten Zu- 20 stände, erlassen waren (s. oben S. 475), 1337 noch bedeutend verschärft wurden. Es wurde „den Han-*jen* (Nordchinesen), Nan-*jen* (Südchinesen) und Koreanern verboten, Waffen und Kriegsgerät zu besitzen. Was es an Pferden bei ihnen gab, wurde amtlich eingezogen“. Ferner bestimmte ein Edikt von 1337: „In den Verwaltungsabteilungen, Ministerien und Sonder- 25 behörden, ferner bei den Ordnungskommissariaten, den Justizinspektionen, den Bezirksdirektionen und in den Leitungen der Militärverwaltungsstellen sind Mongolen und Muhammedaner (*sê-mu-jen*) zu verwenden. Den Nord- und Südchinesen ist es verboten, die mongolische oder muhammedanische (arabische) Schrift zu erlernen“. Dazu kamen 1336 erlassene Bestimmungen 30 über Abzeichen und Ornamente an der Kleidung: die vom Altertum her dafür verwendeten Tiergestalten, wie Einhorn, Phönix, Hase, fünfklauiiger Drache, Gruppen von fünf oder neun Drachen, ferner der Glückspilz, die Flöte, die Schriftzeichen für *wan-schou* („langes Leben“), *fu-schou* („Glück und langes Leben“) u. a. waren verboten. I. J. 1337 soll Bayan den ernstlichen Antrag 35 gestellt haben, alle Chinesen, die den Familiennamen Tschang, Wang, Liu, Li oder Tschao haben, d. h. der weitaus größte Teil des Volkes, umzubringen, so berichtet wenigstens das *S. T'ung-kien* (Kap. 207 fol. 8r^o). Es ist leicht zu ermessen, wie diese von Haß und Mißtrauen eingegebenen Verordnungen auf die ohnehin schon gärende Stimmung im Lande wirken mußten. Bayan 40 wird sich der Gefahr bewußt gewesen sein, die von den Chinesen drohte, aber er hat die Möglichkeit verkannt, sie zu beseitigen. Durchführbar waren die Bestimmungen jetzt so wenig wie früher, da die Mitarbeit der Chinesen natürlich nicht zu entbehren war. Bayan erwuchs schließlich ein Gegner aus seiner eigenen nächsten Verwandtschaft, in einem Manne, der als Geschichts-

schreiber einen Namen von dauernder Berühmtheit erlangt hat: T'o-t'ö (Tokto). Tokto war der Sohn von Bayan's Bruder Ma-tscha-ör-t'ai. Mehr dem Studium der Wissenschaften ergeben als dem Glanz einer amtlichen Laufbahn, hatte er lange Anstoß genommen an dem Treiben seines Oheims und erklärte schließlich seinem Vater, daß Bayan durch seine Anmaßung und seine Selbstsucht doch einmal den Zorn des Kaisers hervorrufen und dann sein Sturz die ganze Familie mitreißen werde. Man müsse auf Mittel sinnen, dem vorzubeugen. Der Vater war einverstanden, und Tokto suchte nach einer Gelegenheit, den Kaiser über seinen allmächtigen Ratgeber aufzuklären. Da Schun ti von Kreaturen Bayan's umgeben war, konnte er nur schwer eine solche Möglichkeit finden. Es gelang ihm aber, durch zwei dem Kaiser besonders nahestehenden Personen Zutritt zu erlangen und den Herrscher vorsichtig in einer bestimmten Angelegenheit aufzuklären. Bayan erfuhr davon und erklärte dem Kaiser erregt: „Tokto ist zwar ein jüngerer Verwandter von mir, aber im Herzen neigt er den Chinesen zu, man muß ihn in Ordnung bringen“. Schun ti war indessen mißtrauisch geworden und nahm Tokto's Partei. Von nun ab konnten die Verbündeten, denen sich andere angeschlossen hatten, schärfer gegen ihr Opfer vorgehen. Im Herbst 1339 war Bayan abwesend in Ying-tsch'ang (im Nordwesten des Jehol-Gebietes, östlich von Schang-tu), während der Kaiser in Schang-tu weilte, und diese Zeit wurde benutzt, um den letzteren völlig aufzuklären. Als Bayan zurückkam, fand er eine veränderte Lage vor: Tokto hatte das Vertrauen des Kaisers gewonnen und beherrschte mit seinen Freunden das Feld, Bayan aber stieß überall auf kalte Ablehnung, man hatte vor dem Tyrannen die Furcht verloren. Einschüchterungsversuche, die er unternahm, gelangen zwar bei dem schwachen Schun ti, aber nicht mehr bei seinen Gegnern. Tokto und seine Helfer ließen ihn im Frühjahr 1340 eines Morgens, als er den Palast betreten wollte, durch Soldaten umstellen und zurückweisen. Eine Schutzwache, die er mobilisierte, zerstreute sich, als ihr ein Edikt bekanntgegeben wurde, das Tokto's Vorgehen rechtfertigte. Durch ein weiteres Edikt wurde er an die Verwaltung in Ho-nan geschickt, gleich danach aber nach Yang-tsch'un im südlichen Kuang-tung verbannt. Nach Antritt der Reise erkrankte er und starb. Ma-tscha-ör-t'ai wurde in der Zentrale der Nachfolger Bayan's und Tokto Mitglied des Geheimen Rates (*schu-mi yuan*).

Die Beseitigung des ebenso mächtigen wie gefährlichen Mannes durch den jungen Tokto war eine Tat, die seiner Einsicht wie seiner Geschicklichkeit zur Ehre gereichte. Aber er wie sein Vater wurden ihrer glänzenden Stellung nicht froh. Tokto fürchtete, daß ihre Familie ins Gerede kommen und man ihr nachsagen werde, sie habe ihr ältestes Mitglied vertrieben, um seine Ämter zu erlangen. Sein Vater bat deshalb noch 1340 um Entlassung aus seinen Stellungen. Sie wurde ihm gewährt, und das Jahr darauf Tokto, der sich der besonderen Gunst Schun ti's erfreute, an seiner Stelle Präsident in der Zentralkanzlei. (Ma-tscha-ör-t'ai wurde 1347 in Folge von Verleumdungen nach Kan-su verbannt und ist dort gestorben). Tokto wirkte vor allem

dem von Bayan gepflegten Haß gegen die Chinesen entgegen, in dem er nicht bloß eine Ungerechtigkeit, sondern auch eine schwere Gefahr sah. Er stellte dem Kaiser vor, daß „seit seinem Regierungsantritt Ruhe im Reiche herrsche“, und daß man deshalb um so mehr die Aufmerksamkeit auf „die heilige Lehre“ lenken müsse. „In der kaiserlichen Umgebung seien viele Personen, die dem Hindernisse in den Weg legten. Wenn man das Studium der kanonischen und historischen Schriften nicht genügend im Auge behalten hätte, wie würde dann Schi tsu (Kublai) den Yü tsung (Cinkim, den Sohn Kublai's und Vater des Urgroßvaters von Schun ti) haben belehren können?“ So sorgte er dafür, daß die Abstellung der chinesenfeindlichen Politik Bayan's im Reiche verkündet wurde, daß das Prüfungssystem und die Auswahl der Beamten danach wieder zur Geltung kamen, die konfuzianischen Opfer im Ahnentempel wieder eingeführt wurden u. a. I. J. 1343 wurde auf seinen Antrag angeordnet, daß die drei Annalenwerke der Liao, Kin und Sung zusammengestellt würden. Der Ausschuß, der dafür ernannt wurde, unterstand Tokto als dem Vorsitzenden (s. oben S. 2).

Es ist nicht festzustellen, ob Tokto an dem Empfang des päpstlichen Abgesandten Marignolli 1342 beteiligt war (s. oben S. 503), und welche Stellung er überhaupt den Franziskanermissionen gegenüber einnahm. Die Niederlassungen des Ordens in China müssen schon verkümmert gewesen sein, da wegen der Feindseligkeiten der Muhammedaner in Mittelasien eine Verbindung mit der Heimat kaum noch möglich war. Angeblich sollen 1336 die christlichen Alanen, die in den Diensten der Mongolen standen (s. oben S. 338), eine Gesandtschaft unter einem gewissen Andrea an den Papst Benedict XII. nach Avignon mit einem Briefe von vier Alanen-Fürsten geschickt haben, in dem der Papst um die Entsendung eines Legaten und Oberhauptes für ihre Gemeinden gebeten wurde. Der Anführer behauptete sogar, der Überbringer eines Schreibens von Schun ti selbst zu sein, und in Avignon scheint man dies tatsächlich auch als solches entgegengenommen zu haben. Jedenfalls wurde es vom Papst beantwortet und den zurückkehrenden Gesandten mitgegeben. Außerdem entsandte Benedict 1338 vier Franziskaner nach Khanbalik, darunter Johann von Marignolli. Dieser, der einzige, von dem wir hören, daß er sein Reiseziel erreicht hat, wurde in der Tat seinem Bericht zufolge 1342 von Schun ti empfangen und sehr gut aufgenommen. Daß der Brief von Schun ti nur eine Fälschung gewesen sein kann, ist nicht zu bezweifeln: wie wir gesehen haben, hatte man 1336 in Ta-tu so viele andere und schwerere Sorgen, daß man damals schwerlich seine Gedanken auf eine Korrespondenz mit dem Papst gerichtet haben wird. Wenn Marignolli gut aufgenommen wurde, so erklärt sich dies durch die Bereitwilligkeit der mongolischen Herrscher, sich von weitgereisten Fremden berichten zu lassen. Wie schon erwähnt, war Marignolli der letzte seines Zeichens. Das *Yuan schi* verzeichnet unter dem Jahre 1342, daß der Staat Fu-lang kuo (Franken) „ein ungewöhnliches Pferd darbrachte, das 11 Fuß 3 Zoll lang und 6 Fuß 4 Zoll hoch, am Körper einheitlich schwarz und nur an den beiden

hinteren Hufen weiß war.“ Das Tier, das Margnolli aus Zentralasien mitgebracht haben mag, erregte solches Aufsehen, daß der Präsident des Hanlin-Kollegiums ein Gedicht darauf verfassen mußte, in dem des Kaisers Tugend gepriesen wird, die es ermöglicht habe, daß dieses Pferd ohne das Aufgebot eines einzigen Soldaten geliefert worden sei, während der Han-Kaiser Wu ti große Heere habe aufbieten müssen, um seine „Himmels- 5 pferde“ zu erhalten (s. I, 344 u. III, 256). Wenn man Marignollis Bericht über seine glänzende Aufnahme in Ta-tu nicht jede Bedeutung absprechen will, so muß man annehmen, daß Tokto den Christen wohlgesinnt war, denn Schun ti würde 1342 sich nicht im Widerspruch zu dem ihm damals besonders nahestehenden Minister so zu den Franziskanern gestellt haben. Allerdings war der hochgebildete Mann offenbar mit vielem nicht einverstanden, denn 1344 schied er trotz Schun ti's Widerstreben wegen angeblich schlechter Gesundheit aus seinen Ämtern. Er hat dann alle Bitternisse eines wechselnden Schicksals unter einem schwachen Monarchen erfahren. 1347 15 begleitete er seinen verleumdeten Vater in die Verbannung nach Kan-tschou (im nordwestlichsten Kan-su), wurde nach dessen bald danach erfolgtem Tode 1349 zurückgerufen und stieg von da ab wieder zu den höchsten Würden empor. Seine Verdienste in der Verwaltung, namentlich bei Kanalbauten und am Huang ho brachten ihm viel Ehre ein. 20

Der unstete Strom (I, 4 u. 8) hatte im Sommer 1344 in Folge mehrwöchiger Regengüsse unterhalb von K'ai-fêng wieder einmal seine Dämme durchbrochen und das ganze Land von Wu-tsch'êng im Norden von Schan-tung (am Kaiserkanal) bis nach Sü-tschou im Süden an der Grenze von Kiang-su in eine Wasserwüste verwandelt. Das Elend der Bevölkerung, soweit sie am 25 Leben blieb, war unbeschreiblich. Fünf Jahre hindurch hatte man beraten, war aber zu keinem Entschluß gekommen, bis sich Tokto mit Energie der Sache annahm: „Mit der Schwierigkeit, eine Handlung auszuführen ist es wie mit der Schwierigkeit, eine Krankheit zu heilen“, erklärte er in einer Proklamation an die Beamten. „Seit dem Altertum haben wir das Unheil 30 des Huang ho, das ist die schwierig zu heilende Krankheit. Ich will jetzt diese Krankheit beseitigen“. Er setzte es durch, daß der Plan eines Sekretärs im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Kia Lu, ausgeführt, dieser selbst zum Präsidenten des Ministeriums und zum Generaldirektor der Sicherung des Huang ho ernannt wurde. Ein Arbeitsheer von 170 000 Mann wurde auf- 35 geboten, und nach acht Monaten waren die Dammbrüche geschlossen, der Strom floß wieder in seinem alten Bett.

Aber die Mächte, die seit langem im Innern wühlten, konnte auch Tokto nicht bewältigen, sie rissen vielmehr auch ihn ins Verderben. Er hatte sich ehrlich bemüht, den Chinesen mehr Gerechtigkeit zu erwirken, die Folgen von 40 Bayan's Politik zu tilgen und, soweit möglich, eine Versöhnung herbeizuführen. Bayan's Beschuldigung, daß er „im Herzen den Chinesen zuneige“, war nicht unbegründet. Er hatte es durchgesetzt, daß 1349 der Thronfolger Ai-yu-schi-li-ta-la (Äyuhšridhara) angewiesen wurde, die chinesische Sprache

und Literatur zu studieren. Drei Lehrer wurden dafür besonders ernannt. Aber alle Bemühungen kamen jetzt zu spät.

Die kleineren lokalen Aufstände, die schon seit mehreren Jahren die innere Unruhe verraten hatten, begannen jetzt ernstere Formen anzunehmen.

5 Im Januar 1342 wurden aus Hu-nan und Schan-tung Meutereien von Soldaten gemeldet, denen sich Teile der Bevölkerung, in Hu-nan auch nicht-chinesische Eingeborenenstämme angeschlossen hatten. Hervorgerufen waren die Unruhen, wie gewöhnlich, durch Mißernten und Hungersnot, nachdem Überschwemmungen und Heuschreckenfraß in weiten Gebieten die

10 Saaten zerstört hatten. Schun ti hielt sich seit dem Frühjahr in Schang tu auf, und ein Zensor ermahnte ihn, im Hinblick auf die vielen schlimmen Vorzeichen und die allgemeine Unruhe im Lande in die Hauptstadt zurückzukehren und dem Beispiel Kublai's zu folgen, für den „Schang-tu immer nur ein Platz der Erholung während der heißen Zeit gewesen sei“. Die Unruhen

15 wurden unterdrückt, und für ein paar Jahre herrschte Ruhe. Aber die Lage mußte sehr viel ernster werden, sobald die Ausbrüche des hungernden Bauerntums sich mit der stillen, aber tieferen Bewegung des gedemütigten Chinesentums gegen die mongolische Herrschaft verband. Diese Vereinigung sollte bald genug im Süden erfolgen. Es waren kleine Ursachen, aus denen

20 ein großer Brand erwuchs. Ende 1348 sollte in Huang-yen an der T'ai-tschou-Bucht in Tschê-kiang ein berühmter Seeräuber von den Behörden festgenommen werden. Dabei wurde diesen hinterbracht, daß ein Salzhändler namens Fang Kuo-tschên, der seine Geschäfte über See in den Küstenstädten betrieb, gleichfalls zu der Räuberbande gehörte. Fang Kuo-tschên,

25 ein Hüne von Gestalt, erschlug den Angeber, flüchtete mit seinen drei Brüdern auf das Meer hinaus und trieb dort einen einträglichen Seeraub gegen Transportschiffe aller Art. Die Bande wuchs rasch an Zahl, und als ein größeres Aufgebot von Polizeimannschaften unter einem höheren Beamten der Provinzialregierung gegen sie gesandt wurde, manövierten die

30 Brüder Fang geschickt an der buchten- und inselreichen Küste bis nach Fu-tschou hinunter. In einem Zusammentreffen an Land wurde der Amtstruppe böse mitgespielt, ihr Anführer, ein Mongole, gefangen genommen. Jetzt nahm die Bevölkerung allgemein Partei für die Landsleute gegen die verhaßten Fremden. Fang Kuo-tschên wurde zu einer Macht, eine große

35 Flotte mit seegewohnten Besatzungen stand ihm zur Verfügung. Die erschreckten Behörden empfahlen in der Hauptstadt — ein Zeichen, wie ernst man im Süden die Lage beurteilte —, den gefährlichen Bandenführer dadurch zu gewinnen, daß man ihn zum Kommandanten von Ting-hai im Tschusan-Archipel machte. Der Antrag wurde als unwürdig abgelehnt. Fang

40 Kuo-tschên baute nunmehr seine Organisation weiter aus und fühlte sich 1350 stark genug, von der Hafenstadt Wên-tschou Besitz zu ergreifen. Eine von dem neu ernannten Präsidenten der Regierung von Kiang-Tschê ausgesandte Truppenabteilung wurde wieder zurückgeschlagen, zum Teil gefangen genommen. Wieder begann man zu verhandeln. Fang Kuo-tschên

blieb zwiespältig, unternahm aber nichts Entscheidendes mehr und scheint sich in den von ihm besetzten Grenzgebieten von Tschê-kiang und Fu-kien in halber Abhängigkeit von der Regierung in Ta-tu behauptet zu haben, bis ein Stärkerer über ihn kam (s. unten). I. J. 1356, sagen die Yuan-Annalen, hatte er sich wieder einmal unterworfen und war zum „Generaldirektor des Seetransportes und Seestraßen-Schutzes“, sein Bruder zum Gouverneur von K'ü-tschou (unweit Wên-tschou in Tschê-kiang) ernannt worden. Aber für die von ihm entfachte Bewegung macht dies wenig aus. Sein eigener Anhang wirkte weiter, die Aufständischen erschlugen die mongolischen Beamten, es wurde immer mehr ein Kampf der Chinesen gegen die Landesfeinde. 10 Wie ein Wildfeuer breitete er sich aus, und allenthalben flammte dabei der Haß der *Nan-jen* (der Südchinesen) gegen die Bedrücker empor.

In Ngan-hui kam die Bewegung aus religiösen Tiefen und erhielt zunächst ihre Nahrung durch teils wirkliche, teils eingebildete Himmelserscheinungen und Naturkatastrophen. Ein als Zauberer bekannter Mann namens Liu 15 Fu-t'ung hatte in seiner Heimatstadt Ying-tschou (im nordwestlichen Ngan-hui, nördlich vom Huai-Fluß) 1351 eine Gesellschaft ins Leben gerufen, die gewissen abergläubischen Motiven entsprang und deren Mitglieder einen roten Turban als Abzeichen trugen. Sie erhielt bald eine bedeutende Verstärkung durch die Aufnahme einer parallelen Bewegung, die in Luan- 20 tsch'êng bei Tschêng-ting in Ho-peï entstanden war und mit der „Sekte des weißen Lotus“ (III, 333) zusammenhing. Diese, eine politische Geheimsekte mit buddhistischem Namen, war unter Wu tsung 1308 und nochmals unter Ying tsung 1322 verboten worden. Einer ihrer Führer war deshalb vor Jahren „wegen Abbrennens von Weihrauch und Verführung des Volkes“ 25 nach Kuang-p'ing (südlich davon) verschickt worden. Ein Enkel von ihm, Han Schan-tung „führte unsinnige Reden, daß es im Reiche eine große Umwälzung geben und der Maitreya-Buddha herniedersteigen und in das Leben treten werde“ (vergl. II, 417). In Ho-nan und in den Provinzen am Yang-tsë und am Huai-Fluß lief ihm das Volk in Massen zu, und sehr bald 30 kam er natürlich in Berührung mit Liu Fu-t'ung. Beide Bewegungen verschmolzen mit einander, und die zunehmende Stärke brachte auch sogleich den nationalen Gedanken: Liu Fu-t'ung und seine Anhänger verkündeten, Han Schan-tung sei niemand anders als ein Enkel in der achten Generation des Sung-Kaisers Hui tsung (s. oben S. 170) und somit der rechtmäßige 35 Herrscher Chinas. Noch im Laufe des Jahres 1351 griffen aber die Lokalbehörden ein mit dem Erfolge, daß Han Schan-tung festgenommen und hingerichtet wurde, seine Frau und sein Sohn Han Lin-ör aber nach Tschang-tê entfliehen konnten. Dagegen war Liu Fu-t'ung bereits zu stark geworden, als daß die Bewegung hätte unterdrückt werden können. Er besetzte die 40 Städte Ying-tschou, Ju-ning, Kuang-tschou und Si-tschou in Ho-nan zu beiden Seiten des Huai-Flusses und hatte einen solchen Zulauf, daß die Zahl seiner Anhänger auf mehr als hunderttausend angegeben wird. Han Lin-ör gesellte sich sogleich wieder zu ihm und wurde als „Thronfolger“ von

ihm ehrfurchtsvoll begrüßt. Nichts wirbt stärker als der Erfolg, wie Han Lin-ör bald erfahren sollte. In Ting-yuan, südlich von Fêng-yang in Ngan-hui, also in der Nachbarschaft seiner Eroberungen, wurde der Sohn eines wohlhabenden Mannes, Kuo Tsě-hing, so erfaßt von der Unruhe der Zeit, 5 d. h. „den Wirren der Yuan-Herrschaft“, wie es in seiner Lebensbeschreibung heißt, daß er 1352 seinen Besitz veräußerte, einen Kampfverband von mehreren tausend jungen Leuten bildete und mit diesen die Stadt Fêng-yang besetzte. Dort gesellte sich ein Mann zu ihm, der später noch zu Größerem berufen war, Tschu Yuan-tschang, ein früh verwaister junger Mann, dessen 10 Eltern in äußerster Armut in einem Dorfe des Bezirks von Fêng-yang verstorben waren und der, um einen Lebensunterhalt zu haben, Mönch in einem buddhistischen Kloster in Fêng-yang geworden war. Als Kuo Tsě-hing auch diese Stadt einnahm, traf der dreiundzwanzigjährige Tschu Yuan-tschang mit ihm zusammen und erhielt ein kleines Kommando in seiner 15 Truppe. Er zeichnete sich bei verschiedenen Unternehmungen aus und kam so zu Kuo Tsě-hing in ein näheres Verhältnis. Unter den Befehlshabern der jetzt stark vergrößerten Streitmacht, die zum Teil von Plünderungen lebte, brachen schwere Zwistigkeiten um den Oberbefehl aus, die nur mit Mühe beigelegt wurden, wobei Tschu Yuan-tschang ebenso seine Umsicht wie 20 seine Ergebenheit für den heroischen Kuo Tsě-hing bewies. Kuo Tsě-hing konnte nach wechsellvollen Kämpfen mit den Yuan-Truppen sein Gebiet nach Süden erweitern und noch Ho-tschou in Ngan-hui, südwestlich von Nanking, nahe beim Yang-tsě, erobern, wo er seine Unabhängigkeit zu erklären gedachte. Er starb indessen bald danach und wurde in Tsch'u-tschou 25 begraben. Zur gleichen Zeit, 1355, hatte sich Han Lin-ör auf Liu Fu-t'ung's Verkündigung hin zum Kaiser erklärt und eine neue Sung-Dynastie mit der Hauptstadt Po nördlich von Ying-tschou begründet.

Die Bewegung ergriff immer weitere Teile der Yang-tsě-Provinzen. In K'i-tschou, unterhalb Huang-tschou am Yang-tsě in Hu-peï, war es ein 30 Seidenhändler, Sü Schou-hui, der die Zeit für gekommen hielt, eine neue Herrschaft aufzurichten. Auch er übernahm von einem anderen die Berufung dazu. In Yuan-tschou in Kiang-si (südwestlich vom P'o-yang-See) wirkte ein buddhistischer Mönch, P'êng Ying-yü, als Mediziner und zog eine Schar von Anhängern an sich. Durch die Behörden 1350 verjagt, kam 35 er auf der Flucht nach Norden zu Sü Schou-hui, und seine Adepten entdeckten an diesem Zeichen einer ungewöhnlichen Zukunft. Im Herbst 1351 drängten sie ihn, die ihm zustehende Herrschaft anzutreten, und Sü Schou-hui folgte der Aufforderung. In kurzer Zeit sammelte er ein großes Gefolge um sich, mit dem er ausgedehnte Raubzüge unternahm und die Stadt K'i-40 schui hien bei Huang-tschou besetzte. Eine von dem Gouverneur von Huang-tschou ausgesandte Streitmacht konnte er vernichten und war nun im Stande, Huang-tschou selbst zu nehmen. In K'i-schui erklärte er sich zum Kaiser und legte sich den dynastischen Namen *T'ien-wan* „Himmlische Vollendung“ bei. Die Abzeichen waren, wie bei Liu Fu-t'ung, rote Turbane.

In rascher Folge wurden 1352 die großen Städte Han-yang und Wu-tsch'ang am mittleren Yang-tsě, sowie die Stadt Hing-kuo, südlich davon, genommen. Die Beamten in den Bezirken am Yang-tsě entlang wagten keinen Widerstand und ergriffen die Flucht. Kleinere Verbände, ebenfalls mit dem roten Turban, bildeten sich in Sü-tschou und anderen Orten in Kiang-su. 5

Aus anderen Triebkräften, ähnlich denen von Fang kuo-tschên's Erhebung, entstand 1353 in T'ai-tschou in Kiang-su (östlich von Yang-tschou) eine größere, ursprünglich von persönlicher Rache geleitete Bewegung, die sehr rasch politische Formen annahm. Ein Schiffsmakler für Salztransport, Tschang Schi-tsch'êng, ein gerissener Gauner, der seine unredlichen Gewinne 10 dazu verwendete, die Zuneigung der Massen zu erkaufen, war ihr Urheber. Die reichen Leute, denen er sein Salz verkaufte, pflegten sich über ihn lustig zu machen und verweigerten ihm wohl auch die Zahlung. Von Wut erfaßt, sammelte er eine kleine Schar von Verwandten und Raufbolden um sich, brach in die Häuser der Verhaßten ein, ermordete ihre Bewohner, soweit er 15 ihrer habhaft werden konnte, und brannte ihre Wohnungen nieder. Nachdem er nun einmal auf die Bahn der Gewalt gedrängt war, stellte er aus Salzknechten, Besitzlosen u. a. eine militärische Truppe zusammen und besetzte die Städte T'ai-tschou und Hing-hua (nördlich davon). Mongolische Provinzialbeamte, die ihn zur Unterwerfung aufforderten, tötete er, ebenso den 20 Präfekten von Kao-yu am Kaiserkanal, nordwestlich davon (I, 13). Dann besetzte er auch diese Stadt, erklärte sich zum Tsch'êng wang und gründete einen neuen Staat Tschou, dessen Namen er aber bald mit einem anderen vertauschte.

Alle diese Bewegungen, die sämtlich in den Gegenden zwischen dem süd- 25 lichen Ho-nan und dem unteren Yang-tsě, namentlich im Huai-Gebiet ihre Ursprungsorte hatten, so verschieden auch ihre ersten Triebkräfte waren, mochten sie aus Zusammenrottungen von hungernden Bauern oder von Banditen und Raufbolden, aus Sekten eines religiösen Irrwahns oder aus Verbänden jugendlicher Auflehnung hervorgegangen sein, sie fanden bald 30 den Weg zu einander und mündeten alle in das eine Bestreben: Kampf gegen die mongolische Herrschaft. Sie hätten sich nicht so schnell ausbreiten können, wenn sie nicht auf bereitwillige Sympathien in der Bevölkerung und bei dem chinesischen Beamtentum gestoßen wären. Mit Leichtigkeit wurden die staatlichen Truppen verjagt und große Städte erobert, die mongolischen 35 Gouverneure und unteren Lokalbeamten waren machtlos, da ihnen mongolische Truppen nicht oder nicht ausreichend zur Verfügung standen. Sie wurden meistens niedergemacht und halfen so, den Mut der Aufständischen zu erhöhen.

In Ta-tu konnte man vor der heraufziehenden Gefahr die Augen nicht 40 länger verschließen. Schun ti war mehr und mehr zum bloßen Genußmenschen geworden, der mehr Interesse für die Freuden des Palastes und für prunkvolle Kultfeste der lamaistischen Priester hatte als für die Sorgen der Regierung. Aber es gab Männer genug, unter den Chinesen wie unter den Mon-

golen, die nicht müde wurden, zu warnen, und den Kaiser an seine Pflicht zu erinnern. Als die Nachrichten von den Erfolgen der „roten Turbane“ unter Liu Fu-t'ung und Han Lin-ör eintrafen, beantragte Tokto 1351, seinen Bruder, den Präsidenten im Zensorat, Ye-sien t'ie-mu-ör, mit den gesamten hauptstädtischen Truppen, über hunderttausend Mann (?), nach Süden zu schicken, um die Rebellen zu vernichten. Die Expedition endete mit einem kläglichen Mißerfolg. Ye-sien t'ie-mu-ör sollte die „roten Turbane“ in Ngan-hui aufsuchen, kam aber nur bis zur nördlichen Grenze, wo er ein Lager bezog. Ängstlich und jeglicher Kriegskunst unkundig, verließ er das

10 Heer bei Nacht und flüchtete nach K'ai-fêng. Die Truppen zerstreuten sich, der entflohene Feldherr ließ sie sammeln und 25 km südwestlich der Stadt ein neues Lager beziehen. Er selbst kehrte „bei Nacht und Nebel“ in die Hauptstadt zurück und übernahm seinen Posten als Präsident im Zensorat wieder. Nicht weniger als zwölf Anklageschriften verlangten seine Bestrafung

15 „wegen Verlust des Heeres und Schändung der nationalen Ehre“. Tokto geriet in solchen Zorn darüber, daß er alle zwölf Verfasser aus ihren Ämtern entfernte und „niemand mehr über die Sache zu reden wagte“. I. J. 1352 kam die Nachricht von der Einnahme Sü-tschou's durch die „roten Turbane“, und nun zog er selbst mit 20 000 Mann angeworbener Truppen und einem

20 regulären Heere, zu dem sogar die Si-fan (Tibeter und Tanguten, s. I, 36) „aus den Westlanden“ Hilfstruppen gestellt hatten, nach Sü-tschou und brachte den Aufständischen eine schwere Niederlage bei. Die gefangenen Anführer und die Bewohner der Stadt ließ er massakrieren. Ebenso erfolgreich war er bald danach gegen Tschang Schi-tsch'êng in Kao-yu und gegen Kuo

25 Tsë-hing, dessen Scharen er in mehreren Gefechten besiegte. Aber Tokto hatte in der Hauptstadt nicht wenige Feinde, die nach den Vorkommnissen des letzten Jahres und während seiner Abwesenheit stark an Einfluß gewonnen hatten. Darunter war ein Mann von dem türkischen Volke der Kankli, das im 13. Jahrhundert in den Steppen nördlich vom Aral-See seine

30 Sitze hatte und den Komanen (s. oben S. 304) östlich benachbart war, dann aber sich südwärts bis zum Issyk kul und den Flüssen Tschu und Talas gewendet hatte. Er hatte den türkischen Namen Ha-ma oder Ha-ma-ör und war eine liebedienerische Kreatur von niedriger Gesinnung. Seine Mutter war die Amme von Schun ti's Bruder Rinchenpal (Ning tsung, s. oben S. 521)

35 gewesen, wodurch er sich den Zutritt zu dem Khan hatte ermöglichen können. Unter Ausnutzung der lüsternen Genußsucht des jugendlichen Herrschers veranlaßte er diesen, sich durch tibetische und indische Mönche in die Mysterien ihres obszönen Siva-Kultus einführen zu lassen, woran sich dann schamlose Nackttänze mit Töchtern aus guten Familien schlossen.

40 So wurde Schun ti mehr und mehr von ernstesten Beschäftigungen abgezogen und in den Einfluß des heimtückischen Menschen verstrickt. Hamar trug sich seit langem mit heimlichem Haß gegen Tokto, weil ein diesem ergebener Beamter den Minister mehrfach auf Hamar aufmerksam gemacht hatte, und fand bald andere, die diese Empfindungen teilten. Tokto's Abwesenheit im

Süden wurde benutzt, ihn aus seiner Stellung zu drängen. Zunächst wurde Yesen Timur 1354 von einem Zensor aufs neue verklagt, und es gelang Hamar, ein Edikt zu erwirken, das den Angeschuldigten aus seinem Amte entfernte und aus der Hauptstadt verwies mit dem Befehl, das Weitere abzuwarten. Dann ging man gegen Tokto selbst vor. Hamar hatte erreicht, daß 5 einer seiner Gesinnungsgenossen Präsident im Zensorat wurde, und dieser erhob Anklage gegen den Abwesenden, weil er staatliche Mittel vergeudet habe und in Huai-ngan, nachdem er nunmehr in dem Heere die Macht an sich gebracht, eine selbständige Stellung behauptete. Es wurde Amtsentsetzung, Todesstrafe und Einziehung des Besitztums beantragt. Hamars 10 Bruder wurde Präsident im Zensorat, er selbst Minister in der Zentralkanzlei. Die beiden Brüder übten die unbeschränkte Macht im Staate aus. Mit Hilfe der Kaiserin und anderer Zwischenträger brachten sie den offenbar ganz willenlos gewordenen Schun ti Anfang 1355 dazu, Tokto inmitten des Heeres seiner Ämter zu entsetzen und nach Ta-li in Yün-nan zu verbannen. 15 Sein Bruder Yesen Timur wurde nach Ssë-tsch'uan geschickt, sein ältester Sohn nach Su-tschou in Kan-su, sein zweiter nach Lan-tschou. Die Besitzungen der Familie wurden eingezogen. Anfang 1356 sandte Hamar einen Beamten nach Ta-li, der den Verhaßten vergiftete. Er war einundvierzig Jahre alt. 20

Hamar hat sich seines Triumphes nicht lange erfreuen können. Noch in demselben Jahre war es, daß ein tibetischer Mönch und sein eigener Vater sich seines Treibens schämten und veranlaßten, daß Schun ti darüber aufgeklärt wurde. Ein Bericht des Zensorats tat das Übrige. Der kraftlose Kaiser scheint mehr Scham als Reue empfunden zu haben: er meinte, die beiden 25 Brüder hätten ihm lange Zeit nahe gestanden, man müsse milde sein. Er verwies sie aus der Hauptstadt und glaubte die Sache damit erledigt. Aber ein neuer Bericht der Zentralkanzlei forderte mehr: die Brüder wurden nach Kuang-tung verbannt, von den Amtsdienern aber mit dem Bambus zu Tode geprügelt. So groß das Entsetzen über Tokto's Geschick gewesen war, so all- 30 gemein zeigte sich die Genugtuung über das von Hamar. Es war ein übler Hintergrund, auf dem sich das Sterben der Dynastie vollzog. Wenn noch ein Mann im Stande gewesen wäre, sie zu retten, so würde es trotz seiner Fehler Tokto gewesen sein; er sah die Gefahr, erkannte ihre Ursachen und war entschlossen, sie durch die Versöhnung der Chinesen zu beseitigen. Ein 35 zeitgenössischer Chronist sagt in Tokto's Lebensbeschreibung: „Daß erbärmliche Kreaturen einen hohen Minister zu Fall brachten, so daß im Angesicht des Feindes der Oberbefehlshaber gewechselt wurde, das hatte zur Folge, daß unsere Heeresmacht nicht zur Entfaltung kam, und dies wiederum, daß die Steuern nutzlos vertan wurden, dadurch aber kam es dahin, daß 40 die Rebellion sich immer weiter ausbreitete, und dies bewirkte schließlich die Verelendung der Bevölkerung. Wäre Tokto nicht gestorben, wie hätte dann der jetzige Umsturz im Reiche erfolgen können?“

Hier haben wir die Erklärung für die überraschenden Erfolge der verschie-

denen Aufstandsbewegungen in Mittelchina. Noch liefen diese wirt durch-
einander, einzig nur in dem Bestreben, die Fremdherrschaft zu beseitigen,
aber zerteilt durch eigene Machtgelüste, um die fallende Beute streitend, wie
es noch immer beim Sturz einer Dynastie geschah. In Tschê-kiang und Fu-
5 kien trieb Fang Kuo-tschên sein wildes Wesen, Liu Fu-t'ung und Han Lin-ör
bauten in Ho-nan das neue Sung-Reich auf, Kuo Tsě-hing mit Tschu Yuan-
tschang als Feldherrn und Berater gründete in Ngan-hui seine Herrschaft,
am mittleren und unteren Yang-tsě rief Sü Schou-hui seine T'ien-wan-
Dynastie ins Leben, Tschang Schi-tsch'êng versuchte in Kiang-su den alten
10 Namen Tschou an einen neuen Staat zu heften. Seit 1358 plünderten japa-
nische Seeräuber Jahr für Jahr die Küsten von Mittel- und Südechina (vergl.
oben S. 444). Die Entwicklung schien einen ähnlichen Verlauf nehmen zu
wollen wie nach dem Sturze der T'ang-Dynastie, das „Khanat China“ sich
wieder in verschiedene selbständige Staaten aufzulösen. Aber das China des
15 vierzehnten Jahrhunderts war nicht mehr das des zehnten. Dazwischen lag
das Wirken Tschu Hi's und seiner Schule: die Dogmatisierung der Lehre und
ihre Folgen waren bereits stark genug, um den Zusammenhalt der gebil-
deten Schichten zu sichern, und der gemeinsame Haß gegen das „Barbaren-
tum“ hob ihn noch mehr in das völkische Bewußtsein (s. oben S. 396 ff.). Es
20 bedurfte nur eines einsichtsvollen und starken Mannes, damit diese Um-
stände nutzbar gemacht werden konnten. Dieser Mann sollte sehr bald in
den Vordergrund treten.

Nach dem Tode Kuo Tsě-hing's 1355 (s. oben S. 532) verließ Tschu Yuan-
tschang dessen mit Han Lin-ör verbündetes Lager, überschritt mit dem zu
25 ihm haltenden größten Teile des Heeres den Yang-tsě und setzte sich in dem
Ho-tschou (vgl. a. a. O.) gegenüberliegenden T'ai-p'ing fest. Bald nach
seinem Abzug konnten die Truppen der Yuan, die nach Tokto's Absetzung
sonst keine großen Taten mehr vollbracht haben, immerhin bei T'ai-k'ang
(nordwestlich von Po, in Ho-nan) dem übriggebliebenen Haufen des neuen
30 Sung-Kaisers eine so schwere Niederlage beibringen, daß nunmehr die Haupt-
stadt Po eingeschlossen werden konnte. Liu Fu-t'ung „nahm Han Lin-ör
unter den Arm“ und flüchtete nach Ngan-fêng (dem heutigen Schou hien,
südwestlich von Fêng-yang). Sehr nachhaltig war die Wirkung dieser Nieder-
lage nicht, sei es, daß die Mongolen sie nicht auszunutzen wußten, sei es,
35 daß Liu-Fu-t'ung neuen Zuzug bekam, jedenfalls waren seine Heere — denn
um solche muß es sich jetzt schon gehandelt haben — 1357 im Stande, K'ai-
fêng anzugreifen, dann sich einerseits nach Nordosten über Schan-tung zu
ergießen und die bedeutenderen Städte bis zum äußersten Osten wie Lai-
tschou und Kiao-tschou zu besetzen, andererseits in Schen-si einzudringen,
40 die Stadt Schang-tschou, südöstlich von Tsch'ang-ngan, zu nehmen, den
Paß Wu kuan anzugreifen und weiter das Wei-Tal bis Tsch'ang-ngan hin-
aufzuziehen. Die Mehrzahl der Städte öffnete den Eindringlingen freiwillig
die Tore. In Schen-si trat ihnen noch einmal ein Heer von Miliztruppen, wohl
mit Mongolen gemischt, unter Tsaghan Timur, einem auch literarisch ge-

bildeten General aus Pei-t'ing (Bischbalik, s. II, 482), der schon vorher mit schwachen Kräften gegen die Aufständischen in Ngan-hui gekämpft hatte, und Li Ssë-ts'i, einem Chinesen aus Ho-nan, mit Erfolg entgegen. Bei Schang-tschou trugen diese einen entscheidenden Sieg davon und zwangen Liu Fu-t'ung, von seinem Vordringen nach Westen abzustehen. Tsaghan 5 Timur wurde daraufhin zum Gouverneur von Schen-si ernannt, Li Ssë-ts'i in der gleichen Stellung nach dem ebenfalls bedrohten Ssë-tsch'uan entsandt.

Antreten konnten beide ihre Posten nicht, weil dringendere Aufgaben ihrer warteten. Liu Fu-t'ung's Truppenführer wandten sich im Herbst 1357 von Ho-nan und Schan-tung aus nach Norden und drangen gerades- 10 wegs gegen Ta-tu vor. Im Frühjahr des folgenden Jahres näherten sie sich dem hauptstädtischen Bezirk und plünderten bis nahe an die Mauern von Ta-tu. Die Hauptstadt scheint von Truppen entblößt gewesen zu sein, denn eine hinausgesandte Abteilung konnte nichts ausrichten, ihr Anführer, ein Beamter des Geheimen Kriegsrates, fiel im Kampfe. Schun ti, der jetzt aus 15 seinen erotischen Spielen aufgeschreckt wurde, befahl, daß „die Truppen aus allen Teilen des Reiches in die Palastgarden eingereiht würden“, aber ein solcher Befehl hatte jetzt wenig zu bedeuten. Tödlicher Schrecken befahl die gesamte Khan-Stadt, man riet dem Kaiser, sich nach dem Nordlande zu begeben, ja, man erwog sogar die Verlegung der Hauptstadt „hinter die 20 Pässe“ (d. h. in die Mongolei). Es war ein klägliches Bild, das die einst so furchtbare mongolische Macht jetzt bot: statt der ehemaligen stürmischen Kampfesfreude und unwiderstehlichen Siegessicherheit jetzt Furcht, Schlaffheit, Kopfllosigkeit. Hatten der Lamaismus und das städtische Leben bereits ihre Wirkung getan? In den oberen Schichten gewiß. Es gelang noch einmal, 25 die unmittelbare Gefahr zu bannen: eine mongolische Truppenabteilung konnte bei Liu-lin („Weidenwald“), südlich von der Stadt T'ung-tschou bei Peking, dem Vorrücken der Aufständischen Einhalt gebieten. „Sie verließen die Gegend, und die Hauptstadt hatte wieder Ruhe“, sagt das *S. T'ung-kien*. Tsaghan Timur erhielt Weisung, eine Garnison zum Schutze der Hauptstadt 30 nach dem östlich davon gelegenen Kou zu bringen. Er legte eine Abteilung dorthin und ging mit dem Hauptheere nach T'ung-kuan, dem wichtigen Paßtor am Knie des Huang ho, um dort weitere Angriffe vom Westen oder Süden abzuwehren.

Aber Liu Fu-t'ung's Kraft war durchaus nicht gebrochen. Im Sommer 1358 35 nahm er K'ai-fêng und setzte dort seinen neuen Sung-Kaiser (Han Lin-ör) ein, dann sandte er zwei seiner Heerführer nach Norden durch Schan-si, einen über Kiang-tschou im Westen, den anderen über Ts'in-tschou im Osten. Sie nahmen in raschem Zuge die wichtigsten Plätze zu beiden Seiten des T'ai-hang, versuchten (erfolglos) Pao-ting fu zu besetzen, rückten dann 40 aber gegen Ta-t'ung, überschritten das Gebirge und gelangten ungehindert in die Steppen der Mongolei. Im Januar 1359 erreichten sie Schang-tu, hielten sich dort sieben Monate auf und brannten die Paläste nieder. Damit fand die einst von Kublai geschaffene Sommerresidenz ihr unrühmliches Ende.

„Da die Paläste von Schang-tu sämtlich zerstört waren, fand keine Reise des Kaisers nach dem Norden mehr statt“, heißt es in den Ming-Annalen (Kap. 122 fol. 5v⁰) (abgesehen von Schun ti's letzter Fahrt, s. unten). Nur beiläufig und mittelbar erfahren wir durch die Annalen der Yuan (Kap. 46 5 fol. 5v⁰), daß von Schun ti 1360 der Versuch gemacht wurde, Schang-tu wieder aufzubauen, indem unter dem Jahre 1362 verzeichnet wird, daß Tsch'en Tsu-jen, Großsekretär des Han-lin-Kollegiums, ein Chinese aus K'ai-fêng, der mit seinem unbeugsamen Charakter den Mongolen bis zum Schluß die Treue hielt, den Kaiser bat, in Anbetracht der Zeitumstände die 10 Wiederherstellungsarbeiten in Schang-tu einzustellen, was denn auch unverzüglich geschah.

Bis nach Liao-yang und an die Grenze von Kao-li erstreckte sich der Plünderungszug der Aufständischen, der in Anbetracht des lockeren Gefüges dieser Scharen immerhin eine bedeutende Leistung darstellt. Ein nennens- 15 werter Widerstand der Mongolen ist hier nicht mehr zu bemerken. Dagegen war es Tsaghan Timur 1359 von T'ung-kuan aus gelungen, K'ai-fêng zurückzuerobern, wie denn dieser Mann allein noch im Stande war, die Bedränger abzuhalten, soweit es mit seinen unzulänglichen Kräften möglich war. Liu Fu-t'ung verlegte seine Hauptstadt wieder nach Ngan-fêng (s. oben S. 536).

20 Während dieser Jahre hatte Sü Schou-hui, der T'ien-wan-Herrscher, sein Reich weiter nach Kiang-si und Hu-nan vorgeschoben und dabei zahlreiche Kämpfe mit den Truppen der mongolischen Gouverneure zu bestehen gehabt. I. J. 1357 war sein General Ming Yü-tsch'en in Ssë-tsch'uan eingedrungen, hatte mit einem kühnen Handstreich Anfang Januar 1358 Tsch'ung- 25 k'ing besetzt, von hier aus das westlich davon gelegene Kia-ting genommen und einen Teil seines Heeres gegen Tsch'êng-tu geschickt. Dieser Erfolg in dem reichen Lande war dazu angetan, Selbständigkeitsgelüste zu erwecken, und in der Tat wurden auch solche Gedanken in seiner Umgebung laut, aber er blieb loyal und wurde von Sü Schou-hui zum Gouverneur ernannt. Bei 30 einem anderen Heerführer gestalteten sich die Dinge verhängnisvoller. Tsch'en Yu-liang, ein gewalttätiger, von eigenen Interessen geleiteter Mann, der sich Sü Schou-hui angeschlossen hatte, aber sich sehr selbstherrlich gebärdete, eroberte 1358 Ngan-k'ing und die Städte von Kiang-si vom P'o-yang-See bis nach Fu-kien und Kuang-si. Zurückgekehrt, geriet er in 35 einen Gegensatz zu Sü Schou-hui. Dieser wollte 1359 seinen Regierungssitz von Han-yang nach dem von Tsch'en Yu-liang eroberten Lung-hing (Nantsch'ang, südlich vom P'o-yang-See) verlegen. Der sieggewohnte General, der sich wohl mit anderen Plänen trug, sah hierin eine Gefahr für diese und suchte die Verlegung zu hintertreiben. Sü Schou-hui beharrte auf seinem 40 Vorhaben, und Tsch'en Yu-liang beschloß, es zu verhindern. Als Sü Schou-hui mit seinem Gefolge bei Kiang-tschou (Kiu-kiang) angekommen war, stieß er auf die im Hinterhalt liegenden Truppen Tsch'en Yu-liang's; das gesamte Gefolge wurde niedergemacht, Sü Schou-hui selbst in der Stadt interniert. Tsch'en Yu-liang erklärte Kiang-tschou zu seiner Hauptstadt und

nannte sich „Fürst von Han“. Im Sommer des nächsten Jahres tötete er Sü Schou-hui und legte sich den Kaisertitel bei, der Staat erhielt den Namen Han. Die Vorgänge blieben nicht ohne Wirkung auf Ming Yü-tsch'ên. Seine Umgebung drängte ihn jetzt stärker als vorher, sich in Ssë-tsch'uan ebenfalls selbständig zu machen. Er lehnte dies zunächst mit Entschiedenheit ab, 5 ja er trug sich beim ersten Bekanntwerden der Ermordung Sü Schou-hui's sogar mit dem Gedanken, Tsch'ên Yu-liang zur Rechenschaft zu ziehen; im Hinblick auf die schwierige Verbindung Ssë-tsch'uan's mit dem fernen Kiang-si ließ er aber diese Pläne fallen. Schließlich gab er dem Drängen nach und nannte seinen Staat Ta Hia, ob im Gedenken an das ehemalige Tanguten- 10 Reich Hia, oder aber, was wahrscheinlicher ist, an das halbmythische Hia des hohen Altertums, oder an das damals schon mißverständene Ta-hia des Schu-king (I, 46f.); mag dahingestellt bleiben. Die Hauptstadt wurde Tsch'ung-k'ing.

Der Gesinnungsgenosse und Gebietsnachbar Fang Kuo-tschên's, Tschang 15 Schi-tsch'êng (s. oben S. 533), war derjenige, der den meisten Nutzen durch die verhängnisvolle Abberufung Tokto's vom Oberbefehl in Kiang-su (s. oben S. 535) gehabt hatte. Er benutzte die dadurch in dem Yuan-Heere hervorgerufene Wirnis sowie eine in den Grenzgebieten von Ngan-hui und Kiang-su bestehende Hungersnot, um seine Eroberungen nach Süden fortzusetzen. 20 Nachdem er das führerlose mongolische Heer auseinandergetrieben hatte, überschritt er 1356 den Yang-tsë bei T'ung-tschou (nicht weit von dem Mündungsdelta) und nahm ohne viel Widerstand die reichen Städte Tsch'ang-tschou, Su-tschou, Sung-kiang, Hu-tschou und die Reichshauptstadt der Sung, Hang-tschou, sowie das noch weiter südlich gelegene Schao-hing. Er 25 war nunmehr in der Lage, die Reistransporte nach der Hauptstadt zu unterbinden, und dies veranlaßte die Yuan-Regierung, auch mit ihm, wie mit Fang Kuo-tschên wegen Unterwerfung gegen Bezahlung mit einer hohen Staatsstellung zu verhandeln. Ein Abschluß wurde aber hier nicht erzielt, obwohl er sich in ernster, von anderer Seite kommender Bedrängnis befand 30 (s. unten). Tschang Schi-tsch'êng beschloß, eigene Wege zu gehen. Er erklärte sich 1363 zum König von Wu. Seine Eroberungszüge hatten den machthungrigen Mann inzwischen wiederum nach Schan-tung und weit hinein nach Schan-si und Ho-peï geführt, wo er aber vor mongolischen Heeren hatte zurückweichen müssen. Dabei war er auch in Liu Fu-t'ung's Bereich 35 gekommen und hatte mit dessen Truppen Zusammenstöße gehabt. Im Sommer 1362 war er zusammen mit einem aufständischen Truppenführer der Yuan (s. unten) in den Bezirk von Ts'ing-tschou in Schan-tung eingedrungen, worauf die Stadt von einem Heere der Yuan belagert wurde. Auf den Hilferuf der darin eingeschlossenen Rebellen eilte Liu Fu-t'ung mit einem 40 Heere von Ngan-fêng (s. oben S. 538) zum Entsatz herbei und zwang die Yuan-Truppen zum Rückzuge. Nach seinem Abzuge aber eroberten diese die Stadt und töteten die darin befindlichen Aufständischen. Aus Rache für diesen Eingriff zog im folgenden Jahre ein General Tschang Schi-tsch'êng's gegen

Ngan-fêng und ermordete Liu Fu-t'ung. Der hilflose „Kaiser“ Han Lin-ör blieb in der Stadt zurück, nachdem die Feinde durch Tschu Yuan-tschang, dem es vor allem auf die Zurückdrängung der Mongolen ankam, vertrieben waren (s. unten). „Das Ansehen des ‚Kaisers‘ wurde dadurch völlig erschüttert“, sagt seine Lebensbeschreibung.

Nicht weniger hilflos war freilich Schun ti und anscheinend sein ganzes Geschlecht. Der ständige Familienhader kam nicht einmal im Angesicht der alle bedrohenden Gefahr zum Schweigen. Ein Nachkomme des jüngsten Sohnes von Ogodai Khan, der Prinz A-lu-hui Timur, der ein Lehen in Ho-nan unweit K'ai-fêng inne hatte, also mit der Aufstandsbewegung in enge Berührung kommen mußte, machte sich die Zustände zunutze, um selbst an die Stelle von Schun ti zu treten. Er sammelte einen Heerhaufen von angeblich mehreren hunderttausend Mann, suchte von den anderen Prinzen möglichst viele auf seine Seite zu bringen und richtete 1360 an Schun ti die Aufforderung, „das Reich, das er von den Vorfahren übernommen, aber zum größten Teile verloren habe, ihm zu übergeben“. Nach einer vergeblichen Verwarnung wurde eine Heeresabteilung gegen ihn gesandt, die ihn im Nordgebiet an der Spitze eines ungeordneten, jedes Kampfes unkundigen Haufens traf. Dieser ergriff sofort die Flucht, und A-lu-hui Timur rettete sich mit einer kleinen Schar nach Schang-tu, dort wurde er gefangen und 1361 nach Ta-tu gesandt. Schun ti ließ ihn hinrichten. Ein anderer, verhängnisvollerer Stoß gegen die Dynastie von innen heraus erfolgte 1361 in Schan-tung. Tsaghan Timur war es gelungen, die wichtigeren Plätze den Aufständischen unter Tschang Schi-tsch'êng wieder zu entreißen. Aber ein in Tsi-ning in Süd-Schan-tung stationierter, sonst nicht bekannter Offizier der Yuan namens T'ien Fêng unterwarf sich im Sommer den Feinden, und Tsaghan Timur eilte sofort von Schen-si herbei, um weiteres Unheil zu verhindern. Die Lage war gefährlich geworden, aber der tapfere Mongole lieferte den Aufständischen mehrere siegreiche Gefechte, so daß T'ien Fêng seine Ergebung ankündigte. Er lud Tsaghan Timur dazu in sein Lager bei Ts'ing-tschou, dieser begab sich mit wenigen Begleitern dorthin, mußte aber seine Vertrauensseligkeit bitter büßen. Kaum angelangt, wurde er von einem Offizier T'ien Fêng's erstochen. Wie vorhin erwähnt (s. oben S. 539), wurde die Stadt Ts'ing-tschou nunmehr von den erbitterten Yuan-Truppen unter dem Sohne des Ermordeten, erstürmt, T'ien Fêng mit seinen Genossen niedergemacht.

In Ta-tu erregte der Tod Tsaghan Timurs größte Bestürzung, die Mongolen hatten ihren besten Heerführer verloren. Die Dynastie war zum Sterben reif, sie hatte nirgends mehr einen festen Halt, am wenigsten in sich selbst.

b) Die Vertreibung der Mongolen.

Unter all den Abenteurern, Hellsehern, Raufbolden und Seeräubern, die in verschiedenen Gegenden Mittel- und Südchinas zuerst die Fahne des Aufruhrs entrollt hatten und dann in Folge der allgemeinen Unzufriedenheit und Auflehnung den starken Zulauf erhielten, war keiner, der dabei klare staatspolitische Ziele zu verfolgen oder auch nur zu erdenken befähigt gewesen wäre. Sie erstrebten, wie es so oft schon bei wankender Herrschaft gewesen war, zunächst nichts anderes als Gewinn, Reichtum an beweglichem und unbeweglichem Besitz und als Mittel dazu, Macht. Das währte so lange, bis ein Stärkerer über sie kam, ihnen die Führung aus der Hand nahm und an die Stelle ihrer Filibusterzüge eine große politische Aufgabe setzte. Dieser Stärkere war der bis jetzt im Hintergrunde gebliebene Tschu Yuan-tschang. 5 10

Nachdem es ihm 1355 nach dem Tode seines Gönners Kuo Tsě-hing unter großen Schwierigkeiten gelungen war, den Yang-tsě zu überschreiten (s. oben S. 536) und gegen schwachen Widerstand der Mongolen die bedeutende Stadt T'ai-p'ing zu besetzen, ließ er es sich angelegen sein, die verängstigte Bevölkerung zu beruhigen. Er verbot bei Todesstrafe jede Art von Plünderung, ernannte neue Beamte und führte eine geordnete Verwaltung ein. Die bisherige Bezirksbezeichnung *lu* wurde in *fu*, den Namen für eine als Residenz oder sonst bevorzugte Oberpräfektur in der T'ang- und Sung-Verfassung (II, 541) umgewandelt. Man erkennt bereits die ersten konstruktiven Schritte in der Richtung auf eine neue Herrschaft. T'ai-p'ing wurde zwar noch auf allen Seiten von mongolischen Truppen unter A-lu-hui Timur von einer Verbindung nach außen abgeschnitten, aber bei einem Angriff wurde der schwachmütige Gegner im Gegenstoß überwältigt: was nicht fiel, ergab sich, A-lu-hui Timur wandte sich zurück nach Norden und zog es vor, seine Kriegspläne gegen die eigene Sippe zu richten (s. oben S. 540). Nach dem Übergang über den Yang-tsě hatten die Unterbefehlshaber Tschu Yuan-tschang's geraten, sich sogleich gegen Tsi-k'ing (Nanking) zu wenden; er hatte dies mit der Begründung abgelehnt, daß ein solches Unternehmen die vorherige Wegnahme der zwölf km nordwestlich von T'ai-p'ing gelegenen Bergfeste Ts'ai-schi zur Voraussetzung habe. Im Frühjahr 1356 bereits gelang ihm die Wegnahme, und gleich darauf richtete er seinen Angriff gegen die Stadt Nanking. Die offenbar völlig demoralisierten Heere der Mongolen, angeblich 36000 Mann, leisteten wenig Widerstand, ihre Befehlshaber wurden gefangen genommen oder fielen im Kampfe, die Truppen flohen oder ergaben sich, und Tschu Yuan-tschang zog in die Stadt ein. Dort versammelte er die Beamten und Ältesten — so berichtet wenigstens die Lebensbeschreibung des ersten Ming-Kaisers — und hielt ihnen eine Ansprache, in der er sagte: „Die 15 20 25 30 35

Regierung der Yuan ist hart und drückend gewesen, Kriegslärm hat sich überall in Massen erhoben. Ich bin gekommen, diesem Elend ein Ende zu machen und Frieden wie ehemals herzustellen. Die rechtlichen Beamten werde ich verwenden der Ordnung gemäß; wo die alte Regierungsform nicht mehr paßt, wird sie beseitigt, ich werde nicht dulden, daß Beamte durch ihre Habgier mein Volk bedrücken und quälen“. Es mag sein, daß hier dem künftigen Ming-Kaiser Reden in den Mund gelegt werden, von denen der spätere Hofchronist gewünscht hat, daß sie gehalten sein möchten, aber von welchen Plänen Tschu Yuan-tschang in Nanking geleitet war, ist nicht zweifelhaft, und zu ihnen passen sie durchaus. So wurde denn auch der erst vor kurzem von den Yuan festgesetzte neue Name Tsi-k'ing lu für den Bezirk von Nanking in Ying-t'ien fu umgewandelt, eine Bezeichnung, die zur Sung-Zeit Kuei-tê fu gehabt hatte, das in dem System der fünf Hauptstädte die Süd-Hauptstadt (Nan-king) gewesen war (s. oben S. 359); zugleich wurde die neue Provinz Kiang-nan geschaffen. Auf Bitten seiner Generale ernannte sich der siegreiche Feldherr zum Herzog von Wu.

Tschu Yuan-tschang mußte sehr bald erkennen, daß er, wenn seine Pläne sich verwirklichen sollten, dem wilden Treiben der übrigen Glücksritter ein Ende machen müsse. Der erste, mit dem es zu einem Zusammenstoß kommen mußte, war Tschang Schi-tsch'êng. Da Tschu seine Eroberungen Yang-tsê-abwärts fortsetzte und unter anderem auch die Stadt Tschên-kiang nahm, so mußte er in die Weidegebiete des östlich und südlich davon grasenden Schiffsmaklers (s. oben S. 533) geraten, der sich in den Besitz der reichen Städte des südlichen Kiang-su gesetzt hatte. Tschu Yuan-tschang versuchte eine Verbindung mit Tschang Schi-tsch'êng anzuknüpfen, aber als Antwort wandte sich dieser gegen Tschên-kiang, um es dem Nebenbuhler zu entreißen. Tschu Yuan-tschang's bewährter Truppenführer Sü Ta, der seit einigen Jahren in seinen Diensten stand, schlug jedoch den Angreifer zurück, war indessen nicht im Stande, die südlich davon gelegene Stadt Tsch'ang-tschou zu nehmen. Ein wirksames Vorgehen gegen Tschang Schi-tsch'êng erforderte weitere Vorbereitungen. Nanking blieb Tschu Yuan-tschang's eigentlicher Stützpunkt. Im folgenden Jahre, 1357, war man zu weiteren Unternehmungen bereit: Tsch'ang-tschou wurde nach neuen Kämpfen von Sü Ta genommen, ebenso Ning-kuo im Süden und Tsch'ang-schu im Osten bei Su-tschou, wo man Tschang Schi-tsch'êng's Bruder gefangen nahm. Tschu Yuan-tschang selbst vollendete 1358 die Unterwerfung der südlichen Yang-tsê-Provinzen von Yang-tschou am nördlichen Stromufer bis nach Hui-tschou im südlichen Ngan-hui. Sü Ta blieb als Statthalter in Nanking, während der neue Herrscher die Gebiete von Kiang-nan befriedete und durch seine Milde sich geneigt machte. Tschang Schi-tsch'êng hielt sich während dieser Zeit, wo ihm allmählich die Macht entzogen wurde, in Hang-tschou auf, verhandelte erst mit den mongolischen Beamten und ließ sich durch Geschenke bewegen, eine große Reissendung nach Ta-tu abzugeben. Sein in Nanking gefangener Bruder ließ ihm im geheimen Nach-

richten zukommen und riet ihm, sich den Yuan zu unterwerfen. Er befolgte den Rat und wurde ein Gouverneur der Yuan, unternahm aber trotzdem noch seine gewohnten Plünderungszüge in die Gebiete ringsum. In dieser Weise schwankend zwischen der Rückkehr unter die Herrschaft der Yuan und seinen eigenen ehrgeizigen Vorstellungen, aber blind für die eigentliche 5 Gefahr, die ihm drohte, ernannte er sich, wohl um Tschu Yuan-tschang zu übertrumpfen, zum „König von Wu“ und unternahm 1362 jenen Plünderungszug nach dem Norden, der ihn in die schweren Konflikte mit Liu Fu-t'ung führte, in deren Verlauf dieser in Ngan-fêng ermordet wurde (s. oben S. 539f.). Sein Bruder hatte sich in Nanking der Nahrung enthalten und war 10 gestorben.

Tschu Yuan-tschang's Herrschaftsgebiet war nunmehr eingepreßt zwischen dem von Tschang Schi-tsch'êng im Osten und Süden und dem von Tsch'ên Yu-liang, dem „Han-Kaiser“ in Kiang-tschou (Kiu-kiang, s. oben S. 538f.) im Westen. Beide waren ihm nicht wohlgesinnt, die Lage zwang deshalb zur 15 Vorsicht. Einzelne Angriffe Tschang Schi-tsch'êng's gegen Tsch'ang-tschou, Kiang-yin und andere Plätze blieben ebenso erfolglos wie die von Tschu Yuan-tschang's Feldherren Sü Ta und Tschang Yü-tsch'un, einem ehemaligen Banditen, der 1355 sich dem über den Yang-tsê kommenden neuen Rebellenführer angeschlossen hatte und ein sehr erfolgreicher Strategie 20 wurde, gegen Hu-tschou, Hang-tschou und Schao-hing in Tschê-kiang. Als aber Tsch'ên Yu-liang — allerdings vergeblich — Tschang Schi-tsch'êng vorschlug, Tschu von beiden Seiten anzugreifen, beschloß dieser, ebenfalls zu handeln. Schon die Ereignisse von Ngan-fêng 1363 hatten ihm gezeigt, daß er dem weiteren Vordringen der beiden Gewalthaber nicht länger un- 25 tätig zusehen dürfe, und als noch in dem gleichen Jahre Tsch'ên Yu-liang die Stadt Hung-tu (heute Nan-tsch'ang) einschloß, rückte Tschu ins Feld, um die Eroberung dieses wichtigen Platzes zu verhindern. Tsch'ên Yu-liang hob beim Herannahen des gefürchteten Gegners die Belagerung auf und stellte sich am P'o-yang-See zum Kampf. Der Ming-Chronist gibt eine 30 offenbar übertreibende Schilderung von den bereitgestellten Heeres- und Schiffsmassen — er spricht von 600 000 Mann und einer Reihe von großen Schiffen, „die sich über eine Strecke von mehreren Zehnern von *li* hinzogen“ —, aber die Schlacht, die sich nun entspann, muß in der Tat eine der bedeutendsten dieser ganzen Kämpfe gewesen sein, von ihrem Ausgange 35 hing viel für die spätere Entwicklung ab. Sü Ta griff zuerst die vordersten Linien an, zugleich schoß man mit „Feuermörsern“ (s. oben S. 287) die Schiffe in Brand. Tschu Yuan-tschang selbst kämpfte in der Mitte gegen die Hauptmacht, und Tsch'ang Yü-tsch'un suchte aus der Flanke gegen die Mitte vorzustoßen. Die Schiffe gerieten inzwischen in Untiefen und blieben 40 im Schlamm stecken; der an dem Tage wehende heftige Wind trug das Feuer der brennenden Schiffe weiter über die Flotte und rief in den Reihen der kämpfenden Truppen große Verwirrung hervor. Das war für Tschu Yuan-tschang's Abteilungen das Zeichen zum verstärkten Angriff von allen Seiten.

Der Kampf währte noch mehrere Tage und wurde zu einem vollständigen Siege Tschu Yuan-tschang's. Die Verluste Tsch'ên Yu-liang's an Mannschaften waren durch die Brandkatastrophe und durch Ertrinken stark vermehrt, aber er gab den Widerstand noch nicht auf, sondern versuchte im nächsten Monat, bei Hu-k'ou am Eingang zum P'o-yang-See eine neue Abwehrfront aufzubauen. Tschu Yuan-tschang kam ihm zuvor, bei King-kiang, nördlich von Hu-k'ou, am Yang-tsë, kam es aufs neue zum Kampf. Tsch'ên Yu-liang wurde durch einen Pfeilschuß getötet, sein ältester Sohn und designierter Nachfolger gefangen genommen, ein jüngerer Sohn flüchtete Yang-tsë aufwärts, nach Wu-tsch'ang und wurde dort als Nachfolger seines Vaters zum „Kaiser von Han“ proklamiert. Im Frühjahr 1364 rückte Tschu Yuan-tschang selbst gegen Wu-tsch'ang, um diesem Han-Reiche ein Ende zu machen. Die Stadt wurde belagert und von allen Zugängen zu Lande und zu Wasser abgeschnitten. Im Innern herrschte Zwietracht zwischen den Führern, man wagte keinen Kampf mehr, und als Tschu Yuan-tschang zur Übergabe aufforderte, streckte man die Waffen. Der Sieger verfuhr verhältnismäßig milde: der junge „Kaiser“ wurde nach Korea verschickt und ist dort verschollen, Tsch'ên Yu-liang's Brüder erhielten Adelstitel, mehrere der Generale wurden verbannt oder hingerichtet.

Der Sieg am P'o-yang-See und die Vernichtung des in der Entwicklung begriffenen großen Yang-tsë-Staates sind für den Erfolg Tschu Yuan-tschang's entscheidend gewesen. Nicht nur ein mächtiger Nebenbuhler war beseitigt, sondern die Erlangung des gesamten Yang-tsë-Tales, des größten Teiles der Gebiete von Hu-pei, Hu-nan, Kiang-si, Ngan-hui und Kiang-su, gab ihm einen Machtzuwachs, gegen den keiner der übrigen Prätendenten mehr aufkommen konnte. Er reichte hin, um für das erstrebte neue Reich die Grundlagen zu bilden. „Nachdem Tsch'ên Yu-liang vernichtet ist, wird es nicht schwer sein, das Reich zu befrieden“, hatte Tschu Yuan-tschang zu Liu Ki, einem Gelehrten aus Tschê-kiang, der zu seinen Vertrauten gehörte, noch vor der Übergabe von Wu-tsch'ang gesagt. So begann er denn nach seiner Rückkehr nach Ying-t'ien (Nanking) unverzüglich, seinen neuen Staat aufzubauen. Er ordnete die Verwaltung, übertrug seinen bewährten Helfern die hohen Staatsämter, wobei Li Schan-tsch'ang, ein Literat aus Ngan-hui, der schon früh ein Berater Tschu Yuan-tschang's geworden war, und Sü Ta die ersten Minister wurden, Tsch'ang Yü-tsch'un als Gouverneur von Nanking und Oberbefehlshaber aller Heeresteile ihnen am nächsten stand, und proklamierte sich selbst auf Wunsch dieser Würdenträger zum „König von Wu“. Weiter zu gehen schien ihm offenbar noch verfrüht. Der Wille, das Reich ungeteilt zu erhalten, dürfte dabei bestimmend gewesen sein; ob er etwa an den alten Landschaftsnamen Wu (I, 140f.) als künftigen Reichsnamen gedacht hat, muß dahingestellt bleiben.

Mit der Vernichtung des Han-Staates war Tschu Yuan-tschang's Arbeit im Süden im wesentlichen getan. Unbekümmert um den in Hang-tschou sitzenden Tschang Schi-tsch'êng und den in Fu-kien marodierenden Fang Kuo-

tschên (s. oben S. 530), setzte er die Ausbreitung seiner Herrschaft nach Süden fort. Die beiden Rebellenführer trumpften bald als selbständige Potentaten auf — Tschang Schi-tsch'êng schmückte sich gar mit dem klassischen Namen Tschou —, bald schien es ihnen bequemer, als hohe Provinzialbeamte der Yuan zu fungieren und Reistransporte nach Ta-tu zu 5 leiten, bald auch lagen sie in grimmiger Fehde mit einander. Als ernste Gegner waren diese aller politischen Einsicht baren Beutejäger nicht mehr anzusehen, Tschang Schi-tsch'êng hatte sich immer feindselig zu Tschu Yuan-tschang gestellt, mit Fang Kuo-tschên hatte dieser wiederholt freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen versucht, um möglichst bald die not- 10 wendige Einheitsfront gegen den Norden zu bilden. Ohne große Schwierigkeiten konnten Tschu Yuan-tschang's Generale, wenn auch mehrfach in Kämpfen mit Tschang Schi-tsch'êng's Soldatenführern, die wichtigeren Städte von Hu-peï, Hu-nan, Kiang-si, Tschê-kiang und Fu-kien besetzen, ja selbst in die Kanton-Provinzen schickte der neue Herrscher seine Send- 15 boten und ließ die einzelnen Bezirke zur Unterwerfung auffordern. Wenn man bedenkt, welchen Demütigungen die *Nan-jen* (Südchinesen) und besonders die gebildeten Schichten, unter der mongolischen Herrschaft ausgesetzt waren (s. oben S. 475f.), und wie sehr die Erwartungen enttäuscht sein mußten, die man an die Erhebung der Bandenführer geknüpft hatte, 20 dann wird es erklärlich, daß Tschu Yuan-tschang's Aufruf allenthalben bereitwillige Aufnahme fand. Ende 1366 sandte der siegreiche König von Wu noch einmal eine Botschaft an Tschang Schi-tsch'êng, in der er auf das Vorbild des Königs von Wu-Yüë, Ts'ien Schu, hinwies, der sich im 10. Jahrh. zu Gunsten der neuen Sung-Dynastie freiwillig seiner Selb- 25 ständigkeit begeben habe (s. oben S. 113f.), und dann hinzufügte: „Bedenket dies wohl und macht Euch nicht durch eine Verwicklung in die Vernichtung der Barbaren zu einem Gegenstande des Gelächters im Reich“ (*Ming schi* Kap. 123 fol. 10r⁰). Tschang Schi-tsch'êng antwortete nicht, sondern rüstete sich, nachdem er alle größeren Städte von Tschê-kiang, darunter auch 30 Hang-tschou, verloren, in Su-tschou (Kiang-su) zum letzten Verzweiflungskampf. Im Herbst 1367 fiel die Stadt nach längerer Belagerung, Tschang Schi-tsch'êng verteidigte sich mit einer kleinen Schar in einem Tempel, dann, als auch diese ihn verließ, machte er seinem Leben durch Erhängen ein Ende. Fang Kuo-tschên kam es weniger auf die Bewahrung seiner 35 Herrscherwürde an als auf die Rettung seiner aufgehäuften Schätze. Er raffte davon zusammen was er fortschaffen konnte, und begab sich auf die Flucht. Aufforderungen zur Übergabe beantwortete er ausweichend, er wollte zunächst abwarten, was Tschang Schi-tsch'êng erreichen würde. Nach der Katastrophe von Su-tschou floh er, seines ehemaligen Gewerbes ge- 40 denkend (s. oben S. 533) auf das Meer, hielt es dann aber für geratener, sich der Milde Tschu Yuan-tschang's anzuvertrauen und mit wehleidigen Worten um Gnade zu bitten. Der rasch Versöhnte gewährte sie ihm und verlieh ihm sogar einen Posten in der Provinzialregierung von Kuang-tschou. Fang Kuo-

tschên starb einige Jahre danach in der Hauptstadt. Nachdem auch der „Han-Kaiser“ wider Willen, Han Lin-ör, den man hilflos in Ngan-fêng zurückgelassen hatte (s. oben S. 536 u. 540), schon 1365 gestorben war, stand Tschu Yuan-tschang, von Ming Yü-tschên und seinem neuen Staate Hia in 5 Ssê-tsch'uan abgesehen (s. oben S. 538), kein Hindernis für seine eigentliche Aufgabe, die Vertreibung der Mongolen, mehr im Wege. Er war 1367 unbestrittener Herrscher von Südchina.

Im Norden schien man für diese Vorgänge keinen Blick und kein Interesse mehr zu haben. Es mag sein, daß den Mongolen diese ganze Welt des Südens 10 innerlich so fremd war, daß sie auf ihren Besitz keinen bestimmenden Wert legen zu müssen glaubten, obwohl die großen Reislieferungen allein schon hätten seine Bedeutung zeigen sollen, aber ihr Kernland lag im Norden, und hier schien nach dem kurzen Schrecken von 1357 (s. oben S. 536) noch keine Gefahr zu drohen. Indessen ging es jetzt schon nicht mehr bloß um Teilstücke des Reiches, sondern um Sein oder Nichtsein der Dynastie selbst, und 15 diese Erkenntnis fehlte den meisten der sorglosen Steppensöhne. Das Bild, das ihre Regierung, der Hof von Ta-tu im besonderen, bot, war nicht weniger kläglich als das der Sung am Ende ihrer Tage. Der Familienhader hatte sich anscheinend über die ganze regierende Schicht verbreitet: hohe Beamte gemeinsam mit Angehörigen der Khan-Sippe wüteten gegen einander mit allen 20 Mitteln der Verleumdung, Intrige und Gewalt; anstatt sich gegen die allen drohende Gefahr zusammen zu schließen, lähmte jeder den anderen, Schunti aber blieb unbekümmert und genoß die Freuden des Palastes.

Nach dem Tode Tsaghan Timurs 1362 (s. oben S. 540) wurde sein Adoptivsohn K'uo-k'uo (K'u-k'u) Timur zu seinem Nachfolger in der Truppenführung bestimmt. Er stellte in Schan-tung und Ho-nan die Ruhe wieder her und bezog dann mit seinen Truppen die Lager in K'ai-fêng und Lo-yang. Um diese Zeit saß in Ta-t'ung in Schan-si ein ruheloser General, Po-lo (Bolo) Timur, als Grenzschutzkommandant. Er hatte sich in Schan-si und Ho- 30 pei im Kampfe gegen Tschang Schi-tsch'êng (s. oben S. 539) Verdienste erworben und suchte jetzt mit seinem Heere das ganze Gebiet nördlich vom Huang ho zu beherrschen. Schon mit Tsaghan Timur hatte er verschiedentlich Reibungen gehabt, die bis zu offener Gewalt geführt hatten, so daß 1361 ein kaiserlicher Befehl an beide erging, die Waffen niederzulegen. 35 Eifersucht und hinterhältige Gedanken, begünstigt durch die zukunfts-trächtigen Zeitverhältnisse, dürften, wenigstens bei Bolo Timur, die Triebfeder des Handelns gewesen sein. Die Spannung nahm schärfere Formen an, als 1363 der Thronfolger Äyuháridhara (s. oben S. 529), eine politisch stark interessierte Persönlichkeit, hineingezogen wurde. Zwei hohe Beamte, 40 ein Präsident im Zensorat und ein Sekretär im Geheimen Rat, hatten gegen den Thronfolger schwere Beschuldigungen erhoben (wir wissen nicht, was sie zum Gegenstande hatten), und dieser war darüber so empört, daß er die Ankläger töten wollte. Beide konnten sich aber retten, sie entflohen zu Bolo Timur nach Ta-t'ung und wurden von ihm in seinem Lager versteckt. Da

der eine von ihnen ein Verwandter der Kaiserinmutter war, wollte Schun ti die Angelegenheit unterdrücken, aber der Thronfolger beharrte fest auf der Forderung eines Verfahrens. So kam es, daß Schun ti Bolo Timur den geheimen Befehl zugehen ließ, die Flüchtlinge bei sich zu behalten, der Thronfolger aber wiederholt ihn aufforderte, sie auszuliefern. Unter diesen Umständen glaubte Bolo Timur im Herbst 1363 einen Eingriff in das Gebiet seines Nachbarn und Nebenbuhlers wagen zu können, der jetzt in Ki-ning (T'ai-yuan fu) seinen Sitz hatte; er zog von Ta-t'ung südwärts und besetzte das K'uo-k'uo Timur unterstehende nordwestliche Ho-peï mit Tschên-ting als Stützpunkt. Hier griff aber sogleich der Thronfolger ein, der K'uo-k'uo Timur zum Bundesgenossen für seine Ansprüche wünschte, und verlangte die Bestrafung des Friedensbrechers, der sich überdies noch in gewisse blutige Intrigen in der Hauptstadt eingemischt hatte. Er setzte es in der Tat durch, daß Bolo Timur seines Amtes entsetzt und ihm der Befehl über die Truppen entzogen wurde. Der Schlaue wußte, was er von diesem Befehle zu halten 15 hatte: er weigerte sich, ihm Folge zu leisten, und um die Hauptstadt von seinen Feinden zu säubern, sandte er einen seiner Heerführer, T'u-kien Timur, gegen Ta-tu und ließ ihn K'ü-yung kuan in dem wichtigen Nan-k'ou-Passe besetzen. Eine von Ta-tu hinausgesandte Streitmacht wurde aufgerieben. In der Hauptstadt herrschte der Schrecken, der Thronfolger zog 20 mit seiner Palastgarde über Ku-peï k'ou nach Norden ab. Nunmehr begann man zu verhandeln, die beiden Forderungen: Auslieferung von zwei Gegnern Bolo Timurs und Wiedereinsetzung des letzteren in alle seine Ämter wurden bewilligt, T'u-kien Timur erschien zur Audienz, wurde durch ein Bankett geehrt und erhielt für Bolo Timur und für sich selbst hohe Beamtentitel. 25

Der Thronfolger, auf das höchste empört über diese Regelung, beauftragte K'uo-k'uo Timur mit der Vernichtung des verhaßten Gegners. K'uo-k'uo Timur schickte alsbald eine Truppenabteilung gegen Ta-t'ung und ließ die Stadt besetzen; sie war nur von einer schwachen Truppe Bolo Timurs gehalten, dieser selbst war auf neue Nachrichten aus Ta-tu dorthin mit seinem 30 Heere aufgebrochen. Der Thronfolger hatte nach seiner Rückkehr selbst eine größere Truppe zusammengestellt, um gemeinsam mit K'uo-k'uo Timur den Gegner von zwei Seiten anzugreifen. Er lagerte bei diesem planlosen Unternehmen an dem Flüschen Ts'ing-ho zwischen Peking und Nan-k'ou, als die Vorhut von Bolo Timurs Heer den Paß herabkam. Seine Truppen hatten in- 35 dessen, wie es in den Yuan-Annalen heißt (Kap. 46 fol. 13^v), „keinen Willen zum Kämpfen“, d. h. sie flohen beim Herannahen des Feindes, der Thronfolger kehrte nach Ta-tu zurück und begab sich von da nach T'ai-yuan zu K'uo-k'uo Timur. Bolo Timur aber zog mit T'u-kien Timur und den Anklägern des Thronfolgers in Ta-tu ein, dort wurden sie von Schun ti in 40 Audienz empfangen und, nachdem sie ihre Unschuld beteuert hatten, nicht bloß in Gnaden aufgenommen, sondern alle mit den höchsten Staatsämtern bedacht. Bolo Timur war zum mächtigsten Manne des Reiches geworden. Ein Edikt nannte ihn und K'uo-k'uo Timur „die Beine und Arme“ des Kaisers

und mahnte beide, ihren „alten Groll bei Seite zu setzen und gemeinsam an den großen Aufgaben des Staates zu arbeiten“. Wenn man den Angaben der Yuan-Annalen glauben darf, hat sich Bolo Timur während der kurzen Zeit seiner Herrschaft 1364 nach Kräften bemüht, mit den Mißständen in der

5 Hauptstadt aufzuräumen: er ließ mehrere der Kreaturen hinrichten, die Schun ti in seinen Ausschweifungen bestärkten, zog dem Eunuchentum enge Grenzen, verbot den schmarotzenden Lamas ihre Kultfeste und schränkte die Ausgaben ein. Auch ließ er wiederholt den Thronfolger bitten, zurückzukehren, fand aber bei diesem eine unversöhnliche Haltung. Äryuḥśridhara

10 hatte überall verkünden lassen, daß Bolo Timur als Rebelle die Hauptstadt besetzt habe, und aus allen erreichbaren Provinzen bis in das ferne Kan-su hinein die Truppen aufgeboten. Bolo Timur traf seine Gegenmaßnahmen: er sandte einen seiner Generale nach Schang-tu, um die dortigen Anhänger des Thronfolgers niederzuhalten, einen anderen, I-su, nach dem Süden, um

15 K'uo-k'uo Timur abzuwehren. Aber die Dinge nahmen eine unerwartete Wendung: I-su hatte kaum die Hauptstadt verlassen, als er mit seinen Offizieren beschloß, Bolo Timur den Gehorsam zu kündigen, in Yung-p'ing zu bleiben und mit den Truppen von T'ai-yuan im Westen und Liao-yang im Osten die Verbindung herzustellen. Eine gegen I-su ausgesandte Truppe

20 wurde von diesem vernichtet, Bolo Timur selbst, als er sich mit seinem Heere nach T'ung-tschou begeben hatte, durch tagelangen unaufhörlichen Regen zur Rückkehr gezwungen. In seiner aus Wut und Verzweiflung gemischten Stimmung überließ er sich in der Stadt den wütesten Orgien mit Weirausch und Bluttaten. So bildete sich 1365 eine Verschwörung mit geheimer

25 Zustimmung des Kaisers, die den Wüterich beseitigen wollte. Im Sommer traf die Meldung aus Schang-tu ein, daß die dorthin gesandten Truppen über die Anhänger des Thronfolgers den Sieg davongetragen hätten. Bolo Timur begab sich in den Palast, um Schun ti Bericht zu erstatten; dabei zog einer der Verschwörer plötzlich das Schwert und spaltete ihm den Schädel. Seine

30 Mutter, seine Frau und seine Kinder, die sich in den Nordgebieten versteckt hielten, sowie alle seine Anhänger sollten auf kaiserlichen Befehl ebenfalls getötet werden. Das Haupt Bolo Timurs wurde an den Thronfolger nach T'ai-yuan geschickt mit der Aufforderung, nunmehr zurückzukehren. Zusammen mit K'uo-k'uo Timur hielt Äryuḥśridhara, dessen Rachebedürfnis

35 jetzt befriedigt war, seinen Einzug in der Hauptstadt. K'uo-k'uo Timur wurde jetzt der leitende Mann, der erste Minister und Generalbevollmächtigte für die Verwaltung der Gebiete von Schen-si, Schan-si, Ho-nan, Ho-peï und Schan-tung mit „dem Oberbefehl über die gesamten Truppen und dem Titel eines Fürsten von Ho-nan“. Gemeinsam mit dem Thronfolger sollte er in

40 letzter Stunde die Dynastie schützen. Aber sehr bald entstanden Zerwürfnisse zwischen beiden, als der Thronfolger 1366 auf Drängen der Kaiserin seinen Vater zu veranlassen suchte, zu seinen Gunsten dem Throne zu entsagen; K'uo-k'uo Timur mißbilligte dies und versagte seine Mitwirkung. Der rachsüchtige Thronfolger, dem durch Edikt von 1367 der Oberbefehl über

die Truppen des Reiches übertragen war, verteilte die Heeresteile nach seinem Gutdünken und setzte es 1368 durch, daß K'uo-k'uo Timur seines Ranges entkleidet wurde. Der so mit schnödem Undank Belohnte setzte sich mit seinen Truppen vorläufig in P'ing-yang im südwestlichen Schan-si fest.

Die Schilderung dieser Ereignisse von 1362 bis 1368 gibt ein Bild von den 5 Zuständen am Hofe des Mongolen-Khans bis zu den letzten Tagen vor Eintritt der Katastrophe. Es mag sein, daß bei den chinesischen Verfassern der Yuan-Annalen auch hier der Haß gegen die eben vernichteten Bedrücker die Feder geführt hat (s. oben S. 5f.) und manches übertrieben oder einseitig dargestellt ist; daß aber in Ta-tu damals innerer Hader, Eifersucht und 10 Intrigenwirtschaft jedes wirkliche Handeln gelähmt hätten, selbst wenn der ernstliche Wille dazu vorhanden gewesen wäre, das geht selbst aus den mongolischen Nachrichten des Ssanang Setsen, die im übrigen ein bloßes Märchengebäude sind, unzweideutig hervor. Auch die kümmerliche Figur des Toghan Timur Khan (Schun ti), dieses halt- und charakterlosen 15 Schwächlings inmitten seiner unsauberen Umgebung, erscheint dort in keinem besserem Lichte. Es bedurfte in der Tat nur eines kurzen Stoßes, um die faulende Frucht vom Baume fallen zu lassen.

Tschu Yuan-tschang, durchaus unterrichtet über die Zustände im Norden, zögerte nicht, nunmehr die letzten Schritte zu tun. Tsch'ang Yü-tsch'un 20 meinte zwar, „die Hauptstadt der Yuan zu überrennen, sei nicht schwerer als einen Bambus zu zerbrechen“, aber der vorsichtige Tschu erklärte, er wolle sich zunächst Schan-tung's bemächtigen, „um dem Feinde den Grenzschild zu nehmen“, dann „Truppen an den beiden Huang ho (d. h. an dem west-östlich fließenden Unterlauf in Ho-nan und an dem nord-südlich 25 fließenden Mittellauf in Schan-si) aufstellen, um den Schutzzaun zu zerbrechen und die Festung T'ung-tschou (am Knie des Huang ho) zu erobern und zu besetzen“. Danach würde das Reich in seiner Hand liegen und das Heer ohne Kampf in die Hauptstadt einrücken können. Mit einem Heere von 250 000 Mann gingen die beiden Feldherren Sü Ta und Tsch'ang Yü-tsch'un 30 im November 1367 nach Norden vor und drangen von Ngan-hui und Schan-tung aus in Ho-peï ein. Tsch'ang Yü-tsch'un hatte nicht übertrieben: der Vormarsch vollzog sich fast ohne Kampf, die Städte öffneten meist freiwillig die Tore, Widerstand konnte rasch gebrochen werden, den Mongolen war jeder Kampfeswille abhanden gekommen. Die Heeresabteilungen waren 35 getrennt marschiert und vereinigten sich an der Grenze von Schan-tung und Ho-peï bei Tê-tschou am Kaiserkanal. Zwischen T'ien-tsin und Peking wurde eine mongolische Truppe verjagt. Schun ti erklärte, er werde sich mit der Kaiserin und dem Thronfolger und seiner Gemahlin nach dem Norden begeben. Vergebens flehten ihn mehrere herzhafte Männer seiner 40 Umgebung an, die Hauptstadt nicht zu verlassen, weil er damit das Reich aufgeben, das Kublai Khan gegründet und das er bis zu seinem Tode zu verteidigen habe. Sie selbst würden Heer und Volk zum Kampfe gegen die Eindringlinge aufrufen und die Stadt bis zum äußersten verteidigen. Alle diese

Vorstellungen blieben ohne Wirkung, Schun ti war die Sicherheit seiner Person wichtiger als sein Reich. Anfang September 1368 besetzten die Chinesen T'ung-tschou, den Kanalhafen der Hauptstadt. Das war das Signal zum allgemeinen Aufbruch in der Stadt. Schun ti hatte unter dem Druck 5 der drohenden Katastrophe K'uo-k'uo Timur wieder in seine Ämter eingesetzt und ihn angewiesen, dem bedrängten Ho-peï zu Hilfe zu kommen. Für eine solche Aktion aber war es nun zu spät, außerdem war, wie seine Lebensbeschreibung sagt, K'uo-k'uo Timurs „Stimmung recht gedrückt geworden“. Die Ahnentafeln wurden aus dem Tempel geholt, Schun ti ver- 10 sammelte seinen Hofstaat und in der Nacht verließ der Khan mit der Kaiserin, dem Thronfolger und seinem Gefolge von etwa hundert Personen samt den Ahnentafeln die Hauptstadt, um sich über K'ü-yung kuan nach Schang-tu zu begeben. Nicht lange war des Bleibens der Flüchtlinge hier auf den Ruinen einstiger Herrlichkeit (s. oben S. 537): schon im nächsten Jahre 15 zog man weiter nach Nordosten nach Ying-tsch'ang fu, nördlich der Jagdgründe der späteren Mandschu-Kaiser im Nordwesten des Jehol-Gebiets. Hier hat Schun ti, der letzte der Herrscher von China aus Dschingis Khan's Geschlecht, i. J. 1370 sein unrühmliches Leben beschlossen. Drei Wochen später eroberten die chinesischen Truppen den Platz und nahmen die Kaiserin, Schun-ti's Enkel und was sonst zu der Familie gehörte, gefangen und brachten sie nach Nanking. Der Thronfolger konnte sich retten und gelangte nach Karakorum.

In Ta-tu hielt Ta Sü im September 1368 seinen Einzug und nahm von der Stadt Besitz. Eine Anzahl mongolischer Würdenträger, die in besserer 25 Haltung als die Entflohenen die Unterwerfung verweigerten, wurde hingerichtet, sonst — so versichert das *Ming-schi* — „wurde nicht ein einziger Mensch zu Tode gebracht“. „Speicher und Schatzkammern wurden versiegelt, Dokumente, Zeichnungen und Kostbarkeiten in militärische Verwahrung genommen, von den Palastbeamten, Eunuchen, Haremsdamen und 30 Palastwachen wurde niemand belästigt oder mißhandelt, die Bevölkerung blieb ruhig in ihren Wohnungen, im geschäftlichen Verkehr wurde nichts gewalttätig weggenommen“. Ta-tu wurde umbenannt in Pei-p'ing fu. Dann wandten sich die beiden Generale über Pao-ting und Tschêng-ting, den T'ai-hang übersteigend, nach Schan-si, wo sie die großen Städte im Süden 35 besetzten und mit T'ung-tschou Fühlung nahmen. Vorher bereits war K'uo-k'uo Timur mit seinem Heere durch den alten Paß von Yen-mên (I, 195) nach Norden abgezogen mit der Absicht, in weiter Umfassung von Kü-yung kuan aus die Hauptstadt zu erreichen und zu sichern. Sü Ta und Tsch'ang Yü-tsch'un beschlossen daraufhin, sich in den Besitz von T'ai-yuan zu 40 setzen und ihm den Rückzug abzuschneiden. Als K'uo-k'uo Timur in die Nähe von Süan-hua fu gekommen war, hörte er von den Ereignissen in der Hauptstadt und kehrte sofort um. Auf den Rückmarsche überfiel ihn Sü Ta in seinem Lager und zwang sein Heer zur Übergabe, er selbst entkam mit einem kleinen Rest und floh nach Kan-su, wo er verschollen ist.

Tschu Yuan-tschang hatte in Ying-t'ien schon vorher die Folgen aus der letzten Entwicklung im Norden gezogen. Anfang 1368 erklärte er sich zum Kaiser des Reiches, der dynastische Name war *Ming*, also eine Bezeichnung, die dem von Kublai Khan gegebenem Vorbilde folgte, der das Reich nicht mehr nach einer Landschaft benannte, sondern nach einem Begriff in der 5 Mystik des *Yi-king* (s. oben S. 431). Ying-t'ien wurde nunmehr 1368 zu Nanking, der „Süd-Hauptstadt“, das so oft umbenannte Pien oder K'ai-fêng zu Pei-king, der „Nord-Hauptstadt“. So war die neue Dynastie geboren, mehr durch den völligen Verfall der alten und die Gegenwirkung des gedrückten Chinesentums gegen die ungerechte Fremdherrschaft als durch 10 glänzende Eigenschaften und Taten der neuen Männer. Der Gegensatz zwischen den dahinbrausenden Kampfscharen des großen Eroberers Dschingis Khan und den kraft- und willenslosen Nichtstuern seiner Epigonen ein und ein halbes Jahrhundert später ist erschütternd. Die Ursachen haben wir kennen gelernt. Selbst bei dem auf sein Volk so stolzen Mongolen Ssanang 15 Setsen klagt der letzte der Groß-Khane über nichts anderes als über den Verlust „seiner so reich geschmückten Hauptstadt Ta-tu und seines so herrlichen kühlen Sommersitzes Schang-tu“!

Die Vertreibung der Mongolen war mit dem Auszuge ihrer Führer und der Vernichtung ihrer Heere nicht beendet. Ihre Entfernung und Behand- 20 lung in den Provinzen Chinas, sowie die der zahllosen anderen Fremdlinge aus den innerasiatischen Khanaten war für die Ming-Dynastie ein Problem, das nicht zu den erfreulichen Teilen ihrer großen Erbschaft gehörte.

Viertes Kapitel

Innere Zustände.

a) Verfassung und Verwaltung.

Eine Schilderung der inneren Zustände des mongolischen Gesamtreiches zu geben, würde über den Rahmen unserer Aufgabe weit hinausgehen. Wir haben es nur mit dem Khanat China zu tun, dessen innere Zustände im Laufe der voraufgehenden Darstellung bereits mehrfach beleuchtet worden
5 sind. So wird auch die Verfassung und Verwaltung des Gesamtreiches — soweit von einem solchen überhaupt gesprochen werden kann — hier nicht in Betracht zu ziehen sein, da sie von ganz anderen Voraussetzungen ausgeht und durch ganz andere Leitgedanken bestimmt wird als die des konfuzianischen Staates. Die einzelnen Khanate waren nach der Vorstellung Dschingis
10 Khan's zwar nur Provinzen, Lehengüter des Groß-Khans, die dieser durch die Sippeglieder verwalten ließ, und in der Tat wurde auch dessen Oberherrschaft durch die Khane im Grundsatz nicht bestritten — nur der Erbfolge wurde als einer ungesetzmäßigen teilweise Widerstand geleistet —, aber in den Fragen ihrer inneren Verwaltung beanspruchte der Groß-Khan
15 so wenig ein Aufsichtsrecht wie der „Himmelssohn“ früherer Dynastien gegenüber den Staaten der „Barbaren“. Ganz anders war es mit dem Khanat China. Nachdem dies zum eigenen Herrschaftsgebiet des Groß-Khans geworden war, übte dieser hier auch die Verwaltung bis in alle Einzelheiten durch die von ihm berufenen Organe aus. Er ging sogar noch über die Ver-
20 haltungsregeln früherer Dynastien, wenigstens der Sung, insofern hinaus, als er sich auch in den neu unterworfenen Staaten des Südens und Südwestens zeitweilig eine schärfere Aufsicht über die innere Ordnung vorbehielt, als dies die chinesischen Kaiser getan hatten.

Der Eroberer übernahm in China zwar einen organisierten Staat, an dem
25 er grundsätzlich nichts anderes zu tun hatte, als sein eigenes Volk einzuordnen, aber eben diese Einordnung stellte ihn vor zahlreiche Fragen von großer Wichtigkeit. Kublai hatte schon vor der formellen Übernahme der Sung-Herrschaft 1279 in Nordchina die nach chinesischem Muster gebildeten Staatseinrichtungen der Kin vorgefunden und beibehalten, so daß nach
30 dem Sturze der Sung-Dynastie bereits eine Grundlage für die Verfassung und Verwaltung des neuen Reiches vorhanden war. Er war auch schon zu sehr von konfuzianischem Geiste und chinesischer Tradition erfaßt, als daß er das Wesen des Sung-Staates hätte verändern mögen. Er fühlte sich als berufenen „Himmelssohn“ und höchsten Priester des Weltkirchenstaates

mit allen Vorrechten und Pflichten seiner göttlichen Stellung, der Maßstab der konfuzianischen Ethik galt ihm als entscheidend für Aufgaben und Amtsführung seiner Behörden. Aber das alles reichte nicht hin, um alle Probleme der Staatsführung im einzelnen zu lösen, zumal in seinem Staate, in dem nicht bloß sein eigenes Volk ein Fremdkörper war, sondern auch noch zahlreiche Angehörige anderer Kulturkreise lebten, wirkten und Berücksichtigung verlangten. Hier war also manches zu ändern oder zu ergänzen, was für die veränderten Zeit- und Bevölkerungsverhältnisse nicht ausreichte, manche neue Einrichtung zu schaffen, die der Sung-Verfassung fremd war.

Schon 1271, als er den dynastischen Namen Yuan annahm, hatte Kublai 10 die Grundgesetze der Kin für abgeschafft erklärt, und ein neues, von Yao Schu entworfenes System der Staatsordnung (*t'iao-ko*) verkündet. Aber es fehlte noch das Gesetzbuch, und hierfür konnte ein primitives Werk wie die *Yāsā* (s. oben S. 278) kein Ersatz sein. Mehrfach drängten die Minister, namentlich die chinesischen, auf eine baldige Ergänzung des Fehlenden. 15 I. J. 1283 richtete der Präsident im Justizministerium, Ts'ui Yü, eine lange Denkschrift an den Thron, in der er achtzehn Fragen der Staatsverwaltung zur Erörterung stellte und ihre Neuregelung verlangte. Die achte betraf die „Staatsgesetze“ (*hien-ts'ao*) und wurde mit den Worten formuliert: „Es gibt kein (geschriebenes) Gesetz, an das man sich halten kann 20 (1282 waren die Betrügereien des Finanzverwalters Achmat zu Tage gekommen, s. oben S. 486), darum ist für verbrecherische Menschen nichts vorhanden, vor dem sie Angst haben. Es ist notwendig, feste Gesetze zu erlassen, die als Rechtsordnung der Dynastie gelten“. Aber 1291 erst erschien das kodifizierte Werk mit dem Titel *Tschi-yuan sin ko* „die neuen Ordnun- 25 gen von der Periode *tschi-yuan*“. Kublai's Nachfolger haben weiter an der Vervollständigung der Verfassung und der Justiz arbeiten lassen, nicht immer zu ihrer Zufriedenheit, vielleicht weil die Entwürfe sich allzusehr an die chinesischen Vorbilder angeschlossen hatten. Unter Ying tsung, 1323, wurde eine besonders wichtige und umfangreiche Gesetzessammlung, das 30 *Ta Yuan t'ung-tschi*, veröffentlicht, von dem ein Teil erhalten geblieben und wohl manches in das *Yuan tien-tschang* übergegangen ist (vergl. oben S. 522f.). I. J. 1345 endlich erschien noch einmal eine Neubearbeitung des vorhandenen Gesetzesstoffes unter dem Titel *Tschi-tschêng t'iao-ko*, von dem ebenfalls Bruchstücke erhalten sind. 35

Einige der hierbei erfolgten Neuerungen hatten schon in früheren praktischen Bedürfnissen des chinesischen Staatslebens ihren Ursprung und waren eigentlich nur Weiterbildungen bereits vorhandener Entwicklungskeime. Ihr organisches Wachstum wird dadurch bewiesen, daß sie sich bis in die moderne Zeit, zum Teil bis in die Gegenwart erhalten haben. So vollzog sich 40 der schon zur Sung-Zeit deutlich erkennbare Prozeß der Umwandlung in den drei *schêng*, den großen Abteilungen der Zentrale, weiter in der naturgegebenen Weise (vergl. oben S. 354f.). Das *mên-hia schêng*, schon unter den südlichen Sung zu völliger Bedeutungslosigkeit geschrumpft, im Kin-Reiche zusammen

mit dem *Tschung-schu schêng* ganz aufgehoben (s. oben S. 358), wurde auch unter den Yuan nicht wieder zum Leben erweckt. Kublai Khan trieb die so angebaute Entwicklung sogar noch weiter. Als er 1271 die neue Regierung organisierte, wies einer seiner chinesischen Berater, das Mitglied des Han-
 5 lin-Kollegiums, der Zensor Kao Schi aus Ho-peï, der die vereinfachte Organisation von Kin noch gekannt haben wird, in einer Denkschrift darauf hin, daß man gerade im Hinblick auf die weit größere Ausdehnung des Reiches und die starke Vermehrung der Geschäfte die oberste Leitung nicht zerstückeln dürfe, die entscheidende Stimme vielmehr einer Stelle vor-
 10 behalten müsse. Man solle deshalb die drei *schêng* in ein einziges zusammenlegen. Kublai hielt diesen Hinweis für berechtigt, und nachdem er zwei der ihm nahestehenden chinesischen Berater, Liu Ping-tschung (s. oben S. 312) und Hû Hêng (s. oben S. 320), beauftragt hatte, „über die Zweckmäßigkeit alter und neuer Elemente in der Verfassung zu beraten, sowie die Organisa-
 15 tion der zentralen und provinzialen Behörden festzusetzen“, gaben diese der Vereinfachung die konkrete Form. „Das, was die gesamte Regierungstätigkeit zusammenfaßt“, bestimmten sie, „soll *tschung-schu schêng* heißen; was die Oberleitung der militärischen Angelegenheiten innehat, *schu-mi yuan*; was für Beseitigung der Unfähigen und Beförderung der Fähigen sorgt,
 20 *yü-schi t'ai*. Damit ist das Gerüst des Ganzen (d. h. die Zentrale) gegeben. Davon abhängig sind: in der Hauptstadt die Ämter *ssê, kien, wei* und *fu*, draußen: die *hing-schêng*, die *hing-t'ai*, die *stuan-wei ssê* (s. unten) und die *lien-fang ssê*. Die Sorge für die Bevölkerung liegt ob: den *lu*, den *fu*, den *tschou* und den *hien*. Diese Ämter sind ständige und die Inhaber fest ernannte
 25 Beamte. Die Leiter sind Mongolen, *Han-jen* und *Nan-jen* (Nord- und Süd-Chinesen, s. oben S. 475) stehen an den zweiten Stellen. Auf diese in der einen Generation festgesetzte Ordnung mögen sich die Söhne und Enkel in den folgenden Jahrhunderten stützen“ (*Yuan schi* Kap. 85 fol. 1v^o).

Die hier gezeichneten Grundlinien der Verfassung verlangen einige Er-
 30 läuterungen. Das *mên-hia schêng* ist nunmehr auch formal verschwunden, das, was im Kin-Reiche aus dem *schang-schu schêng* geworden war, die oberste Zentralbehörde, hat jetzt den angemesseneren Namen *tschung-schu schêng* („Zentralkanzlei“), während das *schang-schu schêng*, nachdem sich die sechs Abteilungen (*pu*) als Fachministerien daraus gelöst haben (s. oben
 35 S. 355), als leere Hülse noch eine Zeit lang bestehen bleibt und dann im *tschung-schu schêng* aufgeht — nach mehrfachen Wandlungen endgiltig allerdings erst 1311. An der Spitze des *tschung-schu schêng* steht der *tschung-schu ling*, der höchste Beamte des Reiches, eine Stellung, die in der Regel der Thronfolger inne hat, neben ihm wirken die *tsch'êng-siang* „linker“ und
 40 „rechter Hand“, d. h. die Kanzler. Ihre Zahl wurde von je einem allmählich auf fünf erhöht, dazu kamen noch zwei *tsch'êng-siang* des *schang-schu schêng*, so lange dieses bestand. Unter ihnen, aber fast mit gleichem Range stehen die vier *p'ing-tschang tschêng*, die Staatsminister (vergl. oben S. 355). Neben die „Zentralkanzlei“ stellt sich das *schu-mi yuan*, der „Kriegsrat“,

jetzt eine ganz selbständige Behörde (vergl. oben S. 354f.), durch häufige Personalunion von Mitgliedern sind beide eng mit einander verbunden. Das *yü-schi t'ai*, das Zensorat, behält seine alte Stellung und Bedeutung bei. Die große Zahl der kleineren, abhängigen Ämter, *ssë, kien* usw., blieb im wesentlichen unverändert wie zur T'ang- und Sung-Zeit bestehen, auch die wissenschaftlichen Einrichtungen erfuhren keine Veränderung, da die mongolischen Herrscher sich vor ihrer völligen Degeneration von dem Vorbilde Kublai's leiten ließen. Auch die ehrwürdigen, aber jeder sachlichen Bedeutung baren Ehrenstellen der drei *kung* (II, 532) haben die Mongolen nicht angetastet, die Titel wurden hohen mongolischen oder chinesischen Würdenträgern als Auszeichnung verliehen, wenn auch die Verfasser des *Yuan schi* versichern, es seien keine „leeren Würden“ gewesen. Auf die Ämter „draußen“, d. h. in den Provinzen wird noch zurückzukommen sein.

Mit dem Erlöschen des *schang-schu schêng* gingen die sechs Abteilungen in den Bereich des *tschung-schu schêng* hinüber und führten die Bezeichnung *tschung-schu pu* d. h. „Abteilung des *tschung-schu*“. Sie waren aber ganz zu selbständigen Fachministerien geworden, denen jedoch die Bezeichnung *pu* verbleibt; ihre leitenden Beamten werden in der Regel zugleich Mitglieder des *tschung-schu schêng* gewesen sein. Man hatte die Ministerien nach der Wahl Kublai's zum Groß-Khan 1260 in zwei Gruppen geteilt: das *li pu*, *hu pu* und *li³ pu* bildeten die „linke“ (vornehmere), das *ping pu*, *hing pu* und *kung pu* die „rechte“ Gruppe (Namen und Bedeutung sind dieselben geblieben wie zur T'ang- und Sung-Zeit, s. II, 533). Eine Zeit lang waren *li pu* und *li³ pu*, ebenso *ping pu* und *hing pu*, sowie *hu pu* und *kung pu* zu je einer Behörde zusammengefaßt, aber schon nach kurzer Zeit, wurden die Verbindungen wieder gelöst. Das Personal mußte den Bevölkerungsverhältnissen entsprechend erheblich verstärkt werden: an der Spitze jedes Ministeriums standen drei Präsidenten, (*schang-schu*), zwei Vizepräsidenten (*schü-lang*), zwei Staatssekretäre (*lang-tschung*) und zwei Generalsekretäre (*yuan wai lang*). Zu der großen Zahl der mittleren und unteren Beamten gehörten auch mongolische und muhammedanische Schreiber (*bicik?*), Sekretäre und Dolmetscher (*kelemaci?*). Auch in den kleineren Ämtern war für das mongolische Element ausreichend — vielleicht sogar mehr als das — gesorgt. Nicht nur eine große Zahl mongolischer Beamten ist überall vorgesehen, sondern es finden sich auch ganze rein mongolische Behörden und Anstalten neben den chinesischen. Das gilt namentlich von den Bezirken des Schrifttums und des Unterrichts. So gab es ein besonderes mongolisches *han-lin yuan*. I. J. 1269 hatte Phags-pa seine neue mongolische Quadratschrift vorgelegt (s. oben S. 332), und Kublai bemühte sich eifrig, ihr Geltung zu verschaffen. Zu diesem Zwecke ernannte er 1271 an dem zum *han-lin yuan* gehörigen *kuo-schi yuan* (Amt für Geschichtschreibung, s. oben S. 355) einen „Großsekretär (*hüo schi*) für die neue Schriftkunde“, 1275 aber wurde ein selbständiges „Mongolisches *han-lin yuan*“ geschaffen mit dem Auftrage, die Übersetzungsarbeiten zu leiten und sich bei der Verbreitung des ge-

samten Schrifttums, einschließlich der kaiserlichen Dokumente, der neuen mongolischen Schrift zu bedienen, auch einen damit geschriebenen Text jedem Schriftstücke anderer Staaten beizufügen. Noch 1284 aber mußten die Beamten der neuen Behörde berichten, daß, „obwohl das große Yuan-Reich eine Einheit bilde und die mongolische Schrift voll entwickelt sei, die Bevölkerung in Nord und Süd wenig Eifer für ihre Erlernung zeige. Da aber der Gebrauch der Schrift somit nicht weit verbreitet sei, so erkläre sich dadurch auch das geringe Interesse“. Es wurde deshalb den Behörden, „großen wie kleinen, nochmals eingeschärft, sich in allen amtlichen Schriftstücken, Tributlisten u. dergl. stets der mongolischen Schrift zu bedienen“ (*Yuan tien-tschang*, Art. 31 fol. 1r^of.). Alle diese Mahnungen und Verordnungen haben freilich die Nachteile der unbeholfenen neuen Schrift gegenüber der leichteren uigurischen nicht ausgleichen und ihre Verdrängung nicht hindern können. Es hat nicht an Bestrebungen gefehlt, das literarische Interesse bei den Mongolen zu heben oder zu erwecken. Nachdem man bereits 1234 in Karakorum den erfolglosen Versuch gemacht hatte, eine Lehranstalt für die Söhne der oberen Beamten (*kuo-tsě hūo*) zu eröffnen, war i. J. 1271 in Ta-tu (Peking) eine staatliche Lehranstalt gegründet worden mit der Bestimmung, daß „unter den Söhnen der mongolischen und chinesischen Würdenträger von den Prinzen abwärts bis zu den mongolischen Tausendschaftsführern die begabten auszuwählen und der Anstalt zuzuführen seien“. Von 1277 ab entstand dann ein besonderes mongolisches *kuo-tsě kien* (II, 536, oben S. 394 u. 399), anscheinend nur als Unterrichtsanstalt für die Söhne mongolischer Beamten bestimmt, das später noch mehrfach erweitert wurde. I. J. 1289 erhielten auch die Muhammedaner ihr eigenes *kuo-tsě kien*, in das aber keine Angehörigen von Beamten eintraten. Es scheint indessen nicht lange bestanden zu haben, denn 1314, heißt es, wurde es wieder errichtet, 1321 aber endgiltig aufgehoben (s. oben S. 509). Beide Anstalten haben wir uns wohl nur als Abteilungen des *kuo-tsě kien* vorzustellen. Der in dem mongolischen *kuo-tsě kien* vermittelte Bildungsinhalt konnte nur chinesisch sein, und bei Kublai's Bewertung konfuzianischer Gelehrsamkeit ist es leicht zu ermessen, welcher Art er sein mußte. Aus dem Lauf der Entwicklung wissen wir, daß die Folgen dieses Unterrichts für das mongolische Geistesleben äußerst gering gewesen sein müssen; der lamaistische Buddhismus war bereits übermächtig.

Neu sind die besonderen Ämter für die Angelegenheiten der Religionsgesellschaften, die der Duldsamkeit Kublai's ihre Entstehung verdanken und dem konfuzianischen Gelehrtentum trotz der Pflege, die seine großen staatlichen Kultstätten weiterhin erhielten (vergl. II, 601), anstößig blieben.

40 Von dem *süan-tschêng yuan*, dem Amte für die Angelegenheiten der buddhistischen Kirche, war früher bereits die Rede (s. oben S. 480 u. Anm. dazu). Es war, wenn auch unter anderem Namen, schon 1264 für Phags-pa geschaffen worden. Sein Präsident gehörte der ersten Rangklasse an und war in allen Fragen der tibetischen Politik von großem Einflusse. Auch der

Taoismus erhielt, wohl nach dem Vorbilde dieser Kirchenbehörde, seine eigene amtliche Vertretung. Das *tsi-hien tien*, ursprünglich als *tsi-sien tien* für taoistische Zwecke eingerichtet, dann zur T'ang-Zeit 725 mit etwas verändertem Namen zu einer Stätte konfuzianischer Gelehrsamkeit gemacht (II, 431, 534 u. III, 385), wurde von Kublai seiner ersten Bestimmung 5 wiederzugeführt. Als er zur Regierung kam, war es mit dem *kuo-schi yuan* im *han-lin yuan* zu einer Einheit verbunden. I. J. 1285 wurde diese Verbindung gelöst und das *tsi-hien yuan* zu einem besonderen Amt für die Geschäfte gemacht, die bisher von einer taoistischen Abteilung des *kuo-tsë kien* besorgt waren, nämlich „die Fragen des Yin-Yang (I, 297 u. II, 565), 10 des Opferkultus, der Wahrsagung und der Unsichtbarwerdung durch Beschwörung“. An der Spitze standen nicht weniger als drei Großsekretäre. Das dritte dieser Kirchenämter, das i. J. 1298 durch Tsch'êng tsung (Timur) errichtete *tsch'ung-fu ssë*, das die Kultusangelegenheiten der *ärkägün*, der Christen, wahrnahm, ist früher erwähnt worden (s. oben S. 478 u. Anm. 15 dazu). Daß die Nestorianer damals in zahlreichen Gemeinden über das Reich verbreitet gewesen sein müssen, geht aus der Anordnung von 1315 hervor, durch die zweiundsiebzig noch bestehende christliche Gemeindeämter dem *tsch'ung-fu ssë* einverleibt wurden. Keins der drei Kirchenämter hat die Yuan-Dynastie überlebt. 20

Von ganz besonderer Bedeutung ist aber die Mongolen-Zeit für die Verwaltung der Provinzen geworden. Unter den bisherigen Dynastien waren die Auffassungen von der Provinzialregierung immer noch, unbewußt und ungewollt, durch die Vorstellungen von dem alten Lehensstaate beherrscht gewesen: die Verwalter der größeren Reichsteile galten als deren Nutz- 25 nießer, sie waren unabhängig in ihrer Geschäftsführung, die Zentrale kümmerte sich nicht darum, so lange sie Ruhe und Ordnung wahrten und die festgesetzten Abgaben brachten. So waren zur T'ang-Zeit die Militärgouverneure, zur Sung-Zeit, in geringerem Umfange, die Präfekten (*ts'ë-schi*) die eigentlichen Beherrscher — und oft Ausbeuter — ihrer Gebiete. 30 Hatten unter den T'ang die halbsouveränen Militärgouverneure noch auf eigene Hand Gebietserwerbungen vorgenommen und sogar Kriege geführt, so war man unter den Sung mißtrauisch gegen jede allzu große Machtanhäufung in der Hand eines Präfekten. In Folge dessen konnte von einer wirklichen Provinzialverwaltung größeren Maßstabes unter Aufsicht der 35 Zentrale kaum die Rede sein (s. II, 537 ff. und oben S. 359 ff.). Die Mongolen gingen bei ihrer Verwaltung der eroberten Gebiete in China von anderen Voraussetzungen aus. Ihnen war der Gedanke des selbständigen Lehnsmannes in dem Einzelkhanate nicht so altgewohnt wie den Chinesen, der Groß-Khan und seine Organe waren die Regierung in allen Gebietsteilen. 40 Das *Yuan schi* (Kap. 91 fol. 1r^o) sagt darüber: „Den *hing tschung-schu schêng* liegt es ob, alle Angelegenheiten des Staates wahrzunehmen. Die Gesamtheit der Präfekturen, Unterpräfekturen, Marktdistrikte und Grenzorte bilden mit der Zentrale der Hauptstadt die Innen- und die Außenseite des Ganzen.

Im Anfang der Staatsgründung nun mußten wegen der kriegerischen Unternehmungen die Angelegenheiten des Heeres wie der Bevölkerung in Teilgebieten wahrgenommen werden, man nannte diese Teilverwaltungen *hing schêng* (d. h. „die Zentralgewalt wahrnehmend“); bestimmte Satzungen

5 dafür gab es nicht. In den Perioden *tschung-t'ung* und *tschi-yuan* (d. h. während der Regierung Kublai's) richtete man die *hing tschung-schu schêng* („die Wahrnehmungen des *tschung-schu schêng*“) ein. Je nach den vorliegenden Geschäften wurden dafür Beamte bestellt. Diese Beamten brauchten dafür nicht erst herangeholt zu werden, sondern man entsandte Beamte des

10 *schêng* (der Zentrale), die mit der Erledigung der vorliegenden Angelegenheit beauftragt wurden. Die Kanzler der Zentrale hatten die Angelegenheiten von zentraler Bedeutung für ein bestimmtes Gebiet zusammenfassend zu übernehmen. Da man später diese Geschäftsführung nach auswärts lästig fand, schuf man statt dessen die *hing tschung-schu schêng* für die verschiedenen

15 Gebiete“. Die Provinzialverwaltung der Yuan hat sich also unmittelbar aus der Zentrale heraus entwickelt. Hatte man zu Anfang, wenn in den Außengebieten Fragen entstanden, die über die Befugnisse der lokalen Behörden hinausgingen, von der Zentrale höhere Beamte mit ihrer Bearbeitung beauftragt, sei es an ihrem Sitze in der Hauptstadt, sei es an Ort und Stelle, so

20 mußte sich dies Verfahren sehr bald als zu umständlich erweisen; es wurden daher allmählich Teile der Zentralbehörden dauernd in den Außengebieten stationiert, also gewissermaßen stellvertretende Zentralregierungen oder „Filialen“ in den verschiedenen Reichsteilen geschaffen. Die so entstehenden Provinzialregierungen waren somit eigentlich Teile der Zentralregierung.

25 Man könnte auf eine ähnliche Vorstellung in viel früherer Zeit schließen, wenn berichtet wird, daß der Kaiser Wên ti von Sui 588, als er den Kampf gegen den südchinesischen Staat Tsch'ên eröffnet hatte (II, 181), „für Huai-nan in Schou-tsch'un (Schou hien) ein *hing t'ai-schêng* errichtete“ (*Sui schu* Kap. 2 fol. 3r^o). *T'ai-schêng* war ein anderer Name für *schang-schu*

30 *t'ai* (od. *schêng*) oder *tschung t'ai* (II, 25). Hier scheint in der Tat eine Art Filiale der Zentralbehörde gemeint zu sein. Wenn man es wagt, so verschiedenartige Dinge zu vergleichen wie die preußische Provinzialverwaltung und die im Mongolenreiche, so wird man auf die Stellung der Oberpräsidenten in den preußischen Provinzen geführt, die eine Schöpfung der Reform-

35 zeit im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts waren. Aus den Verwaltungsbehörden der ursprünglichen selbständigen Territorien wurden beim Übergang in den preußischen Staat die Kriegs- und Domänenkammern. Um eine stärkere Kontrolle über diese Kammern herzustellen, schuf der Minister Altenstein i. J. 1808 die Stellung des Oberpräsidenten, der eine Zwischen-

40 instanz zwischen Ministerium und Provinzialverwaltungsbehörde, nicht etwa ein Gouverneur, sondern gewissermaßen ein detachierter Teil der Zentrale war.

Der Ausdruck *hing-schêng* ist auch in der Yuan-Zeit der ursprüngliche, er ist älter als *hing tschung-schu* (oder *schang-schu*) *schêng* und schon unter

Dschingis Khan i. J. 1217 nachweisbar, wo Mukuli (s. oben S. 279 u. 281 u. Anm. dazu), der verdienstvolle Feldherr „zum Großmeister (*t'ai schi*) und *hing-schêng* der Hauptstadt“ (für das eroberte Gebiet, d. h. Gouverneur) ernannt wird. Schon 1220 erscheint allerdings auch *hing schang-schu schêng* als Bezeichnung der neuen Amtstätigkeit eines von Dschingis Khan aus- 5
gezeichneten Präfekten der Sung in Schan-tung, der zu Mukuli übergetreten ist. Von der Behörde ging der Name auf das von ihr versorgte Gebiet über und der abgekürzte Ausdruck *hing-schêng* bezeichnete sowohl die Regierung des Reichsteiles wie den Reichsteil selbst, d. h. die Provinzialregierung und die Provinz. Eine weitere Kürzung begnügte sich mit dem einfachen *schêng*, 10
und dies ist bis zum heutigen Tage das sonst schwer erklärbare Wort für „Provinz“ auch in unserem Sinne geblieben.

Je nach den Bedürfnissen der Geschäftslage in den Provinzen schlossen sich an das *hing tschung-schu schêng* weitere Detachierungen der Zentralbehörden an: wir finden ebenso wohl ein *hing schu-mi yuan* wie ein *hing* 15
yü-schi t'ai, und die kleineren Ämter, die *yuan*, *ssê* u. a. erhalten ebenfalls allmählich nach Bedarf ihren Platz, sogar ein *hing süan-tschêng yuan* mußte in einigen Provinzen eingerichtet werden, z. B. in den Gebieten der Si-fan (Kan-su, s. I, 36f.), in Tschê-kiang und Kiang-su. In dem Maße wie sich die Behörden der Zentrale vervielfachten, meint das *Yuan schi*, wurden auch 20
„draußen“ ihre „Filialen“ vermehrt. Auf diese Weise bildete sich nunmehr eine wirkliche Provinzialregierung, die aber nicht mehr Organ eines mehr oder weniger selbständigen Generalgouvernements und Lehensträgers war, sondern abhängig blieb von der Zentrale, ja bis zu einem gewissen Grade mit ihr identisch war. Dieses neue System der Provinzialregierungen ist 25
von großer Wichtigkeit für die weiteren Schicksale des Reiches gewesen. Es hat verhindert, daß in den Reichsteilen — was so oft verhängnisvoll für den Zusammenhalt des Ganzen geworden ist — mächtige Satrapen erstehen konnten, deren Loyalität in dem Maße dahinschwand, wie ihre Machtmittel sich verstärkten. Wir haben früher gesehen, wie diese Entwicklungen immer 30
wieder die Dynastie zu Fall gebracht und schwere Erschütterungen herbeigeführt haben. Zusammen mit der Ausgleichung der Gesamtkultur durch das konfuzianische Dogma hat die neue Provinzialverfassung bewirkt, daß keine Zerspaltung des Reiches mehr stattgefunden hat. Die alte Schicksalsfrage (I, 157) hatte eine neue Lösung gefunden. 35

Elf *hing tschung-schu schêng* zählte das Reich der Yuan, und schon an dieser kleinen Zahl sieht man, wie umfangreich diese neuen Verwaltungseinheiten waren. Es sind die folgenden Gebiete: 1. Ling-peï, die heutige äußere Mongolei vom Dalai nor südwärts bis auf die Höhe von Kalgan mit der Residenz Schang-tu; 2. Liao-yang, die südliche Mandschurei im Osten bis über den 40
Yalu nach Korea hinein, im Westen das südöstliche Jehol-Gebiet mit umfassend; 3. Ho-nan kiang-peï, die Gebiete „südlich vom Huang ho und nördlich vom Yang-tsê“, d. h. Ngan-hui nördlich vom Yang-tsê, Ho-nan, Teile von Nord-Hu-peï, Schan-tung und Teile von Ho-peï; 4. Schen-si;

5. Ssě-tsch'uan; 6. Kan-su; 7. Yün-nan, diese vier mit den heutigen Provinzen sich deckend; 8. Kiang-Tschê, Kiang-su, Tschê-kiang, Kiang-si östlich vom P'o-yang-See, Ngan-hui südlich vom Yang-tsě, Fu-kien; 9. Kiang-si, die heutige Provinz gleichen Namens westlich vom P'o-yang-See; 10. Hu-
 5 Kuang, Hu-peï ohne die nördlichsten Teile, Hu-nan, östliches Kuei-tschou, östliches Kuang-si, östliches Kuang-tung über den Westfluß hinaus; 11. Tschêng-tung, Korea und Japan.

Abgesehen von der letzten, die auch in den amtlichen Listen oftmals gestrichen, dann wieder aufgeführt wurde, immer aber nur in der Theorie
 10 bestand, decken sich diese Großprovinzen im allgemeinen mit den heutigen (vergl. oben S. 359f.), sie sind auch mehr durch geographische, geschichtliche und völkische Verhältnisse bestimmt als durch amtliche Verfügungen. Zum Teil decken sie sich mit den alten Lehensstaaten und tragen in der Literatur-
 15 sprache auch noch deren Namen, zum Teil waren im Westen und Südwesten noch größere Gebiete in den Händen eingeborener Stämme und sind erst in späterer Zeit in das Reich eingegliedert worden, wenngleich die Mongolen dort bedeutend zu dessen Ausweitung beigetragen haben. Mehrere von den allzugroßen Verwaltungseinheiten sind unter den nachfolgenden Dynastien zur besseren Übersichtlichkeit zerteilt worden. Japan hatte Kublai im Zorn
 20 über seine mißglückte Expedition zur Provinz erklärt (s. oben S. 438 u. 442) und dabei dem König von Kao-li befohlen, sein Land ebenfalls als Provinz einzurichten, damit die militärischen Vorbereitungen wirksamer durchgeführt werden könnten. Er wird sich über die wirkliche Bedeutung dieser Umwandlung kaum im Zweifel gewesen sein, sie wurde denn auch beim
 25 Abbruch des neuen Feldzuges rückgängig gemacht. Doch sollte 1299 unter Timur Kao-li abermals eine Provinz werden, „damit es nach chinesischem System regiert werde“. Auf den Einspruch des Königs hin gab man den Plan auf und erklärte, daß „das Land seinen eigenen Gebräuchen folgen solle“ (*Yuan schi* Kap. 91 fol. 3v^o). Schließlich wurde 1321 nochmals eine Pro-
 30 vinzialregierung eingeführt und der König zu ihrem Kanzler und Präsidenten (*tsch'êng-siang*) gemacht, mit der Weisung, die dazu gehörigen Beamten selbst auszusuchen und darüber zu berichten. Diese Regelung war die Folge davon, daß der König nach einem Bericht des *tschung-schu schêng* „unbefugterweise Zentralbehörden (*schêng*) und Unterämter (nach chinesischem
 35 Muster) eingerichtet haben sollte“ (a. a. O. Kap. 208 fol. 16v^o). Es sollte wohl eine eigenmächtig nach dem Muster des Oberstaates eingeführte Verfassung legalisiert, aber äußerlich als ein Teil des Gesamtstaates gekennzeichnet werden. Wie Japan und Korea war 1282 bereits Tschampa zur Provinz erklärt worden (s. oben S. 450) und war es 1289 für Annam erwogen
 40 worden (s. oben S. 456). Die in solche Staaten etwa entsandten mongolischen „Gouverneure“ werden als eine Art von Residenten angesehen werden müssen (s. oben S. 478).

Durch die Bildung der großen *hing-schêng* wurden aber die Präfekturen, Bezirke, Kreise usw. (*lu, fu, tschou, hien*) der früheren Zeit nicht beseitigt.

Im Gegenteil wurde das hierarchische Netz noch fester gezogen: die *hien* waren in der Regel den *tschou* oder den *fu*, diese den *lu* und diese den *schêng* als abhängige Einheiten eingegliedert, manche *fu* oder *tschou* unterstanden auch unmittelbar den *schêng* (vergl. oben S. 361). Dieses System hat auch die Yuan-Dynastie überdauert.

5

Bei der Notwendigkeit ständiger militärischer Sicherung in den eroberten Gebieten kam auch in der Provinzialverwaltung das militärische Element stärker zur Geltung als zur Sung-Zeit. Die *süan-wei ssë* (s. oben S. 554), denen nach dem *Yuan schi* (Kap. 91 fol. 4^{ro}) „die Sorge für die Angelegenheiten von Militär und Bevölkerung oblag“, waren deshalb auch territoriale 10 Verwaltungsämter in bestimmten, besonderen Schutzes bedürftigen Gebieten, zumeist in der Nähe der Grenzen. Ihre Zuständigkeitsbezirke hießen *kün* oder *tao* und umfaßten mehrere Präfekturen und Kreise. An der Spitze standen die *süan-wei schi* (nach dem *Yuan schi* drei), bei kriegerischen Maßnahmen bildete das Amt die Oberbefehlsstelle für die *tu yuan-schuai*, die sämtlichen 15 Truppen des zu sichernden Gebietes (*tu yuan-schuai fu*). Dazu kamen die Spezialkommissare, die *ngan-fu schi* oder *süan-fu schi* mit ihren Verwaltungsbezirken, die *tschao t'ao schi* und die *tschao-fu schi* (s. oben S. 363), je nach Art und Umfang der Aufgabe, für die sie eingesetzt waren. Den *süan-wei schi* unterstanden für gewöhnlich die Kommandanten der Bezirkskontingente, 20 und zwar war in jedem der zugehörigen *lu* ein Zehntausendschaftsführer und in jedem *hien* ein Tausendschaftsführer (s. unten) stationiert. Im ganzen zählten die elf *hing schêng* (oder Provinzen) angeblich 185 *lu*, 33 *fu*, 559 *tschou*, 4 *kün*, 15 *ngan-fu schi*-Bezirke und 1127 *hien*.

In welchem Maße sich das Beamtentum aus den verschiedenen Nationali- 25 täten zusammensetzte, darüber sind genaue Bestimmungen nicht mehr vorhanden, vielleicht sind sie auch niemals verkündet worden. Wir wissen aber aus den beiläufigen Angaben der Annalen, daß außer Mongolen und Chinesen auch Uiguren, K'i-tan-Leute, Ju-tschen und Muhammedaner aus Zentralasien amtliche Stellen und sogar bis in die höchsten Stufen hinauf 30 bekleideten. Daß die Chinesen trotz aller herabwürdigenden Gesetze (s. oben S. 475f.) und trotz des zuweilen hervortretenden, wohl auf Minderwertigkeitsgefühlen beruhenden Hasses bei den Mongolen (vergl. oben S. 526) die Hauptmasse des Beamtentums ausmachten, kann nicht bezweifelt werden. Nicht nur weil sie den Mongolen allgemein geistig überlegen waren, sondern 35 weil sie auch allein über die nötige Sprach- und Landeskenntnis verfügten, waren sie für die Regierung unentbehrlich, die Angehörigen der anderen Völker, soweit sie nicht schon nach Sprache und Bildung zu Chinesen geworden waren, bildeten immer nur kleine Minderheiten und konnten deshalb wohl einzelne einflußreiche Stellungen erlangen, fielen aber für den gesamten 40 Verwaltungsdienst nicht ins Gewicht. Eine Ausnahme machte das Heerwesen. Daß die für die Unterwerfung Chinas nötigen Truppenverbände im wesentlichen aus Mongolen bestehen mußten, liegt auf der Hand; dazu kamen dann Uiguren, Ju-tschen und K'i-tan-Leute, sowie Türkvölker u. a.

aus Innerasien. Wir wissen von Marco Polo z.B., daß sich in Bayan's Heere, das der Sung-Herrschaft ein Ende machte, auch christliche Alanen befanden (s. oben S. 528 u. 338). Erst später, in Kublai's Kriegen gegen Japan und die indochinesischen Staaten, gab es größere chinesische Heeresverbände, meist unter mongolischen Führern. Für das mongolische Heer bestand wohl von jeher, jedenfalls unter Dschingis Khan und seinen nächsten Nachfolgern, allgemeine Wehrpflicht. Jeder männliche Mongole vom fünfzehnten Jahre aufwärts bis zum siebzigsten Jahre war dienstpflchtig als Soldat, die kämpfende Truppe aber wurde gebildet von den Männern des zwanzigsten bis dreißigsten Lebensjahres, die übrigen wurden im Wachdienst, insbesondere für das Hüten der Herden verwendet. Die Truppen waren gegliedert in Hundertschaften, Tausendschaften und Zehntausendschaften, d. h. sie umfaßten die Wehrdienstpflichtigen von hundert oder tausend oder zehntausend Familien, je nach dem Range ihrer Führer, die danach Hundertschafts-, Tausendschafts-, Zehntausendschaftsführer (chines. *pai-fu*, *ts'ien-fu*, *wan-fu*) hießen. Diese Verbandsgliederung knüpft vermutlich an die Sitte der alten mongolischen Fünfigerverbände an, von denen früher die Rede war (s. oben S. 367). Sie hat aber im Laufe der Zeit auch die Bedeutung eines Verwaltungsbezirktes erhalten, indem der Zehntausendschaftsführer zugleich der Gouverneur eines *lu*, unter Kublai auch als *tsung-kuan* und Leiter des *tsung-kuan fu* bezeichnet, ein Tausendschaftsführer der Unterpräfekt eines *hien* wurde (s. oben S. 475 u. 561).

Im ganzen bestand das mongolische Heer aus zwei großen Teilen, den *siu-wei* (mongol. *kesek*, chines. *k'ie-sie*), eigentlich Palastgarden (II, 258), aber jetzt die gesamten in den Hauptstädten und Umgegend stationierten Verbände, und den *tschên-schu*, den Provinzial- und Grenztruppen. Die *siu-wei*, zur Zeit Dschingis Khan's nur aus den vier *kesek* (*wei*) bestehend, wurden später, besonders unter Kublai, bedeutend vermehrt. Entsprechend den zahllosen Wachtpflichten kamen immer neue Verbände mit besonderen Aufgaben hinzu, schließlich waren es etwa zwanzig. Über ihre Kopfstärke läßt sich Genaues nicht ermitteln, sie schwankte je nach der Verwendungsart zwischen wenigen hundert und zehntausenden. (Man beachte die Riesen zahlen von Marco Polo über die Schlacht bei Mukden gegen Nayan, s. oben S. 467 u. Anm. dazu). Der Kommandant eines *wei* führte den chinesischen Titel *tu tshi-hui schi*, der noch aus der T'ang-Zeit stammt. Die *tschên-schu*, mongolisch *tanmaci* (chines. *t'an-ma-tsch'i*) genannt, d. h. eigentlich Truppen eines *tanma* (eines territorialen Verwaltungsbeamten oder eines Kommandanten der Leibwache?), waren meist Truppen von Angehörigen nicht-mongolischer Völker unter mongolischer Führung und, wie ihr Name andeutet, in den Provinzen verteilt. Sie bestanden aus zahlreichen Verbänden (*kün*), die außer dem Grenz- und Bezirksschutz auch noch vielen anderen Aufgaben, wie Polizei, Bewachung des Reistransportes, der Kornspeicher u. a. zu dienen hatten. Es gab mongolische, chinesische (*Han kün*) und „neue“ Verbände. Die letzteren, *sin-fu kün* genannt, wurden von 1278 ab auf Antrag

des *schu-mi yuan* (Kriegsrat) aus der Bevölkerung der neu unterworfenen Gebiete gebildet, also in der Hauptsache aus den südlichen Provinzen, so daß, da die *Han kün* aus Nordchinesen bestanden, auch hier die Teilung in Nord- und Südchinesen durchgeführt war (s. oben S. 475). Die Truppen wurden hier, da eine allgemeine Wehrpflicht nicht bestand, in der üblichen Weise angeworben; daß damit oft Vergewaltigungen verbunden waren, zeigen zwei Verordnungen Kublai's von 1284 und 1292, in denen bei den Rekruten das Tätowieren der Hände untersagt wird, das sie für immer als Heeresangehörige kennzeichnen und ihre Desertion verhindern soll, und überhaupt jeder Zwang zum Eintritt in das Heer verboten wird. Wie das Verhältnis der mongolischen Verbände unter den Hundertschafts- usw. Führern zu den chinesischen Truppenteilen war, wie sich die Zuständigkeiten beim Oberbefehl abgrenzten u. ä., bleibt in den Texten unklar.

Das gesamte Heerwesen unterstand dem *schu-mi yuan*, nicht dem *ping pu* („Kriegsministerium“). Diesem verblieb zur Yuan-Zeit nur der, freilich sehr ausgedehnte, Post- und Kurierdienst, sowie die Sorge für den Tierbestand (Pferde, Kamele, Kühe, Schafe, Falken für die Jagd) und die Militärkolonien (*tun-t'ien*), aber auch darüber führte die Zentralkanzlei die Oberaufsicht. Der Postdienst, in China von jeher eine staatliche Einrichtung für staatliche Zwecke, mußte wegen der ungeheuren Ausdehnung des Reiches und wegen des unerläßlichen Verkehrs zwischen den Khanaten mit Notwendigkeit zur Yuan-Zeit wieder eine bedeutende Erweiterung und Verstärkung erfahren, wie dies schon einmal aus denselben Gründen zur T'ang-Zeit geschehen war (II, 553f.). Aber selbst die Verfasser der Yuan-Annalen müssen zugeben, daß „das, was die Alten Relais-Post (*tschi-yu*) nannten, mit der die (kaiserlichen) Befehle übermittelt wurden, noch nicht eine solche Bedeutung hatte“ wie der Postdienst der Yuan. Der auch in das chinesische übergegangene Name dafür war *jam* oder *jamei* (chines. *tschan-tsch'i*, *yamb* bei Marco Polo, *jam* bei Rubruk, der aber einen Gesandtenempfänger darin gesehen hat, und *yam* bei Odoric, der es richtig als Bezeichnung eines Posthauses angibt). „Zu Lande benutzte man dafür Pferde, Kühe (Ochsen), Esel und Wagen, zu Wasser Boote“. Die Yuan-Annalen nennen für China zehn Abteilungen der Postverwaltung, denen ungefähr 1500 Stationen (die für Kan-su konnten nur geschätzt werden) unterstanden. Dazu gehörten 40000 Pferde, 8250 Ochsen, 5600 Esel, 3500 Wagen (zweirädrige Karren), 6100 Boote, 380 Sänften und seltsamerweise auch 3000 Hunde (in Liao-yang d. h. der Mandschurei) und 650 Schafe (in Kan-su). Diese Zahlen beziehen sich nur auf das Khanat China, das gesamte Postnetz aber umspannte die sämtlichen Khanate, es erstreckte sich also von der Mandschurei bis Kambodscha und von Korea bis zum Schwarzen Meer, man mag danach ermessen, wie viele Stationen, und was an Personal, Tieren, Fahrzeugen und anderem Gerät hierfür nötig war. Marco Polo, der die Post ausführlich beschreibt (II, 433ff.), gibt wieder auf seine Art abgerundete Zahlen: über 10000 Stationen mit mehr als 300000 Pferden, auf manchen Stationen

befänden sich 400 Pferde, auf anderen 200. Die Entfernung der Stationen von einander betrage 30 Meilen (chines. Nachrichten geben 30 *li* an, d. h. ein Drittel, was zu wenig scheint), in weglassen und unbewohnten Gegenden 35 bis 45 Meilen. Diese Entfernungen seien von einem berittenen Kurier 5 an einem Tage zurückzulegen, außerdem aber seien zwischen den Stationen nach je 3 Meilen kleine Wohnsiedlungen angelegt, wo die Läufer wohnten, die eine Postsendung in eiligstem Laufe von der einen Siedlung zur nächsten zu bringen hätten. Der Läufer, ebenso bei besonders wichtigen Sendungen der Reiter, trage einen Gürtel mit Glocken, deren Klang seine Ankunft 10 so zeitig melde, daß bei seinem Eintreffen der nächste schon bereit stehe. Wenn nötig, würden auf diese Weise „200 bis 250 Meilen am Tage und ebenso viel in der Nacht“ zurückgelegt, so daß „eine Frucht, die morgens in Cambaluc gepflückt sei, am Abend des folgenden Tages den Groß-Khan in Chandu (Schang-tu) erreiche, eine Entfernung von zehn 15 Tagereisen“.

Vorhanden gewesen sein muß ein solcher Kurierdienst schon zur Zeit Dschingis Khan's, als er seine Eroberungen in Innerasien unternahm, aber richtig organisiert wurde er erst unter Ogodai. Dieser hatte für den Sommer 1234 eine Versammlung aller Fürsten und Würdenträger in der Steppe ein- 20 berufen, auf der unter anderem auch ein neues, sehr hartes Strafgesetz verkündet wurde; das Jahr darauf erfolgte dann der Bau des Palastes von Karakorum und die Einrichtung des Kurierdienstes, „um“, wie das *Yuan-schi sin pien* (Kap. 3 fol. 8r⁰) angibt, „die Tribut- und Steuersendungen bequemer zu gestalten“ (vergl. oben S. 305). Um 1264 erließ Kublai ein aus- 25 führliches Reglement für den Dienst, in dem die Leistungen der an den Stationen angesiedelten Bevölkerung hinsichtlich der zu stellenden Pferde, ihre Entschädigungsansprüche in Schadensfällen, ihre Sicherungen gegen Übergriffe der reisenden Beamten und das pflichtmäßige Verhalten der letzteren festgesetzt wurde. Namentlich über den zulässigen und den un- 30 zulässigen Gebrauch der Post gab es genaue Bestimmungen. Man ersieht aus den Verboten, welchen Bedrückungen, Erpressungen und Vergewaltigungen durch die reisenden Beamten die Bevölkerung oft ausgesetzt war. Denn nicht bloß zur Beförderung kaiserlicher Befehle oder anderer amtlicher Dokumente und „zur bequemerer Gestaltung von Tribut- und Steuer- 35 sendungen“ diente die Post, sondern auch für die Dienstreisen der Beamten und die Beförderung anderer bevorrechtigter Reisenden, wie Prinzen, Gesandte u. a. Der mongolische Post- und Kurierdienst durch Asien war bis nach Europa rühmlich bekannt, er und die Sicherheit der Verkehrswege, die Dschingis Khan geschaffen hatte und seine Nachfolger aufrecht erhielten, 40 haben die Verbindung mit dem fernen Westen hergestellt und jene Reisen der fremden Kaufleute und Ordensgeistlichen ermöglicht, durch die eine Bekanntschaft zwischen den getrennten Kulturwelten so verheißungsvoll eingeleitet wurde. Mit dem Sturze der Yuan-Dynastie zerriß diese Verbindung, der Postdienst hörte auf, die Straßen verfielen, das China der Ming

verabscheute alle „Barbaren“ und zog sich wie eine Schnecke in das Gehäuse des orthodoxen Konfuzianismus zurück.

Eine Sonderstellung neben der von den Yuan-Kaisern aus den Sung-Einrichtungen gebildeten Verfassung nahm jene Versammlung der Stammeshäupter ein, der wir wiederholt begegnet sind und die unter dem mongolischen Namen *kuriltai* bekannt ist. Solche für die Entscheidung besonders wichtiger Fragen, wie die Wahl des Khans, ein Kriegszug gegen ein anderes Volk oder die Verkündigung eines neuen Gesetzes zusammenberufene Versammlungen, meist an einem Flusse in der Steppe, waren eine uralte Einrichtung der östlichen Steppenvölker. Wir finden sie bereits bei den Wu-huan und Sien-pi (III, 169), dann bei den K'i-tan und Ju-tschen. Während sie aber dort vielleicht nur einfache regelmäßige Beratungen waren, erhielten sie bei den Mongolen eine hohe Bedeutung und eine viel feierlichere Form, schon dadurch, daß sie an den geheiligten Stätten der Ahnen, am Keruleng-Flusse oder in Karakorum, abgehalten wurden. Auch bei den Türken bestanden sie als ein wichtiger Brauch und haben sich, in abgeänderter Art, bis heute bei ihnen erhalten (s. oben S. 265 u. Anm. dazu). Im *Yuan-tsch'ao pi schi* werden derartige Stammesversammlungen mehrfach erwähnt, aber dem Namen begegnen wir nur einmal am Schluß des Werkes (Nachtrag zu Kap. 2 fol. 58r^o), wo gesagt wird, daß das Werk im Jahre der Ratte (1240) „beim Zusammentritt des *yeke kuriltai*“, der großen Stammesversammlung, vollendet worden sei. Berühmt geworden ist der Name durch das *kuriltai* von 1206, auf dem Temüdschin zum Khan aller Steppenvölker gewählt wurde; aber auch Dschingis Khan's Vorfahren Habul Khan und Hutula wurden auf solchen Versammlungen bereits gewählt (*Yuan tsch'ao pi schi* S. 7 u. 9). Es galt aber bei den Mongolen nicht die Erbfolge in gerader Linie wie bei den Chinesen, sondern der Khan wurde von den Stammeshäuptern gewählt, jedoch nicht notwendigerweise unter den Söhnen des Verstorbenen. Dschingis Khan hatte freilich seinen Nachfolger bestimmt, aber wir haben gesehen, wie man auf dem nachfolgenden *kuriltai* nur mit Mühe an ernsten Thronstreitigkeiten vorbei kam (s. oben S. 235). Was nicht einmal das überragende Ansehen Dschingis Khan's hatte verhindern können, das ließ sich unter seinen Nachfolgern viel leichter herbeiführen. Welche weitreichenden Folgen Ogodai's Tod hatte und welche verhängnisvollen Feindschaften sich aus den Intrigen und Streitigkeiten auf dem *kuriltai* entwickelten, haben wir ebenfalls beobachten können (s. oben S. 305 ff.). Das *kuriltai* war also durchaus keine bedeutungslose Einrichtung geworden; mit der zunehmenden Sinisierung der Mongolen verlor es allerdings rasch an Gewicht: Khaishan (Wu tsung) wollte noch seine Thronbesteigung von der Ratifizierung durch das *kuriltai* abhängig machen (s. oben S. 506), aber dann hört man von einer Wahlhandlung beim Thronwechsel nichts mehr: das *kuriltai* beschäftigte sich entweder nur noch mit Dingen von minderer Wichtigkeit, oder es war, wenn es noch bestand, zu einer leeren Form geworden. Die Erbfolge setzte sich in der Sippe fort, wurde aber zum Gegenstande des Haders und blutigen Streites in der Familie.

b) Wirtschaft.

Von dem Hirtenvolke der Mongolen waren weder konfuzianische Instinkte noch wirtschaftliche Planungen zu erwarten. Dschingis Khan und seine nächsten Nachfolger haben sich auch mit solchen Fragen nicht lange aufgehalten, aber von Kublai Khan, vor dem nunmehr das gewaltige
5 Wirkungsgebiet eines gerade wirtschaftlich hochbegabten Volkes ausgebreitet lag, rühmen die chinesischen Chronisten, „daß er, da ihm verwandtschaftliches Empfinden gegenüber der Sippe und Liebe gegenüber dem Volke besonders hochstanden, um so mehr Sorge auf Ackerbau und Seidengewinnung verwandte, und daß man wohl von ihm sagen könne, er habe die
10 Grundlagen der Volkswirtschaft erkannt“. Auch sein Nachfolger Timur (Tsch'eng tsung) war um eine geordnete Haushaltsführung bemüht und dabei sparsamer als sein prunkliebender Großvater, aber danach begann jene zügellose Finanzwirtschaft, die ohne Rücksicht auf die Höhe der Einnahmen Riesensummen für den Lamaismus und seine Bauten, sowie für die unge-
15 messenen Aufwendungen des Palastes verschleuderte und der durch die Unehrlichkeit der Verwaltung obendrein noch gewaltige Summen entzogen wurden. Das Ergebnis war zunächst eine immer mehr anwachsende Überflutung mit wertlosem Papiergeld, mit der freilich Kublai bereits den Anfang gemacht hatte (s. unten), und schließlich eine völlige Zerrüttung der ganzen
20 Wirtschaft, die wesentlich zum Untergange des Staates beigetragen hat.

Daß die Landwirtschaft auch bei aller Ausdehnung des Handels in China die Grundlage der gesamten Staatswohlfahrt sei und bleiben müsse, hatte auch Kublai erkannt, und er tat schon vor seiner Wahl zum Groß-Khan alles, was geeignet schien, sie zu fördern und den Bauern vor Erpressungen
25 zu schützen. I. J. 1260 hatte er angeordnet, daß überall praktisch erfahrene Landwirte damit beauftragt würden, den Ackerbau in ihren Bezirken zu fördern, im Jahre darauf ernannte er zwei Kommissare, die das Ganze überwachen sollten, und 1270 setzte er ein Landwirtschaftsamt mit einem hohen chinesischen Beamten an der Spitze ein, von dem sich auch Filialen in den
30 Provinzen befanden. Eine feste Regelung im einzelnen erfolgte 1291 durch ein aus fünfzehn Artikeln bestehendes Statut. Darin wurde verfügt, daß in sämtlichen Bezirken Bauerngemeinden zu bilden seien, indem je 50 bis 100 Familien zu einer Gemeinschaft zusammengefaßt würden, die einen älteren erfahrenen Landwirt als Obmann haben solle. Falls in einem Dorfe
35 keine fünfzig Familien vorhanden seien, würden mehrere Dörfer zusammenzunehmen sein, andererseits solle keine Gemeinde mehr als hundert Familien enthalten, nötigenfalls müßten also an einem Orte mehrere Gemeinden gebildet werden. Der Obmann müsse im Stande sein, den Gemeindemitgliedern mit Ratschlägen über Beachtung der Boden- und Klimaverhält-
40 nisse, Fruchtfolge, Bewässerung, sowie über Arbeiten der Seidengewinnung zur Hand zu gehen. Nachlässigkeit und Faulheit müßten gerügt und verhindert werden, in Krankheitsfällen und sonstigen Notlagen sei Hilfe zu

bringen, damit die Bestellung der Felder keine Unterbrechung erfahre. Man fühlt sich an die Gemeinschaften des Neunfelder-Systems der Tschou-Zeit (I, 131f.) erinnert. Auch Angehörige der mongolischen Verbände von *tanmaci*-Truppen (s. oben S. 562), soweit sie Bauern geworden waren, konnten solche Gemeinden bilden, es wurde aber nicht für wünschenswert gehalten, daß sie mit Chinesen in derselben Gemeinde seien (Edikt von 1292). 5

So lange Kublai's starke Hand die Zügel hielt, mag der Bauer sich einer gewissen Sicherheit erfreut haben, obwohl die ständigen Kriege auch zu seiner Zeit schwere Lasten mit sich brachten (vergl. oben S. 442), aber in der Folgezeit hat der Landmann unter der allgemeinen Mißwirtschaft nicht 10 weniger zu leiden gehabt als in früheren Perioden. Dazu kamen noch die Quälereien durch die mongolische Herrenschaft und die Übergriffe der „Prinzen, Schwiegersöhne und einflußreichen Machthaber“, die durch Timur's Erlasse offenbar werden (s. oben S. 504).

Bessere Zeiten hatte der Kaufmann. Die chinesischen Quellen pflegen 15 leider über den Handel nicht viel anderes zu sagen als was er an Abgaben einbringt. Wenn man aber die begeisterten Schilderungen Marco Polos liest über den ununterbrochen flutenden Verkehr auf dem Yang-tsö, über den niemals rastenden Handel in seinen Städten wie in denen von Schantung und selbst von solchen entlegenen Gebieten wie Schan-si und Schen-si, 20 ganz zu schweigen von dem Getriebe in der Hauptstadt und in den Seehäfen von Fu-kien und Kuang-tung, dann kann man ermessen, welch wimmelndes, buntes Leben in den jetzt aller Welt offenstehenden Ländern geherrscht haben muß. Umfang und Art des mongolischen Gesamtreiches brachten es mit sich, daß der Verkehr sich über alle Grenzen ergießen konnte, der 25 Handelstrieb der Chinesen auf der einen Seite, der Uiguren, Perser, Araber und sonstigen Völker Innerasiens bis nach dem fernsten Westen hin auf der anderen nutzte die gebotenen Möglichkeiten gründlich aus, und die Sicherheit der Straßen, für die schon Dschingis Khan Sorge getragen hatte, war ein weiteres starkes Lockmittel. Stärker als zur Sung-Zeit, wo noch die 30 Grenzen gegen Si-Hia, K'i-tan und Kin mit ihren Hindernissen bestanden (s. oben S. 379f.), konnte sich jetzt der Binnenhandel entwickeln, der seine altgewohnten Wege ging. Darüber hinaus aber drang er wieder in Turkistan ein, wo er von muhammedanischen und westlichen Kaufleuten aufgenommen wurde. Die Handelsexpeditionen des Chwärezm-Schah 1215 und von 35 Dschingis 1218 (s. oben S. 274f.) und später die Reise der Polos nach dem fernen Osten zeigen, welche Bedeutung diesem Handelsverkehr zukam. War China im Altertum und frühen Mittelalter nur auf dem Landwege zu erreichen gewesen, so war seit dem 8. Jahrhundert der Verkehr über See hinzugekommen und hatte seitdem sogar die Landverbindung ihrer größten 40 Bedeutung beraubt. Unter den Mongolen änderte sich das Verhältnis insofern, als die Landwege aus den erwähnten Gründen wieder neu in Aufnahme kamen und sogar zur Verbindung mit Europa führten. Der früher geschilderte Seeverkehr hat aber dadurch nicht gelitten, die großen Hafen-

plätze Ts'üan-tschou und Kuang-tschou mit ihrem üppigen Reichtum blühten nach wie vor (s. oben S. 381f.) und verbreiteten ihre Luxusmoden bis zum Norden. Heiraten zwischen den Fremden und Einheimischen, gegen die von jeher die Chinesen weder rassische noch sonstige Bedenken hatten —
 5 höchstens wurde den ersteren verboten, ihre chinesischen Frauen oder Konkubinen mit ins Ausland zu nehmen —, waren jetzt zahlreicher als je und die Mode der schwarzen Sklaven galt im Norden wie im Süden (II, 551), nur die Mongolen scheinen koreanische Mädchen bevorzugt zu haben. Zu den sonstigen Plätzen des Fremdhandels an der Küste waren noch Ning-
 10 po, Kan-p'u (an der Hang-tschou-Bucht, s. I, 17) und Schang-hai hinzugekommen, 1277 waren sogar für diese drei Häfen besondere Seezolldirektoren (*schipo ssě*, s. II, 552) ernannt worden, so daß jetzt sieben solcher Behörden für die Beaufsichtigung (und Ausbeutung!) des Fremdhandels vorhanden waren: in Ts'üan-tschou, Schang-hai, Kan-p'u, Wên-tschou (zwischen
 15 Ning-po und Fu-tschou), Kuang-tschou, Hang-tschou und Ning-po. Im Laufe der Zeit wurden diese Zollämter mehrfach zusammengelegt und den Provinzialregierungen unterstellt (vergl. oben S. 381), 1324 wurden allein die letzteren zur Erhebung der Abgaben ermächtigt und 1328 die Zollämter, „die nur Schmarotzer seien und an den staatlichen Einnahmen zehrten“,
 20 ganz unterdrückt. Entweder war die Anmaßung der *sê-mu jen* allzu groß geworden oder sie lieferten nicht genug Geld und Kostbarkeiten ab.

Es ist bereits früher gesagt worden, daß die chinesische Schifffahrt und der chinesische Schiffbau während der Sung- und Yuan-Zeit einen starken Aufschwung nahmen (II, 551). Chinesische Dschunken durchfuhren den In-
 25 dischen Ozean wenigstens bis Ceylon, wenn nicht bis zum Persischen Golf, und wegen ihrer Stärke und Sicherheit wurden sie auch von arabischen und persischen Reisenden bevorzugt. Nach Tschao Ju-kua stiegen die Kaufleute, „die von Ta-schi (den Ländern am Persischen Golf) südwärts in kleinen Fahrzeugen nach Ku-lin (Quilon im Süden der Küste von Malabar) gekom-
 30 men waren, dort in große Schiffe um und fuhren in östlicher Richtung nach San-fo-ts'ü (Palembang auf Sumatra, s. II, 574), dann gelangten sie nach China auf derselben Route wie die Palembang-Schiffe“. I. J. 1293 erließ Kublai ein ausführliches Reglement, das in zweiundzwanzig Artikeln den Seeverkehr bis in alle Einzelheiten regelte. Es bezog sich auf die alten Be-
 35 stimmungen der Sung, ergänzte und verbesserte sie aber mehrfach. Die Tätigkeit der Zolldirektoren, die Pflichten des Schiffsführers, die Zollverhältnisse, die Registrierung der Schiffe, die Schiffspapiere, die Bewaffnung gegen Seeräuber, die Deponierung der Waffen im Hafen, das Verhalten nach Havarien, alles war genau geordnet. Die Schiffe selbst hat Marco Polo (II, 249 ff.) ausführ-
 40 lich beschrieben; er spricht von „wenigstens 200 Matrosen“ (manche Schiffe hatten 300), 50 bis 60 Kabinen, vier Masten und ungefähr dreizehn Schotten.

Daß der Überseehandel mit dem über Land gehenden Auslandshandel auch auf die Belebung des die Waren verteilenden Inlandhandels wirken mußte, ist bei der Wendigkeit des chinesischen Kaufmanns selbstverständ-

lich. Auch der Postdienst muß schon deshalb fördersam gewesen sein, weil er eine Erweiterung und Verbesserung der Straßen zur Folge hatte. Wir brauchen Marco Polos Beschreibung von den in Khanbaluc einmündenden „Wegen und Straßen“, von denen „jede einzelne in eine Provinz führte und den Namen der Provinz trug, zu der sie hinführte“ (I, 433), nicht wörtlich 5 nehmen; daß sich aber das Straßennetz über das zur T'ang-Zeit vorhandene (II, 552) hinaus entwickelt und damit die Erleichterung für den Handelsverkehr im Mongölen-Reiche erhöht haben muß, können wir als sicher ansehen, auch wenn uns die gelehrten Chronisten wenig darüber berichten. Nicht sowohl den Interessen des Handels als der Versorgung der Hauptstadt 10 mit Nahrungsmitteln diente der von Kublai erweiterte und erneuerte „Kaiserkanal“. Er war nicht, wie oft angegeben wird, der Erbauer dieses etwa 1800 km langen Wasserweges, so wenig wie Schi-huang-ti der Erbauer der Großen Mauer war (I, 241 ff.). Die Anlage reicht in viel ältere Zeiten zurück, das älteste Stück, die Verbindung des Huai-Flusses mit dem Yang- 15 tsë, sogar bis zu dem Jahre 486 v. Chr. Spätestens zu Anfang des 5. Jahrhunderts, wahrscheinlich aber schon früher, konnten die Schiffe vom Yangtsë in den Huang ho oder gar in den Wei ho in Ho-nan einfahren, und Yang ti von Sui stellte im Anfang des 7. Jahrhunderts eine ununterbrochene Inland-Wasserverbindung zwischen dem Yang-tsë bei Yang-tschou und dem Golf 20 von Tschili östlich von T'ien-tsin her; i. J. 611 ließ er ferner einen über 800 li langen Kanal von Tschên-kiang nach Hang-tschou graben (s. II, 324 ff. u. III, 343 f.). Damals kam auch bereits der Name Yü ho, „Kaiserfluß“ für diese Wasserverbindung auf, während später auch die Bezeichnungen Yün ho und Yün-liang ho, d. h. (Reis-) Transport-Fluß gebraucht wurden, die zugleich seine Zweckbestimmung dartaten. In den folgenden Jahr- 25 hundertern hat der Kanal wechselvolle Schicksale gehabt, er hat sich als Transportweg für Salz, Getreide und Waren von geringerer Bedeutung als segensreich für die Bevölkerung erwiesen, bis 1071 der Huang ho sein Bett nach Süden verlegte, den Kanal auf weite Strecken in sich aufnahm und 30 gewaltige Überschwemmungen einerseits, Versandungen andererseits bewirkte. Als die Sung-Herrschaft zu Ende ging, war der Kanal, an dessen Versorgungsfunktion die nach Süden abgewanderte Dynastie kein Interesse mehr hatte, in einem unbrauchbaren Zustande. Das mußte sich ändern, als Kublai Khan 1264 die Stadt Yen-king zur Hauptstadt machte. 35 i. J. 1266 unterbreitete deshalb das Amt für Überwachung der Gewässer (*tu-schui kien*, s. II, 549 u. III, 427), d. h. wohl sein rühriger Subdirektor Kuo Schou-king, ein Wasserbauspezialist, der seit 1262 Kublai's Vertrauen als solcher genoß und zu Liu Ping-tschung's Schülern und Anhängern gehörte, später auch als Astronom sich einen großen Namen gemacht hat (s. unten), 40 einen Plan zur Wiederherstellung des Kanals. Er wies darauf hin, daß „seit Eintritt der kriegesischen Ereignisse“ (es ist schwer, dafür einen Zeitpunkt zu bezeichnen) nichts für seine Unterhaltung geschehen und daß namentlich die Strecke im südlichen Ho-peï ganz verfallen sei; das Wasser sei ver-

sandet, die Anlageplätze hätten keinen Zugang mehr, die Anlieger hätten die Deiche für ihre Zwecke benutzt, die Erde abgetragen und Brunnen bis zwanzig Fuß Tiefe angelegt. Die notwendigen Arbeiten wurden darauf in Angriff genommen, die Bevölkerung mußte die Arbeiter stellen. Ungefähr

5 1283 müssen die Wiederherstellung und Erweiterung beendet worden sein. Die meisten Reparaturen erforderte auch in der Zukunft die Nordstrecke von Schan-tung bis T'ien-tsin, zumal der große Dambruch des Huang ho 1344 (s. oben S. 529) auch den Kanal in Mitleidenschaft ziehen mußte. Kublai hat aber nicht bloß für die Wiederherstellung der ganzen Nord-

10 strecke von dem Seengebiete des Huai bis T'ien-tsin Sorge getragen, sondern er hat auch durch die Verbindung mit dem Pai ho (I, 13f.) die Weiterführung über diesen Ort hinaus nach der Stadt T'ung-tschou, 20 km vor den Mauern von Ta-tu, veranlaßt. Von T'ung-tschou ab war noch ein kleinerer Kanal für Boote geringeren Tiefganges vorhanden, der bis zu einem

15 der Ost-Tore von Ta-tu und von da sogar durch die Stadt bis an die Palastmauer führte. Die meisten Boote löschten aber ihre Ladung in T'ung-tschou, die übrigen am Ost-Tore; das letzte Stück mag vor seinem Verfall anderen Zwecken gedient haben. Der Mündungshafen des Kanals am Yang-tsë war damals Kua-tschou, schräg gegenüber von Tschên-kiang, Marco Polos Caiju,

20 zu seiner Zeit eine kleine Stadt, heute ein verfallener, bedeutungsloser Flecken. Polo (II, 174f.) beschreibt den Kanal als „weit und tief“, „so daß große Schiffe mit ihren Ladungen die ganze Strecke befahren können. Auch ein Landweg ist vorhanden; man hat nämlich die Erde, die man von dem Kanalbett ausgehoben hat, aufgeworfen, so daß zu beiden Seiten eine ein-

25 gedämmte Straße entstanden ist“. Auch Rašid ed-Din berichtet, daß „am Kanal entlang die große Straße nach Machin (ein arabischer Name für Kanton) führte, eine vierzig tägige Reisestrecke“. Auch habe Kublai die Uferböschungen des Kanals mit Steinen verkleiden lassen, um zu verhindern, daß die Erde abgleite (a. a. O. S. 175).

30 Wie der Name sagt, war der Kanal der Zufuhrweg für den Reis aus den Südprovinzen, zur Verpflegung von Khanbaluc und den dort und in den Nordprovinzen liegenden Truppen, sowie zur Entlohnung der Beamten. Er war also in der Tat die Lebensader des Nordens und der Zentralregierung, er hatte dabei den Vorteil, daß er die Zufuhr unabhängig von den Gefahren

35 des Seetransports machte, wenngleich auch dieser Weg nicht unbenutzt blieb. Die zu Kublai's Zeit auf dem Kanal verschiffte Reismenge soll jährlich über $3\frac{1}{2}$ Millionen Pikul betragen haben, während nach den Listen des *Yuan schi* (Kap. 93 fol. 17r^{off}. und Kap. 97 fol. 1v^o) der Seetransport von 46500 Pikul i. J. 1283 auf 3522163 Pikul i. J. 1330 anstieg. Ein solches

40 Verhältnis würde darauf schließen lassen, daß der Kanal in seiner Nordstrecke mangels wirksamer Instandhaltung wieder stark verfallen wäre. Man vergleiche mit diesen Zahlen des Seetransportes die für den Inlandtransport zur Sung-Zeit (s. oben S. 376).

Die Sorge für den Reistransport war einer eigenen großen Behörde an-

vertraut, die sich seit Anfang 1283 aus zwei Teilen zusammensetzte: dem *king-k'i tu ts'ao-yün ssë*, das seinen Sitz in der Hauptstadt hatte und für die Nordstrecke bis zum Huang ho in Ho-nan zuständig war, und dem *kiang-huai tu ts'ao-yün ssë*, dem die Strecke südlich vom Huang ho unterstand und das seinen Sitz in Tschung-luan, unweit Fêng-k'iu (südlich von Wei-hui 5 fu) am Strome gehabt zu haben scheint.

Der Kaiserkanal ist auch während der folgenden Jahrhunderte wegen der Überschwemmungen zwischen Huai und Huang ho oft ein Gegenstand schwerer Sorgen gewesen, aber da die Hauptstadt im Norden blieb, mußte er als Zufuhrweg um jeden Preis erhalten bleiben, zumal der Seetransport 10 ganz aufgegeben wurde. Mit dem Aufkommen der Dampfschiffahrt änderten sich natürlich die Verhältnisse völlig: an die Stelle der Dschunke trat allmählich der Seedampfer, damit sank die Bedeutung des Kanals, er verfiel, und heute ist er nur noch zum kleinsten Teile Transportweg des Inlandhandels. 15

Mag der Handel unter den Mongolen-Herrschern zu größerer Breite gelangt sein als zur Sung-Zeit — freilich wohl mehr durch wohlwollende Duldung als durch aktive Förderung —, die Finanzwirtschaft war kläglich und machte es durch ihre Unvernunft und Verantwortungslosigkeit unmöglich, daß der einströmende Reichtum befruchtend auf die Lebens- 20 gestaltung der breiten Schichten wirkte. Hier ist auch Kublai Khan keine Ausnahme, und wenn die chinesischen Chronisten von ihm sagen, „er habe die Grundlagen der Volkswirtschaft erkannt“, so zeigen sie damit, daß sie selbst sie nicht erkannt haben. Marco Polos Schilderung von den Reichtümern des Groß-Khans, der „den Kaufleuten aus Indien und anderen 25 Ländern“ ihre kostbaren Waren, bestehend aus Gold, Silber, Edelsteinen und Perlen, mit Papiergeld abkauft, „dessen Beschaffung ihm gar nichts kostet“ (s. oben S. 486), ist von einer so verblüffenden Naivität, daß man geneigt ist, eine versteckte Satire darin zu sehen. Die fremden Kaufleute nahmen dieses Papiergeld natürlich gern, denn einmal lautete es auf sehr 30 gute Preise, und ferner „konnten sie damit an jedem beliebigen Orte des Reiches kaufen, was in ihrem Belieben steht“, denn „niemand, für wie wichtig er sich auch immer halten mag, wagte die Annahme zu verweigern wegen der darauf gesetzten Todesstrafe“. Die fremden Kaufleute ließen sich also ihre Waren, die niemand außer dem Khan kaufen durfte, überreichlich 35 mit Landeserzeugnissen bezahlen, für die der einheimische Hersteller Papierscheine bekam, deren einzige Deckung der Wille eines prunksüchtigen Herrschers war und die nur so lange einen Wert behielten, wie dieser im Stande war, ihn gewaltsam zu erzwingen. Dabei nahm der Abfluß der chinesischen Kupfermünzen ins Ausland, durch den Fremdhandel gefördert, 40 trotz aller Mahnungen und Verbote seinen Fortgang (vergl. oben S. 382). Daß eine solche planmäßig herbeigeführte Inflation schließlich zu einer Verwirrung der gesamten Volkswirtschaft führen muß, ist nicht schwer zu erkennen. Kublai hat die Folgen nicht mehr erlebt, um so mehr jeder seiner Nachfolger.

Kublai ist aber so wenig etwa der Erfinder des Papiergeldes gewesen, wie der Erbauer des Großen Kanals. Er fand bereits die Geldscheine der Sung-Kaiser, die *kiao-tsě*, *kuan-tsě* und *hui-tsě* (s. oben S. 383 f.) im Gebrauch vor, und da er sich dem gleichen Währungselend gegenüber sah wie diese, blieb ihm nichts anderes übrig als das gleiche Auskunftsmittel anzunehmen. Sein Geldbedarf war eher größer als der seiner Vorgänger auf dem Throne, und dazu kam, daß ihm der Süden des Reiches, der die wichtigsten Silber- und Kupferlager enthielt, vorläufig unzugänglich war. So ließ denn Kublai unmittelbar nach seiner Thronbesteigung auch neue Papierscheine drucken, und zwar von den kleinsten bis zu den höchsten Beträgen. Die Yuan-Annalen (Kap. 93 fol. 20 v⁰) sagen darüber: „Die Yuan verfuhrten zuerst nach dem Vorbilde der T'ang, Sung und Kin. Über das System ihrer Papiergeldwährung gibt es aber keine Aufzeichnungen, aus denen man sich unterrichten könnte. Schi-tsu (Kublai) ließ zuerst im 1. Jahr *tschung-t'ung* (1260) Geldscheine (*kiao-tsch'ao*) herstellen, für die die Seide als Wertmesser galt. 50 Taels Silber entsprachen 1000 Taels Papier an Seidenwert, und die Werte aller Waren bestimmten sich nach dem der Seide. In dem gleichen Jahre im 10. Monat wurden dann auch auf Kupfermünzen lautende Geldscheine, die *tschung-t'ung yuan-pao tsch'ao*, hergestellt“. Diese Scheine lauteten auf Beträge von 10 Kupfermünzen (Cash) bis 500, von 1 Schnur (1000 Cash) bis zu 2 Schnüren; ein Schein von 1 Schnur war einem *kiao-tsch'ao*-Schein von 1 Tael gleichwertig, ein Schein von 2 Schnüren einem Tael Silber. „Außerdem gab es Stücke aus gemustertem Seidendamast, die als *tschung-t'ung yin-huo* (d. h. „*Tschung-t'ung-Silber-Gut*“) galten. Sie lauteten auf 1, 2, 3, 5 und 10 Taels. Je ein Tael davon war einem Tael Silber gleichwertig. Aber diese Stücke haben keine Verbreitung erlangt“. „I. J. 1264 wurden in den Provinzen Ausgleichskassen eingerichtet, denen es oblag, die Warenpreise auszugleichen (durch An- und Verkauf von Silber und Gold), so daß sie den Scheinen entsprachen und deren Wert nicht absank oder anstieg. Schnüre im Wert von 12000 Barren Silber (*ting*) bildeten den Grundstock der Scheine“.

Dieses ursprüngliche System hat dann mancherlei Wandlungen erfahren. Von 1275 ab wurden Scheine bis zu dem Werte von 2 Kupfermünzen herab ausgegeben, ein Zeichen dafür, bis zu welchem Grade das Kupfer vom Markte verschwunden war. Unter Kublai's Nachfolgern nahm die Papiergeldwirtschaft immer gewaltigere Ausmaße an. Man hat aus den Listen der Yuan-Annalen berechnet, daß in den ersten 64 Jahren der Mongolen-Herrschaft Geldscheine im Werte von 2.380.563.800 Taels im Umlauf waren und daß während der Dauer der Dynastie die jährliche Ausgabe neuer Scheine sich im Durchschnitt auf 40.000.000 Taels belief, für die damalige Zeit ungeheure Summen.

Originale von Yuan-Geldscheinen sind bisher nicht bekannt geworden. Nach Marco Polos Beschreibung waren sie aus dem dünnen Bast des Maulbeerbaumes hergestellt, der „sich zwischen dem Holz des Baumes und der

dicken äußeren Borke befindet“. „Diesen Bast macht man zu Papierbögen ähnlichen Gebildes, die aber dunkel-schieferfarbig sind; wenn die Bögen fertig sind, werden sie in Stücke von verschiedener Größe zerschnitten“. Es haben sich staatliche Geldscheine aus dem Anfang der Ming-Zeit erhalten, und diese dürften den Yuan-Noten gleichen oder ähneln. Sie sind gleichfalls 5 aus Maulbeerbast gemacht und von dunkler Farbe, die Größe eines Scheines von einer Schnur ist $34\frac{1}{4} \times 22\frac{1}{4}$ cm, der sehr deutliche Druckspiegel mit drei großen Amtssiegeln mißt 32×21 cm. Auf Nachmachung der Scheine stand sofortige Todesstrafe an Ort und Stelle. Wer den Frevler zur Anzeige brachte, erhielt eine Belohnung von 5 Barren in Scheinen und das Familien- 10 eigentum des Hingerichteten. (Auch die Ming-Note trägt diese Bestimmung und verheißt sogar eine Belohnung von 250 Tael Silber).

Die Folgen dieser Papiergeldwirtschaft sind leicht zu ermessen. Die Chinesen waren zu gute Kaufleute, um nicht sogleich die Hohlheit der ungedeckten Scheine zu erkennen, als keine Macht mehr dahinter stand, ihren 15 Kurs zu erzwingen. „In einem solchen Zahlungsmittelsystem“, sagen die Verfasser der Annalen, „ist die Substanz (d. h. die Ware, die Sache) die Mutter, die Note der Sohn. Wenn Sohn und Mutter einander die Wage halten, läßt sich das System durchführen“. Hier aber hatte man Papierscheine, die behaupteten, mit Kupfergeld oder Silbermetall gleichwertig zu 20 sein, für die man aber nirgends das versprochene erhalten konnte. Die Söhne hatten keine Mutter mehr. Waren gab der vorsichtige Kaufmann darauf nur insoweit, wie er dazu vom Staate gezwungen wurde. Fälschungen und Weigerung amtlicher Stellen, die Scheine zu vollem Werte in Zahlung zu nehmen, drückten weiter auf die Kurse. Alle kaiserlichen Erlasse von 25 Kublai's Nachfolgern über den vollwertigen Umlauf konnten die Entwicklung nicht aufhalten: je mehr der Wert der Scheine sank, umso höher stieg der Wert der Waren, und um so mehr mußte man drucken. Unter dem Kaiser Schun ti (Toghan Timur, s. oben S. 524 ff.), in der Mitte des 14. Jahrhunderts, war die Überflutung des Reiches mit den wertlosen Scheinen eine 30 derartige, daß „die Preise der Waren“, wie der Chronist sagt, „um das Zehnfache in die Höhe gingen und im ganzen Reiche die größte Wirrnis herrschte“. Diese Zustände erleichterten es gewissen Spekulanten und Erpressern wie Achmat und Sang-ko (s. oben S. 486), Jahre hindurch, unendliche Reichtümer anzusammeln, ohne daß der in Finanzfragen ahnungslose 35 Herrscher etwas davon bemerkte, und wenn schon unter Kublai solche Finanzskandale großen Ausmaßes möglich waren, so ist es nicht zu verwundern, wenn unter Sudhīpāla (Ying tsung) im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts der größte der Gauner, Timuder, es noch schlimmer treiben konnte, und zwar mit Wissen des machtlosen Kaisers (s. oben S. 511 ff.). 40 Wie groß aber mag neben diesen berühmten Betrügern die Zahl der namenlosen kleineren gewesen sein, die sich an dem wehrlosen Volke bereicherten und aus dem Papier sich Metall und Edelsteine machten!

Waren die Steuerlasten und Inflationsleiden schon unter Kublai mit

seinen kostspieligen Neigungen drückend, so wuchsen sie unter seinen Nachfolgern ins Unerträgliche. Ehe die Mongolen die Herrschaft über die Nordstaaten erlangten, konnte bei ihnen von einem geordneten Steuersystem oder überhaupt einer planmäßigen Volkswirtschaft keine Rede sein. 5 Dschingis Khan hatte die eroberten Gebiete von Nordchina in Viehweiden verwandeln wollen, und Ye-lü Tsch'u-ts'ai erst hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß man von einer seßhaften Bevölkerung Steuern erheben könne (s. oben S. 279), das Land also dadurch um vieles wertvoller würde. Einzelne Steuerverordnungen finden wir denn auch unter Ogodai und Mongko, aber 10 ein wirkliches Steuerwesen beginnt erst unter Kublai sich zu entwickeln. Nicht, daß inzwischen die Bauern und Kaufleute steuerfrei gewesen wären, die Abgaben wurden sicher in der gewohnten Weise weiter erhoben, und ein Teil davon mag auch seinen Weg zur Zentrale gefunden haben, aber das Meiste blieb in den Provinzialkassen oder verschwand in den tausend unter- 15 irdischen Kanälen, die sich in China von jeher dem Lichte und der Kontrolle entzogen haben.

Ein klares Bild von den Steuerverhältnissen im Mongolenreiche gewinnt man nach dem vorliegenden Material noch weniger als von denen unter chinesischen Dynastien. Insbesondere ist schwer zu erkennen, wie die Ab- 20 gabepflichten der Mongolen und der zahlreichen Ausländer sich gestalteten. Daß sie andere waren als die der Chinesen, ist sicher; diese aber beließ man im allgemeinen auf dem Status, auf dem sie während der letzten fünfhundert Jahre gestanden hatten. Neue Verordnungen regelten oder wandelten nur Einzelheiten, an die Grundlagen rührten sie nicht. Kublai hatte, wie schon 25 erwähnt, längst erkannt, von welcher Bedeutung Ackerbau und Seidengewinnung (beide als Ausdruck für Landwirtschaft genommen) für Nahrung und Kleidung und damit für Frieden und Ordnung, hatten, und während seiner Statthalterzeit im Wei-Tale hatte er diese Erkenntnis auch bereits in die Tat umgesetzt (s. oben S. 316). Seine Vorgänger Ogodai und Mongko 30 waren in ihrem Verhalten mehr von Ye-lü Tsch'u-ts'ai's Argument, d. h. von der Aussicht auf Steuererträge als von Rücksichten auf das Wohl des Volkes geleitet. Ogodai führte bei Antritt seiner Regierung 1229 eine Familiensteuer ein, die von jedem Haushalt zwei, später vier Pikul Korn erhob. I. J. 1236 wurde daraus eine Kopf- oder Grundsteuer nach Wahl der 35 Steuerbehörde gemacht, d. h. auf jeden volljährigen Mann der Familie wurde ein Pikul (etwa 100 Liter) erhoben, auf gewisse volljährige Männer (?) je fünf *shêng* (etwa 5 Liter); Kinder und Greise wurden nicht gezählt; bei Ackerbauern wurde entweder die Zahl der Kühe und Geräte zu Grunde gelegt oder die Größe des Landes. Ergab die Kopfsteuer weniger 40 als die Grundsteuer, so erhob man die Grundsteuer; ergab die Grundsteuer weniger, so erhob man die Kopfsteuer. Auf falsche Angaben bei der Bestandsaufnahme standen hohe Strafen: siebzig Schläge mit dem schweren Bambus und zwei Jahre Verbannung. Nach einer Verordnung von 1261 konnte die Ablieferung des Korns, wenn der Regierungsspeicher weit entfernt war, am

nächsten Flußufer erfolgen. Wenn dieses in der Nähe war, wurde für je einen Pikul ein Schein im Werte von drei Kupfermünzen als Transportkosten vergütet, brachten die Steuerpflichtigen die Abgabe zu dem (entfernten) Speicher am Flusse, so gewährte man ihnen für jedes Pikul eine Vergütung von sieben Kupfermünzen in Papier. Die Frage der Steuerfreiheit religiöser Gemeinschaften mit Grundbesitz, die so oft zu Erörterungen zwischen den Kaisern und der Finanzverwaltung geführt hat, ist früher erwähnt worden (s. oben S. 500f.). Im übrigen hat sich auch Kublai an die überlieferte Steuerordnung gehalten; es heißt zwar, er sei dabei im allgemeinen dem Vorbilde der T'ang gefolgt, doch scheint er sich insofern dem System der Sung angeschlossen zu haben, als die Grundsteuern ganz in Naturalabgaben erhoben wurden (s. oben S. 376). Daß sie nicht niedrig waren und die bodenwirtschaftlichen Verhältnisse auch sonst der Verbesserung bedurften, zeigen die Verordnungen Timur Khan's gegen steuerliche Mißbräuche (s. oben S. 504). Der Gesamtertrag der Grundsteuer wird für ein Jahr auf 12.114.708 Pikul angegeben. Ob diese Zahl mehr ist als das Ergebnis theoretischer Aufstellungen, wissen wir nicht. Sicher ist, daß die angegebene Menge für die Ernährung der Scharen von Beamten und Würdenträgern, Prinzen und Sippengeossen mit ihrem Anhang, vor allem aber auch der gewaltigen Heere nicht ausreichte. Dazu bedurfte es noch anderer Quellen. Schon 1252, d. h. zu der Zeit, als er im Auftrage seines Bruders Mongko Khan „die chinesischen Gebiete südlich der Gobi“ verwaltete, ließ Kublai die ersten Militärkolonien (*t'un-t'ien*, s. oben S. 316) im südlichen Ho-nan anlegen, um sich gegen einen Einbruch der Sung-Heere zu schützen. Besiedelt wurden diese Kolonien mit Bauern, da die mongolischen Truppen dafür noch nicht brauchbar waren. I. J. 1264 aber legte einer von Kublai's Festungskommandanten im nördlichen Nganhui „auf fruchtbarem, aber verwildertem Lande nördlich und südlich des Dammes von Pien (K'ai-fêng) Militärkolonien an, um die Verpflegung des Heeres sicherzustellen. Die Soldaten wurden in Lager abgeteilt und Tausendschaftsführer ausgewählt, die den Jahreszeiten gemäß für die landwirtschaftlichen Arbeiten die Anweisungen gaben. Während der folgenden Jahre hatte man den Gewinn davon“. Hier begann also Kublai bereits, seine Mongolen zur Landarbeit zu erziehen. Die Kolonien wurden dann während der folgenden Jahre, mit der Umgebung von Ta-tu beginnend, über die Provinzen des Nordens ausgedehnt; es scheint aber, daß man mit den Mongolen nicht immer befriedigende Erfolge erzielt hat, jedenfalls wurden auch, wie z. B. in Schen-si, Ackerbaukolonien mit bauerlicher Besiedlung beibehalten, aus denen dann die Truppen ihre Verpflegung bezogen. Der Unterschied zwischen diesen bauerlichen Kolonien (*ying-t'ien*) und den eigentlichen Militärkolonien war schon vorher mehr und mehr verloren gegangen. In Ssé-tsch'uan, bei seinem großen Feldzuge gegen Yün-nan, ließ Kublai gleichfalls seine Soldaten die Äcker bestellen, die er vermutlich den Chinesen abgenommen hatte (s. oben S. 317). Außer einer Nahrungs-

quelle erreichte er damit auch, daß die Mongolen den Ackerbau lernten und sich an feste Wohnweise gewöhnten. Dieses gemischte System der Militärkolonien, die aus Soldaten und bauerlichen Siedlern bestanden, wobei wohl die letzteren als Lehrer dienten, hat sich dann unter Kublai und seinen Nach-
 5 folgern weit im Reiche verbreitet: es finden sich solche Kolonien nicht bloß in den Innenprovinzen, sondern auch in Kuang-si, wo sie den Schutz gegen die umliegenden Völker von Indochina übernehmen sollten, im südlichen Kuang-tung, im nördlichen Schan-si, selbst im Gebiet von Karakorum und im fernen Westen in Badakschan (1275), überall mit der Sicherung der
 10 Grenzen und der Unterdrückung von aufständischen Banden betraut.

Der Ackerbau war nicht das einzige Objekt, nach dem Ogodai seine Familiensteuer bemaß. I. J. 1236 nahm er die Seide hinzu, und Mongko fügte 1255 noch eine Geldsteuer dazu. Diese beiden Steuern hießen „Sonder-
 Leistungen“ (*k'o-tschai*), die ältere war eine Naturalsteuer in Seide (*ssë-liao*),
 15 die spätere eine gemischte Steuer in Geld und Landeserzeugnissen und hatte den Namen *pao-yin* („Silberverpflichtung“?). Die Seidensteuer bestand in der Abgabe von 1 Pfund Seide auf je 2 Haushaltungen, und zwar je nach dem Bezirk ungewirkte Seiden oder Farben für die Regierung, und 1 Pfund Seide auf je 5 Haushaltungen mit der gleichen Bezirksbestimmung für den zu-
 20 ständigen Aristokraten (d. h. Prinzen oder hohen Würdenträger, der von dem Bezirk unterhalten wurde?). Die von Mongko Khan eingeführte *pao-yin*-Steuer war ursprünglich eine nur den Nordchinesen (*Han-jen*) auferlegte Familiensteuer. Sie betrug 6 Taels für den Haushalt, wurde aber später auf 4 Taels herabgesetzt. Davon waren 2 Taels in Silber zu ent-
 25 richten, der Rest in Seide, Gespinnst oder Farben. Die Steuer wurde 1260 von Kublai weiter ausgebaut: in den Bezirken wurde der Personen- und Vermögensstand jeder Familie festgestellt und danach die Steuer bemessen; teils wurde der volle Betrag erhoben, teils der halbe Betrag, teils ganz in Seide, teils ganz in Papiergeld, teils aus beiden gemischt. Der Gesamtbetrag
 30 aus dieser Steuer wird für das Jahr 1263 angegeben auf 712.171 Pfund Seide und den Wert von 56.158 Barren Silber in Papiergeld; für das Jahr 1328 auf Papiergeld im Werte von 989 Barren Silber, 198.843 Pfund Seide, 350.530 Stück Seidengaze, 72015 Pfund Seidenfaser und 211.223 Stück Tuch. Die Steuer ist also fast ganz auf Naturalleistungen verlagert worden.

35 Zu diesen direkten Abgaben der Grundsteuer und Kopfsteuer kamen die indirekten, die der Handel zu tragen hatte, der Überseehandel wie der Inlandhandel. Welche Summen diese Eingangszölle, Durchgangszölle, Platzsteuern, Umsatzsteuern u. a. erbrachten, können wir auch nicht annähernd schätzen; sie wurden auf gesetzlichen und ungesetzlichen Wegen herein-
 40 gebracht und blieben zur Yuan-Zeit in umso größerem Maße in den Händen der Beamten, als die allgemeine Verwahrlosung mehr und mehr um sich griff (vergl. oben S. 573).

Die Yuan-Annalen machen ausführliche Angaben über die Ertragnisse des Bergbaus, wohl ein Zeichen, daß hierfür ein stärkeres Interesse bestand,

obwohl Marco Polo außer einigen Bemerkungen nichts darüber mitteilt. Ob der Bergbau als kaiserliches Regal zu gelten hat, oder ob er, da die Metalle „von der Natur gegebene Schätze“ seien, ihr Abbau also dem Volke frei bleiben müsse, darüber sind sich die chinesischen Staatsphilosophen niemals klar geworden. In Wirklichkeit hat man denn auch nach beiden 5 Grundsätzen gehandelt: man hat Bergwerke für Rechnung des Staates betreiben lassen, oder man hat den Abbau der Bevölkerung freigestellt und Abgaben erhoben. Auch die Yuan haben beides getan. Kublai hat zeitweilig besondere Beamte für bestimmte Bergwerke ernannt und dann wieder an Bewerber aus der Bevölkerung das Schürf- und Abbaurecht gegen eine feste 10 Abgabe übertragen. Ob man die Ausbeutung von Lagerstätten ganz freigegeben hat mit einer Auflage auf den Gewinn, ist nicht klar, geschehen ist es sicherlich; ob und in welcher Höhe der Staat eine Steuer dafür erhielt, wird von der Ehrlichkeit der Lokalbeamten abgehangen haben. Mineralvorkommen führen die Annalen in folgenden Provinzen auf. Für Gold, meist 15 Wäschereien, in Ho-peï, Schan-tung, Schan-si (d. h. in dem Fu-li genannten Reichsteile), in Liao-yang, Ngan-hui, Kiang-si, Hu-peï, Hu-nan, Ho-nan, Ssë-tsch'uan, Yün-nan; für Silber in Fu-li, Liao-yang, Tschê-kiang, Fu-kien, Kiang-si, Hu-peï, Hu-nan, Ho-nan, Schen-si, Yün-nan; für Kupfer in Fu-li, Liao-yang, Yün-nan; für Eisen in Fu-li, Ngan-hui, Kiang-si, Tschê- 20 kiang, Fu-kien, Hu-peï, Hu-nan, Schen-si, Yün-nan; für Zinnober und Quecksilber in Liao-yang, Hu-peï, Hu-nan, Ssë-tsch'uan; für Blei und Zinn in Fu-kien, Tschê-kiang, Kiang-si, Hu-peï, Hu-nan; für Alaun in Fu-li, Fu-kien, Tschê-kiang, Hu-peï, Hu-nan, Ho-nan; für Salpeter und Soda in Yün-nan (Tsin-ning am K'un-ming-See). Diese Liste wird weder Voll- 25 ständigkeit noch zweifelsfreie Richtigkeit beanspruchen können. Es fehlt das wichtigste bergbauliche Erzeugnis von Nordchina, die Kohle; die mächtigen Kohlenlager von Schan-si sind sicher auch zur Yuan-Zeit schon bekannt gewesen. Gold und Silber aber sind auch damals nicht in so ausgedehntem Maße vorhanden gewesen, wie hier angegeben wird. Beide Me- 30 talle, ebenso wie Kupfer, waren, wie wir wiederholt gesehen haben, meistens zu knapp, um den Bedarf zu decken, wenngleich die Ursache hiervon nicht zum wenigsten in der Mangelhaftigkeit der Förderungsmittel gelegen haben mag. Die Ertragnisse werden zwar in den Listen der Annalen für jede Provinz bis zum Bruchteil einer Unze angegeben, aber die Zahlen sind für uns, 35 abgesehen von ihrer offenbaren Sinnlosigkeit (für Ssë-tsch'uan z. B. wird die niedrigste Ausbeute an Gold — 7,2 Unzen Goldsand! — angegeben, die Ausbeute an Gold im Reiche für das Jahr 1328 insgesamt auf rund 490 *ting*, an Silber auf rund 1560, an Kupfer auf rund 2500 Pfund (*kin*), an Eisen auf 1 Million Pfund) schon deshalb wertlos, weil die geförderten Mengen in 40 Barren (*ting*), Unzen (*liang*) und Lot (*ts'ien*) angegeben sind, wir aber nicht feststellen können, in welchem Wertverhältnis hier der Barren zur Unze steht; es wird z. B. von 40 Barren und 47,3 Unzen gesprochen, während man im allgemeinen 10 Unzen auf einen Barren, im Höchsthalle 50 Unzen, rechnet.

- Neben den Metallen wird auch als Wertobjekt und einziger Edelstein der von den Chinesen so hochgeschätzte Nephrit (Jade) genannt, der ausschließlich aus Turkistan, vor allem aus dem Gebiet von Khotän kommt. Die auf Grund einer Stelle in der chinesischen Beschreibung der Provinz
- 5 Kan-su gemachte Angabe, daß sich Nephrit auch bei Su-tschou in Kan-su finde, hat sich als Irrtum erwiesen: es handelt sich um Serpentinsteine, in China gibt es keinen Nephrit. Perlen ließen Kublai und Timur (Tsch'eng-tzung) aus den Flüssen von Kuang-tung und angeblich auch aus denen bei Ta-tu (?) sammeln.
- 10 Die alten Staatsmonopole auf Salz, Spirituosen und Tee haben natürlich auch die Yuan beibehalten, an den Verwaltungsmethoden der Vergangenheit hat sich dabei nichts Grundsätzliches geändert. Es bestanden zwölf große Salzbezirke, von Ta-tu im Norden die Küste entlang bis zum südlichsten Kuang-tung, wo das Salz durch Verdunstung oder Abkochen von Meer-
- 15 wasser, Ablassen salzhaltiger Seen oder aus Brunnen (dies nur in Ssë-tsch'uan) gewonnen wurde. Die Verwaltung wurde durch Verkauf von Lizenzen an die Großhändler geführt (s. oben S. 377). Eine Salz-Lizenz für je 400 Pfund kostete unter Ogodai zehn Taels, Kublai setzte zunächst den Preis auf sieben Taels herab, änderte aber 1275 den Preis in
- 20 t'ung-tsch'ao-Noten (s. oben S. 572) um und bestimmte den Wert von neun Scheinen (= 9 Taels) als festen Satz. Dieser Satz stieg rasch mit dem Sinken des Papiergeldkurses. 1289 betrug er 50 Schnüre, bis 1320 war er auf 150 Schnüre gestiegen. Auf die Fälschung von Lizenzscheinen wurde gleichzeitig die Todesstrafe gesetzt. Die Gesamtausbeute an Salz wird für ein Jahr
- 25 zwischen 1328 und 1330 auf über 2.564.000 Lasten (die Last, *yin*, etwa 8 Zentner) angegeben, mit einem Lizenzwert von über 7.661.000 Barren in Papier. Die Bewirtschaftung des Tees war ähnlich. Der Händler mußte seinen Tee, bevor er ihn in den Handel brachte, auf einem besonderen Teezollamt versteuern. Nach einer Verfügung von 1268 sollte den Teeschmugglern
- 30 die gleiche Strafe treffen wie den Salzschnugglern. Tee kam aus Ssë-tsch'uan, Kiang-si, Ngan-hui, Hu-peï, Hu-nan, Fu-kien und Kuang-tung. Die Höhe der Steuer war schwankend, i. J. 1280 wurde sie auf 2,45 Taels für die „kleine Last“ (etwa 1 Zentner) festgesetzt. Aber die wirkliche Höhe der Abgaben kennen wir nicht, wie wir überhaupt über die Organisation des
- 35 Teehandels, bei dem ein großes Schmuggelgeschäft getrieben wurde, sehr wenig erfahren. Eine wichtige Rolle haben in der Wirtschaft der Mongolen die Spirituosen gespielt, bei ihrer notorischen Trunksucht insbesondere die geistigen Getränke. Schon Ogodai hatte 1231 staatliche Brennereien mit Verkaufsstellen einrichten lassen. In allen Bezirken und Kreisen waren
- 40 Filialen, an denen zugleich die Steuer erhoben wurde. Die Menge der in einem Distrikt zum Verkauf freigegebenen Spirituosen war nicht unbegrenzt, sondern wurde nach der Zahl der eingesessenen Bevölkerung bestimmt. I. J. 1234 wurde das Gesetz über „die Bewirtschaftung von Wein, Hefe und Essig“ veröffentlicht, das unbefugtes Brennen unter Strafe stellte. Unter

Kublai wurde 1279 die Verwaltung des Spirituosenmonopols teils dem Salz-Kommissar (*yen-yün ssé*, teils dem Tee-Kommissar) unterstellt, und 1285 insofern eine Lockerung der Abgaben vorgenommen, als die Steuer auf Essig für die Bauern aufgehoben wurde. Die Weinsteuern wurden auf 10 Taels für das Pikul festgesetzt, kurze Zeit danach das Brennen, das wahr- 5 scheinlich der amtlichen Regie mehr und mehr entglitt, freigegeben und beim Verkauf eine Steuer von 5 Taels für das Pikul erhoben. Dagegen wird vom Jahre 1304 berichtet, daß im Bezirk der Hauptstadt 100 staatliche Brennereien errichtet worden seien, die aber im nächsten Jahre zu dreißig zusammengelegt wurden. Jede Brennerei durfte täglich nicht mehr als 25 Pikul 10 herstellen. I. J. 1310 bestanden 54 Brennereien. Nach Angabe des *Yuan schi* bildete die Weinsteuern von jeher einen wichtigen Posten in den staatlichen Einkünften. Besonders geschätzt war von den Mongolen, auch als Arznei, der Traubenwein (vergl. oben S. 337). Die Herstellung von Wein aus Trauben (*p'u-t'ao*), die schon zur Han-Zeit aus Zentralasien eingeführt worden sind, 15 ist zwar in China bis auf die T'ang-Zeit nachweisbar, doch ist es wenig wahrscheinlich, daß die Mongolen sie von den Chinesen übernommen haben, vielmehr wird sie ihnen während der Kriege Dschingis Khan's in Innerasien bekannt geworden sein, wie denn auch später der Traubenwein als Tribut von den Muhammedanern an den Hof der Mongolen-Khane geliefert wurde. 20 Jedenfalls hat aber das neue Getränk sehr rasch den Beifall der Steppenvölker gefunden und mag bei den vielen Trinkgelagen mit ihren verhängnisvollen Folgen stark beteiligt gewesen sein. Ob der Traubenwein auch in China hergestellt wurde und ob er den gleichen Abgaben unterlag wie der chinesische Reis- oder Hirsewein, erfahren wir leider nicht. 25

c) Das Geistesleben.

So wenig wie auf dem Gebiete der Wirtschaft kann man auf dem des Geisteslebens von dem mongolischen Volke eine selbständige Weiterentwicklung erwarten. Die Frage, der man sich bei einer Betrachtung der Zustände im Reiche während des 13. und 14. Jahrhunderts gegenüber sieht, kann nur lauten: wie gestaltete sich das chinesische Kulturleben unter der 30 mongolischen Herrschaft? Wurde es durch sie verändert und, wenn dies der Fall war, in welcher Weise? Keiner der mongolischen Khane, von Dschingis abgesehen, hegte eine grundsätzliche Feindschaft gegen die chinesische Kultur. Von dem universalistischen Staatsgedanken des Konfuzianismus hatten sie alle, auch Dschingis Khan, etwas in sich aufgenommen, aber 35 Ogodai, Kuyuk und Mongko waren zu sehr mit der Ausführung des Vermächtnisses ihres großen Ahnherrn und mit den Sorgen um den inneren Zusammenhalt der Khanate beschäftigt (s. oben S. 285 ff. u. 304 ff.), als daß sie den großen Kulturfragen hätten viel Aufmerksamkeit zuwenden können. Dagegen hatte Kublai, wie wir früher sahen (s. oben S. 311 ff.), die sittliche 40

Verantwortlichkeit seiner Herrscherstellung und die Bedeutung der konfuzianischen Staatsethik dafür klar erfaßt und von Anbeginn danach gehandelt. Seine chinesischen Berater, allen voran der gelehrte Tschao Fu (s. oben S. 311f.), sorgten dafür, daß die Schriften Tschu Hi's und der anderen 5 Klassiker des Neukonfuzianismus, die bisher wohl, wenn überhaupt, nur in sehr geringem Umfange im Norden bekannt geworden waren, jetzt auch hier verbreitet, studiert und bewundert wurden. So erlangte Tschu Hi und sein Dogma wie im Süden so auch im Norden des Reiches die geistige Alleinherrschaft, und es kennzeichnet die Entwicklung, daß man sich nicht 10 mehr damit begnügte, für Konfuzius und Mêng tsë neue Ehren zu ersinnen, wie es unter Kublai's nächsten Nachfolgern geschehen war, sondern daß unter Buyantu Khan (Jen tsung), dem eifrigsten Förderer des Konfuzianismus, i. J. 1313 die sämtlichen neukonfuzianischen Kirchenväter dem Konfuzius beim Opfer „zugesellt“ wurden (s. oben S. 508f.). Bei aller Vorliebe der 15 Mongolen-Khane für den Buddhismus hat das Konfuzianertum keinen Anlaß gehabt, sich über Vernachlässigung zu beklagen. Schon Kublai hatte versucht, durch Übersetzung konfuzianischer Werke geschichtlichen und staatspolitischen Inhalts in das Mongolische Bildung und politisches Verständnis seiner Umgebung zu heben (vergl. oben S. 312). Seine Nachfolger 20 haben diese Versuche fortgesetzt (s. oben S. 507). Sehr groß scheint indessen der Erfolg nicht gewesen zu sein: wir hören nichts von selbständigen Leistungen der Mongolen auf diesem literarischen Gebiete, und von den Übersetzungen, wenn sie jemals vollendet wurden, ist nichts erhalten. Sicherlich hat, je später um so mehr, der Buddhismus die ohnehin nicht sehr 25 zahlreichen wissenschaftlichen Köpfe der Mongolen mehr angezogen als die trockne Gelehrsamkeit der Konfuzianer, wie ja auch die Übersetzung buddhistischer Schriften in das Mongolische schon bald nach Anknüpfung der Verbindung mit der tibetischen Kirche begann und von den kurzen *dhāraṇī* zu ganzen *sūtras* (1330) fortschritt. Erhalten ist aber davon aus dieser Zeit auch nichts. Auch andere Bildungsmöglichkeiten suchten, wie 30 wir früher sahen (s. oben S. 556), die Herrscher ihren Landsleuten zu erschließen, und namentlich Ye-lü Tsch'u-ts'ai's zivilisatorischer Einfluß ist hier im Anfange zu spüren. I. J. 1271 errichtete Kublai in Ta-tu ein besonderes Lehrinstitut (*kuo-tsë hūo*) für Mongolen, 1289 ein solches für Muhammedaner. Bestand gehabt haben aber diese Anstalten nicht, denn 1314, 35 so hören wir, wurde die für Muhammedaner wieder errichtet und 1321 wieder aufgehoben (vergl. oben S. 509). Schon 1269 hatte Kublai in den Bezirken Elementarschulen für mongolische Kinder breiterer Schichten eröffnen lassen, in denen mongolische Schriftzeichen gelehrt und Auszüge aus 40 dem *T'ung-kien* übersetzt wurden (vergl. oben S. 509f.). In Yün-nan, das von chinesischem Kultureinfluß noch wenig berührt war und daher für Barbarenland galt, wurden 1266 durch den Muhammedaner Seyyid Edjell, der damals noch in Ssë-tsch'uan tätig war (s. oben S. 457), Tempel des Konfuzius und konfuzianische Lehranstalten errichtet, deren Lehrer man aus den Literaten

von Ssě-tsch'uan auswählte. I. J. 1292 wurden diese Gründungen auf alle Bezirke der Provinz ausgedehnt. Das bis dahin ganz abseits gebliebene Gebiet wurde nach seiner militärischen Eroberung auf diese Weise durch Mongolen und Muhammedaner auch der chinesischen Kultur zugeführt.

Angeregt und getragen wurde die ehrfürchtige Haltung gegenüber dem Konfuzianismus durch die chinesischen Berater, die sich von Anbeginn an in der Umgebung der Khane einfanden. Es war nur natürlich, daß sie auch dem wirksamsten Werkzeug des Systems, dem staatlichen Prüfungswesen, das Interesse der Herrscher zuzuwenden versuchten. Schon Ye-lü Tsch'uts'ai hatte bei Ogodai hier vorgearbeitet und ihn veranlaßt, in den Nordbezirken einige Ausleseprüfungen einzurichten. Unter Kublai wurde dann auf die Anträge und Entwürfe der beiden gelehrten und hochgestellten Vertrauensleute Wang Ngo und Hū Hêng (s. oben S. 509) ein neues Prüfungssystem aufgebaut. Alles blieb aber in dem Zustande des Planens stecken, weil das mongolische Beamtentum sich, offen oder versteckt, dem chinesischen Auslesesystem widersetzte. Es würde natürlich eine weit größere Zahl von Chinesen auch in die Verwaltung gebracht haben, als das geistig unterlegene Herrenvolk zugestehen mochte. Erst unter Jen tsung von 1314 ab wurde wirklich ein neues Prüfungssystem eingerichtet, und zwar angeblich nach den alten Vorschriften, indem „der sittliche Wandel zum Hauptzweck gemacht wurde, bei der literarischen Prüfung aber die Kenntnis der kanonischen Schriften allem voranging“. „Für die Beförderung der Kandidaten gab es jedoch zahlreiche Nebenwege der Auswahl“, fährt das *Yuan schi* (Kap. 81 fol. 1v^o) fort, „und feste Bestimmungen für die Beurteilung waren nicht vorhanden“. Man hatte den Verhältnissen dadurch Rechnung zu tragen versucht, daß getrennte Prüfungen für Chinesen, Mongolen und *sě-mu-jen* (Mittelasiaten) eingerichtet wurden. Für die letzteren beiden waren die literarischen Anforderungen natürlich geringer als für die Chinesen, die nach den alten Bestimmungen der T'ang- und Sung-Zeit geprüft wurden. Immerhin wurde auch von ihnen eine Kenntnis der kanonischen Literatur verlangt, nämlich des *Ta hūo*, *Lun-yü*, *Měng tsě* und *Tschung-yung* mit Tschu Hi's Erklärung dazu. Erfolgreiche mongolische Kandidaten wurden in der amtlichen Gradzuteilung grundsätzlich um eine Stufe höher gewertet als *sě-mu jen* und Chinesen. Beeinflußt von ihren überlieferten schamanistischen Vorstellungen, schufen die Mongolen auch besondere Lehrgänge für Heilkunde und Mantik (*yin-yang*-Lehre). Zugelassen zu diesen Prüfungen für Mongolen waren die Angehörigen der Familien „verdienter Beamter des Palastdienstes“. Besonders eifrig nahm man es aber mit den Fragen des Unterrichts und der Prüfungen nicht, sonst würde Jen tsung i. J. 1313 nicht sein großes Edikt über Neuaufbau des Prüfungssystems und Einführung der Palastprüfung durch ihn selbst erlassen haben (s. oben S. 509). Ein großer Erfolg ist auch ihm nicht beschieden gewesen, die Verhältnisse waren stärker als alle Pläne und Wünsche: die Mongolen besaßen weder die Bildungsfähigkeit noch das Bildungsverlangen wie die K'i-tan- oder auch die Kin-

Leute, und die Söhne der Aristokraten und hohen Beamten, denen man die chinesische Bildung aufzwingen wollte, setzten dem einen offenen oder versteckten Widerstand entgegen. Dazu kam oft der Haß der Eroberer gegen den stolzen und als überlegen gefühlten Unterworfenen, wie in dem unter 5 Toghan Timur (Schun ti) allmächtigen Minister Bayan seinen schärfsten Ausdruck fand (s. oben S. 526). Männer wie Tokto oder auch Jen tsung oder gar Kublai blieben Ausnahmen; was durch die Tore der Prüfungen ging, waren trotz aller Beschränkungen im wesentlichen Chinesen, und Chinesen waren es, die in den Gelehrtenkollegien wie *han-lin yuan*, *hung-wen kuan*, *tsi-hien yuan* (II, 534) u. a. die Arbeit leisteten, Mongolen trugen die Titel ihrer Leiter.

Man kann nicht erwarten, daß unter diesen Umständen der Konfuzianismus als Philosophie weitergebildet wurde, auch wenn dies durch Tschu Hi's Dogmenschöpfung nicht ohnehin so außerordentlich erschwert worden wäre. 15 Die Yuan-Zeit ist deshalb für die Geschichte des Konfuzianismus in China (nicht in Japan!) eine unfruchtbare Periode, wenn auch eine Anzahl von Arbeiten über Inhalt, Auslegung, Texterklärung und andere philologische Untersuchungen an den kanonischen Schriften erschienen sind. Unter den sonstigen literarischen Erzeugnissen nimmt wohl Ma Tuan-lin's großes 20 Werk, dessen Veröffentlichung ebenfalls Jen tsung zu danken ist (s. oben S. 407 f), den ersten Platz ein. Das *King-schi ta tien*, das leider nicht erhaltene gewaltige Staatshandbuch (s. oben S. 522), ist die gewichtigste amtliche literarische Leistung, wenn man nicht Tokto's Geschichte der Sung, der Liao und Kin (s. oben S. 2) für bedeutungsvoller halten will. Aber schließlich waren immer die eigentlichen Verfasser Chinesen, während den Mon- 25 golen, wie bei der konfuzianischen Literatur so auch hier das Verdienst der Übersetzung oder mongolischen Umformung blieb. Ein ganz selbständiges Werk der Mongolen zur Yuan-Zeit ist außer dem nicht erhaltenen Gesetzbuch *Yāsā* (s. oben S. 278) und dem ebenfalls verlorenen *Altan dābtār*, der 30 amtlichen Geschichte, nur das *Yuan-tsch'ao pi schi*, das wichtige Geschichtswerk eines unbekannten Verfassers von 1240, das in chinesischer Schrift niedergeschrieben wurde (s. oben S. 6 f.). Es scheint fast, als sei die Wirkung der chinesischen Bildung auf den mongolischen Geist nach dem Sturz der Dynastie stärker gewesen als vorher, wenigstens wenn die geschichtliche 35 Produktion wirklich so reichhaltig gewesen ist, wie angegeben wird. Dabei bleibt es eine offene Frage, wie die vielfache Rassenmischung, die in den Khanaten des Weltreiches erfolgen mußte, sich auf die geistige Veranlagung des mongolischen Volkes ausgewirkt hat.

Nicht nur in der konfuzianischen Philosophie kommt die chinesische 40 Leistungsfähigkeit während dieser Zeit zum Stillstand, auch auf allen anderen Gebieten geistigen Schaffens zeigt sie ein deutliches Nachlassen gegenüber der hochgespannten Kraft der Sung-Zeit. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Absinken der chinesischen Kultur im 13. und 14. Jahrhundert eng zusammenhängt mit dem politischen Niedergang. C

findet sich zur Yuan-Zeit noch eine beträchtliche Anzahl von Dichtern und Künstlern zusammen, aber ihre Werke sind — mit den Ausnahmen, die noch zu besprechen bleiben — nur Nachklänge von der großen Symphonie der Sung-Zeit, oft gehören sie selbst noch beiden Zeitaltern an. Allzu viele Namen sind nicht auf die Nachwelt gekommen; von den Erzeugnissen der Dichtkunst ist heute nicht mehr viel bekannt, und mit der Malerei würde es vielleicht ebenso stehen, wenn nicht ein Name sie davor bewahrt hätte, dessen Glanz nicht bloß alle anderen, sondern das ganze Zeitalter überstrahlt: Tschao Mêng-fu. Wir haben den großen Gelehrten, Kalligraphen und Maler bereits früher erwähnt (s. oben S. 508 u. Anm. dazu) und darauf hingewiesen, daß Jen tsung seine Bilder sammeln und in den Palast bringen ließ. I. J. 1254 als ein Sproß der kaiserlichen Familie der Sung geboren, gehört er ebenfalls noch beiden Perioden an, wurzelt aber mit seinem Hauptschaffen in der Yuan-Zeit, wie er denn auch ein besonderer Günstling schon von Kublai und Timur war, unter Buyantu aber zum Posten eines Groß-Sekretärs am Han-lin-Kollegium (*han-lin hūo-schi*) emporstieg. Der Vorwurf des Renegatentums ist deshalb auch ihm nicht erspart geblieben. Man rechnet ihn als Landschaftsmaler wegen seiner feinen Zeichnung und seiner zarten Farben zu der Gruppe, die man früher als die „südliche Schule“ zu bezeichnen pflegte (wir haben gesehen, was es mit diesen „Schulen“ auf sich hat, s. oben S. 419f.), und er ist es auch gewesen, der dieser Art des Malens zur endgiltigen Vorherrschaft verholfen hat. Einheimische Kunstkritiker sind freilich anderer Meinung und behaupten, Tschao Mêng-fu habe in seiner Darstellung buddhistischer und taoistischer Szenen, sowie bei seinen Pferden und Landschaften die großen Meister der T'ang-Zeit (des Nordens) zu Vorbildern genommen. Hochgeschätzt wie seine Landschaften sind, strahlt doch sein Ruhm am hellsten als Maler von Pferden und Kriegern, meist von beiden in enger Verbindung miteinander, unzweifelhaft ein Ergebnis seiner mongolischen Umwelt und wiederum das Entzücken dieser letzteren. Auch noch bei einem ganz anderen Gegenstande finden wir den großen Maler wieder. Wir sahen früher, daß das von Tschên Tê-sin verfaßte Lehrbuch *Ta-hūo yen yi* (s. oben S. 312 u. Anm. dazu) schon Kublai's Aufmerksamkeit erregt hatte und auf seinen Befehl in das Mongolische übersetzt war und daß Jen tsung 1317 nochmals eine Übersetzung davon hatte anfertigen lassen (s. oben S. 508f.). In diesem Werke erklärt der Verfasser es für wünschenswert, daß die Mühen des Ackerbaus und der Seidengewinnung in Liedern und Bildern dargestellt und diese in den Gemächern des Palastes wie in den Wohnungen der kaiserlichen Verwandten angeschlagen würden. Unter Jen tsung, dem Bücherfreunde, dem viele Prachtausgaben ihre Entstehung verdanken, wurde dieser Wunsch erfüllt: kein anderer als Tschao Mêng-fu erhielt von der Kaiserin den Auftrag, vierundzwanzig Gedichte und Bilder „vom Pflügen und Weben“ zu liefern, obwohl ein illustriertes Prachtwerk über den Gegenstand, das *Kêng-tschî t'u* „Bilder vom Pflügen und Weben“, bereits um das Jahr 1145 veröffentlicht war. Auch zu dem berühmten

XV. Buche im ersten Teile des *Schi-king*, dem *Pin-fêng*, den „Sitten von Pin“ (I, 104), hat Tschao Mêng-fu eine Serie von Bildern geschaffen, die den Titel *Pin-fêng t'u* oder *Ts'i-yüe t'u* („Bilder zu der Liedergruppe vom siebenten Monat“, einem Teil des XV. Buches) hatten und die 1432 zu-
 5 fällig im Palaste zu Peking wieder aufgefunden wurden. Erhalten ist leider hiervon nichts, und auch von dem, was sonst unter dem Namen Tschao Mêng-fu's geht, ist nur wenig mit Sicherheit ihm selbst zuzuschreiben, das meiste stammt von seinen Schülern und Nachahmern, deren es sehr viele gab. Mit besonderer Vorliebe scheint die zur T'ang-Zeit aufgekommene und
 10 zur Sung-Zeit viel geübte Bambusmalerei (s. oben S. 418) weiter gepflegt worden zu sein. Man sah in dem über das ganze Reich verbreiteten Bambus nicht mehr bloß den wegen seiner hundert Verwendungsarten zum unentbehrlichen Begleiter des Menschen gewordenen Nutzbaum, sondern auch das Bild der Schönheit, der biegsamen Härte, der Reinheit, der Festigkeit
 15 und Beständigkeit. So ist er zur Yuan-Zeit der Lieblingsgegenstand bekannter und unbekannter Maler geworden, und für seine Beschreibung, seine Darstellung und seine Lobpreisung hat sich eine ganze Literatur gebildet, allen voran das bekannte Werk *Tschu-p'u siang-lu* („Aufzeichnung von Einzelheiten zu einer Abhandlung über den Bambus“) von Li K'an von
 20 1299.

Man sieht, was auf dem Gebiete des Geisteslebens im chinesischen Khanat des Mongolenreiches aus dem Nebel allgemeiner Entartung ans Licht tritt, ist Fortwirken der Sung-Kultur. Die Erzeugnisse werden wohl durch die mongolische Umwelt zuweilen gefärbt, aber in ein inneres Verhältnis zum
 25 mongolischen Geistesleben kommen sie nicht, ein Wandel im Kulturleben tritt nicht ein, alles bleibt chinesisch. Nur eine einzige Ausnahme ist festzustellen, diese allerdings mit zeitweilig weitgehenden Folgen. Es ist die Gestaltung der Sprache. Daß die Mongolen den ihnen an Zahl und Kultur gewaltig überlegenen Chinesen ihre Sprache nicht aufzwingen konnten,
 30 liegt auf der Hand; sie mußten also, wenn sie in Verkehr und Verwaltung nicht völlig in den Händen der Chinesen sein wollten, irgend ein Mittel sprachlicher Verständigung mit diesen schaffen. Gewiß wird es nicht wenige Chinesen — wenigstens im Norden — gegeben haben, die mongolisch verstanden, und vielleicht nicht viel weniger Mongolen, die chinesisch sprachen;
 35 wenn man die Zahl hoch genug annimmt, so mag auch auf diese Weise eine notdürftige Verständigung ermöglicht worden sein. Wie aber stand es mit dem schriftlichen Verkehr, der sich doch, da diesmal das Fremdvolk das ganze Reich beherrschte, auch auf die entferntesten Südpervenienzen erstrecken mußte? Selbst Kublai hatte gemeint, er könne das Schrift-Mon-
 40 golische zur Reichssprache machen, und hatte es zu diesem Zwecke in die eigene „nationale“ Schrift gekleidet (s. oben S. 332). Auch wenn diese Schrift nicht schon wegen ihrer Unbeholfenheit für den allgemeinen Gebrauch ungeeignet gewesen wäre, würde sich das Mongolische wegen der allzu geringen Kulturwerte, die es deckte, kaum haben durchsetzen können.

Man mochte nach Kublai's Anweisung den amtlichen Schriftstücken der Reichskanzlei, die in einer der geläufigen Sprachen, chinesisch, persisch, uigurisch oder zentralasiatischem türkisch abgefaßt waren, eine mongolische Ausfertigung beigeben, man mochte auch, um den Schein zu wahren, die letztere zum Haupttext, die anderen Ausfertigungen zu Beigaben erklären, 5 verstanden wurde das mongolische „Original“ doch nur von wenigen. Die Bemühungen aber, das Mongolische in der Quadratschrift in besonderen Lehranstalten zu üben, mißlang sogar bei den eigenen Volksgenossen. So blieb in China kein anderer Ausweg als sich auch im amtlichen Schrifttum (Edikten, Erlassen, Berichten, Proklamationen u. a.) der einheimischen 10 Sprache zu bedienen. Aber welcher Form dieser Sprache? Daß die mongolischen Beamten, auch wenn sie den guten Willen dazu hatten, sich der chinesischen Kanzleisprache nur in beschränktem Umfange, der Literatursprache mit ihren Finessen aber überhaupt nicht bemächtigen konnten, wird jeder Ausländer wissen, der sich einmal auf einem der beiden Gebiete 15 versucht hat. Männer wie Tokto, A-lu-t'u u. a., von denen früher die Rede war (s. oben S. 5), dürfen darüber nicht hinwegtäuschen. Das Ergebnis war die Bildung einer neuen Schriftsprache, die weit mehr sich der gesprochenen Umgangssprache annäherte als dem gedruckten Stil der Literaten. Man kann hiernach leicht zwei Arten von Schriftstücken unterscheiden: 20 solche mit „gutem“ Stil, d. h. in Literatursprache geschriebene, sie stammen von chinesischen Literaten und sind in der Regel von den Mongolen, in deren Namen sie reden, nur unvollständig oder gar nicht verstanden worden (man vergleiche z. B. das Edikt Kublai's über die Gründung der Dynastie, s. oben S. 431f.), und solche mit „schlechtem“ Stil, d. h. in Um- 25 gangssprache geschriebene, sie sind in Mengen erhalten, aber nur selten in der Originalfassung, die meisten sind mehr oder weniger umredigiert. So entstand allmählich im amtlichen Schrifttum eine Kanzleisprache, deren Spuren nicht wieder völlig verwischt sind. Sie gleicht sich in den Originaldokumenten zweifellos der damaligen chinesischen Umgangssprache an, zeigt 30 aber auch so viele eigenartige Ausdrücke und Wortformen, daß diese Erklärung nicht ausreicht. Gewiß mögen zahlreiche Mongolismen darunter sein, aber in manchen Fällen versagt auch diese Annahme. Es gibt in zweisprachigen Texten Ausdrücke, die im Chinesischen unbekannt sind, aber in der entsprechenden mongolischen Form auch kein erklärendes Gegenstück 35 finden. Wir kennen heute noch keine befriedigende Lösung dieser Frage, sie kann nur gewonnen werden von einer genaueren Erforschung der chinesisch-mongolischen Umgangssprache des 13. und 14. Jahrhunderts und von einer Untersuchung weiterer unredigierter Dokumente, die noch ans Licht kommen werden. Vielleicht geht auch manches in den nordchinesischen 40 Dialekten, was uns heute als seltsam auffällt, bereits auf Einflüsse jener sprachlichen Epoche zurück.

Es ist leicht zu sehen, daß bei diesen sprachlichen Umformungen auch der Inhalt nicht selten Veränderungen erlitten hat. Oft genug mag hier das

Stilgefühl der chinesischen Ratgeber und Sekretäre mit den Pflichten dienstlicher Zuverlässigkeit in Widerspruch geraten sein, wobei das erstere erfahrungsgemäß als der stärkere Teil sich erwiesen hat. Dieser Umstand hat sich zweifellos auch als ein Nachteil bei der Niederschrift der Annalen aus-
 5 gewirkt, und in der Bewertung von amtlichen Schriftstücken wird man ihn nicht aus den Augen verlieren dürfen. Von einem Manne wie Kublai und manchen seiner Nachfolger wird man annehmen müssen, daß sie die chinesische Umgangssprache beherrschten, daß ihnen aber Lesen und Schreiben wie die ganze Schriftsprache fremd blieben. Sie werden also ihre Willens-
 10 meinung den chinesischen Hörern in der Sprache mitgeteilt haben, in der sie sich ausdrücken konnten, und diese werden das Gehörte geglättet oder „verbessert“ haben, je nach ihrer Veranlagung, ihren Anschauungen oder ihren Interessen. Ebenso werden die Berichte, namentlich solche, von denen die Verfasser wünschten, daß sie zur unmittelbaren Kenntnis des Herrschers
 15 kämen, sich diesen sprachlichen Verhältnissen angepaßt haben. Nicht viel anders als im Yuan-Reiche werden die Dinge auch in dem der Kin oder der Liao oder in manchen anderen ehemaligen Fremdstaaten gewesen sein, aber jetzt herrschte zum ersten Male ein fremdes Volk über das ganze China, und damit erhielt natürlich die Sprachenfrage eine ganz andere Bedeutung.
 20 Und diese Bedeutung blieb nicht bei dem amtlichen Schrifttum stehen, sondern griff weit tiefer in das Reich der Sprache und damit der ganzen Kultur ein. Lange ehe die Mongolen zur Herrschaft gelangten, hatte sich die lebendige Umgangssprache in China von der im Altertümlichen stecken bleibenden Schriftsprache entfernt. Die Umgangssprache entwickelte sich
 25 nach den Bedürfnissen des täglichen Lebens weiter, die Schriftsprache aber kannte keine solchen Bedürfnisse, sondern sie wurde nach den Gesetzen eines raffinierten Formalismus, auf den Grundlinien des Rhythmus, des Parallelismus und der Antithese ausgebaut; geschmückt mit historischen Anspielungen, Zitaten und Metaphern, stellte sie ein literarisches Kunst-
 30 gebilde dar, das nur dem dressierten Gelehrten, nicht aber dem Durchschnittskenner ganz verständlich war, von der großen Masse des Volkes ganz zu schweigen. Dieser literarische Manierismus lebte sich immer mehr mit der Wirklichkeit auseinander, er war der wahrheitsgemäße Ausdruck eines ebenso manierten, verschrobenen Gelehrtentums, das alles zu verstehen
 35 glaubte, aber nur insoweit etwas für den Staat leisten konnte, als es zu den Erfordernissen der Wirklichkeit zurückfand. Es hat nicht an Männern gefehlt, die auf diese gefährliche Weltfremdheit des Literaten- und Beamtentums hinwiesen und von ihrem überschraubten Stil abrückten — hat doch selbst der große Tschu Hi seine Schriften weit einfacher gestaltet und sie der
 40 Umgangssprache ein gutes Stück angenähert —, aber die Dressur des Prüfungssystems war stärker als alle Bedenken und Warnungen.

Dieser sprachliche Zwiespalt war am Ende der Sung-Zeit völlig entwickelt, und durch ihn wurde die Stellung der Mongolen in der Sprachenfrage natürlich noch erheblich erschwert. Aber auf der anderen Seite erwuchs

ihnen gerade durch den Zwiespalt wieder eine Hilfe, die es ihnen ermöglichte, doch wenigstens in bescheidenem Umfange an dem geistigen Leben des beherrschten Volkes teilzunehmen. Da die breiten Schichten — nicht bloß der Ungebildeten — von den Gefilden der klassischen Bildung, der Gelehrsamkeit und Dichtkunst ausgesperrt waren, so mußten sie ihrer Anteilnahme an den großen Persönlichkeiten der Vergangenheit und ihren Taten, sowie an den Schilderungen einer erfindenden Phantasie auf anderen Wegen Befriedigung verschaffen. Diese Wege boten sich, wie früher erwähnt wurde, in der ausschmückenden Wiedergabe überlieferter oder frei erfundener Stoffe, dem „Roman“ (das Wort mehr in dem mittelalterlichen Sinne des 16. Jahrhunderts genommen: die in der Volkssprache — *lingua romana* — geschriebene Prosa-Erzählung als Nachfolgerin des früheren Epos), und im Drama des Theaters (s. oben S. 405 f.). Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß diese beiden Literaturzweige in der Yuan-Zeit ihre stärkste Pflege erhielten und ihre reichsten Blüten trieben. Die Mongolen erfreuten sich nicht minder als die Chinesen an dem bunten Schein und am Hören in einer verständlichen Sprache, und so entstanden denn in großer Fülle die historischen, kulturgeschichtlichen und frei phantasierenden Romane und ganz besonders Theaterstücke ähnlichen, zuweilen auch burlesk-komischen und satirischen Inhalts. Nicht wenige von den noch heute allgemein bekannten und gelesenen historischen oder halbhistorischen Erzählungen gehören der Yuan-Zeit an; es braucht nur an die durch europäische Bearbeitung auch im Abendlande bekannt gewordenen umfangreichen Werke erinnert zu werden wie das *San-kuo tschi yen-yi*, das in der Kampfzeit nach dem Sturze der Han spielt (s. I, 422), oder an das *Schui-hu tschuan*, den berühmten Räuberroman, dessen Schauplatz in der Hauptsache am Huai-Flusse liegt und die Ereignisse der Sung-Zeit schildert. Die dramatische Literatur vollends erreicht in der Yuan-Zeit ihre größte Blüte. Wie wir gesehen haben, reichen die Anfänge des Theaters, d. h. des eigentlichen „Schauspiels“ kaum über die Sung-Zeit hinaus, als die Gelehrtensprache immer unverständlicher wurde und das steigende Bildungsbedürfnis weiterer Kreise literarischen Ersatz verlangte (s. oben S. 406). Gewiß haben alte Gesänge und Tänze Aufnahme in den Vorführungen der Schaubühne gefunden, aber die Vereinigung der älteren und neueren Bestandteile zum wirklichen Theaterstück haben erst die Sung eingeleitet und die Yuan vollendet. Einmal angeregt, schwoll dann aber unter der Mongolen-Herrschaft die Produktion von Theaterstücken sogleich lawinenartig an. Die Freude am Schauen muß eben bei Chinesen und Mongolen gleich groß gewesen sein, und die Möglichkeit, der sprachlichen Form des Dialogs ohne Schwierigkeit folgen zu können, lockte sicherlich nicht minder als die Leistungen der Sänger und Tänzer oder die bunte Pracht der Kostüme. Das große zur Ming-Zeit zusammengestellte Repertorium der dramatischen Literatur der Yuan-Zeit, das *Yuan-jen pai tschung k'u*, nennt 85 Verfasser von Theaterstücken außer den anonymen und 564 Stücke. Mehrere davon sind in europäische Sprachen übergegangen. Von einer

anderen Sammlung von 30 Stücken wurde das Original der Yuan-Zeit in Japan aufgefunden und i. J. 1914 von der literarischen Fakultät der Kaiserlichen Fakultät Kyōto veröffentlicht unter dem Titel *Fu Yuan-ts'ien ku-kin tsa-ki san-schi tschung*, „Dreißig verschiedene dramatische Stücke antiken und modernen Inhalts, nach den Druckplatten der Yuan-Zeit neu herausgegeben“. Diese Sammlung enthält dreizehn Stücke, die auch in das Ming-Repertorium aufgenommen, aber von dessen Herausgeber stark verändert worden sind, die übrigen 17 Stücke finden sich nicht in der Ming-Sammlung. Eine eingehende Studie über das Theater der Yuan-Zeit hat vor mehreren Jahren ein moderner chinesischer Gelehrter veröffentlicht. Er ordnet die Stücke nach der Art ihres Inhalts und ihrer Form in vier Klassen, untersucht die Herkunft ihrer Stoffe, ihrer Gesänge und ihrer Musik, beschreibt die Stoffgebiete und ihre Gedankenrichtung und enthüllt die Tendenz. Dabei zeigt sich, daß die Theaterstücke oftmals Spiegel der Sitten und zugleich Ausdruck der Erbitterung über die bedrückenden Verhältnisse der Zeit sind. „Die Dramaturgen der Yuan-Zeit sind wie ein Sturm, der die Wolken jagt“. Auch eine Übersicht über den Bestand der dramatischen Literatur, die Verfasser (es sind nicht viele bekannt) und die Technik der Aufführungen wird gegeben.

Ganz heraushalten ließ sich indessen die Gelehrtensprache doch nicht aus den Theaterstücken, namentlich nicht aus denen mit historischem Inhalt. Wenn auch der Dialog fast durchweg in der Umgangssprache, zum Teil in der gehobenen, gehalten ist, so zeigen doch die eingestreuten poetischen Teile oft den üblichen zitatengeschmückten Stil des Literaten, ebenso die Reden, die bei Staatsaktionen oder in gelehrten Auseinandersetzungen gehalten werden. Nicht anders ist es im Roman, von einem einheitlichen Stil kann weder in dem einen noch in dem andern die Rede sein, und hier liegt der Hauptgrund, warum das Gelehrtentum mit Nichtachtung auf diese Zweige des *siao-schuo* (s. oben S. 406) herunterblickt. Die amtlichen Bibliographien beachten sie nicht, und der Literat würde sich durch ihre Kenntnis kompromittieren; aber es war wie mit den Handelsgeschäften: er verachtete sie, beteiligte sich jedoch gern daran, wenn sie gewinnbringend waren, Romane und Theaterstücke übersah er öffentlich, las und hörte sie aber mit Vergnügen daheim und im Theater.

Die Möglichkeit, die sich während der Mongolen-Zeit für die chinesische Sprache bot, den Weg einer natürlichen Entwicklung zurückzugewinnen und zu einem einheitlichen lebendigem Verständigungsmittel im Reiche zu werden, ist mit dem Sturze der Dynastie verschlossen worden. Unter dem Druck der geschilderten Verhältnisse war die Umgangssprache auf dem Wege, nicht bloß im amtlichen Schriftverkehr, sondern auch in der Literatur die beherrschende Stellung zu erlangen. Die meisten der Großkhane waren zwar, teils mit voller Hingabe, teils aus Gründen der Zweckmäßigkeit, Förderer konfuzianischer Gelehrsamkeit, aber der Literatenhochmut, der auf seine eigene verschrobene Schriftsprache pochte, konnte den stärkeren

Erfordernissen des Reichsverkehrs gegenüber auf die Dauer doch nicht zur Geltung kommen. So mußte sich bei einer längeren Dauer der fremdsprachigen Regierung mit Notwendigkeit eine einfachere, natürlichere, leichter verständliche Gemeinsprache für Wort und Schrift herausbilden, die der gesamten Entwicklung des chinesischen Volkes hätte eine neue Richtung 5 geben können. Die Verbindung mit der abendländischen Kulturwelt, die unter den ersten Mongolen-Herrschern angeknüpft war, würde durch eine solche sprachliche Neubildung bald eine Verstärkung erfahren haben. Der neue Abschnitt in der chinesischen Sprachgeschichte, den wir seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts erleben, hätte sieben Jahrhunderte früher ange- 10 fangen. Wie sich aus dem späten Latein zwar die Nationalsprachen Italienisch und Französisch gebildet haben, das Vulgärlatein aber im Mittelalter seine lebendige Entwicklung zum universalen Verständigungsmittel nicht fortsetzen konnte, weil die Humanisten an der dafür ungeeigneten klassischen Sprache hafteten, so konnte auch die aus dem Nordchinesischen hervor- 15 gegangene Vulgärsprache bis zum 20. Jahrhundert im mündlichen Gebrauch die ganz verschiedenen Mundarten des Reiches nicht überwinden. Aus dem attischen Dialekte Griechenlands konnte sich einst unter Hereinnahme mancher Elemente aus den anderen Mundarten und durch eigene Entwicklung der nachklassischen Sprache eine wirkliche κοινή, eine Ge- 20 meinsprache der Völker griechischer Bildung, nach Alexander dem Großen entwickeln, in China ging diese Entwicklung mit der Mongolen-Zeit zu Ende. Mit dem Sturze der Yüan- und dem Emporkommen der reaktionären Ming-Dynastie wurden die Keime einer lebendigen Fortentwicklung der Sprache getötet und zugleich die angespannten Fäden der Verbindung mit dem 25 Abendlande zerschnitten.

Mochten die Herrscher der neuen Dynastie bewanderter sein in den abgezirkelten Gängen der konfuzianischen Scholastik, offeneren Sinnes für die Fragen des Lebens, aufnahmefähiger für neue Erkenntnisse und freier in der Bewertung des Neuen waren die Khane der Mongolen. Ein Mann wie Kublai 30 überragte an wirklicher Bildung, d. h. an Weltkenntnis und Selbständigkeit des Urteils auch die „höchstgebildeten“ Literaten. Wir wissen von dem geistigen Leben in der Hauptstadt Ta-tu und in den weiteren Bereichen des Hofes (die entfernteren Gebiete dürften bei der Kürze der Zeit geistig nicht stark berührt worden sein) zu wenig an Tatsachen, als daß wir uns ein 35 lückenloses Bild davon machen könnten, aber das, was wir beiläufig an Einzelheiten erfahren und was uns Marco Polo berichtet, genügt, um zu zeigen, daß unter Kublai und den meisten seiner Nachfolger Wissenschaften und Künste nicht zu kurz gekommen sind. Wir haben früher gesehen, daß in der Hauptstadt, noch ehe Kublai den Thron der Sung bestiegen hatte, 40 eine neue Palastdruckerei eingerichtet war, in der Werke wie das *T'ê-tschitung-kien* neu gedruckt wurden (s. oben S. 510). Die buddhistische Literatur erfreute sich natürlich besonderer Fürsorge. Das *Tripitaka*, das bereits zur Sung-Zeit in seinem ganzen schon damals gewaltigem Umfange gedruckt

war (s. oben S. 403), erfuhr auf Kublai's Befehl in der Zeit von 1285 bis 1287 eine neue Ausgabe. Davon ist ein Katalog erhalten, der von einem sonst wenig bekannten Mönche, K'ing Ki-siang, gemeinsam mit mehreren indischen, tibetischen und chinesischen *śramaṇas* zusammengestellt wurde. Er trägt den Titel *Tschi-yuan fa-pao k'an-t'ung tsung-lu* d. h. „Vergleichend Gesamtkatalog der kostbaren Lehre aus der Zeit *tschi-yuan*“ (der Zeit Kublai's), gewöhnlich *Tschi-yuan lu* genannt. „Vergleichend“ heißt der Katalog, weil er die chinesischen Übersetzungen mit den tibetischen vergleicht und die Sanskrit-Titel der einzelnen Werke in chinesischer Umschrift beifügt. Er führt 1440 Werke auf, außerdem einige indische und sische verschiedener Art. In Anlehnung an diesen Katalog wurde ein anderer bereits zur Sung-Zeit begonnener fortgesetzt und 1306 von dem buddhistischen Würdenträger Kuan-tschu-pa abgeschlossen. Auch dieser ist erhalten. Wie ferner ein Kolophon von 1306 auf einem in Japan erhaltenen, zur Yuan-Zeit gedruckten Exemplar des *Ta-tsung ti huan-wen-pen lun*, einer angeblich von Paramārtha aus dem 6. Jahrh. herrührenden Übersetzung, angibt, wurde in einem Kloster des Bezirks Hang-tschou ein 3620 Rollen bestehendes *Tripitaka* in Si-Hia-Schrift (und Sprache) auf kaiserlichen Befehl gedruckt. Es war 1302 vollendet, und ein Exemplar (oder mehrere?) davon wurde von Kuan-tschu-pa in das Gebiet von Ning-hia (d. h. das frühere Si-Hia) als Geschenk gesandt. Ein kleines Bruchstück hiervon wurde von Pelliot in Tun-huang (II, 582) aufgefunden. Es gehört einem Kolophon zufolge zu dem Exemplar, das von Kuan-tschu-pa an Kloster zur Pagode des Mañjuśrī nach Scha-tschou (in Kan-su) als Geschenk gesandt wurde. Der Druck wurde zwar erst 1302 vollendet, also unter Timur Khan, da aber das Feststellen des Si-Hia-Textes und das Schneiden der Platten in der ungewohnten Schrift sicher eine Reihe von Jahren beansprucht haben, so läßt sich annehmen, daß auch hierzu die Anregung von Kublai ausgegangen ist. Si-Hia hatte wegen seiner Treulosigkeit die ganze Zeit von Dschingis Khan fühlen müssen (s. oben S. 283), um so bereiteter zeugt er für die Großherzigkeit und Kulturfreude seines Enkels, wenn er so um religiösen Bedürfnisse des unterworfenen Volkes besorgt war.

Noch auf einem anderen Gebiete, dem die Khane ihre Interesse zugewandt hatten, sind die Spuren ihrer Tätigkeit bis auf unsere Tage erhalten. Die Erfordernisse des Kalenders, d. h. die im Laufe der Zeit immer wieder mit Notwendigkeit hervortretenden Abweichungen der lieferten Kalenderdaten von den Beobachtungen am Stand der Gestirne haben den in der Chronologie gewissenhaften Chinesen oftmals Bedenken und Anlaß zu Reformen geboten. Seit der T'ang-Zeit i. J. 721 war größere Kalenderreform vorgenommen worden (II, 435); zwar hatte man unter Jen tsung von Sung um 1050 eine neue Armillarsphäre (eine Kugel zur Veranschaulichung der Himmelskugel, chines. *t'ien-hun*) hergestellt, aber hier waren die Grade und die Entfernungen vom Pol alle auf die damalige Hauptstadt K'ai-fêng fu bezogen, so daß

gegenüber der Residenz des Khans ein Unterschied von mehreren Graden ergab.

Bei der Eroberung Nordchinas hatten die Mongolen zunächst den Kalender der Kin übernommen. Als aber Ogodai Khan die Eroberungen seines Vaters im Westen fortsetzte, machte ihn Ye-lü Tsch'u-ts'ai bei Gelegenheit einer angezeigten, aber nicht eingetretenen Mondfinsternis und anderer Unrichtigkeiten auf die Unzulänglichkeit dieses Kalenders aufmerksam. Angeregte Reformversuche führten aber zu keinem Erfolge, jedenfalls wurde kein neuer Kalender verkündet. In der Zeit müssen aber Ye-lü Tsch'u-ts'ai oder andere Personen aus der Umgebung des Khans in Mittel-10 asien Verbindungen mit arabisch-persischen Astronomen angeknüpft haben, denn nur so erklärt es sich, daß ein Perser namens Tschama-lu-ting (Dschemäl ed-Din ?) i. J. 1267 einen „ewigen“ Kalender nebst Zeichnungen und Erläuterungen von sieben astronomischen Instrumenten einreichte, von denen die Yuan-Annalen eine kurze Beschreibung überliefert haben, eine 15 Gabe, die den Chinesen bei ihren eigenen Versuchen vielleicht von Nutzen gewesen ist. Es waren: eine Armillarsphäre, eine Dioptra, zwei Sonnenuhren (Gnomon), eine für die ungleichen oder Solstitialstunden und eine für die gleichen oder Äquinoktialstunden, ein Himmelsglobus, eine Erdkugel und ein Astrolabium. Neun Jahre später, 1276, beauftragte Kublai seinen 20 alten Vertrauensmann Hü Hêng (s. oben S. 320) und zwei Schüler Liu Ping-tschung's, den bisher als Wasserbauer bewährten Kuo Schou-king (s. oben S. 569), und Wang Sün, einen gelehrten Mathematiker und Astronomen, der auf Empfehlung seines Lehrers von Kublai der Umgebung des Thronfolgers zugewiesen war und später bis zum Präsidenten an der Zentralkanzlei auf-25 rückte, den Kalender richtigzustellen. Für seine Beobachtungen der Gestirne baute Kuo Schou-king — er scheint der eigentliche Leiter des Ganzen gewesen zu sein — siebzehn Instrumente in pompöser Ausstattung aus Bronze und stellte sie auf einer gemauerten Terrasse in der Hauptstadt auf, wo sie, zusammen mit Schutzmauern, Gebäuden u. a. ein wissenschaftliches 30 Observatorium bildeten. Zwei von diesen Instrumenten sind erhalten geblieben: das *kien yi* oder „Übersichtsinstrument“, eine Zusammensetzung beweglicher Ringe, die von drachengeschmückten Trägern gehalten werden und auf einer rechteckigen Basis von 18 Fuß Länge und 12 Fuß Breite ruhen, und eine Armillarsphäre (*t'ien-hun yi* oder *ling-lung yi*) ebenfalls in hoch-35 wertiger künstlerischer Ausführung aus Bronze, mit Drachen verziert. Alle übrigen Instrumente Kuo Schou-king's sind verschwunden.

Die Instrumente, die 1279 aufgestellt wurden, blieben bis 1673 im Gebrauch, wo man sie durch neue ersetzte, die unter der Anleitung der astronomisch wissenschaftlich geschulten Jesuiten-Missionare hergestellt 40 waren. Die alten wurden entfernt und — soweit noch vorhanden — am Fuße der Terrasse „magaziniert“. Dort wurden die beiden erwähnten Instrumente inmitten von anderen Überresten des ehemaligen Observatoriums aus dem 17. und 18. Jahrhundert in den siebziger Jahren des vorigen

Jahrhunderts von Europäern aufgefunden. Die Terrasse befindet sich auch heute noch an der Südost-Ecke der Mauer der „Tataren-Stadt“ in Peking.

Die Verbindung mit der persischen Astronomie war nur eine von vielen, die in dem mongolischen Weltreiche zwischen der chinesischen und der westlichen Kultur geknüpft wurden. Mit dem Khanat der Ilkhane (s. oben S. 425) und dadurch mit Persien und Indien mußte sich ein weit stärkerer Austausch von Menschen, Waren und Gedanken entwickeln, als ihn die Kaufleute zur Sung-Zeit hatten vermitteln können. Von Indien und Persien aber pflanzte sich die Berührung mit den Leistungen chinesischer Fähigkeit fort bis nach Europa, es gab einen ost-westlichen und west-östlichen Einstrom, und es ist schwer zu entscheiden, welcher der stärkere war. Vermittler waren außer den zahlreichen Amtspersonen Kaufleute aus den Ländern Mittelasiens und Europas u. a., namentlich Italiens, die Franziskaner- und Dominikanermissionare, sowie Künstler und Kunsthandwerker (s. oben S. 471 ff.) aus aller Herren Länder. Wilhelm von Rubruk berichtet von einem Goldschmied aus Paris, namens Wilhelm Buchier, den er in Karakorum traf und der für den Khan Geräte aus Silber und Gold anfertigte. Er war verheiratet mit der Tochter eines Lothringers, die in Ungarn geboren war (also vermutlich eine Deutsche), wie denn auch eine andere Lothringerin, Frau Pascha aus Metz, die einen Ruthenen zum Manne hatte, in der Steppe lebte. Diese durch einen Zufall bekannt gewordenen Einzelgänger des Abendlandes waren nicht die einzigen ihrer Art, aber die Kunde, die davon meldet, ist spärlich.

Deutlich offenbarte sich persischer Einfluß jener Zeit in der chinesischen Kunst. Auf einem in Paris befindlichen Gemälde, Aufbruch zur Falkenjagd, das einem Sohne von Tschao Mêng-fu zugeschrieben wird, zeigen sich in der Landschaft, den Farben und Formen, wie z. B. der Gestalt der arabischen Pferde, die Merkmale persischer Miniaturen. Leider ist uns von der Malerei der Yuan-Zeit zu wenig erhalten, um die persischen Einflüsse in größerem Maße verfolgen zu können, aber chinesische Malerbiographien erwähnen eine Reihe von Namen, die als persisch gedeutet werden müssen. Auch im Kunstgewerbe, in Bronzeguß und Töpferei werden persische Formen in Gestalt und Verzierung der Vasen, Schalen, Teller u. a. sichtbar. Persisch ist auch die in Byzanz zuerst geübte Kunst der Emailmalerei, die den Chinesen aus Turkistan überkommen ist und deren sie sich dann mit großer Liebe angenommen haben. Die Arbeiten in Zellschmelz (Cloisonné), die in der Yuan-Zeit ihre Anfänge haben, sind bis in unsere Tage zu hoher Vollkommenheit entwickelt worden, ihre Verzierungen zeigen neben chinesischen Motiven auch die Ranken und Arabesken persischer Herkunft. Wann die innerasiatischen Schmuckformen zuerst in die chinesische Teppichweberei eingeführt sind, ist nicht sicher zu entscheiden. Die Yuan-Annalen enthalten eine besondere Biographie eines nepalesischen Zeichners und Erzbildners namens A-ör-ni-ko oder A-ni-ko, der als junger Mensch durch Phags-pa an den Hof Kublai's kam. Er war ursprünglich buddhistischer Adept, sah aber

bei seinem Studium den Zeichnern und Ikonographen ihre Künste ab und wurde, als Phags-pa 1260 im Auftrage Kublai's „eine goldene Pagode“ aufstellen sollte, mit achtzig nepalesischen Arbeitern nach China entsandt. Hier erregte er die Aufmerksamkeit des Kirchenfürsten und wurde alsbald von Kublai mit weiteren Arbeiten beauftragt. Er schuf zahlreiche Buddha-
statuen aus Erz mit allen Emblemen und Beigaben, wie die indisch-tibetische Ikonographie sie vorschrieb, und bildete allmählich eine Schule, deren bekanntester Vertreter Liu Yuan wurde, ursprünglich ein Taoist, der auch in der Beamtenlaufbahn bis zur Stellung einer Groß-Sekretärs (*ta hūo-schi*) im *tschao-wên kuan* (s. oben S. 356) emporstieg. Von ihm wird ausdrücklich gesagt, daß er seine Statuen nach indischen Vorbildern schuf. Auch von den Kaisern und von Würdenträgern ihrer Umgebung fertigte diese Schule Statuen im indischen Stile an. Wenn auch diese Sitte die Yuan-Zeit nicht überlebt hat, so sind doch die Spuren indischen Einflusses in der buddhistischen Ikonographie, besonders in der Körperhaltung und dem Dekorativen, bis in die Neuzeit geblieben.

Aber nicht weniger als es empfangen hat, dürfte China während der Mongolen-Zeit dem Westen gegeben haben. Man darf nicht vergessen, daß ungezählte Tausende von den Bewohnern der Länder Mittel- und Westasiens überall in den Provinzen des China-Khanats ungehindert wohnen und Handel treiben durften. In wie hohem Maße aber eine so fest gefügte und so mechanisch geregelte Kultur wie die chinesische in die Lebensgewohnheiten und damit auch in die Anschauungen aller fremdvölkischen Mitbewohner in einem chinesischen Gemeinwesen eindringt, dafür fehlt es nicht an Beispielen bis auf den heutigen Tag. Was sie so in sich aufgenommen hatten, das nahmen die Fremden mit in ihre Heimat und ließen es dort in ihren Wohnungen, ihrem Handwerk und auch in ihrer Lebensführung weiter wirken. Dazu kamen seit Jen tsung die staatlichen Prüfungen, an denen sich nicht wenige von den Fremden beteiligten (s. oben S. 581). Es mögen nicht alle Gelehrte geworden sein, die durch sie hindurchgingen, aber die Kandidaten mußten immerhin die Sprache beherrschen und auch von den kanonischen Schriften einiges in sich aufgenommen haben. Die chinesischen Nachrichten wissen auch von einer ganzen Anzahl von Persern, Uiguren und sonstigen Bewohnern der Länder „zu beiden Seiten des Ts'ung ling“ (II, 209), die bedeutende konfuzianische Gelehrte, Kalligraphen und Dichter wie Maler waren und deren Namen aus diesem Grunde überliefert worden sind. Darunter befinden sich sowohl Muhammedaner als auch Buddhisten, Manichäer und nestorianische Christen. Am wenigsten eingeschmolzen sind offenbar die Mongolen selbst. Man würde aber ihrer Herrschaft nicht gerecht werden, wenn man, wie es von chinesischer Seite oft genug geschieht, ihr Zeitalter als unfruchtbar für die konfuzianische Lehre oder gar als wissenschafts- und kulturfeindlich ansehen wollte. Solche Urteile gründen sich in letzter Linie auf Schilderungen zeitgenössischer Autoren der südlichen Sung und ihrer Nachkommen, der *nan-jen* im Süden (s. oben S. 475),

deren Verbitterung menschlich verständlich ist, aber ihren Zeugnissen die Beweiskraft nimmt. Auf der anderen Seite wird man auch die Lobpreisungen derer mit Vorsicht zu bewerten haben, die, wie der unter Jen tsung hochgekommene und 1338 gestorbene gelehrte Ma Tsu-tsch'ang, durch die Gunst der Herrscher besondere Anerkennung ihrer literarischen und geschichtlichen Studien fanden und zu den höchsten Stellen im Staate aufstiegen. Ruhigere und darum um so wertvollere Urteile findet man bei den Autoren späterer Zeit, wie Wang Schi-tschêng im 17. und 18. oder Tschao Yi im 18. und 19. Jahrhundert, auf die neuerdings der chinesische Historiker Tsch'ên Yuan hingewiesen hat. Sie beklagen zwar die angebliche Geringschätzung, mit der die konfuzianischen Gelehrten von den Mongolen behandelt worden seien, sind aber darin einig, daß die Wissenschaft selbst trotzdem einen hohen Stand gehabt habe, wenngleich sie das Verdienst daran „den ehrwürdigen Männern der südlichen Sung zuschreiben, die es ablehnten, in die Dienste der Fremden zu treten“. Jedenfalls hat konfuzianische Staatsweisheit zur Mongolen-Zeit eine stärkere Verbreitung in Innerasien erfahren als je zuvor.

Andere chinesische Kulturelemente sind noch viel weiter nach Westen gelangt, und zwar wahrscheinlich weit mehr als wir heute im einzelnen nachweisen können. Außer den öfters erwähnten west-östlichen Verbindungen, die von christlichen Missionaren geknüpft waren (s. oben S. 306, 308 u. 501 ff.), bestand auch ein bedeutender Handelsverkehr zwischen den venetianischen, genuesischen und anderen italienischen Kolonien am Schwarzen Meer auf der einen Seite und den Ländern der innerasiatischen Khanate, namentlich Persien und Indien, darüber hinaus mit dem Fernen Osten auf der anderen. Die Reisen der Polos zeigen, daß dieser Verkehr auch unmittelbar seinen Ausgang in den großen Handelstädten des süd-östlichen Europa hatte (vergl. oben S. 471 ff. und 501 ff.). Aber nicht bloß hochwertige chinesische Waren wie Seide und Porzellan oder Erzeugnisse des chinesischen Kunsthandwerks, wie Schalen, Teller, Kästen u. a. aus Lack mit ihrer reichen Ornamentik, Bronzegefäße, Schleifarbeiten aus Nephrit und Bergkrystall, kunstvolle Webereien u. a., sondern auch geistige Güter gelangten auf diesem Wege nach dem Westen. Es konnte nicht ausbleiben, daß neben dem Gedankengut konfuzianischer Gelehrsamkeit auch die Motive der Ornamentik an den eingeführten Gegenständen zur Verwendung und Nachahmung reizten. Ist es doch kaum noch zu bezweifeln, daß zu den Wurzeln der italienischen Frührenaissance auch die Entlehnung chinesischer Kuns-telemente gehört. Die Malerei des Trecento, d. h. Giotto und die Schule von Florenz neben Duccio und der von Siena läßt in ihrer Technik unzweideutig eine Beeinflussung durch die chinesische Kunst erkennen. Die „Sprache“ der stark bewegten Hände, die lang ausgezogenen Augen und Augenbrauen, Darstellungen von Fabeltieren, „kabbalistische Zeichen“ auf den Landschaftsbildern da, wo die chinesischen Maler ein paar Verse oder eine andere Aufschrift haben, die in der Komposition so anmutsvoll wirken, aber von den Italienern

natürlich nicht verstanden wurden: alles dies und noch manches andere läßt erkennen, daß die italienischen Künstler chinesische Bilder betrachtet und bewundert haben müssen. Auch noch auf einem anderen Gebiete der bildenden Kunst Europas hat man in neuester Zeit fernöstliche Einflüsse aus der gleichen Zeit nachweisen können, nämlich auf dem der christlichen Malerei, daneben auch auf dem des christlichen Schrifttums. Vom Ausgang des 14. Jahrhunderts ab kommt eine neue Art der Darstellung der Geburt Christi auf. Die älteren Bilder zeigen die Mutter Maria in einem Bett, das neugeborene Kind in der Krippe liegend. Nach der neuen Art wird dagegen Christus im Walde geboren, Maria kniet aufgerichtet daneben, das Kind liegt nackt auf dem Boden, und hinter Maria wird von Engeln ein Tuch oder Mantel gehalten. Diese ganze Darstellung mit allem Zubehör entstammt der Legende von der Geburt des Buddha und ihrer Wiedergabe in der bildenden Kunst Indiens und des Fernen Ostens. Auch das christliche Schrifttum, soweit es die Geburt des Heilandes behandelt, ist in seinen Angaben über den Vorgang von der buddhistischen Legende beeinflusst. Die Legendenliteratur des buddhistischen *Tripitaka* gibt eine Fülle von Material für die Feststellung im einzelnen. Der Weg, auf dem diese buddhistischen Elemente nach dem Westen gewandert sind, kann von Indien oder Zentralasien oder China herführen; die Darstellung in Bild und Schrift ist überall die gleiche. Am wahrscheinlichsten ist der von China, denn in Indien war der Buddhismus schon im 12. Jahrhundert bedeutungslos geworden, in Türkistan mit seinen reichen Kultstätten seit dem 9. Jahrhundert durch den Muhammedanismus völlig zerstört (II, 483), in China dagegen stand er in voller Blüte, und die Franziskaner, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts seit Johann von Monte Corvino ihre Bischöfe und ihren Klerus hatten (s. oben S. 502), müssen natürlich mit ihm in nahe Berührung gekommen sein und können sehr wohl auch das Bildmaterial der buddhistischen Legenden übermittelt haben.

Die im Mongolenreiche unter seinen duldsamen und weltoffenen Herrschern angebahnten Verbindungen mit Europa sind zwar in der Folgezeit durch das orthodoxe Konfuzianertum zunächst brüsk unterdrückt, danach mit allen Mitteln behindert worden (vergl. oben S. 564f. u. 589), aber ganz abgestorben sind sie nicht wieder. Nachdem man im Abendlande einmal von den fernen Welten des äußersten Ostens Kunde erhalten hatte, ist man unablässig auf deren Erweiterung bedacht gewesen und hat schließlich auch die zweckmäßigeren Wege dorthin zu finden gewußt. Mögen auch die Spuren der Groß-Khane und ihre Weltherrschaft heute im Sande verweht sein und mögen die landfremden Steppensöhne auch nicht vermocht haben, zur Weiterentwicklung der chinesischen Kultur bewußt beizutragen, die Eröffnung des Weges in die westliche Welt wird ihrer kurzen Regierung für immer ebenso zur Ehre gereichen wie die Vorbereitung einer vernünftigen Gemeinsprache. Wenn beides erst nach Jahrhunderten zur vollen Geltung gelangt ist, so lag die Schuld nicht bei ihnen.

OTTO FRANKE

GESCHICHTE DES CHINESISCHEN REICHES

Eine Darstellung seiner Entstehung, seines Wesens und seiner
Entwicklung bis zur neuesten Zeit.

- BAND I: Das Altertum und das Werden des konfuzianischen Staates.
Gr.-Oktav. XXVI, 431 Seiten. 1930. M 28.—, geb. 30.—
- BAND II: Der konfuzianische Staat I. Der Aufstieg zur Weltmacht.
Gr.-Oktav. VIII, 610 Seiten. 1936. M 36.—, geb. 38.—
- BAND III: Anmerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu Band
I und II. Sach- und Namen-Index.
Gr.-Oktav. VII, 576 Seiten. 1937. M 42.—, geb. 44.—
- BAND IV: Der konfuzianische Staat II. Krisen und Fremdvölker.

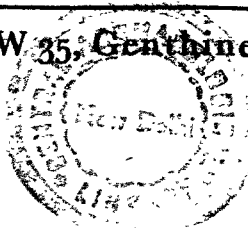
Mit dem vorliegenden umfassenden ersten Band der Chinesischen Geschichte ist dem Vf. ein genialer Wurf gelungen. Hatten die früheren zahlreichen Bearbeitungen der Chinesischen Geschichte weder den Beifall der Historiker noch gar den der Sinologen gefunden, so hat die Wissenschaft jetzt in Frankes Buch, das eine aus den chinesischen Quellen geschöpfte und mit schärfster historischer Kritik abgefaßte Darstellung ist, endlich eine beiden Ansprüchen, den historischen und sinologischen, gleicherweise vollauf gerecht werdende Geschichte Chinas Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Wissenschaft und insbesondere die engere Gemeinschaft der Sinologen dem Vf. zu außerordentlichem Dank verpflichtet ist und ihm nur wünschen kann, daß das Schicksal ihm die Vollendung dieses seines gewaltigen Unternehmens gewähren möge.

Historische Zeitschrift Nr. 1 Bd. 147

Dieses Werk ist die erste Gesamtdarstellung der chinesischen Geschichte, die ein europäischer Sinologe und Historiker verfaßt hat. Von allen früheren Darstellungen unterscheidet sie sich dadurch, daß sie weder ein Abriss ist, noch aus Übersetzungen chinesischer Werke schöpft, sondern unmittelbar und kritisch an die chinesischen Quellen herangeht und aus ungeheurem, souverän beherrschtem Material einen umfassenden Überblick über das Werden des chinesischen Staates gewinnt und vor uns ausbreitet.

Ostasiatische Rundschau Nr. 24 vom 16. 12. 1930

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Genthinerstr. 13



"A book that is shut is but a block"

CENTRAL ARCHAEOLOGICAL LIBRARY

GOVT. OF INDIA
Department of Archaeology
NEW DELHI.

Please help us to keep the book
clean and moving.

S. B. 148. N. DELHI.